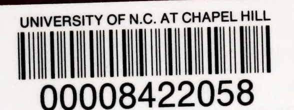
Die Bataver · Chlodovech · Die schlimmen Nonnen von Poitiers




LUX
LIBERTAS


UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00008422058





Gesammelte Werke

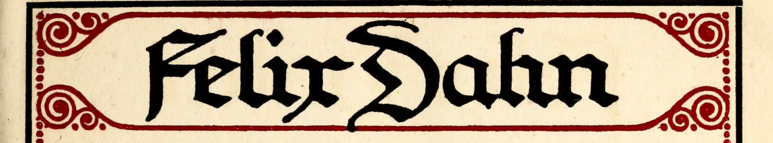
Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Erste Serie: Band 4



Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald



Die Bataver · Chlodovech · Die schlimmen Nonnen von Poitiers

Historische Romane

Illustriert von Hugo L. Braune



Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die erſte Serie dieſer „Neuen wohlfeilen Geſamtausgabe“ wurde in einer Auflage von dreißigtauſend Exemplaren in der Buchdruckerei von Breitkopf & Härtel in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten beſorgte H. Fikentſcher in Leipzig.

Die Bataver

Historischer Roman
aus der Völkerwanderung

(a. 69 n. Chr.)



Otto dem Großen

dem Fürsten Bismarck

zu eigen



Erstes Buch.

I.

Wo der Rheinstrom in zahlreichen Mündungen die Nordsee, — „das germanische Meer“ — erreicht, da wohnten um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, auf der heute noch nach ihnen benannten „batavischen“ Insel und auf dem linken Ufer des Flusses die Bátäver und, als ihre Nachbarn im Norden, auf dem rechten Ufer, die kleinere Völkerschaft der Kánnenefáten.

Beide, nahe verwandt, waren schon lange bevor Julius Cäsar in Gallien erschien, hier eingewandert.

Ursprünglich Gaue der Chatten — der heutigen Hessen — hatten sie die alten Sitze an Lahn und Fulda, die der rasch anwachsenden Volkszahl zu schmal gewordene Landmark, verlassen und waren allmählich — den Rhein hinab — weit nach Westen gezogen, hier neben den Galliern eine neue Heimat sich gründend. —

Nur gar wenig war in all' der Zeit der Urwald gerodet worden, lediglich soviel das Bedürfnis erheischte für die wenigen Dörfer und für die zahlreicheren einsamen Einzelhöfe, die aus dem Holz der gefällten riesenhaften Bäume kunstlos aufgezimmert wurden.

Allein stärker, eindringlicher noch als der Urwald verlieh der ganzen Gegend weithin das Eigenartige das Wasser: der Ursumpf.

Wo nicht die natürliche Schutzwehr der Dünen und die noch wenig häufigen Deiche die See abhielten, mischte diese, bei jeder Flut weit in das Land hinein rollend, überall ihr Salz mit dem Süßwasser des Stromes, der, auf seinem ganzen Lauf ungebändigt und ungeregelt, neben seinen drei Hauptarmen in gar vielen anderen, von Jahr zu Jahr — und in den Jahreszeiten — wechselnden Rinnsalen dem Schoße des Meeres zu trachtete.

Außer der großen, besonders also genannten „Insel der Bataver", lagen daher noch gar viele mittlere und kleine Auen, Werder und Eilande von dunklem Schilf, von hellen Weiden umgrünt, aber auch von hohen Bäumen bestanden, zwischen den breiten Armen und den schmalen Adern des gewaltigen Stromes, der, damals noch unvergleichlich wasserreicher als heute, auch weit oberhalb seiner Mündungen gar oft aus seinem seebreiten Bette trat und die niemals völlig getrockneten meilenlangen Sümpfe aufs neue reichlicher mit seinem Überflusse tränkte.

Nur die ortvertrauten Landeskinder kannten einerseits die Watten, die Seichtstrecken, die Furten, auf welchen Mann, Roß oder Wagen, andererseits die Tiefstellen, auf welchen Kähne dies stets wechselnde Wirrsal von Meerwasser, Stromwasser, Sumpf, Düne und Wald sicher durchschreiten mochten.

II.

So lag denn auch der Hof Brinnos, eines Edelings der Kannenefaten, rings von Urwald und von Ursumpf umgeben.

Nur auf Pfeilschußweite von der im Viereck errichteten

„Hofwere" — dem mannshohen Zaun von starken eingerammten und durch zähes Weidengeflecht wagrecht verbundenen Eichenpfählen — hatte man den Wald mit Feuer und Axt niedergelegt.

Zu dem auf allen Seiten hinter jener Lichtung ragenden Wald zogen sich bald zitternde Moorstrecken dahin, bald langgedehnte, flußähnliche Lachen, — sonder sichtbaren Ursprung und Abfluß —: bald glitzerten in den nur spärlich die ungeheueren Wipfelkronen der Eichen, Erlen und Ulmen durchbrechenden Sonnenstrahlen kreisrunde Tümpel von unheimlicher Undurchsichtigkeit des tiefschwarzen Moorwassers, das, völlig regungslos, bis in den Kern der Erde hinabzureichen schien.

An den einsamen Edelhof führte nur ein Zugang aus dem Walde — von Südosten — her: ein durch Steine, auch wohl gelegentlich durch Knüttel und Äste mehr angedeuteter als gefestigter Weg, durch das dichte Gestrüpp des Unterholzes gebrochen, nur notdürftig gesichert gegen den heimtückischen Sumpfgrund durch aufgeschütteten Sand, hier und da durch gestampften Lehm: aber gar oft mußte ein weiter Sprung über bebende — „bibbernde" — Moorheide hin gewagt werden, um wieder festen Boden zu gewinnen.

Nordöstlich, hinter dem Hof, zog sich ein schmaler Arm des Rheines hin. Unzählbare Wasservögel jeder Art, vom hohen Reiher mit königlichem Busch bis herab zum winzigen Moorhuhn, standen und schwammen in dem weit über mannshohen undurchdringbar dichten Schilf, in das ein schmaler Durchlaß für den Nachen geschnitten war. In dem Schlamm der Waldsümpfe lagen die Wildeber in Rudeln, oft aufgescheucht vom stampfenden Wisent, der in der trüben zähen Flut Schutz gegen die Sommerhitze und die Stechmücken suchte; auch des Elchhirsches hohe — wie vor-

zeitliche — Gestalt reckte wohl die breiten Schaufeln aus dem Röhricht. —

Vom Walde her gelangte man durch den mit Gras bewachsenen Hofraum an die Hauptthüre des Hauses: über ihr prangte oder dräute der mächtige, schwarz-zottige Kopf eines Auerstiers, auf dessen beiden ungeheueren Hörnern goldene, silberne, eherne Armreife aufgereiht waren: — erschlagenen Feinden abgestreifte Beute. Darüber war in den Querbalken der Thüre, weithin sichtbar, die Hausmarke eingeschnitten, ein Streithammer: das einen Fuß lange Zeichen, mit Mennig gefärbt, leuchtete grell rot.

Die Thüre führte unmittelbar in den Hauptraum des Gebäudes, die Halle: auch sie bildete, wie das ganze Gehöft, ein Viereck. An jeder Langseite zog sich eine Stellung von sechs Holzpfeilern hin, die, bunt bemalt, das Dach trugen.

Im Hintergrund, in der Mitte, erhob sich auf Stufen ein Gezimmer, mit geschnitzter Geländerbrüstung, der Hochsitz des Hausherrn: über den stattlichen Holzstuhl war ein mächtig Bärenfell gespreitet, daneben stand rechts und links je eine, ebenfalls mit Fellen bedeckte Bank für die vornehmsten Gäste: ein langer schmaler Tisch, reich mit Trinkhörnern und Bechern besetzt, war vor Stuhl und Bänke gerückt. Unterhalb des Hochsitzes, genau in der Mitte des ganzen Raumes, ragte der Herd, zugleich der Altar des Hauses, aufgeschichtet aus mächtigen Steinplatten. Der Rauch suchte sich durch die Luken des Dachgebälks einen Ausweg: aber er fand ihn nicht immer gleich, wie das tiefe Braun und Grauschwarz des verräucherten Gebälkes bezeugte.

Die zwölf Pfeiler und die Brüstung des Hochsitzes waren reich behangen und geschmückt mit Kriegswaffen und Weidgerät, sowie mit Beutestücken aus Kampf und Jagd.

Ein schwüler Sommerabend dunkelte bereits draußen

im dichten Urwald: da waren in der Halle fünf Männer versammelt.

Auf dem Hochsitz ragte ein Riese von erheblich mehr als sechs Schuh. Das breite Haupt, den Stiernacken, umhüllte ihm dicht ganz kurzkrauses Haar von leuchtendem Rot: wie lodernd Feuer war's und prächtig anzuschauen. Ein mächtiger Bart von etwas hellerer Farbe reichte dem Hünen über das ebenfalls rote Wollenwams auf die Brust bis an den zwei Hände breiten, mit Eberhauern und runden Goldplatten reichgezierten Wehrgurt von Büffelleder. An den Gurt schlossen sich Kniehosen von stärkstem Segellinnen aus Hanf, oberhalb der Kniee mit Lederriemen gefestigt.

Das war — bis auf die über den Knöcheln kreuzweise geschnürten Bastschuhe — alle Bekleidung des Hausherrn: die Waden zeigten sich nackt, ebenso die gewaltigen Arme, an denen spiralförmig geschlungene Silberreife prangten. In dem Gürtel stak ein wuchtiger, kurz geschafteter Wurfhammer von schwerem, hartem Syenitstein.

Zur Linken des Riesen saßen zwei Männer, ebenfalls in germanischer Tracht, während der Gast auf der rechten Seite, — ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren — unter dem batavischen Kriegsmantel, den ihm auf der linken Schulter eine schöne etruskische Spange zusammenhielt, die römische Tunika trug.

„Das Mahl ist zu Ende," — hob der im Hochsitz an. „Nun füllt nochmals den Becher und dann, — dann hört mich an. Reiche das Methorn herum, Sido. Wie? Leer? — Wo steckt mein Brüderlein? He, Brinnobrand, langer, was treibst du?"

Da schritt aus einem Verschlag im Hintergrund hervor ein Jüngling, so wunderschön, daß jedes Auge staunen mußte, das ihn zum erstenmal ersah.

Er war, obzwar etwa fünfzehn Jahre jünger denn der Hausherr, noch fast um eines halben Hauptes Länge größer als dieser, so daß er nahezu sieben Fuß maß. Während der ältere etwa vierzigjährige Bruder kraftgedrungene Formen zeigte, war der jüngere schlank, hoch aufgeschossen, der Edeltanne gleich. Das in langen Wellen leuchtende Gelock und der jugendliche Bart leuchteten in viel hellerem, dem Blond sich näherndem Rot. Das edelgebildete Antlitz war mädchenhaft weiß und wie von Rosafarbe behaucht, blendendweiß glänzten der Nacken und die Arme aus dem hellgrünen Gewand: aber der Ausdruck des blauen Auges — mit den so stark erweiterten Sternen — war seltsam: der Blick schien stets weit in die Ferne gerichtet.

Der Jüngling trug auf der Schulter einen mächtigen, fünf Schuh langen Lederschlauch.

„Was schleppst du daher, Brüderlein?" fragte der Hausherr; mitleidig musterte er den vortretenden.

„Wein! — Für Ihn! — Er trinkt nur Wein: — wie Wodan." Und er winkte mit den treuherzigen kindlichen Augen dem Gast in der römischen Tunika, schwang mit einem Ruck den wuchtigen Schlauch von der Schulter als wär' er ein Spielzeug, und stellte ihn aufrecht; er wollte nun die Verschnürung oben mit seinem Langmesser durchschneiden, allein der Fremde wehrte schweigend ab. Da legte sich der Jüngling ihm zu Füßen auf den Boden und lehnte das Haupt an des Mannes Kniee.

„Die Knechte," begann der Hofherr aufs neue, „dürfen nun nicht mehr eintreten und zuhören: — wir bedienen die Hörner selbst. Aber auch nicht horchen dürfen sie an den Thüren." Er wollte sich erheben, nachzuforschen.

„Bleib! Horchen nicht!" sprach sein Bruder, ohne aufzusehen.

„Ei, der Knecht ist ein Schalk," warnte der älteste der Gäste mit grauem Haar und friesischem Mantel.

„Können nicht horchen, Ulemer," schmunzelte der junge Riese.

„Warum nicht, Bruder?" fragte der Hausherr.

„Einer hat sie aneinandergebunden: — Alle zehn! — Mit den Füßen. — Und hat sie draußen auf die Tenne alle nebeneinander hingelegt: den ersten und den letzten angepflöckt. Können nicht aufstehen! Sind aber ganz zufrieden: Einer stellte ihnen den vollen Metkrug hin. — Rede nun, Bruder Brinno; Einer will hören. Aber Einer weiß schon, was kommt." Und er machte die Bewegung des Schlagens, mächtig ausholend mit dem rechten Arm; dann lachte er und streckte die gewaltigen Glieder.

Voll Schmerzes ruhte der Blick des Bruders auf der herrlichen Gestalt: „auch das — auch ihn hat Rom . . .!" grollte er leise. Er atmete tief und begann laut: „Ihr ahnt es wohl, Jagdgefährten, nicht nur um den Bären zu erlegen, hab' ich euch — zum Teil so weit her — in meinen Hof geladen. Es gilt anderem Weidwerk."

„Der Wölfin gilt's, der reißenden," rief grimmig der Friese, trank aus dem Wisenthorn und reichte es weiter. „Thu' Bescheid, Sido!"

Der Aufgeforderte war ein schöner Jüngling in Brinnobrands Alter, aber von kürzerem, mehr gedrungenem Wuchs; sein Haar, dunkler als das der anderen Germanen, war gegen den Wirbel hinaufgekämmt und oben zusammengeschnürt in einen auf den Hinterkopf herabfallenden Schopf; sein Wams aus kostbarem dunkelbraunem Otterfell war mit Gold benäht; auch seine Waffen, die an der Wand lehnten, trugen reichere Zier als die der übrigen; neben seinem Schwert hing an dem Pfeiler eine kleine dreieckige Harfe.

„Euch, ihr Friesen und Bataver," begann Brinno wieder, „brauche ich nicht zu sagen, was ihr, was wir seit drei Menschenaltern für Rom gethan, von Rom erlitten. Aber du, Freund Sido, der du, unseren Gauen fremd, ein Ferngast, zu uns kamst, — du mußt es hören, mußt es daheim erzählen den Deinen. Denn nicht soll man sagen in den Höfen der Markomannen, leichthin, ohne Grund brechen wir hier am rinnenden Rhein Vertrag und Treue. Dir ist des Sanges Gabe verliehen: man rühmt deinen Harfenschlag, Königssohn: wohlan, ein grimmig Haßlied sollst du daheim singen von unsrer Treue und von der Römer Lohn. Und auch du" — hier wandte er sich unmutig zu dem Gast in der Tunika — „ich weiß: du widerstrebst mir noch immer! — auch du sollst, was du zwar genau kennst, beleuchtet sehen vom Blitze meines Zorns vor deinem klugen, aber allzulange grübelnden Auge, Chlogio, Chariovalds Sohn."

„Meinst du mich?" erwiderte ablehnend der Angeredete, „du weißt doch: ich heiße Claudius Civilis."

III.

„Schon als zuerst vor nun bald achtzig Wintern," fuhr der Hofherr fort, „die Römer über den Rhein trachteten, die Germanen jenseit des Stromes zu unterwerfen, erkannten sie, daß sie da drüben keinen Schritt vorwärts thun konnten, blieben wir Links-Rheinischen, wie Bataver, Kannenefaten, Friesen, ihnen feind, ja, versagten wir ihnen auch nur unser Land und unsre Gewässer. Da traten sie denn an unsre Ahnen heran mit glatten Worten, mit reichen Geschenken:

der Stiefsohn des Imperators, Drusus, nannte uns des römischen Volkes Freunde. Die Könige, die Edeln unsrer Gaue wurden eingeladen in die üppigen Städte Galliens, in die waffenblitzenden Lager der Legionen: sie teilten die Tafel des Kaisersohnes. Bald wurden sie nach Rom selbst entboten: — an ihren Fingern gleißte der Ring der römischen Ritter." — Brinnobrand nickte und wies auf die Hand des Civilis. —

„Sie wurden mit goldenen Ketten geschmückt und — gefesselt! Gar manche von ihnen, durch den Reiz des Fremden bestrickt, heirateten gallische, italische Frauen, andere wurden von römischen Sippen als Wahlsöhne angenommen, wie dein Großvater, Chlogio, von den Claudiern. — Und kamen sie nun zurück aus den Sälen an dem gelben Tiber — dann waren sie verzaubert!

Es geht eine Rede unter unsern Völkern: „wer Rom sieht, stirbt oder wird römisch!"

Nicht nur die römische Tunika, — römische Gedanken hatten sie angenommen! Geblendet waren ihre wald-gewohnten Augen von all' dem Glanz von Purpur, Marmor, Gold und Elfenbein. Und nun, geschult in der Kunst, die Worte überredend zu stellen, prangend in römischen Waffen, in römischem Schmuck schlugen sie, heimgekehrt zu den uralten Malstätten unter ragender Esche den schlichten un-gefügen Männern in Bärenfell und Büffelhaut zur Annahme die Verträge vor, die zu Rom die schlauen Herrscher ge-schrieben hatten. Unsere thörichten Helden daheim verstanden gar nicht, sie zu deuten. Aber der Königssohn, der Edeling, der sie mitgebracht, empfahl ja so warm die Annahme! Er wies die Geschenke vor, die er vom Imperator für sich, seine Gefolgen, für die Weiber daheim von der Imperatrix erhalten hatte. Er meldete, wie, wenn wir nur wollten, gar bald die römischen Händler Wein und viel bessere

Waffen denn die unsern, und kostbarere Gewande in das rauhe Sumpfland tragen würden, wie die Legionen selbst — für uns! — Straßen durch die Wälder bauen, Brücken über die Ströme schlagen, kunstvolle Gräben von Fluß zu Fluß ziehen wollten. Aber sie erzählten auch, wie schon jetzt auf dem Markt zu Rom, unter hochgewölbten Marmorbogen, auf eherner Tafel zwischen den Namen der Völker, die der Imperator aus seinen Verbündeten am höchsten ehre, auch der Name der Friesen und der Bataver prange.

Und sie riefen — und sie sprachen wahr dabei! — es gebe nicht Glanz, nicht Gut, nicht Lustgenuß auf Erden, den sich nicht ein tapfrer Mann im Dienste Roms gewinnen möge.

Und dabei standen umher, auf ihre Schilde vorgebeugt, und mit offnen Augen und Ohren, staunend und lauschend, die guten Thoren mit den Riesenleibern und den Herzen von Knaben. Sie betasteten des Redners römische Brünne, sie schlürften aus den mitgebrachten Krügen den feurigen Trank: — und zu Hunderten, zu Tausenden bald drängten sie sich in den Waffendienst des Imperators und all' unsere Gaue schlossen Verträge von Frieden und Freundschaft und Waffenbund mit Rom.

Und siehe da, es war und ward alles — im Anfang! — wie Rom versprochen. Die Legionen kamen in unsere Waldsümpfe, bauten Straßen, pfeilgerad, wölbten stolze Brücken, fällten die ungeheuren Eichen unserer Haine, schleppten Steine und Erde herbei, bauten befestigte Lager mit Graben und Wall und wir halfen eifrig mit, — gegen reiche Bezahlung — und als alles fertig war, siehe, da lag auf unsrem Land ein anabschüttelbares Netz, ein Joch von Stein und Erz.

Durch unser und der Friesen Land, von unsern Wegweisern geführt, drangen Drusus und dessen Nachfolger

Jahr um Jahr über den Rhein gegen die noch freien Germanen. Für Rom haben gar oft unsere wasservertrauten, schwimmfrohen Jünglinge Weser und Elbe und die Flüsse auf der britannischen Insel durchschwommen.

Und als vor zwei Menschenaltern jener große Cherusker, von Wodans Geist beseelt, so viele Völker da drüben fortriß zu sieghafter Erhebung, als der erschrockne Imperator zu Rom im Geist dies Gallien schon überflutet, Italien bedroht sah, da, als den Welschen alles wankte: — da blieben wir getreu!

Und doch, Chlogio, war deine Mutter, die hohe Frau, die Schwester des Cheruskerhelden selbst! Aber dein Vater Chariovald und Donarbrand, mein Vater, hielten fest am Bundesvertrag mit Rom. Ja, als Germanicus kam, zu rächen Varus und die Legionen, da durchschwammen unsere Reitergeschwader die breite Weser, wo sie in reißendsten Wirbeln kreiselt, und dort fiel, von cheruskischen Wurfsperen, Chariovalda und unserer Edelinge Blüteschar. Fern in Britannien, im Sumpfe der Démēten, liegt mein Vater: — er fiel für Rom. Und wenn Claudius Civilis das linke Auge fehlt . . . ."

„Auf daß er auch hierin Wodan gleiche," fiel der Jüngling ein, zu Civilis emporblickend.

„So hat er es für Rom verloren durch einen Silurenpfeil."

Civilis zuckte die Achseln. „Wir übten von jeher die Pflicht der Heldenschaft," sprach er kurz.

„Und was übte Rom?" schrie Brinno wild. „Verrat und Treubruch! Wie an allen Völkern so an uns. Ja, im Anfang freilich, solange noch nicht fertig gewölbt war das Joch, — da hielten sie die Verträge. Aber jetzt — wie treiben sie es jetzt?

Nicht wie Verbündete, wie Knechte behandeln sie uns!

Ihre Legaten, ihre Tribunen sättigen sich an uns des Raubes und, sind ihre himmelschreienden Frevel nicht mehr zu bemänteln, ziehen sie davon, abgelöst durch frische Plagegeister. Du seufzest, Chlogio, denn du kannst es nicht leugnen. Durch Vertrag steht die Zahl der Krieger fest, die wir zu stellen haben: aber sie haben in den letzten Jahren ausgehoben — mit Gewalt! — soviele sie nur auftreiben konnten. Und das Allerscheußlichste — man kann es nicht aussprechen vor der heiligen Flamme des Herdes! — unsere schönen Knaben, bevor sie waffenreif, führen sie davon in ihre Lager, ja bis nach Rom und verführen oder zwingen sie — den keuschen Göttern zum Entsetzen! — zu ihren scheußlichen Lastern. Und als Zeichen ihrer Herrschaft über uns — wie über die ganze Erde! — pflanzen sie überall, wohin sie dringen, ihre goldnen Adler auf, die so stolz und sicher auf ihrer Querstange ruhen, wie der Adler ihres Donnergottes neben dessen Thron. Wie ich sie hasse, diese Adler, die Götter der Legionen! Kaum halt' ich an mich, sehe ich sie daher schweben, der hochmütigen Gewaltherrn hochmütig Wahrzeichen. Ob ich wohl je im Leben einen solchen niederraffe mit dieser Hand? Dann wollt' ich gerne stracks damit nach Walhall fahren.

Es war von jeher unser Ruhm und Stolz, daß wir nur Heldendienst, nicht Schatzung, leisteten: sie erheben aber jetzt Tribut und Steuern von uns wie von den lange geknechteten Galliern, von unserem kargen Sumpfland wie von ihren reichsten Provinzen in Asia. Der Steuereinnehmer, der Pfänder, treibt dem Freimann das letzte Rind von der Weide und reißt der Frau den Bernsteinschmuck vom Busen. Wollen wir's noch länger dulden? Wollen wir wirklich Sklaven Roms werden wie Syrer und Juden?"

„Nein, wir wollen's nicht!" rief Ulemer, den Mantel zurückwerfend und alle stimmten ein: — bis auf Civilis.

Der Jüngling zu seinen Füßen sprang auf von der Stufe des Hochsitzes, auf welcher er gekauert. „Nein," schrie er gellend, „Einer will's auch nicht! Tot schlägt er sie, alle! So!" Und er schmetterte einen dröhnenden Schlag auf den Estrich der Halle: so stark war der Streich, daß sich die Faust abdrückte in dem harten Lehm.

Erstaunt sah Sido auf den jungen Riesen mit den herrlichen Gliedern, dem schönen Antlitz und dem stieren, unheimlichen Blick. Brinno aber sprach voll Mitleids: „Ja, mein armer Bruder! Der Stolz unserer Sippe nicht nur, des ganzen Gaues! Auch ihn — auch ihn hat Rom vernichtet!"

„Wie das?" forschte der Gast mit teilnahmvollem Blick.

„Es ist rasch gesagt, das Scheußliche. Ein Weib — eine gallische Römerin, versteht sich! — ein Eheweib — und das wieder versteht sich bei Römerinnen! — entbrannte in Verlangen nach dem Jüngling, weiß wie Paltar, gliederstark wie Donar. Er wandte ihr den Rücken und schüttelte vor Ekel das trotzige Gelock. Da kaufte sie um schweres Geld von einem gallischen Zauberweib einen Liebestrank und goß ihn bei dem nächsten Mahl zu Xanten in seinen Wein. Wehe! Liebe konnte der Sud dem Keuschen nicht in das Blut zwingen: — aber er nahm ihm den Verstand. Schaum auf den Lippen, sprang er auf von den Tischen und tanzte grell lachend im Saal umher. Seit der Stunde ist er nicht mehr — wie er war. Oft redet er ganz irr. Aber freilich, du solltest ihn einmal hören — du harfender Held! — Harfe schlägt er, und Liedstäbe findet er noch so trefflich, — ja ergreifender denn je. Die greise Zauberin — nicht das Römerweib! — ergriff Reue über ihre That: als sie zu sterben kam, ließ sie mich rufen und gestand mir alles. Von ihrem Lager hinweg flog ich in die Villa des Statthalters: —

denn seine Gattin war die Vergifterin: — ich hätte sie erwürgt mit dieser Hand: aber sie war Tags zuvor entflohen mit einem Gladiator."

„Hieß sie nicht Lucretia?" fragte Sido. „Mir ist, ich hörte von ihr, als mich der Vater nach Rom schickte, die verzögerten Jahrgelder zu holen. Sie ward dort die Buhle eines Kaisers, dann seines Feldherrn . . ."

„Hie ja, Lucretia!" lachte der Irre. „Sehr schön! Augen wie Kohlen, Haar wie die Nacht, wogende Brüste. Aber giftig wie die Tollkirsche. Einer mag sie nicht küssen. Wo ist sie — die blonde Göttin — mit dem Stern auf der Stirn?" schloß er verträumt, wieder wie suchend in die Ferne blickend.

Brinno nickte: „Jawohl. Sie ist die Schwester des schönsten Weibes in Gallien."

„Also — wie mir alle Leute rühmen," — sprach der Königssohn, „der Claudia Sacrata, der Gemahlin eines Druiden?"

„Der Druide," lächelte Brinnobrand, „ist ein guter Mann. Er schenkte mir einmal einen persischen Apfel. Aber innen war er faul, — das heißt der Apfel."

„Ergrimmt dich nun nicht, o Civilis," fragte Ulemer, „dieser römische Frevel!" — „Hat der römische Staat ihn vergiftet?" erwiderte dieser kurz. — „Du meinst," fuhr Brinno auf, „was nur mich, was nur die Meinen angeht . . ." — „Nicht doch. Was, von einem Weib gefrevelt, einen einzelnen traf, darf nicht . . ." — „Hei," unterbrach ihn der Zornige nnd blies in den vollen Bart, „wärst du dieser einzelne, — du sprächst anders." — „Nein, Brinno. Und du weißt das!" — „Ja, ich weiß es! Vergieb," bat der Riese gutmütig. „Ich bin nun einmal ein —"

„Flammenkopf. Nicht umsonst heißt ihr von Geschlecht

zu Geschlecht von Brennen und Brand und nicht umsonst ist euer Ahn der rote Donnergott" erwiderte Civilis mit einem Lächeln, das dem durchgeisteten Antlitz gut ließ, und drückte die dargereichte Hand des Freundes.

IV.

„Du kannst es nicht leugnen, Civilis," begann Ulemer der Friese, „wir alle leiden seit lange schweres Unrecht von Rom."

„Deshalb," entgegnete dieser, „haben wir, nach Beschluß des letzten Alldings, Gesandte an den Imperator geschickt — darunter meinen Bruder — uns zu beklagen. Brinno hat uns viel geschadet durch unvorsichtige Worte, durch Drohungen. Man bezweifelt am Tiber unsere Treue, man besorgt einen Aufstand, man —"

„Man hat ein schlechtes Gewissen!" warf Brinnobrand plötzlich dazwischen mit einem Blick schärfster Einsicht. „Ganz wie Lucretia beim Festmahl! Als ich sie — nach dem Feuertrunk — rasch ansah . . . sie konnte es nicht aushalten."

„Wie klug er sprechen, denken kann! Nicht?" meinte Brinno und strich mit der Hand über das Gelock des Bruders, der herangetreten war, ihm das Horn vollzuschenken.

„Und deshalb," rief Ulemer Civilis zu „hast du sogar deinen eigenen älteren Knaben als Geisel nach Rom geschickt — freiwillig! — „Sehr edel und sehr thöricht," schalt Brinno. — „Nicht thöricht. Denn ich werde Rom die Treue halten." — „Immer?" — „Ja immer! Bis Rom

— merke wohl, nicht ein Römer, — Rom uns die Treue bricht und die Verträge." — „Sie sind aber schon gebrochen!" rief Brinno. „Von schlechten Beamten Roms, nicht von Rom! Deshalb ja habe ich — mit meinem Bruder — all' unsere Beschwerden zusammengestellt — viele Rollen hab' ich vollgeschrieben — und sie zusammen mit der Urschrift unserer alten Verträge nach Rom gesandt. Sobald man dort meine Worte gelesen, wird man uns zu unserem Rechte verhelfen."

„Ich wünschte," grollte Brinno, „man verwürfe deine Klagen ungelesen. Dann kommen wir doch los von Rom."

„Und dann, kurzblickender Held, und dann?" sprach Civilis verweisend. „Schau' doch um dich! Blicke doch über den Rhein, auf unsere Vettern da drüben! „Barbaren" nennt der Römer sie mit Recht. Und dann schau' auf uns! Wenn unsere Hallen nicht mehr rohe Bretterhütten, unsere Gefäße nicht mehr aus handgekneteter Erde, unsere Mäntel nicht mehr Wolfsfelle, unsere Waffen nicht mehr weidengeflochtene Schilde und im Feuer gehärtete Stangen sind, wenn unsere Edelinge in der Sprache Roms schreiben . . ."

„Und denken!" unterbrach Brinno. „Ja, leider! Ich aber verwünsche Marmorhalle und goldgriffig Schwert und Falerner. Schaue du um dich hier in dieser Halle: ist's hier nicht wohnlich? Und kein Stück römischer Arbeit siehst du! Denn das sind die Künste, mit welchen sie die Gallier zu dem gemacht haben, was sie sind. Freilich nicht mehr Barbaren! Aber noch viel weniger Römer: ein Gemisch von beiden, von gallischer Eitelkeit und römischer Üppigkeit, aber nicht von römischer Kraft und Zucht. Sollen auch wir ein solch' ekler Brei werden, weder echte Germanen noch echte Römer? Haben sich nicht auch in unser Volk schon eingefressen, wie römische Künste, so römische

Ränke? Deine eigene Sippe ... doch ich schweige! Ich will dich nicht betrüben."

„Verachte mir die Gallier nicht zu sehr, Brinno," warnte Ulemer. „Gar volkreich sind ihre weiten Lande. Und feige — wahrlich — sind sie auch nicht! Viel können sie uns helfen, stehen sie zu uns. Sie sollen Großes planen."

„Ja," lächelte Civilis, „aber sie reden zu viel und zu laut davon, um es zu schaffen. Nein, Ulemer! Von allem, was Brinno gesagt, wiegt am schwersten, was er über die Gallier gesagt hat. Aber gerade dies Geschick — die Knechtung durch Verrömerung — das sollen ja die Verträge von uns abwehren, die heilig beschworenen. — Brinno hat recht: besser bleiben wie die Überrheiner als werden wie die Gallier: die schlechten Nachahmer und zugleich die Sklaven Roms. Gallien aber, o Freund Ulemer, wird nie mehr den Galliern gehören."

„Was soll daraus werden?"

„Römisch wird es! Oder, wenn die Landnot, der wachsende Mangel an Ackerboden, die Unsrigen über den Rhein drängt, vielleicht einmal germanisch. Wenn wirklich jemals Rom uns unterjochen wollte wie diese Gallier, dann . . ." Er stockte.

„Nun, was dann?" drängte Brinno.

„Dann, bei Arminius, der jetzt aus Walhall auf uns niederschaut!" — sein graues Auge loderte — „dann sollte Rom an mir einen Feind erleben, wie es keinen mehr bekämpft seit jenem Hannibal und eben seit Armin! Aber was ereifre ich mich! Mein Ohm, mein Vater, der Bruder und ich: — das Werk unseres Lebens haben wir gebaut auf Rom und eher fließt der Rhein zu Berg, als daß Rom das Vertrauen täuscht. Bald sind unsere Gesandten zurück und . . ."

Da erscholl von draußen her wüster Lärm.

Man vernahm in der Halle vom Walde her auf der mit Knütteln belegten Straße den Hufschlag mehrerer eilend nahender Rosse. Hier und da klirrte eine Waffe. Jetzt hörte man deutlich rufen — in der Mundart der Bataver —: „Hilfe! Zu Hilfe, Brinno! Hilfe, Brinnobrand!"

Wirt und Gäste ergriffen die an die Wand gelehnten Speere oder rissen die Kurzschwerter aus den Wehrgehängen und stürmten aus der Halle durch den Vorderhof ins Freie hinaus.

Da sahen sie zunächst an dem etwas erhöhten Saum des Waldes zwei römische Reiter auftauchen: — afrikanische Bogenschützen waren's aus Numidien: sie stutzten und hielten die Gäule an, wie sie die Überzahl gewaffneter Männer aus dem Gehöft ihnen entgegeneilen sahen: doch bevor sie Kehrt machten und im Walde verschwanden, schossen sie noch ihre langen Bogen von den Hörnern der Antilope ab auf einen vor ihnen fliehenden Reiter, der in dem niedriger liegenden Vorland jetzt erst in den Gesichtskreis der Helfer trat: der Flüchtling trachtete offenbar, mit letzter Anstrengung seines keuchenden Tieres den Hofzaun zu erreichen.

Beide Schüsse trafen.

Roß und Reiter stürzten wenige Schritte vor dem Thor: je einer der armslangen Rohrpfeile hatte das Pferd durch die Mähne in den Hals, den Reiter zwischen die Schultern getroffen. Die Männer sprangen hinzu und zogen den Wunden unter dem heftig umherschlagenden Hengst hervor.

„Katwald! Wie? Du! Von Römern verfolgt?" fragte Civilis.

„Wer ist es?" forschte der Markomanne.

„Seines Bruders Schildträger," erwiderte Brinno, wäh-

rend er, von Brinnobrand unterstützt, den Wankenden langsam in den Hof führte.

„Was ist mit meinem Bruder? Meinem Sohn?"

„Tot sind sie beide!" stöhnte der Verwundete. „Dein Bruder hingerichtet, dein Knabe — weh!"

„Bei allen Göttern!" rief Civilis. „Was ist mit Childerich?"

„Er hat sich selbst getötet, scheußlicher Gewalt zu entgehen."

Da schrie der Vater laut auf, fuhr mit beiden Händen in sein ergrauend Haar und stürzte besinnungslos nieder auf das Antlitz.

V.

Geraume Zeit darauf saß Civilis — lange hatte seine Betäubung gewährt — in der Halle neben dem Schilflager des Wunden. Brinno hatte den Pfeil mit kundiger Hand herausgeschnitten, Brinnobrand den Erschöpften mit Wein und Speise gelabt, die andern Gäste standen in düstrem Schweigen umher.

Da hob Civilis an: seine Stimme war, wie der Ausdruck seiner Züge, stark verändert — er schien plötzlich um Jahre gealtert: ganz langsam sprach er, jedes Wort erwägend. „Katwald, vielgetreuer! Du sollst nicht reden. Nein! Schone dich! Nur mit dem Kopfe nicken! Ich will selbst — all' das Unglaubliche, was du vorher — vom Schmerz gequält, — aus den zusammengebissenen Zähnen hervorgestoßen hast — ich will es selbst — kurz — wiederholen; du nicke nur: „ja" oder schüttle, wenn ich falsch verstanden, den Kopf. Aber, o Katwald — ich beschwöre

dich! — gieb genau acht: bejahe nichts, was nicht unzweifelhaft geschehen ist! Denn — beim Schwert Armins! — an deinem Kopfnicken hängt das Geschick eines Volkes — mehr als Eines Volkes! Ströme von Blut entfesselt ein Wort von dir oder hemmt sie. Du verstehst?"

„Ich verstehe," stöhnte schmerzlich der Wunde.

„Auch ihr andern — hört auf jedes meiner Worte und achtet auf sein Ja oder Nein. — Also! — Ihr alle — mein Bruder, — mein Sohn, — die drei andern Edelinge — und das Gefolge, ihr gelangtet glücklich nach Rom. Ja? Ihr mußtet lange warten bis ihr einen Freigelossenen, — Nein? — Einen Sklaven also! — des Imperators Vitellius zu sprechen bekamt. Und ihr hattet doch gemeldet, Gesandte der Bataver seid ihr? Ja? Also das wußte man? Habt ihr auch den Imperator gemahnt, wer ihm die letzte, die blutige Mordschlacht — dort zu Bedriacum bei Cremona — wider jenen Otho gewonnen hat?

Endlich erhieltet ihr Gehör, aber nicht bei Vitellius selbst, bei seinem Bruder und dem Präfectus Prätorio. — Doch erst, nachdem ihr bei dem Gastfreund meines Bruders viele tausend Sesterzen aufgenommen, um die Thürhüter des Präfectus, ja um diesen selbst zu bestechen? Bei dieser Unterredung war auch noch zugegen ein Legat: — wie hieß er? O bitte, Mann, stirb nicht, ehe du mir diesen Namen noch einmal genannt!"

„Mummius Lupercus!" sprach der Wunde laut.

„Mummius Lupercus!" wiederholte Civilis grimmig, aber ganz leise. „Ich kenn' ihn."

„Aus dem britannischen Feldzug," rief Brinno. „Erinnerst du dich, Chlogio? Ein Lüstling, aber ein tapfrer Mann."

Civilis nickte schweigend und fuhr fort: „Der Legat

fand sofort Gefallen an meinem schönen Knaben. Er lobte dessen weiße Haut, dessen weiche Wangen. Er versprach Verwendung für unsere Sache bei dem Imperator. Er lud Childerich ein — ihn allein — zu gleichalterigen Gespielen — in seine Villa bei Tibur. Mein Sohn aber faßte Widerwillen gegen den Menschen. Er schlug es aus. Ihr wurdet entlassen. Wieder hattet ihr lange zu harren auf Bescheid. Endlich wurdet ihr alle in das Palatium abgeholt von einem Tribun mit gewaffnetem Ehrengeleit. Im Vorhof wurden die Gefolgen aufgehalten. Mein Bruder, mein Sohn, die drei andern Edelinge wurden vor den Imperator — vor den Imperator selbst! — geführt. Da waren der Legat und der Präfectus Prätorio. Und Vitellius der Imperator – nun gieb acht, Katwald! denn nicht meines Bruders, meines Knaben Blut — dieses ist das Ärgste! — Der Imperator selbst erklärte mit eignem Mund: alle Verträge mit uns hebe er auf. Barbaren seien wir, besiegte, also rechtlose Barbaren und hätten hinzunehmen, was immer Rom uns auferlege. Nicht?

Mich aber, den Verfasser jener frechen Schrift, die auf unser Recht poche — er zerriß sie dabei, nicht wahr? — mich hättet ihr in Ketten auszuliefern: mein Haupt müsse fallen: die Majestät des Imperiums habe ich beleidigt. Und als mein Bruder und die Edelinge zorngemut erklärten, jedes Wort in dieser Schrift sei auch ihr Wort, da befahl der Imperator — er selbst! — sie in Fesseln zu schlagen, in den Kerker zu werfen und auf den Tod anzuklagen vor dem Senat. Und so geschah's. Und sie sahen euch nur noch einmal wieder, als sie über den Hof geführt wurden — in Ketten. Mein Knabe aber ward als Geisel Mummius Lupercus — zur Bewachung! — übergeben. Er nahm ihn — von vielen Kriegern umschart, — mit in sein Stadthaus. Du jedoch, treuer Katwald, folgtest, von

weitem dich nachschleichend, durch den Säulengang. Und bald darauf hörtest du sein Hilfegeschrei und — oh, oh" —

„Halt ein, Mann," rief Brinno, „das kann kein Vater sprechen. — Und plötzlich ward in einem hohen turmgleichen Eckbau von innen ein Laden aufgerissen und herab stürzte sich auf das Pflaster des Marmorhofs der Knabe und zerschmetterte sich das schöne Haupt und sagte dir sterbend, das Scheusal habe ihm die Freiheit versprochen und goldene Schätze, wolle er teilen des Römers schändliche Laster und Childerich habe ihm in das Antlitz geschlagen: da habe der Wütende sich auf ihn gestürzt, er aber habe den Tod gewählt."

„Mein Sohn, mein lieber Sohn!" stöhnte Civilis noch einmal. Dann richtete er sich rasch auf und fuhr fort: „Und von seiner Leiche hinweg bist du geflohen, deine Genossen wieder aufzusuchen und mit ihnen in die Heimat zu eilen. Da hast du schon meines Bruders und der drei andern Gesandten Häupter aufgepflanzt gesehen auf den Eisenzacken des tarpejanischen Kerkers. Und hast gesehen, wie die Henker die kopflosen Rümpfe an langen Haken in den Tiber schleiften und wie die römischen Dirnen ihren Scherz trieben mit den nackten Leichen und sie schamlos verstümmelten. Das alles hast du gesehen, scharf gesehen, Katwald? Schwör's bei den Göttern!"

„Ich schwör' es bei Wodan!" wiederholte der Wunde und hob matt die Schwurhand.

„Nun, Freund", rief Brinno, losbrechend und den in dumpfen Schmerz Versinkenden an der Schulter rüttelnd, „um Blutrache wider Rom schreien zu dir Bruder und Sohn! Rufe die Bataver zum Kampf! Ist's noch nicht genug?"

„Nein," erwiderte Civilis, sich langsam aufrichtend, „dafür ist es nicht genug. Das traf nur mich, mein Haus,

verübt von einem Frevler und einem — vielleicht — wahnwitzigen Mann im Purpur des Imperators. Ich werde ihn suchen, diesen Lupercus. Ich werde in Rom Senat und Volk befragen, ob" —

„O teurer Herr," unterbrach Katwald, „sie haben schon geantwortet. Ich habe ja noch nicht alles berichten können."

„Was? . . . Was noch weiter?"

„Als wir, in römische Mäntel gehüllt — der Gastfreund gab sie uns, auf daß wir leichter entkämen, — uns noch einmal auf den Platz vor den Kerker schlichen, die Häupter unserer Herrn zum letztenmal zu sehen, da drängte dort alles Volk durcheinander, erwartungsvoll. Und plötzlich schmetterte die Tuba und aus den Thüren des Palastes neben dem Kerker trat auf die oberste Stufe der breiten Marmortreppe ein Aufzug in Gold und Waffen gleißender Männer und ein Herold — oder so was dergleichen — verlas aus einer Rolle laut vor allem Volk: „der Senat von Rom hat beschlossen und der Imperator hat bestätigt, was hier — angesichts jener blutigen Häupter — verkündet wird dem Volk von Rom: null und nichtig sind die Verträge mit den Völkerschaften der Bataver und Kannenefaten, der Friesen, Sugámbern und Gugérnen. Durch kecke Auflehnung wider das Reich der Römer haben diese Barbaren jedes Recht verwirkt, nur durch unbedingte Unterwerfung unter die Gnade Roms können sie noch das Schicksal von ihrer aller Häuptern wenden, das diese vier getroffen, die, unter dem Anschein einer Gesandtschaft, die Empörung ihrer Völker zu vertreten gewagt. Sprich, Volk von Rom, bist du einverstanden mit Imperator und Senat?"

Da schrie alles Volk vom Knaben bis zum Greis: „So

sei's! so sei's! Heil dem Imperator! Heil dem Senat! Wehe den Barbaren!"

Und wieder schmetterte die Tuba, der glänzende Aufzug verschwand, die Tausende aber um uns her sprangen und schrien und schlugen in die Hände. Hätten uns die Rasenden erkannt, — nicht lebend wären wir entronnen. Wir flohen glücklich aus der Stadt und gelangten unversehrt in die Heimat. Aber es scheint, ein Befehl, uns aufzufangen, war uns voraufgeeilt: vor wenigen Stunden hielt uns an der Brücke über die Nabália ein Geschwader numidischer Reiter an und der Führer fragte uns aus, woher und wohin? Nach unsern ersten Antworten winkte er den Seinen, uns zu greifen: wir stoben auseinander. Was aus meinen Gefährten ward, — ich weiß es nicht. Mir setzten zwei der Reiter nach bis — bis hierher."

Erschöpft verstummte der Mann und sank zurück auf das Lager.

„Er mag von Glück sagen," flüsterte Brinno, „sie waren vom zweiten Geschwader, mit den roten Helmbüschen." „Was meinst du?" fragte Sido — „Die vom ersten — mit den schwarzen Roßschweifen — führen Pfeile, die unfehlbar töten, ob auch langsam, sobald sie nur die Haut geritzt."

Civilis aber sprang nun auf: düstere Glut barg sein Auge. Er streifte vom Finger einen goldenen Ring, — nur widerstrebend wich dieser von der altgewohnten Stätte — legte ihn auf den Herdstein, nahm Brinnos Hammer, den der an den Pfeiler gehängt, herab und schmetterte mit Einem Streich den Ring in viele Stücklein.

„Was that er? Was bedeutet . . .?" fragte der Suebe. — „Es war der Ring der römischen Ritter," erwiderte Ulemer, „der Imperator Claudius hat ihm denselben angesteckt." — „Ja, nach unserm Sieg über die

Siluren," ergänzte Katwald, sich auf den Ellbogen stützend. — „Heil uns," jubelte Brinno. „Nun ist er endlich unser. Jetzt, Gott Donar, reiß' ihn vorwärts."

„Noch nicht Donar," sprach Civilis heiser, tonlos, verhalten. „Erst beim Losbruch. Jetzt — noch lange! — leite mich ein anderer. Jahre-, jahrzehntelange Verblendung, — ich mache sie gut. Ich schwör' es! Ich lasse wachsen Bart und Haar, bis — bis ich ein stummes Gelübde erfüllt. Du aber, Gott der gerechtesten, weil der widervergeltenden Arglist, durchhauche mich mit einem Atem deines Geistes, du — Wodan von Walhall!"

VI.

Wo im grünen Lande der Brukterer die Lippe unter tiefsten Urwaldschatten murmelnd dahinrauscht, da stieg, nahe dem linken, dem südlichen Ufer in schwindelnde Höhe eine uralte, riesige Esche.

Die trug, im Kreis um den Stamm gefügt, ein gar seltsam, ein geheimnisvoll Gezimmer. Erst fünfzehn Fuß von der Erde — bis dahinauf waren die Äste beseitigt, — begann der luftige Verschlag, in zwei Stockwerke gegliedert. Wagrecht über die Seitenäste hin in dieser Bodenhöhe waren rings um den mächtigen Stamm, den fünf Männer nicht umklaftern mochten, dünne Bretter gelegt und gefestigt: sie bildeten den Fußboden des ersten geräumigeren Geschosses.

Fünfzehn Fuß über dem Boden dieses untersten Stockwerks war in gleicher Weise ein zweites, schmaleres, nicht so weit von dem Stamm herausragend angebracht, in das

man von dem ersten auf einer leichten Leiter hinaufstieg: die Öffnung in dem Boden des zweiten, auf der Ostseite des Stammes, durch eine Drehscheibe schließbar, verstattete das Hindurchschlüpfen nur einer schlanken Gestalt.

Fünfzehn Fuß über dem Boden des zweiten Geschosses senkte sich das Dach, dicht an den Stamm gezimmert, nach Nord, Süd und West steil schräg ab, über das untere Stockwerk vorspringend, den Regen außerhalb desselben ablaufen zu lassen.

Noch weit über das Dach ragte der Wipfel des mächtigen Baumes in die Wolkenhöhe: unsichtbar verlor er sich hier: denn die Gipfeläste der niedrigeren Nachbarn schlossen ihn von dem Blicke des am Fuße Stehenden ab: nur der Adler, die ziehenden Wolken und die wandernden Sterne schauten des Baumes geheimnisumrauschtes Haupt.

Aber auch in die beiden Stockwerke drang — unverstattet — kein Blick. Dichtes Segeltuch, dunkelgelb und dunkelrot in dem ersten, lichtgrün und dunkelgrün in dem zweiten Geschoß, an Schnüren an den Ästen hinlaufend und leicht zu- oder aufzuziehen, verhüllte das Innere oder ließ, nach Wunsch zurückgeschlagen, Luft und Licht einfluten.

Der Aufstieg zu dem unteren Gezimmer mochte auch nur durch die von oben herabgelassene Leiter geschehen: war diese aufgezogen, konnte der nicht zu umklafternde und ästelose Stamm nicht erklettert werden.

So bildete der mächtige Baum nicht nur eine luftige Wohnstätte, auch eine Burg, deren Bewohner wider deren Willen nicht zugänglich waren.

Die weitausgreifenden Wurzeln tränkte die Esche in einem schmalen Quell, der, hier ganz nah ihrem Fuß, aus dem dichten samtweichen Waldmoose quoll und eilfertig und leise raunend unter nickendem hohem Farrnkraut seinen

Weg suchte gen Südwesten nach dem nahen Fluß, der von dem Baum aus deutlich zu überschauen war.

Hier, an der Lippe, lag auch die einzige menschliche Siedelung weit und breit. Freundlich lugte unter breitkronigen Linden ein stattlich Gehöft hervor, zu dem offenbar auch die Kähne gehörten, die, an dem linken Ufer an Weidenstümpfen festgebunden, auf dem ziehenden Wasser schaukelten.

In einem kreisrunden Abstand von dreißig Schritten war der Raum um die Esche umgürtet, umfriedet: eine weiße, fingerdicke, zierlich aus Hanf geflochtene Schnur, in Brusthöhe um die Stämme der Bäume oder, wo diese fehlten, um schlanke, in die Erde gestoßene Speerschäfte geknotet, hegte dies Gebiet als ein geweihtes ein: freilich war dadurch der Zutritt nur demjenigen gesperrt, der diese Abwarnung in frommer Ehrfurcht heilig hielt.

Aber solche Scheu schien in der That alles Störende fern zu halten von der Stätte des Weihtums. Tiefer Friede, heiliges Schweigen waltete ringsherum. Kein Schall menschlichen Lebens drang hierher.

Trug der Baum in seinem Gezimmer einen Bewohner, mußte auch der sich wohl gar still verhalten: denn — das bezeugten die Spuren in dem weichen Moose und dem Sand an dem Quell — gar häufig wagten sich auch die scheuesten Tierlein des Urwalds in die Umhegung, die, von Menschen fast nie betreten, das köstlichste Waldgras nährte und die würzigsten Kräuter.

So auch an dem frühesten Morgen dieses aufdämmernden Sommertages.

Noch war der leuchtend helle Glanz des Morgensterns nicht überstrahlt von dem Tageslicht, noch überzog den ganzen Himmel ein nahezu farblos Helldunkel, ein unbestimmtes Grau: nur ganz leise zog sich im fernsten Osten

ein noch kaum sichtbarer schmaler, aber langgestreckter Streif von fahlem Blaßgelb hin: — des Frühlichts erster Strahl. Allmählich, langsam stieg der Streif höher und höher.

Nichts schien sonst geändert.

Aber doch! Während in den letzten Stunden der lauen Nacht nicht die leisesten Lüftchen sich gerührt, die schwarzgrünen ernsten Wipfel der Bäume regungslos emporgestarrt hatten, auch an deren äußersten Ästen, als ob sie den Schlaf der Menschen und der Tiere geteilt, weckte jetzt ganz sacht von Osten her ein kühler Windhauch die Schlummernden. Er küßte zuerst wach die kleinsten, die noch hellgrünen jungen Blätter der Buchen, daß sie, scheu lispelnd und wispernd, hin und her nickten: es kam jenes geheimnisvolle leise tönende Erzittern der Luft, welches, sanft schwingend, das erste Aufsteigen des Sonnenlichts begleitet.

Auch der schmale Waldquell am Fuße der Esche kräuselte unter diesem Hauch seine bis dahin spiegelglatte Fläche: schneller glitten und lauter die kleinen Wellen über die glatten Kiesel in seinem Rinnsal, über das dunkelgrüne Moos der Ufersäume.

Wärmer, kräftiger ward nun das zuerst so bleiche Gelb im Osten: schon ward es leise von einem zarten Rot durchglüht: — der Morgenstern erlosch darin.

Jetzt schoß der erste Lichtstrahl, einem leuchtenden Speere vergleichbar, durch das duftige Gelbrot und traf vergoldend von unten nach oben die höchsten Wipfel der Bäume des Urwalds.

Da erwachte, vom stärkern Wehen des Morgenwinds geschüttelt, auf dem schwanken Ast der höchsten Eiche an dem Strom, wo er für die Nacht aufgebäumt hatte, ein Adler: ein Flußadler war's: er schüttelte zuerst das braune Gefieder, hob dann die mächtigen Schwingen und strich ab mit langsamem, majestätischem Flügelschlag der aufsteigenden

Sonne entgegen: wie Silber blitzten, von unten her von dem Lichte getroffen, die innen weißen Schwungfedern: mit lautem schrillem Ruf „Ka-i, ka-i“ begrüßte er, die kühle Morgenluft einsaugend, das junge Licht und das eigne erneute Leben.

Das blieb der einzige Laut für lange Zeit. —

Denn erst, nachdem die Sonne so hoch gestiegen war, daß ihre Strahlen von oben her auf die Heide trafen, die den äußersten Saum des Waldes gegen den Fluß hin begrenzte, durchdrangen sie die hohen in starkem Tau glitzernden Halme, unter die sich bei dem Einfallen der ersten Abendschatten verstummend die schlanke Heidelerche geduckt hatte: jetzt stieg dies liebe Vöglein, der Frühwach, der Weckherold der ganzen beschwingten Sängerschar, sein helltöniges Lied feierlich orgelnd, freudig in die blauen Höhen.

Nun folgten sie bald nach, die andern alle: die Feldlerche, die Wachtel in dem wogenden Spelt jenes nahen Gehöftes, Waldrotschwanz und Zaunkönig, Laubvogel und Ringdrossel, Fittis, Fink und Häher: von der heiligen Esche selbst aber tönte das Gurren des wilden Taubers herab.

Jetzt fielen von der nächsten Buche die Schalen von etlichen Eckern dumpf aufschlagend auf das weiche Waldmoos: ein Fauchen, ein Kollern, ein Huschen und Jagen in dem heftig schwankenden Gezweig: ein brandrotes und ein schwarzbraunes Eichhorn stritten um den Morgenimbiß. Dann wieder: — alles still. — —

Nach geraumer Weile rauschte es in den dichten Büschen tief im Innern des Waldes: abgefallene dürre Zweiglein, auf dem hier von harten Wurzeln überzogenen Boden knackten, zerbrachen unter festem Tritt: aus der Tiefe des noch dunkeln Gehölzes kam langsam ein Sprung Rehe gezogen: drei Ricken waren es mit je einem Rehkälblein:

genau hielt der Zug den gewohnten schmalen Wechselsteg ein, den sich das Wild hier durch das Gebüsch von Hasel, Hartriegel und Hagebuche gebahnt hatte.

In zögerndem, bedächtigem Vorschreiten führte die älteste, stärkste Ricke: zierlich hob sie den linken Vorderlauf hoch auf vor jedem neuen, prüfenden Schritt: den schlanken Hals zurücklegend, reckte sie die Nase hoch und sog schnüffelnd die Luft ein, windete erst, dann äugte sie nach allen Seiten: zumal, bevor sie den Schutz des letzten Buschwerks verließ und in die sonnenbeschienene Lichtung austrat, sicherte sie nochmal: nichts entging ihr: nicht das hurtige Ziesel, das pfeilgeschwind über die Knorrwurzel der Esche dahinschoß, nicht das leise Auffallen jener Bucheckerschalen auf das Moos, ja nicht der dunkelbraune Käfer mit dem geweihartigen Gehörn, der surrend auf die Rinde einer morschen Eiche flog: erst nachdem sie die Harmlosigkeit des Gesehenen und Gehörten festgestellt, setzte die Leiterin den Fuß nieder und trat, die achtsam folgenden führend, wieder einen Schritt vor; nun standen sie alle im Sonnenschein: wie glänzte da das kurze rotbraune Sommerhaar!

Seltsam: die ausgespannte Schnur hatte sie nicht gescheucht: ohne Besinnen waren sie darunter hindurch geschritten. Und sie schreckten nun auch nicht, als auf der Esche ein Geräusch entstand: die Seitendecken des oberen Gezimmers wurden laut vernehmbar zurückgeschlagen.

Nur Einen Blick warf das Leitreh dorthin, dann schritt es getrost weiter an den Quell: denn hier pflegten sie sich morgens zu tränken.

Ruhig blieben sie an dem klaren Wasser stehen: — nur manchmal hob das eine oder andere Stück zutraulich den Kopf nach oben, dem Schalle zu, als nun hoch von dem Baume her, durch die Stille des Urwalds hin, durch die kühle, reine Morgenluft ein silbernes Klingen wohl-

lautend erscholl: — Harfensaiten waren das. Und nach einigen Griffen sang eine jugendliche hellklingende Stimme: — feierlich, weihevoll schwebte der keusche Ton wie von Höhen des Himmels hernieder:

„Andacht und Ehrfurcht
Euch allen entbiet' ich,
    Gütige Götter!

Wieder mit Wonnen
Des labenden Lichtes
Habet ihr Hohen
Selig gesegnet
Alles, was atmet:
Dank euch in Demut!

Schützet und schirmet
Auch fürder in Frieden
Der breit-brünnigen Brukterer
    Freudiges Volk!

Mir aber, euerer dienenden Maid,
Ihr Ew'gen, erhaltet,
Gehegt und gehütet
Im hehlenden Herzen,
In Weh und in Wonne,
Euer und mein heilig Geheimnis. —

Laßt mich noch länger,
Meinem Volk und den fernen
Freunden zum Frommen,
Erschauernd in Ehrfurcht,
Ahnend erraten
Euern ewig
Weise waltenden Willen
Und für die zögernde Zukunft
Richtenden, rächenden Ratschluß.
Willfährig euch Waltenden
Will sich Wélëda weihn!"

Noch einmal ertönten hier in mächtigerem Anschwellen als zuvor, unter vollen starken Griffen, die Saiten der Harfe: — nun verstummten sie, leise nachzitternd: hoch auf horchten am Quell mit gereckten Häuptern die Rehe. — — —

VII.

Kaum war der letzte Ton der schwingenden Saiten verschwebt, da glitt auf der nun niedergelassenen schmalen Leiter den Stamm der Esche herab eine weiße Gestalt.

Eine Jungfrau war's, schlank, hochragend, stolz.

Sie hob das weiße, von dünnen Fäden matten Goldes durchwirkte langfaltige Wollengewand leicht mit der Linken in die Höhe, wie sie über das stark betaute Waldgras dahinschwebte zu der Tränke der Rehe.

So leise sie auftrat, — die wachsamen Tiere merkten den nahenden Schritt: sie hoben wieder die Köpflein von der rinnenden klaren Flut: aber sie schreckten nicht: die meisten blieben ruhig stehen nnd begannen aufs neue sich zu tränken: die führende Ricke aber und ihr Kälblein trabten der Kommenden entgegen und suchten schnuppernd nach ihrer offenen Rechten: sie hielt ihnen die Handfläche hin und um die Wette leckten die roten Zünglein das eifrig begehrte Salz, das die Hochragende, das Haupt neigend, ihnen darbot.

Nachdem die Tiere des Gewürzes sich gierig erlabt, — auch die übrigen waren allmählich herangekommen und hatten die Spenderin umdrängt — scholl plötzlich aus der Ferne, von der Flußseite her, der schätternde Warnruf des Tannenhähers, des „schwarzen Markwarts“, der gar scharf



Und nach einigen Griffen sang eine jugendliche hellklingende Stimme. Feierlich, weihevoll schwebte der keusche Ton wie von Höhen des Himmels hernieder. (Seite 31)



der Waldmark wartet und mißtrauisch — zum Ärger des Jägers — jeden Nahenden vorverkündet: gleich darauf haftete der scheue Vogel raschen Flügelschlags über die Lichtung hin in das Dickicht des Urwalds.

Sofort, bei dem ersten Häherruf, setzte sich der ganze Sprung Rehe in Bewegung: mit hohen langgestreckten, weitausgreifenden Sätzen flüchteten sie gen Süden, woher sie gekommen. Leicht flogen die Alten über das gespannte Seil hinweg, die Jungen schossen darunter durch: noch nickten und schwankten die obersten Äste der Haselbüsche und schon waren die Raschen weit hinweg, in dem dunkelnden Tiefholz verschwunden. —

Die Jungfrau erhob das Haupt und blickte scharf aus nach Westen, woher der Warnvogel aufgestiegen war. Zwar stand die Sonne hinter ihr: allein der Wiederschein der Strahlen von den weißen Stämmen der Birken und hellrindigen Buchen war so grell, daß er blendete; sie hob daher die linke Hand über die Augen und spähte unverwandt.

Noch währte es geraume Zeit, bis auf dem schmalen Waldsteig, der von dem Gehöft an dem Flusse hierher führte, zwei Männer sichtbar wurden. Sie mußten hintereinander schreiten; der schmale, durch das Dickicht gehauene Pfad bot nicht Raum für zwei, Schulter an Schulter.

Sowie der Vorderste aus dem Gebüsch auf die Lichtung hervorgetreten war, ließ die Einsame befriedigt die Hand sinken und ging dem Nahenden langsam entgegen.

Nun erschien der zweite auf der Waldwiese: einen Augenblick hielt die Jungfrau inne: sie strich mit der Hand über die weiße Stirne: — sie zögerte, aber gleich darauf schritt sie wieder fürbaß, so ruhig wie zuvor; auf einem moosigen Steine, der aus dem Wasser ragte, stieg sie über den Quell auf dessen linkes Ufer.

Jetzt erst traten aus dem dichten Tannicht noch zwei Gestalten, ein ganz junges Mädchen und ein dritter Mann.

Noch vor dem ersten der Nahenden hatte die Jungfrau die Umschnürung erreicht: sie löste die Knoten an einer jungen Erle: langsam glitten die beiden Enden der weißen Schnur zur Erde, den Eingang freigebend.

VIII.

Der vorderste der Ankömmlinge blieb gleichwohl ehrerbietig stehen, bevor er in das geweihte Gehege trat.

„Willkommen, Welo!“ sprach die Jungfrau ermutigend „Den Göttern und Weleda willkommen: du und“ — sie zögerte, dann schloß sie mit leiserem Ton — „und alle, welche du bringst.“

Dem jungen Mann schoß Glut in die Wangen, als er nun, über das Seil hinschreitend, vor sie trat. „O Weleda, — du und die Götter, ihr seid eins,“ sprach er. „Oft mein' ich, du bist aus Asgardh herniedergestiegen in Menschengestalt. Aber irgendwo an geheimem Ort — etwa auf deiner Esche da oben? — hast du dein Schwanenhemd geborgen und urplötzlich entschwebst du uns wieder mit rauschenden Schwingen. Bitte sie, daß sie uns bleibe, Civilis.“

Die Jungfrau richtete nun die großen stahlgrauen Augen voll auf den zweiten ihrer Gäste.

Civilis schritt vor und sprach, ihr ruhig die Rechte hinstreckend: „Ja, wir bedürfen dein.“ Sie faßte schweigend seine Hand und schüttelte sie kräftig.

„Wie zwei wackre Kriegsgenossen,“ dachte Welo, der

den Blick nicht von ihr ließ. „Aber auch schon darum preis' ich ihn glücklich."

Nun war auch das junge Mädchen herangekommen. „Weledamarka!" rief die Jungfrau erfreut. Sie legte beide Hände auf die Schultern der zierlichen Gestalt. „Wie selten zeigst du dich, mein heitrer Sonnenstrahl!"

Die Kleine, etwa sechzehn Jahre alt, reckte sich hoch in ihrem lichtblauen kurzen Leinenkittelchen, das oberhalb der Knöchel endete, griff mit beiden Händen in die Höhe, faßte so Weledas Kinn und streichelte es zärtlich. „O du! — Wer darf sich oft in deine Nähe wagen?"

Jetzt war auch der hinter dem Kinde Schreitende zur Stelle, er erschaute nun ganz nahe die Jungfrau. Da zuckte er: ohne ein Wort zu finden, beugte er ehrfurchtsvoll das behelmte Haupt und drückte die Rechte auf die Brust.

Weleda erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß mit einer Handbewegung, welche auch ihn willkommen hieß, wandte sich und schritt mit Weledamarka voran in der Richtung auf die Esche.

Allein der Fremde zögerte: er vermochte nicht, zu folgen. Welo bemerkte es, und die Mädchen mit Civilis voraufgehen lassend, trat er auf jenen zu. „Was ist dir, Sido? Traf dich Elbengeschoß?"

Aber der Suebe schüttelte den Kopf. „Das," — sprach er langsam, mit dem Finger deutend — „diese dort! — ist kein irdisch Weib!"

„Doch! Meine Base! Meines eignen Vatersbruders Kind. Aber freilich — anders ist sie als alle andern. — Komm, du kannst nicht einwurzeln hier."

Nur langsam folgte der Fremde. „Als ihr Auge mich traf," — begann er leise — „wie ein blitzender Stern! — drang der Blick mir bis in den Grund der Seele. Wehe, wer vor dies Auge träte, Unreines in seinen

Gedanken! Er müßte vor Scham vergehen. — Und jener Mund — so streng, so stolz wie Friggas Lippen und doch wie Freias Lippen so wonnig! Und schau' nur dies Haar! Wie es, von dem Wirbel frei herabflutend, über Nacken und Schultern und Rücken weit über den Gürtel bis an die Kniekehlen reicht! Nie sah ich solche Farbe. Gold vergleichen wir sonst das lichte Gelock unserer Frauen: aber dies ist ja fast weiß, so sonnenhell! Und welch' kräuselnd Geriesel in dem weichen Gewoge! Und die schlanke jungfräuliche, königliche Gestalt! Und der schwebende Schritt! Einer Welle vergleichbar rauscht sie heran und schwebt sie hinweg. Und —"

„Laß ab, Suebe! Du reizest mich, du ergrimmst mich mit deinen beredten Worten, ohne es zu ahnen. Ich, . . . auch ich sehe das alles, sah es, seit — seit ich kein Knabe mehr bin! All' meine Gedanken weilen ja bei ihr: — unablässig! — Bei diesem wunderbaren Mädchen, mir so nah an Blut, so nah an Wohnsitz auch und doch so unerreichbar fern wie Freias Stern!"

„Du hast ihr's nie gesagt?"

„Weleda — ein Mann von Liebe sprechen!"

„Nun, sie ist doch nicht Priesterin! Und wäre sie's — erst vorige Sunnwend hat die Priesterin der Tanfana sich vermählt. Nichts steht im Wege."

„Das freilich nicht! Allein — schau' sie nur an! Wer darf sich ihrer würdig achten? Ihr Auge — ich möchte es nicht sprühen sehen, spräche ihr einer von Kuß und Umarmung! — Sie! — Ich glaube der Götter einen trägt sie im Herzen: der mag ihr oft wohl nahen in ihrer Waldeseinsamkeit. Denn daß sie fühllos, — glaub' ich nicht! Zuweilen, wann sie sich unbeachtet glaubt, seh' ich ihr Auge, dies stolze kühle Auge so verträumt blicken, so sehnend, so —"

„Ich schlag' ihn tot, der sie gewinnt!" brach der Suebe los.

„Das wäre zunächst mein Recht, des Muntwalts der früh Verwaisten," lachte Welo. „Aber ich sorge, uns beiden käme zuvor — ein dritter."

„Wer? — Sie spricht so eifrig mit Civilis dort: — der etwa?"

„Behüte! Der denkt nur an sein Volk, und jetzt an Rom und Krieg. Er hätte ja längst werben können um sie. War sie doch die nächste Freundin seines Weibes, das sie getreu gar lange Zeit gepflegt in seiner Halle. Jahrelang ist er schon Witwer. Beide denken nicht daran."

„Nun, wer sonst?" — „Brinnobrand!" — „Der Narr?" — „Nenn' ihn nicht so! Und darin vollends ist er kein Narr, der arme Junge. Er hat sie geliebt, bevor er das Gift trank. Und was alles auch sonst der Trank ihn vergessen machte, — nicht dies Gefühl. Und er hat eins — mit dir gemein! — was mir fehlt," schloß er seufzend. — „Das ist?" — „Das Lied! Die Kunst des Sanges. Jawohl! Man weiß, Königssohn, daß du vor andern trefflich Liedstäbe findest: — das that, das thut auch jetzt noch — obzwar oft wirr und kraus, — Brinnobrand. Schau, als du vorhin so rasch von ihr geredet: — ich beneidete dich darum. Ich fühl's, ich seh's, ich trag' es umher — all' das! — bald fünfzehn Winter lang und kann's nicht sagen: und du siehst sie zum erstenmal und triffst die rechten Worte für sie!"

„Aber sprich — wie kann sie — hier — mitten im Walde — leben?" — „Ich sorge für sie. Ich und die Schwester. Wir tragen ihr — von Zeit zu Zeit — zu, was sie braucht." — „Jedoch — dies unvergleichbar schöne Weib — einsam — in dieser Wildnis — ohne Schutz?"

„Kein Römer kann," erwiderte Welo — „von Westen her — auf viele Meilen nahen, ohne daß unsere Späher an den Grenzhagen es merken und eilfertig nach rückwärts in die Gaue melden. Und der Mann — von Germanengeblüt! — lebt nicht, der an Weleda die Hand zu legen wagte! Nicht in die Umhegung tritt ein Fuß, ohne ihr Verstatten! Jeder würde fürchten, von den Göttern sofort niedergestreckt zu werden."

„Aber die wilden Tiere? Bär und Auerstier und Wolf?"

„Noch nie ward sie bedroht. Sie scheueu die weiße Schnur. Die Götter fügen's wohl. Auch würden wir im nahen Welhof ihr Notzeichen hören: den Schlag der Axt an das Gezimmer auf dem Baum."

„Jedoch im Winter —?"

Welo schüttelte den Kopf: „Erst, wann Paltar siegreich eingezogen in den Lippe-Gau, zieht auch sie zu Walde. Und mit den fallenden Blättern ihrer Esche steigt auch sie herab."

„Und dann? Lebt sie einstweilen, du Glücklicher, unter dem Dache deiner Halle!"

„Daneben. Wenige Schritte davon ragt ein alter Turm, wohl als Spähwarte einst von den Ahnen gezimmert, den Fluß hinabzuschauen. In diesem Turme verbringt sie die rauhe Zeit, ebenso einsam, wie auf dem Baume die milde.

„Und that sie immer so?"

„Doch nicht. Erst seit sie sich ganz dem Dienst der Götter geweiht. Seit zwei, drei Jahren. — Aber schreite nun rascher aus: Civilis winkt: wir sollen hören, was das Ergebnis seiner Zwiesprach mit der Seherin."

IX.

Alsbald ließen sich nun auch Welo und der Markomanne neben den andern nieder auf einer der schlichten Holzbänke, die nahe der Esche im Halbkreis gezimmert standen um einen mächtigen runden Tisch: das war ein Eichenstamm, wagerecht durchsägt und bedeckt mit einer schwarzen Schieferplatte, die mit einigen alten Schildnägeln in dem Holz befestigt war.

„Dies ist er, von dem ich dir gesagt," sprach Civilis, „Sido, der Sohn Garibrands, des Markomannenkönigs, in dem fernen Bajuhemum."

„Willkommen, Kampfgenoß!" nickte die Jungfrau.

Er errötete; dann strich er rasch über die heiße Stirn und sprach: „Oh Jungfrau, wie gerne würd' ich's werden! — Allein . ."

„Du weißt noch nicht, ob dein Vater, dein Volk, bisher mit Rom in Frieden, wann du nun zurückkehrst in König Garibrands Halle, dir beipflichten, dir folgen werden? Nicht wahr, das wolltest du einwenden? Ich aber sage dir Jüngling: sie werden dir willfahren! Neben Batavern und Brukterern werden die Sueben kämpfen. Schon seh' ich dich: an des Civilis Schildseite stehst du: — du hebst den Speer zum Wurf: — er fliegt, er trifft — und der Centurio fällt."

Sie sprach, ohne einen der Anwesenden zu beachten: zwischen ihnen durch in weite Ferne schien sie zu blicken. Erschauernd schwieg der Jüngling: das Herz schlug ihm gewaltig.

„Wahrlich," sprach Civilis, „der Geist der Weissagung spricht aus der wunderbaren Maid. Sie schaut das Künftige, ja, sie hört, was geschieht in der Ferne. Ich wollte

ihr berichten, was wir in Brinnos Halle beschlossen: — sie aber unterbrach mich gleich und sie — Sie! — erzählte mir, was dort geschehen!"

„Ja, sie weiß alles!" rief mit leisem Grauen Weledamarka.

„Nicht Wodan selbst weiß Alles!" erwiderte sie kopfschüttelnd. „Wer alles wüßte — alles! — der müßte wohl dran sterben" sprach sie langsam und traurig vor sich hin. „Nur Einzelnes — Stückhaftes — Trümmerhaftes ahn' ich, errat' ich," fuhr sie nun wieder lebhafter fort. „Ist wahrlich nichts Wunderbares daran! Ich meine, alle Menschen müssen also erraten können, steigen sie nur — wie ich — in der Stille der Einsamkeit nieder in die Tiefe der Seele!" Sie verstummte nachdenklich.

„So war sie schon als Kind," bestätigte Welo. „Oft hat's mein Vater erzählt. Abseit der andern spiele sie, wanderte weit im Wald umher oder saß allein am rauschenden Fluß auf dem schaukelnden Nachen, im nickenden Schilf: — saß und sann."

„Ja. Und gar Manches erriet ich und errate ich so, was die andern nicht finden in dem Lärm des Geredes um sie her, oder auch in der Hast und Hitze der eignen Seele, die so Vielerlei begehrt. Ich — ich begehre — für mich — nichts. Ich lege, soll ich ein Kommendes erraten, mir still zusammen in meinen Gedanken, was ich von dem Gewesenen weiß, von den Ursachen: dann schließ' ich die Augen und frage mich scharf: „Welch' Bild von dem Kommenden schaust du? Was wird nun werden?" Ach! Oft und oft versagt mir die Antwort! Aus wogenden, ziehenden Nebeln, aus grauen Schatten will kein Bild aufsteigen, faßbar dem Blicke. Zuweilen aber schießt mir die Glut aus dem Herzen in die Stirn, mir pochen die Schläfe, es ergreift mich, dieweil ich erbebe, der Gott, und

ich schaue ganz klar, was in der Ferne geschieht, was in der Zukunft geschehen wird."

Alle hatten mit Ehrfurcht zugehört.

„Ja," sprach Civilis, „etwas Heiliges, etwas Weissagerisches wohnet im Weibe. Näher als der Mann steht ihr zarter, reiner Sinn dem Himmel: ahnungsvoll erfassen sie der Götter Willen und des Schicksals Weben. Welche aber von allen Mädchen oder Weibern, die ich kenne, gliche Weleda an Reinheit und Hoheit der Seele, ihr, der nie irdischer Wunsch das Herz bewegt hat? Deshalb nicht wie Mann dem Weibe nahe ich dir mit meinen Gedanken, wann du mir fern, oder mit den Augen, wann du vor mir stehst. Nein, wie wir aufschau'n zu den Sternen, die, wunderklar, doch kühl und fühllos, auf uns hernieder leuchten."

Die Jungfrau senkte die langen blonden Wimpern. Nach einer Weile begann sie mit kaum merklichem Lächeln: „Nun, diesmal war es nicht schwer, zu erraten, was in Brinnos Halle geschehen. Ich kenne dich seit vielen Jahren, Claudius Civilis. Viel tiefer kenn' ich dich als du dich selbst. Denn stets nur in deines Volkes Heil versenkt, hast du dir nie Zeit gegönnt, dich selber zu erforschen. Ich aber hatte Zeit genug dazu, viele Winter, in deinem Haus, in langen Nächten, am Lager der Kranken, als deines armen Weibes Pflegerin. Und später manchen langen Sommertag hier in der Einsamkeit meiner grünen, leise rauschenden Wipfel. Ich kenne dich wie — wie nur die Götter noch dich kennen! Und auch den einzigen, den großen Irrthum deines Lebens: deinen Glauben an Rom! Viele Stunden, wache Nächte lang habe ich dir diesen Wahn bekämpft . . . ."

Verwundert sah Civilis auf.

„Nicht laut! Nicht in Worten mit dir streitend — ich

mit dir! wie könnte das geschehn! — Aber unablässig in meinen stillen Gedanken. Und ich wußte lange, wie alles kommen mußte. Denn ich wußte ja: dein Höchstes — ja dein alles — auch schon bevor Imma starb! — was allein dich erfüllt, ist dein Volk. Und ich wußte auch: einst erkennst du der Römer wahres Wesen. Denn Rom zu erraten und zu hassen" — hier blitzte ihr graues Auge zornig, drohend auf — „das haben mir die Götter als Angebinde in die Wiege gelegt."

Staunend fragte der Fremdling: „Aber erkläre mir! Wie kommt es, daß du, die Jungfrau, die fern von den Kämpfen, auch von dem Rate der Völker lebt, so tiefen, ahnungsvollen Haß gegen Rom hegst, so alldurchschauendes Mißtrauen auch in die Freundesworte Roms, während andere — Männer, des Krieges und des Rates, Männer, welche die Stadt am Tiber selbst kennen gelernt . ."

Er stockte.

„Sag' es nur, Freund," sprach Civilis, „während Claudius Civilis sich jahrzehntelang verblenden ließ. Sie ist überlegenen, männlichen Geistes!"

„O wahrlich nicht!" rief Weleda schmerzlich. „Ich, männlichen Geistes — dir überlegen? Welch unmöglich Wort! — Nein, der Haß, der Argwohn, die böse Ahnung haben sehr einfachen Grund. Ich war ein Kind von sieben Wintern — das sind nun achtzehn Jahre. — Mein Vater hatte kurz vor dem Feste der Göttin Ostära mit den Römerfeldherren zu Asburg nach langen Kämpfen als Richter seines Gaues — des Lippe-Gaues — Friede geschlossen: feierlich, bei ihren Göttern Jupiter und Mars, vor ihren Adlern, hatten die Legaten ihn beschworen, wie die Unsrigen bei Wodan und Tius auf ihre Waffen. Ein fröhlich Fest vereinte zum erstenmal nach vielen Jahren banger Kriegszeit in der Ostaranacht die Edelinge und die Richter unseres

Gaus und der Nachbargaue in des Vaters Halle. Da plötzlich — nach Mitternacht — wir Kinder schliefen längst — furchtbarer Waffenlärm, die Tuba schmettert, Schreie der Wut, bald der Schmerzen gellen in unser Ohr, schon schlägt Flammenschein in unser Schlafgemach, die Mutter, meine ältere schöne Schwester und meine beiden Brüder, noch nicht waffenreif, und ich fliehen aus der Tennenthüre in den Wald; aber weithin leuchtet die Lohe unseres brennenden Hauses; es ist von Reitern umstellt, rasch haben zwei davon uns eingeholt: nach der Schwester, nach der Mutter greifen sie zuerst, bei den Haaren wollen sie die Schreienden mit fortschleppen, die beiden Knaben fallen den Gäulen in die Zügel, — ach! vor unseren Augen werden sie erstochen, die Schwester wird fortgeschleppt, der Mutter gelingt es, sich loszureißen, sie faßt mich am Arm und wir entkommen in den Wald. Den Vater hat der Legat — ein treuer Knecht, der schwerwund, für tot, neben ihm niederfiel, hat's uns berichtet! — mit der eignen eidbrüchigen Hand auf unserer Schwelle erschlagen. Die Mutter flüchtete hierher, zu ihren Gesippen, den Welingen. Hier zog sie mich auf: — und in welchen Gedanken, in welchem Gedenken! Im Haß gegen Rom. Öfter als alles andere hörte ich sie die Geschichte jener Nacht voll Flammen und Mord mir und den andern erzählen. Sie ließ mich Haß und Rache schwören gegen Rom. Es war von Überfluß! Im Traum und Wachen sehe ich die Flammen aus unserem First schlagen, die Knaben blutend stürzen, die Schwester am Haar neben dem Rosse dahingeschleift, ich höre ihr jammerndes Wehegeschrei mitten durch das dumpfe Siegesgeschmetter der Tuba. Ah, ich seh' und hör' es jetzt und ich erbebe: nicht vor Schmerz mehr, nein, vor Zorn." Sie schwieg, heftig atmend, und ihr stolzer Busen wogte.

„Und so überragte," klagte Civilis, „das Mädchen jahrelang den reifen Mann!"

„Daß aber in der Stunde solcher Erkenntnis in dir aufwachen werde der schlummernde Wodan: — das wußte ich auch. Und als mir nun von seiner Fähre her Welo die Nachricht brachte, — er hatte einen Amsivaren übergesetzt, der aus römischem Solddienst in die Heimat zurückkehrte — was am Tiber geschehen war, wie sie die Verträge zerrissen, — da wußte ich auch, was in Brinnos Halle Civilis thun werde, sobald er das vernahm."

„Ja," sprach dieser nachdenklich vor sich hin, „du kennst mich gut." — „Wen sollte Weleda kennen, wenn nicht dich? Wer sollte dich kennen, wenn nicht Weleda?" — „Und du billigst alles, was ich that?" — „Du mußtest thun, wie du gethan."

„Und nicht wahr," rief Welo lebhaft dazwischen, „wir werden siegen?"

Mit großen Augen, unwillig fast, sah die Jungfrau ihn an. „Unnütze Frage!" — „Warum unnütz?" — „Weil ihr doch thun müßt, wie ihr thatet, thut, thun werdet, auch wenn's euch vorbestimmt ist, darüber unterzugehen."

„Das ist ein dunkel, ja ein düster Wort!" erwiderte Welo, die dunkelblonden Locken schüttelnd.

„Die Zukunft ist dunkel, Vetter. Nur einzelne Blitze — zuweilen — erhellen davon der Seherin ein Stück. Kämpft, weil ihr müßt, — siegt, wenn ihr könnt." Sie stand erregt auf; alle erhoben sich.

Civilis trat mit dem Mädchen ein paar Schritte zur Seite. „Mir genügen diese deine Worte," sprach er. „Aber den andern? Der Menge? Soll dieser Suebe daheim nicht Helleres, Siegfreudigeres aus Weledas Mund berichten? Willst du nicht die Runenlose werfen? Es wäre gut, der Markomannen Speere zu gewinnen."

Sie nickte. „Dazu bedarf's der Runen nicht. Sparen wir die Fragen an die Götter für die Not. Nicht oft wollen sie ausgeforscht sein. Am rechten Ort, zur rechten Stunde werde ich damit nicht zögern. Die Sueben aber ..." Sie brach ab und schritt, Civilis winkend, ihr zu folgen, zu den übrigen.

„Du hast alles gehört," sprach sie laut, „Sido. Du bist, rühmt man, ein Harfner, bist ein Sänger. Der aber ist kein Sänger, der kein Held."

„Dank, Jungfrau, für dies Wort!" mit leuchtenden Augen rief er's.

„Wohlan, wollen die starken Markomannen uns allein ringen lassen wider Rom? Glaubt nicht, ihr seid sicher, weil ihr ferne wohnt. Das fressende römische Feuer, — wie Waldbrand in dürrem Holz wird es auch euch ergreifen, sind die vordersten Stämme den tötenden Flammen erlegen. Austreten muß man sie, bevor sie Raum gewinnen."

„Das sind nicht Mädchenworte," sprach Civilis, „das ist Königsweisheit."

„Euch ruft die eigne Gefahr," fuhr Weleda lebhafter fort, „und lauter noch die Ehre, die Heldenpflicht! Wollt ihr müßig unseren Kämpfen zusehen, weil ihr — noch eine Weile! — sicher seid? Du hast's gehört: ich sah auch dich in dem Bilde, das Wodan mir enthüllte: neben Civilis standest du — es flog dein Speer — er traf. Sprich, Harfner, Königssohn, — willst du Weleda Lügen strafen?" Flammen blitzten ihre Augen auf den Jüngling.

Da warf sich der leidenschaftlich, hingerissen, vor ihr nieder auf ein Knie, riß das Schwert aus dem Wehrgurt, reckte es hoch gen Himmel und rief: „Dein ist mein Volk, wie dieses Schwert! Ich schwöre: ich bringe dir die Markomannen."

X.

In der Stadt Langres, — damals Andematûnum — dem Hauptort der gallischen Völkerschaft der Lingônen, ragte als das stattlichste Gebäude der Tempel des Apollo Grannus hervor, einer — nach der Sitte der Zeit in jener Provinz — aus römischen und keltischen Vorstellungen zusammengewachsenen Gottheit des Lichtes. Wie der Gott selbst zeigte seine Verehrung, sein Dienst und sein Tempel eine aus jenen beiden Bestandteilen zusammengesetzte Mischung.

Das Gebäude, errichtet auf einer mäßigen Anhöhe, ziemlich in der Mitte der von hohen Mauern umschlossenen Stadt, stellte sich zunächst dar als ein griechisch-römischer Monóptĕros: auf mehreren Stufen stieg man hinan zu nur Einer langgedehnten Stellung jonischer Säulen von weißgelbem Marmor aus den Brüchen der Pyrenäen —: dieser Vorbau erwies sich aber bald als neu hinzugefügter Schmuck: der Tempel selbst, auf der Krone des Hügels, paßte recht schlecht zu solch edler Einführung: es war ein kreisrunder, ziemlich enger, aus schlecht gebrannten Ziegeln, ja aus rohem verhärteten Lehm ungefüg aufgetürmter, hoher, turmähnlicher Bau, ohne Dach, gegen Regen und Schnee nur durch Lederhäute, die man wagerecht darüber spannen konnte, zu schließen, mit wenigen, schmalen Ritzen in den Wänden, die statt der Fenster dienen sollten: es mußte ziemlich dunkel sein in dem Heiligtum, das sich finster und barbarisch von den edeln hellenischen Säulen abhob.

Unschön und außer Verhältnis zu dem engen, steil aufsteigenden Hauptgebäude dehnten sich, zu beiden Seiten unmittelbar darangebaut, ziemlich niedrige Nebenräume in die Länge: das Wohnhaus des Oberpriesters, die Kammern,

in welchen die Geräte für den Gottesdienst, die Ställe, in welchen die Opfertiere, auch der Kerker, in welchem die zum größten, heiligsten Opfer bestimmten Menschen verwahrt und gehütet wurden.

So roh und plump das Haus des Oberpriesters von außen erschien, — ein garstiger Lehmbau, vielfach mit eingefügten Ziegeln geflickt: seltsam nahm sich darauf in fingerdicken Goldbuchstaben die Inschrift aus: „dies sind die Wohnungen des gottähnlichen Oberdruiden" — die Innenräume prunkten in römischer Einrichtung mit reichem, nur allzureichem Schmuck. Das barbarische Unmaß, der alte keltische Ungeschmack, der in der Übertreibung bunten gleißenden Flitters, in der wahllosen Vergeudung der edlen Metalle, der teuersten Stoffe sich gefiel, hatte hier schrankenlos gewaltet.

In dem niedrigen Speisesaal hatte der Hausherr wenige vertraute Freunde zum Abendschmause versammelt. Die Wände des viereckigen Raumes waren bekleidet mit dem kostbaren synnadischen Marmor, dem „Pfauenstein" weiß und veilchenfarbig gefleckt, während die kurzen dicken Säulen, welche die getäfelte Decke von undurchsichtigem kameenartig geschliffenem weißem Glase trugen, aus honigfarbenem asiatischem Alabaster ziemlich plump gehauen waren.

Ein starker Duft schwerer Weine und allzuvieler um die Säulen gewundener und über die Kissen verstreuter Blumen zog lastend durch das Gelaß: darein mischte sich der Dunst von indischem Räucherwerk, das man, anstatt in wenigen Körnern, mit vollen Händen auf die deshalb trüben Flammen der brennenden Kandelaber aus Elfenbein mit flachen Schalen von Schildpatt gestreut hatte.

Die Gesichter der Versammelten glühten, von erhitzenden Weinen gerötet: die Epheukränze um die Schläfe schienen wenig geschützt zu haben vor den Kräften des Bacchus.

Am wenigsten erregt war der Hausherr, ein Mann von noch nicht sechzig Jahren. Er hatte das safrangelbe, von Gold, Silber, Perlen und bunten Edel- und viel zahlreicheren Halbedelsteinen strotzende Priestergewand auch bei diesem vertraulichen Schmause nicht abgelegt: es barg, so weit es flutete, kaum den mächtigen, aber viel mehr fettgepolsterten als muskelkräftigen Körper. Die geistlosen großen Züge waren gedunsen: die glanzleeren Augen mußten sich anstrengen, einen schärferen Blick zu werfen. Aber dies geschah oft, zu oft: denn offenbar hatte der Oberpriester eine ganz ungemein hohe Meinung von sich selbst und seiner Wichtigkeit für das Weltall: und es war wahrlich nicht seine Schuld, wenn die übrigen Sterblichen diese Meinung nicht teilten. Denn jede seiner Bewegungen ward — auch jetzt, auch hier — feierlich ins Werk gesetzt, das geringfügigste Wort ward so nachdrucksvoll gesprochen, als bringe es eine zukunftsvolle Weissagung und die armen, tief in den fetten, glattgeschorenen Wangen steckenden Augen wurden dann gewaltsam aufgerissen, ohne doch dadurch, wie sie sollten, bedeutsamer zu blicken. Die Kahlheit des dicken, runden, kurzen Kopfes verbarg sorgfältig ein Kranz von Mistelblättern aus dünnen Goldblechen, die bei jeder Bewegung laut, aber mißtönig — „scheppernd" — aneinanderschlugen.

Ihm zunächst auf der mit dunkelroter Halbseide überzogenen Kline lag ein Mann von etwa dreißig Jahren, dessen dunkelbraunes künstlich gekräuseltes Haar so süßlich nach Chiossalbe roch, daß die ihm gegenüber ruhende Hausfrau das Antlitz jedesmal zur Seite kehrte, so oft er sich ihr näher zuwandte. Seine Gewandung trug ein seltsam Gemisch von kriegerischem Gepräng und von Stutzerhaftigkeit. Die weichen Sandalen von indischem Gewebe, an der Verschnürung über dem Rist von Perlen zusammen-

gehalten, mochten sich wundern über die Nachbarschaft von ehernen Beinschienen, die freilich auch sehr fein gebildete korinthische Arbeit aufwiesen und offenbar mehr zum Schmuck als zum Schutze dienten. Mitten im tiefsten Frieden trug der Held einen reich versilberten Römerhelm mit stolzgebogenem dräuendem Kamm: ein Medusenhaupt prangte auf dem Stirndach und der Busch von grellrot gefärbtem Roßhaar war nur allzu fürchterlich geraten. Er hatte den Helm beim Eintritt auf dem Kopf behalten — verlängerte er doch erheblich die kaum mittelgroße Gestalt — und erst später auf ein Polster gelegt; der kriegerische Busch roch nach derselben süßlichen Salbe wie sein Haar.

Der zweite Gast, etwas jünger als der Hausherr, nahm es mit der Aufgabe des Schmauses offenbar ernster als die übrigen: ja, er setzte denselben auf eigne Faust fort. Während die zahlreichen buntgekleideten Sklaven die Eßschalen und die Trinkgeräte hinaustrugen, war es diesem Dickbäuchigen gelungen, unbeachtet einen mächtigen Silberkrug schwarzroten Weines, einen Schildpattbecher und eine Pastete mit gemästeten Drosseln auf dem Estrich hinter seinem Ecksofa zu bergen; und während die andern sich in das Gespräch vertieften, vertiefte er sich, listig schmunzelnd, immer wieder in Speis' und Trank; die klugen Augen blinzelten lustig in die Welt und der wohlgebildete Mund, dem ein überlegenes witziges Lächeln gut stand, war offenbar gewohnt, nicht nur Feines mit Behagen zu speisen, auch mit Behagen Feines zu sagen.

Den drei Männern gegenüber lag auf einer alleinstehenden Kline nachlässig, verführerisch hingegossen ein prachtvoll schönes, beinah zu üppiges Weib.

Nicht eben viel von den schwellenden Formen, von dem milchweißen Fleisch verhüllte das reiche Gewand aus dunkel-

gelber Vollseide von „Sina“. In der Mitte des Busens schloß es ein handbreites Geschmeide von glühend roten Rubinen, während eine Kette der gleichen Steine den vollen Hals und Nacken umzog. Das starke, etwas dickfädige Haar von tiefstem Schwarz war gegen den Wirbel hinaufgekämmt und bildete hier einen hohen turmartigen, nach oben sich verjüngenden Aufbau; eine Schnur glänzend weißer Perlen durchzog das dunkle Geflecht, das, fiel von den ragenden Standleuchtern das Licht der Fackeln darauf, wie Rabenfittiche ins Dunkelblaue, ins Schwarzblaue zu schillern schien. Das berauschend schöne Weib lehnte den linken Ellbogen auf die Seitenwand der Kline, von deren Veilchenfarbe ihr Gewand sich leuchtend abhob, und stützte das mächtige Haupt in die offene Hand. Der weiche, sehr volle Oberarm war von den fingerdicken Windungen einer gediegen goldenen Schlange mit Diamantaugen viermal umschlungen.

Der Anblick der stolzen Frau war überwältigend.

Schade, daß der Ausdruck des Gesichtes dies prachtvolle Geschöpf weder gut noch glücklich erscheinen ließ.

Auf der niedrigen flachen Stirn war — vor der Zeit — eine leise Falte eingegraben zwischen den streng regelmäßig geschwungenen schwarzen, nur ein wenig zu dichten Brauen, die Flügel der starken geradlinigen Nase zuckten manchmal in nicht ganz zu verhaltender Erregung: der üppig schwellende Mund stand oft leicht geöffnet, wie in unbefriedigter Erwartung; die mandelförmigen schwarzen Augen, schwimmend in bläulichem Weiß, sahen unter den langen, nach aufwärts gebogenen Wimpern ins Leere: Keiner der Anwesenden offenbar beschäftigte den Blick oder die Gedanken — oder das Träumen? — der Schweigenden. Lang ausgestreckt ruhte ihr rechter Arm in ihrem Schoß: dies Weib litt offenbar: — wenn auch nur unter der

Gleichgültigkeit gegen alle Dinge und alle Menschen, die es umgaben.

So achtete sie es auch nicht, daß die Augen der einzigen noch anwesenden Frau gespannt, bewundernd auf ihr ruhten. Diese hatte sich von der Tafelkline erhoben und saß nun auf einem niederen Stuhl auf der andern Seite des Saales. Ihr Gewand war schlicht, — schmuckleer, das glanzlose Haar trug weder Geschmeide noch festlichen Kranz: unvorteilhaft zeigte sich darin die unscheinbare Gestalt: die Züge waren nicht unschön, aber auch durch nichts ausgezeichnet: nur manchmal erhielten sie einen ganz eigenartigen Ausdruck, wann sie die seelenvollen braunen Augen voll aufschlug: dann belebte sich das blasse magere Gesicht: es schien dann wie vergeistigt, wie verklärt durch ein Licht, das, sonst streng geborgen, nun sieghaft aus der Tiefe ihrer Seele brach. Nach langem stummem Betrachten des üppigen Weibes seufzte sie unhörbar: „Wie schön sie ist! O nur einen schwachen Schimmer davon! . ."

Sie war so ganz in Schauen und Sinnen versunken, daß sie erschrak, als der Hausherr sie ansprach: sie errötete, das ließ dem zarten Gesichtchen gut: „Nun, Epponina? Wieder ganz bei ihm mit all' deinen Gedanken? Auch wann du meine Frau anschaust —: du denkst dabei doch nur an Sabinus."

Die Aufgestörte zuckte leise: sie warf einen raschen Blick aus den schüchternen Augen auf die Hausfrau, besorgt, wie diese die Worte ihres Gemahls aufnehmen werde.

Aber sie schienen auf diese gar keinen Eindruck gemacht zu haben; kaum merkbar hob sie das volle, weich gerundete Kinn: um die aufgeworfenen Lippen zog etwas wie Geringschätzung: oder war es ein verhaltnes Gähnen?

Epponina strich die schlichten hellbraunen Haarflechten zurück und schwieg.

„Jawohl, Gutruat," rief der jüngere der beiden Gäste an dem glatt gesalbten schwarzen Schnurrbart zerrend, „du hast recht. Es ist unerhört! Zehn Jahre bald ist sie sein Weib und noch immer liebt sie ihn! Ganz altmodisch! Urväterlich!"

„Ja, ja," lächelte der andere Gast, die klug geborgne, jetzt leere Silberschüssel zur Seite schiebend, „ganz Penelopeia! Aber ich besorge," — fuhr er mit wohlwollendem Mitleid fort, — „ihr Odysseus hat schon mehr als Eine Kalypso entdeckt."

Die scheue Frau erbleichte.

„Deine Mastdrosseln, o du apollähnlicher Vertrauter des Lichtgotts," fuhr der Dicke fort und schickte dem letzten Bissen einen herzhaften Trunk Weines nach — „sind die saftigsten in ganz Gallien, Hispanien und Italien. Das Geheimnis ihrer Bereitung ist unter all' deinen Priestermysterien das wertvollste."

„Lästre nicht, Tutor," schalt der Hausherr mit erhobnem Finger; aber er lächelte, geschmeichelt.

„Ja doch," fuhr der Gewarnte fort. „Auch dir selbst das heiligste, so will es scheinen. Beim Opfer am Altare des Grannus läßt du dich gar gern vertreten durch deine dienenden Priester: — bei der Bereitung der Drosseln fehlst du nie an dem Altare — deiner Küche."

„Du mußt immer witzeln," meinte Gutruat.

„Wenn ich nicht den Mund von Besserem voll habe als meine Worte sind. Begreiflich! Was urteilte Cato von uns Galliern? In zwei Dingen seien wir ausgezeichnet: in feurigem Kampfesmut und in witziger Rede. Da nun der Ruhm der Trevĕrer, dieser Classicus da, und der Stolz der Lingonen, Epponinens waffenrasselnder Gemahl, alles Heldentum — oder wenigstens dessen Gepräng! — vorweg

genommen, blieb mir Armen nur der Trost meines magern Witzes und meiner fetten Mahlzeiten."

Da tönte draußen auf dem Marmorestrich der Vorhalle ein rascher Schritt. Epponinas Auge heftete sich sofort an den blauen Vorhang des Eingangs.

„Ei, wie sie seinen Gang kennt! Wie sie rot wird vor Wonne!" lachte Classicus.

„Auch Claudia," meinte Tutor, „errät ihres Eheherrn Schritt. Aber sie erträgt mit mehr Fassung die Freuden seines Nahens." Und sein Blick auf die Hausfrau war nicht sehr freundlich.

„Ja, das ist Sabinus," nickte der Priester, „er versprach, gleich zu kommen, sowie der Legat ihn entlassen."

XI.

Da ward der Vorhang heftig zurückgeschlagen und hastig trat er ein, Epponinens Gemahl.

Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit hübschen, etwas weichen Zügen und unruhigen dunkeln Augen. Das allzu lebhafte Spiel seiner Mienen kam nie zur Ruhe und er begleitete seine Rede mit raschen Bewegungen der Hände oder einzelner Finger.

Bei seinem Eintritt schlug Claudia zum ersten Mal die Augen voll auf: sie fing seinen ersten Blick: es war nicht schwer, denn dieser Blick hatte sie gierig gesucht.

Tutor bemerkte das scharf: „der Lichtgott macht seine Priester blind, so scheint es," brummte er, „und taub dazu."

Epponina hatte es klar gesehen: auf sie war kein Strahl dieser unsteten Augen gefallen.

Sabinus eilte, niemand begrüßend, sofort in die Mitte des Saales. „Gutruat,“ rief er, „ich habe deine Sklaven aus der Vorhalle fortgewiesen!“

„Meinetwegen,“ meinte Tutor, „es giebt doch nichts mehr hereinzutragen; auch wär' mir's kaum noch eine Wohlthat.“

„Denn was ich — ich allein! — erkundet,“ fuhr Sabinus eifrig fort, „was ich euch berichten will, was wir jetzt zu beraten haben, verträgt keinen Lauscher. Freue dich, Claudia Sacrata! Die große Stunde naht. Roma versinkt und Gallia erhebt sich im Triumph zu Freiheit, Ruhm und Macht. Das Weltall blickt auf uns!“

Er sprach gar schnell und hitzig; nun drückte er die Linke auf die Brust und reckte die Rechte mit ausgespreizten Fingern in die Höhe.

„Du kommst also von Hordeonius?“ fragte Classicus. — „Hat er Nachrichten aus Rom?“ forschte der Hausherr.

„Und was für Nachrichten! Trompeten- — nein: Posaunenstöße für jeden echten Sohn Galliens!“ Er schlug den scharlachroten, silbergestickten Mantel, der ihn weit umflatterte, zurück, die Arme noch freier bewegen zu können. Dabei löste sich die gemmengeschmückte Spange auf seiner linken Schulter, der Mantel glitt herab. Epponina sprang auf von ihrem Sitz, ihn aufzufangen: er warf ihn ihr zu mit einem gleichgültigen Nicken des Kopfes.

„Höret also!“ Er bog den schönen Kopf zurück in den Nacken: etwas Schauspielhaftes schien ihm eigen: allein es war nicht gemacht, es war für ihn die angeborne Weise des Ausdrucks. „Der alte Legat, der mir blind vertraut, ließ mich eilends rufen — deshalb, schöne Claudia, konnte ich nicht zu deinem Festmahle kommen: wahrlich, nichts geringeres als das Vaterland konnte mich so unhöflich erscheinen lassen, auf eine Einladung von dir zu zögern! —

Ich fand ihn umgeben von all' seinen Heerführern. Bestürzt steckten sie die Köpfe zusammen, diese Hochmütigen. Nur Vocula schien zuversichtlich — wie immer."

„Der stolzeste von ihnen," grollte Classicus.

„Und mit Recht," fügte Tutor bei. „Denn er ist unter diesen Römern am meisten Römer. — Wenn ich nur wüßte," fuhr er mit sich selbst redend fort, „welche Ähnlichkeit es ist, an welche mich diese schwarze Claudia fortwährend mahnt!"

„Nur ungern," fuhr Sabinus fort, „teilte mir Hordeonius mit, was noch tiefes Geheimnis sei." „Dienstgeheimnisse! Niemand darfst du sie verraten," meinte der Schwachkopf."

Epponina richtete einen mahnenden Blick auf ihren Gatten: sie seufzte, man achtete nicht darauf.

„In Italien, in Rom stürzt alles zusammen. Ihr wißt, wie Legion gewütet gegen Legion bei jenes Otho blutgem Untergang: zu Hügeln häuften sich die Leichen dort in der Mordschlacht bei Bedriacum. Aber auch nachdem der Fresser Vitellius den bluttriefenden Thron bestiegen, — Ruhe ist nicht zurückgekehrt. Er zittert und er hat Grund, zu zittern: überall glimmt und knistert es unter der Asche: überall, in jeder Provinz, von Britannien bis Syrien, von Belgia bis Tripolis, fürchtet der Tyrann Empörung der Legionen, Erhebung von Anmaßern. In Italien aber, in Rom selbst ahnt er die Dolche von Verschwörern. So hat er denn nun befohlen — hört es, ihr Freunde! — alle römischen Kohorten schleunigst nach Italien zu schicken."

„Heia," rief Classicus und sprang auf, „so sind wir frei!" — „Ohne Schwertschlag — das ist daran das beste," meinte Tutor. „Aber die Bataver?" fügte er besorgt hinzu.

Verächtlich erwiderte Sabinus: „Fürchtest du sie, diese rohen Barbaren?" — „Dumm sind sie!" rief Classicus.

„Sie sind nicht ganz so klug, wie wir uns wähnen," antwortete Tutor. „Das wäre auch für Sterbliche zu schwer. — Jetzt hab ich's!" rief er plötzlich laut. „Weißt du, gottähnlicher Drosselbrater, wem deine Gattin ähnlich sieht — aber täuschend, sag' ich dir, zum Verwechseln?"

„Halt' uns nicht auf mit deinen Possen," grollte Classicus. „Das Vaterland . . ." — „Kann noch ein wenig auf dich warten! Nun, ratet." — „Welcher Göttin?" fragte Sabinus. „Gar keiner. Vielmehr einem wunderbaren Untier. Ja, ja! Ich sah einmal im Käfig des Cirkus zu Rom eine schwarze Pantherin . . . —"

Da regte sich die Verglichene kaum merklich und blickte kurz — drohend — zu ihm hinüber.

„Sehr schön — ein wenig träge, bis es Blut zu lecken galt — unzufrieden mit ihrem Käfig und dessen freilich gar nicht gottähnlichem Wärter — und im ganzen höchst unheimlich-gefährlich."

„Laß meine Gattin aus dem Spiel. Unterbrich nicht wieder! Also ihr meint, die Bataver . . .?"

„Bah," sprach Sabinus, „in Einem Ansturm fege ich sie hinweg an der Spitze meiner Reiter." — „Jawohl!" rief Classicus, „zurück mit ihnen über den Rhein, woher die Hungerleider eingebrochen. Entweiht ist der heilige Boden Galliens, solange der Fuß des Fremden darauf tritt." — „Das Land unsrer Väter, unser wird es wieder," frohlockte Sabinus. „Umarmen wir uns, Waffenbruder! Beglückwünschen wir uns!" Und er schloß Classicus lebhaft in die Arme, sie küßten sich auf die Wangen.

„Mich wundert," staunte der Priester, „daß der Römer dir all' das anvertraut."

„Er mußte wohl! Er forderte mich auf, unsre Stam-

mesgenossen aufzubieten in voller Stärke. Ich meine Lingonen, dir, Classicus, wird er dasselbe für die Treverer gebieten. Wir sollen — an der Legionen Statt — den Rhein beschützen gegen die Germanen. Und die Alpenpässe für Vitellius besetzen."

„Wohlan, wir werden sie besetzen," rief Classicus. „Aber nicht für Vitellius! Kein Römer mehr soll von jenen Jochen niedersteigen in das schöne Gallien! Nicht wahr, Freund Gutruat?"

Aber unzufrieden schüttelte der den Kopf. Es verdroß ihn, daß die jüngeren Männer, die Laien so ganz auf eigene Faust, ohne seine Oberleitung, handeln wollten. „Es wird euch nicht glücken," meinte er, „Man muß zuvor der Götter Willen erforschen. Die Götter, fürcht' ich, auch die unsern, sind für Rom. Gar schlau haben sie es angefangen, die Eroberer. Unsere eigenen Landesgötter, die uns helfen sollten, haben sie für sich gewonnen, indem sie auch diesen neben ihrem Jupiter und ihrem Mars Bildsäulen an dem Tiber aufstellten. Ich habe sie selbst dort stehen sehen! Ein altes Wort druidischer Weisheit sagt: Gallien dient Rom, solange Galliens Götter stehen auf dem Kapitol."

„Nun denn," rief Sabinus übersprudelnd und fuhr mit beiden Händen in die Luft, so sei getrost, frommer Priester. Beglückwünschen wir uns abermals, edle Freunde! Denn hört: das Kapitol — es ist bei dem letzen Bürgerkampf in Rom verbrannt —: es liegt in Schutt und Asche. Und mit verbrannt sind alle Götter Roms und aller Völker, die Rom dort aufgestellt hatte!"

Da erhob sich Gutruat in lebhafter Bewegung: „Das ist ein großes Zeichen!" sprach er feierlich. „Denn wisset noch ein andres. Geheim ward unter den Druiden fortgetragen von Geschlecht zu Geschlecht ein Spruch seit den

Tagen des Brennus: als dieser unser großer Ahn ganz Rom verbrannte, das Kapitol konnte er doch nicht bezwingen. Dort aber, in dem Jupitertempel, liegt er geborgen, der Zauber Roms: ein vom Himmel gefallener Schild, der die Söhne des Romulus unbezwingbar macht: im Monat des Kriegsgottes tragen die Priester ihn in feierlichem Aufzug durch die Stadt. Stürzen aber die Götter des Kapitols, dann werden ihre Trümmer den Zauberschild zerschlagen und dann stürzt Rom unrettbar nach!"

Alle, auch Epponina, waren ergriffen, fortgerissen von dieser Verkündung. Nur Claudia schob ruhig, aber mißgestimmt den Kopf zurück auf den Rand des Lagers.

„Ja, die Stunde kam," rief Classicus. Und Eile thut not! Dir am meisten, Gutruat!"

„Weshalb?" fragte dieser in unverstörter behäbiger Feierlichkeit. „Es versteht sich, daß ich die Weihung der Kämpfer und ihrer Waffen übernehme. Bevor ich also zu handeln für gut finde . . ."

„So?" unterbrach ihn nun Tutor. „So schlecht kennst du Priester Priesterart? Meinst du, dein alter Nebenbuhler, der Oberpriester des Teutates zu Arvern . . .?"—„Jawohl!" hob Classicus wieder an. „Wähnst du, Eporedirix wird dir den Vortritt überlassen? Sobald er erfährt . . ."

„Ihr habt Recht!" rief der Hausherr. — Er ward ganz rot in dem dicken Gesicht; bange Hast und eifersüchtiger Zorn verdrängten die feierliche Ruhe seiner Haltung. — „Der neidische, freche, eitle, aufgeblasene, nein, aufgeblähte Mensch — es ist ihm zuzutrauen! Versammelt — noch diese Nacht! — die vornehmsten Ritter, welche die meisten Schutzhörigen und Schuldknechte bewaffnen können. Ich werde die Druiden einberufen und —"

„Aber," mahnte Sabinus, „bevor wir versuchen, sie

fortzureißen, müssen wir ihnen die Zustimmung der Götter vor Augen führen." — „Ja," bekräftigte Classicus, „sie müssen etwas sehen! Der Spruch vom Kapitol — das genügt nicht — für die Menge." — „Gewiß," nickte Tutor sehr ernst, „die Dummheit und das Wunder muß man mit Händen greifen können, sonst sind sie nicht echt."

„Wohl," sprach feierlich der Druide, „ihr seht, nichts glückt ohne die Priester — wollte sagen die Götter!"

„Es ist ganz dasselbe," meinte Tutor. „Bitte, thu' dir keinen Zwang an."

„Ohne mich geht es nicht. Vor aller Augen — Tutor hat recht! — müssen die heiligen Hühner fressen. Was meinst du, Claudia?" forschte er, plötzlich ängstlich geworden. „Es wird doch gut ausfallen? Ist der heilige Weizen bereit?"

Da erwiderte Claudia kühl — ohne sich zu regen, — es war ihr erstes Wort: „Die Hühner werden den Weizen fressen. — Ob aber nicht dann die Römer euch fressen?"

Unwillig wiesen die drei Männer dieses Wort zurück; nur Tutor verzog das Gesicht zu einem halb beifälligen Lächeln. „Auch schlau ist sie," murmelte er, „die Pantherin! Ob wohl der Gottähnliche schon sein Testament gemacht hat? Ich hätt' es am Tage meiner Hochzeit mit ihr gethan."

Staunend, mit großen Augen, sah einstweilen Epponina auf die Hausfrau: „Zweifelt sie an ihren Götzen?" fragte sie sich leise.

Aber ihr rastloser Gatte drängte vorwärts. „Noch viel ist zu bereden. Vor allem die Verteilung der Rollen — und der Siegesbeute." — „Man sieht's," meinte Tutor, „das eilt dir am meisten, Sabinus!"

„Unser Ziel muß sein," fuhr dieser eifrig fort — und dieses Feuer stand ihm doch gut, es verschönte seine Züge,

„ein Großreich aller Söhne von Grannus, Teutates und Hesus! Nicht nur die Gallier zwischen Rhein und Pyrenäen, — alle unsere Stammesbrüder, alle Galen, auch die in Hispanien, die drüben auf den britischen Eilanden, die Galater in Asien, die Splitter unsres Volkes auf der ganzen Erde gilt es unter Einer Herrschaft zu vereinen!“

„Ja, ein Großgallien, ein großes allgallisches Königreich!“ bestätigte Classicus.

„Was?“ schalt Sabinus funkelnden Auges und fuhr mit allen Fingern durch sein krauses Haar. „Nur ein Königreich? Rom sollte einen Kaiser haben und die Gallier nicht? Nein! Es gilt ein gallisch Kaisertum!“

„Gut,“ meinte Tutor, „Namen sind billig und thun viel; zumal bei unsern Landsleuten. Sie verlangen nun einmal die volltönenden Worte. Auf ein Maul voll darf es uns nicht ankommen, wollen wir die Gallier gewinnen.“

„Wer aber,“ forschte der Druide, „wer soll der Cäsar Galliens werden?“

Bang ruhten Epponinas Blicke auf dem Gemahl, als dieser antwortete: „Wer? Ohne Zweifel nur, wem cäsarisches Blut in den Adern rollt.“

Unwillig erwiderte Classicus: „Ahà, ahà! Man sagt allerdings — zumal in deinem Klan, Sabinus, sagt man's! — deine Ahnfrau habe dereinst dem Unterjocher Galliens gefallen durch ihre Schönheit und ihre ...“

Er stockte. Tutor half ihm weiter. „Nun, sagen wir: ihre Gefälligkeit. Sie hat sich ihm ...“ Er ward durch eine scheue Bewegung Epponinas auf diese merksam: er sah, wie sie errötend sich abwandte, — da hielt er inne. „Nein, diese Vielgequälte,“ sprach er zu sich selber, „darfst du mit nichts quälen, Tutor. Es ist hart, sehr hart, einen Witz hinunterschlucken: — aber es muß sein.“ Und willensfest, mit Überwindung, schloß er den Mund.

Allein Sabinus selbst rief mit überlauter Stimme: „Nun, was stockst du? Sie gebar dem größten Mann der Weltgeschichte, dem Welteroberer, meinen Urgroßvater!"

„Wenig Ehre bringt das ihr — und dir," erwiderte Classicus heftig. „Denn sie war nicht Cäsars Gattin."

„Sondern vielmehr ganz im Gegenteil eines andern," ergänzte Tutor; das konnte er nun doch nicht verhalten.

„Wohlan!" rief Sabinus, einen flehenden Blick Epponinens nicht bemerkend, „war nicht Alkmene Amphitryons Weib, als sie Zeus Herakles gebar?"

„Ja, dabei ist doch ein kleiner Unterschied," meinte sehr ernsthaft Tutor. „Von deinem Urgroßvater weiß man keine Heldenarbeit zu rühmen, als die Eine, daß er eben — deines Großvaters Vater ward."

„Und ist's etwa ein Ruhm," fuhr Classicus grollend fort, „von unsrem Unterjocher abzustammen, dem Schlächter unsrer Ahnen? Wie viele Hunderttausende von Galliern hat er getötet? Wollen wir Roms Joch abschütteln, auf daß der Bastardenkel des Unterjochers, des fürchterlichsten aller Römer, über uns herrsche? Mitnichten! Von den alten Königen zu Arvern, die dereinst über ganz Gallien gewaltet, stammt mein Geschlecht. Ich habe das Recht auf das gallische Königtum."

„So wird das Schwert denn zwischen uns entscheiden," rief Sabinus und fuhr an den reich vergoldeten Griff dieser Waffe. „Aber, unsrer Völker Blut zu schonen, — in ritterlichem Zweikampf."

„Jawohl!" erwiderte Classicus. „Komm! Komm gleich hinaus!"

„Wollt ihr nicht gefälligst warten bis euch das freie Gallien auf der Schüssel liegt?" rief Tutor, „bevor ihr euch darüber die Hälse abschneidet?"

„Wo aber soll die Hauptstadt Galliens sein?“ forschte Gutruat bedächtig.

„Zu Arvern, der alten Königsstadt!“ antwortete Classicus.

„Mitnichten!“ entgegnete der Hausherr. „Daß dieser unbeschreibliche Eporedirix Oberpriester würde und im Purpurkleid die heilige Mistel schnitte? Das fehlte mir! Nein, hier, diese Stadt —“

„Geduld,“ mahnte Tutor. „Die Drossel Gallien ist noch nicht in eurer Hand: streitet nicht schon um den Herd, auf dem ihr sie braten werdet. „Jedenfalls, oh Oberkoch des Lichtgotts, sollst du sie zurichten. Übrigens: — was auch mein Bäuchlein dawider brummen mag: ich thue doch mit.“

„Du führtest früher ein tapfer Schwert,“ lobte Classicus. — „Und hattest stets ein Herz fürs Vaterland,“ meinte Sabinus, „nicht nur für leckre Bissen, wie du glauben machen willst.“ — „Ja,“ nickte der Hausherr herablassend. „Freund Tutor stellt sich immerfort unedler, als er ist. Warum?“

„Das will ich dir sagen, hochpreislicher Gottesfreund. Das thue ich aus Eitelkeit, um was Besonderes zu scheinen. Meine lieben Landsleute stellen sich immerfort edler an als sie sind . . . —“

„Oho!“ warf Sabinus ein.

„Ich sage nicht: bloß vor den Leuten! Vielmehr ganz besonders sich selber machen sie das weiß. Auch du, Sabinus, kannst unmöglich herrlicher sein — ja, vielleicht kaum ganz so herrlich! — wie deine ehrliche Meinung von dir ist. — Ich folge euch also, in das Lager, in die Schlacht. Aber warum? Ich fürchte, nur deshalb, weil ich mich erinnere, welch' unvergleichliche Eßlust und Eßfähigkeit und Verdauungsbehendigkeit mir das Leben im

Felde damals gewährte. Damals Hunger und oft nichts zu beißen: heute Feigendrosseln und — beinahe — keinen Hunger."

„Jedoch nun fort," mahnte Sabinus. „Wir zu den Rittern, du, Gutruat, zu den Druiden."

Alle neigten sich gegen die Hausfrau und eilten hinaus, Epponina hinter ihrem Gatten.

Claudia hatte nur mit kaum merklichem Neigen des Hauptes die Abschiedsgrüße erwidert; sie blieb ruhig liegen, nur einmal tief aufatmend, als auch Gutruat, der letzte, verschwunden war.

XII.

Nicht lange blieb sie allein.

Gar bald rauschte der Vorhang zwischen den gelben Säulen des Eingangs: — Sabinus kehrte eilfertig zurück. Er warf noch einen Blick rückwärts in die Vorhalle, dann stürmte er auf Claudia zu und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Lippen.

Er kam sobald nicht los.

Denn das bisher ganz regungslose Weib erhob nun die beiden vollen Arme, schloß die Hände über seinem Nacken zusammen und hielt ihn so lange, lang umfangen.

„Findest du nicht," sprach sie mit einem verschleierten Blick, als er sich endlich losgemacht hatte, „dieser stumme Gebrauch deiner Lippen war weiser als all' die vielen Worte, die sie vorhin sprachen?"

„Süßer gewiß. Aber . " — „Auch weiser. Meine Küsse bringen dir nicht Gefahr." — „Wer weiß? —

Gutruat . . ." — „Fürchtest du ihn?" — Sabinus fuhr auf: „Ein gallischer Ritter und fürchten!"

„Ja, sei ganz unbesorgt. Er — „Seine Aufgeblasenheit!" — diesen Titel hab' ich mir für ihn ausgesonnen in einer schlaflosen Nacht . . . hält es nicht für möglich, daß man einen Sterblichen oder auch einen Gott dem großen Gutruates von Andematunum vorziehen könnte. Und wenn er je argwöhnisch würde . . ." — „Mein Schwert . . ." rief Sabinus. — „Oh behüte! Keinen Lärm dabei!" Sie lächelte: aber der Buhle fand dies Lächeln unheimlich.

„Ich wußte wohl, du kommst mir zurück," fuhr sie fort. „Jedoch die sanfte Epponina: — wie entrannst du ihr?" — „Höhne sie nicht!" mahnte er. „Sie ist besser, als wir beide zusammen." — „Nun, das will nicht gerade viel sagen. Und sie wird ja auch den Lohn für ihre Tugenden finden — nach dem Tod — in jenem Himmel, an welchen der alte Jude zu Athen sie vor mehreren Jahren glauben gelehrt hat."

„Er war kein Jude, er war ein Christianer. — Auch über den spotte mir nicht! Noch keines Menschen Rede hat mich wie dieses Mannes Wort erschüttert." — „Zum Glück hielt es nicht lange vor." — „Ach nein! Ich bin zu leichten Geblütes, zu genußdurstig." — „Wohl mir! — Denn „Seine Aufgeblasenheit" zum Gemahl und einen traurigen Christianer zum Freunde: — vereisen könnte man dabei. — Aber auch diese deine gallische Staatskunst . . .!" Sie warf schmollend die Lippen auf.

„Ich sah es wohl: du bist nicht für die Sache." — „Nein! Wahrlich nicht!" — „Warum? Wird es dich nicht beglücken, deinen Freund als Imperator Galliens zu sehn?" — „Durchaus nicht! Denn ich werde den Imperator seltener sehn. Und wird unter dem Diadem ein Kuß süßer?" — „Claudia! Denkst du denn nichts als . . .?" — „Liebe.

Ich bin ein Weib." — „Das schönste in der Welt!" — „Wenigstens in Gallien, sagt man. Also! Genuß schlürfen, soviel das karge Leben, die ach! so kurze Jugendzeit vergönnt: — alles andre ist Thorheit. Denn" — sie zögerte — „denn nach dem Tode gähnt das Nichts! Verwesung — Vernichtung! — Gräßlich!" Sie schauderte zusammen.

„Wie? Und die Seelenwanderung? Deines Gatten heiligste Geheimlehre?" — „Wird Unglaubliches glaublicher, weil ein Schwachkopf daran glaubt?" — „Du solltest ihn nicht schelten," sprach Sabinus, unangenehm berührt. „Es fällt mir schwer, ihn betrügen. Dürft' ich ihn zum Zweikampf um dich rufen! Wärst du doch seine Witwe! — Noch aber ist er dein Ehgemahl . . .!"

„Warum ist er's?" rief sie, sich plötzlich aufrichtend auf dem Ellbogen, und die schwarzen Augen funkelten gar böse, wie die einer zornigen Schlange. „Weil er mich als zwölfjähriges Kind meinem Vormund abgekauft hat. Nicht aus Liebe, oder doch nur aus Wohlgefallen an meinem knospenden Reiz. O nein! Mein Großvater konnte er ja sein. Nein! Weil eines seiner einfältigen Orakel verkündet hatte: „wer die Tochter des Luctorix umarmt, der wird ganz Gallien beherrschen!"

„Meine Claudia! Und dies Wort — erst jetzt —?"

Unwillig den Kopf schüttelnd, unterbrach sie: „Aber mein Vater hatte zwei Töchter hinterlassen!"

„Lucretia und dich, beide gleich schön!"

„Aber ich bin drittehalb Jahre jünger!" berichtigte sie, rasch einschaltend. „Doch nicht auf Schönheit des Leibes, nicht auf Wert der Seele kam es ihm an: nur auf jenen Spruch! Der Zufall entschied — vergieb, die Götter! Oder noch richtiger: die Hühner!"

„Wie das?"

„Nun, vor unsern Augen ließen sie die dummen Gacker-

tiere den von uns Schwestern hingestreuten Weizen aufpicken: — von meinem fraßen die verfluchten Bestien zuerst und ich ward des alten Druiden Weib. Soll ich ihn lieben?"

„Nein, mich!" rief er hitzig. „Denn ich — ich fühl' es! — bin berufen ganz Gallien zu beherrschen! Aber warum hör' ich heute zum erstenmal . . . — warum teiltest du mir jenes Orakel nicht längst schon mit?"

„Es war nicht nötig Ich gefiel dir auch ohne das. Und sollte ich dir verkünden, was deine Eitelkeit . . . Nicht? Nun sagen wir: deinen Ehrgeiz oder deine Vaterlandsliebe — 's ist all' dasselbe! — noch früher in diese Empörung getrieben hätte? Nun bist du doch einmal darin," — seufzte sie — „nun magst du auch um jenes Wort wissen." — „Du verbürgst mir den Sieg!" — „Durchaus nicht! Und wenn auch! — Dieser Handel wird dich viel von mir fern halten. Und das," — sie sprach es langsam, eindringlich, wie warnend — „das ist — vielleicht — nicht klug von dir gethan." Sie schwieg nachdenklich: die dunkeln Augen blickten an ihm vorüber, wie suchend in die Zukunft.

Er bemerkte das nicht: seine Gedanken waren ganz von dem Orakel erfüllt. „Ah," rief er, „du willst es ja doch! Du willst mich glänzen, herrschen sehen." — „Gar nicht. Ich sagt' es doch schon! Ich will nur eins." — „Und das ist?" — „Fühlen, daß ich dich unwiderstehlich berausche," flüsterte sie heiß. „Das will ich. Gar nichts sonst. — Zudem," schloß sie langsam, „zudem glaub' ich nicht an Orakel und Götterzeichen."

„Wie? Auch nicht an die heiligen Hühner?"

Claudia lachte, daß die weißen Zähne glänzten: „An die?" — „Ja freilich! Sie werden doch eifrig fressen, meinen Sieg zu verkünden?" — „Wenn du's durchaus

haben willst, werden sie fressen. Aber ich warne nochmals. Du wirst die Krone nicht gewinnen. Und Claudia wirst du darüber verlieren."

„Warum nicht siegen?"

„Ihr seid diesen Römern nicht gewachsen."

„Ich! Selbst ein Römer! Cäsars Blut!"

„Und hättet ihr die Legionen wirklich aus dem Lande gedrängt, — meint ihr, die Germanen werden es euch lassen?" — „Diese Barbaren!" — „Sind sehr stark. — Auch schön sind sie. — Meine Schwester" — sie sprach wieder nachdenklich — „hatte ganz recht." — „Worin! was meinst du?" — „Jener junge Bataver — er war schön wie ein Apoll: — aber nicht wie der Gutruats! — Wie einer von Marmor, den ich einst in Rom gesehen!" Sie schloß die Augen, die Erinnerung in sich schlürfend.

„Weißt du, was Tutor von jenem Abenteuer sagte? „Schade, daß der Barbar lieber verrückt als verliebt wurde!" Aber rede: wie meintest du das mit den heiligen Hühnern? Du sprachst so zuversichtlich: „sie werden fressen."

„Sie werden!" erwiderte Claudia, gelangweilt.

„Woher kannst du das wissen? Du, die nicht an Vorzeichen glaubt . . ." — „Wie soll ich an Vorzeichen glauben, wenn ich sie mache?" — „Claudia! Die Hühner des Gottes . . . Kannst du sie zwingen?" — „Nein! Aber meine Hühner. — Höre! Sieben ganz weiße Hennen hat Gott Grannus: ebenmäßig werden sie gefüttert, Tag aus Tag ein, so daß nur des Gottes Wille besonderen Hunger oder besondere Ablehnung des Futters bewirken kann — nicht? Richtig! Nun hat aber Claudia — zufällig! — auch sieben Hennen: auch — zufällig! — ganz weiße. Sie sind verborgen an einem Ort, wohin sich der Fuß des Gottähnlichen nie verirrt. Naht nun der Tag der Befragung heran — ich weiß ihn ja immer

lange voraus! — und will ich ein günstig Vorzeichen, laß ich meine lieben Tierlein hungern, daß sie verzweifeln möchten; andernfalls laß ich sie mit Gewalt stopfen von einem jungen Tempelsklaven, dem Wächter der gottseligen Hühner, der mir viel heißer ergeben ist als dem Gott — und dessen Oberpriester. Er vertauscht das heilige Federvieh mit dem meinen und, soll es gut gehn, frißt es alsbald, daß allen Frommen Galliens das Herz im Leibe lacht. Einmal hat sich eine solche befiederte Prophetissa dabei zu Tode prophezeit — das heißt: gefressen! — Du siehst, dein Sieg — oder wenigstens dessen Weissagung! — liegt in dieser Hand." Sie reichte ihm die wohlgepflegten, weißen, weichen Finger. Er starrte mit leisem Grauen auf das Weib. „Claudia," stammelte er, „du bist . . ."

„Unheimlich? Nicht wahr?" lächelte sie.

„Ja, aber meine Schicksalsgöttin!" Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand.

„Gut, daß du's einsiehst. Vergiß es nie! — Aber horch! — Hörst du die ehernen Becken dröhnen? Gutruates ruft sein Haus zum Nachtgebet: dabei darf ich nicht fehlen. Geh. Ich werde für dich beten. Und — für den Magen meiner Hühner."

XIII.

Einige Tage später saßen in Brinnos Halle die Freunde beisammen und pflogen Rates über die Schritte, die nun ferner geschehen sollten.

Ungeduldig schüttelte der Hausherr das rote Gelock.

„Allzulange," grollte er, „schiebt ihr mir das Losschlagen hinaus. Ich möchte . . ."

„Bruder," mahnte Brinnobrand aufblickend von seiner Arbeit: er schnitzte mit scharfem Messer an einem schlanken Eschenstämmchen, das der Schaft eines Speeres werden sollte — „hast du Einen nicht selbst gelehrt: „erst zähe zögernd zielen mit spitzem Speer, bevor du ihn sausend entsendest?"

„Und," fiel Ulemer der Friese ein, „hat nicht das Zögern schon genützt? Haben wir nicht einstweilen schon von den fernen Markomannen Zusage erhalten, daß sie ihren Königssohn samt seiner Gefolgschaft und wer ihm sich anschließen mag, zu uns stoßen lassen wollen? Müssen wir nicht noch die Antwort der andern Überrheiner abwarten?"

„Aber es kann doch jede Stunde von Rom der Befehl eintreffen," erinnerte Brinno, „dich, nach jenem Senatsbeschluß, auszuliefern. Was thun wir dann?"

„Das hat noch gute Wege," tröstete Civilis. „Ihr wißt, Hordeonius, der Legat, hält große Stücke auf mich!"

„Er hatte volle Ursach'!" schalt Brinno. „Warst du doch römischer als die Römer."

„Als ich ihm erklärte, ich wolle mich freiwillig in Rom stellen . . ."

„Unseliger!" rief Brinno, „dich und uns alle wolltest du verderben? Denn was sind wir ohne dich? Ein Riesenleib — ohne Kopf."

„Da verbot er mir das, wie ich voraus wußte. Er übernahm es, mich in Rom zu vertreten, meine Sache zu führen, mein — vorläufiges — Ausbleiben zu entschuldigen. Ich las den Brief, in welchem er erklärte, ich sei hier in Gallien unentbehrlich, die Hitzköpfe —"

„Als wie mich," lachte Brinno und trank das Auer horn aus.

„In Ruhe, das ganze Volk in Treue zu erhalten. Damit ist Zeit gewonnen."

„Wenn nur nicht inzwischen . . .!" meinte Brinno. „Wenn sie unser Trachten entdecken!"

„Unter uns ist kein Verräter," sprach Civilis.

Da hörte man von der Vorderseite des Gehöftes eilende Schritte nahn: Katwald riß die Thüre der Halle auf: „Flieht!" rief er. „Durch die Tennenthüre! In die Kähne! Über den Fluß! Die Römer nahn! Viele Kohorten! Der ganze Wald klirrt und gleißt von ihren Waffen."

Alle außer Civilis sprangen auf: Brinno griff nach dem Steinhammer, der an der Wand hing: „Fliehn?" rief er. „Aus meiner Väter Halle? Nein! Was wollen sie an meinem Herd? Ich will sie fragen!" Und er schwang die Waffe.

Civilis zog ihm sanft den Arm herunter. „Ruhig, Freund! Vielleicht droht noch gar keine Gefahr. Schaffe sie nicht selbst. Setzt euch nieder — alle! — auch du, Brinno."

Da klang draußen leis eine Waffe: dann ward es wieder ganz still.

„Sie horchen!" flüsterte Brinnobrand.

Civilis nickte ihm zu, erhob warnend den Zeigefinger gegen Brinno und hob an mit lauter Stimme auf Lateinisch zu singen, was in deutschen Reimen etwa also lauten würde:

„Durch Alpenschnee, durch Parthersand,
Mit immer stetem Schritte
Trägt die Legion das Vaterland
Und Römerrecht und Sitte.

Und wo der Feldherr Lager schlug,
  Da mag uns Heimat werden:
Wir folgen unsrer Adler Flug
  Und unser ist die Erden.
Denn uns ward aus Orakelmund
  Das Schicksalswort verkündet:
So ewig steht im Erdenrund
  Das Römerreich gegründet, —
So ewig ziehn von Pol zu Pol
  Die römischen Legionen,
Als auf betürmten Kapitol
  Die ew'gen Götter thronen."

Kaum war das Lied verhallt, da ward die Hallenthüre nach innen aufgestoßen und über die Schwelle schritten zwei römische Heerführer; zahlreiche Legionare wurden in dem Hofraum vor der Halle sichtbar.

Der Vorderste von den beiden und offenbar der höhere im Rang war ein ältlicher Herr, der den schweren Helm, den mit zahlreichen Ehrenzeichen geschmückten Panzer sichtlich nicht ohne Beschwerde trug; die schlaffen Züge, das matt blickende Auge machten nicht den Eindruck scharfer Willenskraft.

Dicht hinter ihm folgte eine jugendliche Kriegsgestalt echt römischen Schlages, rundköpfig, kaum mittelgroß: das kurzkrause schwarze Haar ward von dem Helm fast völlig verdeckt; aus den dunkeln Augen blitzten Feuer und entschlossener Mut: nicht eben freundlich oder vertrausam wanderten seine Blicke von einem zu dem andern der Germanen.

„Willkommen in dieser Halle, mein Feldherr," rief Civilis aufstehend, da Brinno, ohne sich zu rühren und ziemlich unwirsch blickend, auf dem Hochsitz blieb.

Beifällig nickte der Römer: „wir haben's gehört, was du sangest. Ein Lagerlied der Unsern! In der ersten Legion zu Bonn ist es entstanden. — Unser Weg führte

uns nahe an diesem Hofe vorüber, wo — wie der Zufall uns verriet — mehrere euerer Edelinge versammelt sind. So wollte ich euch gleich selbst eine wichtige Nachricht bringen. Der Imperator hat befohlen . . ." er zögerte.

Sein Begleiter schärfte noch den forschenden Blick, mit dem er in des Civilis Zügen zu lesen suchte: allein diese waren unbeweglich, wie versteint.

„Vitellius hat befohlen, das ganze Aufgebot von euch Batavern, Kanenefaten, Sugambern, Gugernen, Friesen — All' eure Mannschaft, zu Fuß und zu Roß, sofort nach Italien zu schicken."

„Unmöglich!" schrie Brinno ungestüm aufspringend. „Da hast du's, Civilis!" Auch Ulemer konnte seine Bestürzung nicht verbergen.

Nur in des Civilis Antlitz suchte der junge Römer vergeblich nach einer Erregung. So wandte er sich gegen Brinno. „Und weshalb ist unmöglich, wenn's beliebt," fragte er diesen in drohendem Ton, „was Rom befiehlt?"

Heftig wollte der Hofherr erwidern, jedoch Hordeonius kam zuvor. Ängstlich beide Hände vorstreckend mahnte er: „Ruhig, Vócŭla, mein junger Freund! Nur keinen Streit unter Bundesgenossen! Alles in Güte. Es ist ja wahr," fuhr er zu den Germanen gewendet begütigend fort, „der Befehl kommt unerwartet, ist hart . . ."

„Unmöglich ist er!" wiederholte Brinno. „Viele, viele Tausende unsres Volkes, — weit mehr als die Verträge verlangen, — sind in diesen Jahren gefallen für euch! Und nun sollen abermals . . .? Nun sollen unsre letzten Kräfte . . .?" Der Zorn erstickte ihm die Stimme.

„Gemach," sprach Civilis. „Sie sind noch nicht fort." — „Wer wird hindern, was der Imperator gebeut?" fragte Vocula drohend und furchte die Stirn. — „Wer, o tapfrer Legat? — Nun: vielleicht . . . ein andrer Im-

perator.“ — „Wie meinst du das?“ — Achselzuckend erwiderte Civilis: „Sie wechseln rasch in diesen Tagen.“

Mit Staunen blickte Hordeonius auf ihn, faßte ihn am Arm und murmelte leise vor sich hin: „Merkwürdig! Sollte er bereits . . .? Aber nein! Noch kann kein Bote bis hierher . . .! — Du hast,“ sprach er nun laut, „eine Gabe der Ahnung, Claudius Civilis. Folge mir! Ein Wort zu dir allein.“ Er wandte sich, öffnete die Thüre der Halle und winkte jenem, ihm zu folgen.

Da schoß Brinno, unter dem Vorwand, eine Trinkschale für Vocula von dem Wandverschlag zu holen, an dem Freunde vorbei: „Da hast du's!“ raunte er ihm zu. „Wenn all' unsere Krieger . . .“

„Sie sind noch nicht fort, wiederhol' ich,“ flüsterte Civilis und folgte Hordeonius über die Schwelle.

XIV.

Draußen in dem Hof gingen die beiden Männer lang auf und nieder. In ihr Zwiegespräch tönte manchmal vom Saum des nahen Waldes her, wo die Kohorten ihrer Führer harrten, das Wiehern eines Rosses, das Klirren einer Waffe; einen langen, finstern Blick warf dann der Bataver hinüber. —

„Es freute mich,“ begann Hordeonius, weit ausholend, — „ein unfreiwilliger Lauscher vor der Thüre, — dich jenes Lied singen zu hören. Im Liede wohnt kein Falsch, Man singt nur, was das Herz erfüllt. Ich werde nach Rom berichten, was du denkst, auch wann du dich — unbewacht — mit deinen Stammgenossen ergötzest. Du bist uns treu.“

„Hast du daran gezweifelt?“ fragte Civilis und blieb plötzlich stehn. — „Nein doch, nein,“ beschwichtigte der Legat, ihn am Mantel fassend und wieder zum Ausschreiten drängend. „Nicht ich, aber andere . . .“ — „Vocula!“ — „Nun ja. Man konnte doch fürchten . . . Nachdem dein Bruder, dein Sohn . . .“

„Erst mein Volk, dann meine Sippe: so hab' ich stets gedacht.“

„Wohl, wohl! Aber gerade auch deine Gesippen . .!“

„Meine eignen Vettern, die Brigantiker, Julius und Cajus, haben mich bei euch verklagt?“ grollte Civilis. „O der Schmach!“

„Und dann — auch dein Volk ist ja getroffen. Der Imperator hat die Verträge zerrissen.“

Civilis verzog keine Miene unter dem forschenden Blicke des Römers: aber er konnte nicht hindern, daß ihm das Blut heiß in die Wangen schoß. „Ja,“ sprach er dann mit schwer verhaltnem Grimm, „das war Unrecht von Vitellius.“ Da machte der Legat rasch Halt: „Gut! Sehr gut gesagt! Vitellius! Jawohl: das hat Vitellius gethan, nicht Rom.“ Hoch horchte der Germane auf! das Auge schlug er nieder, seine Erregung zu verbergen.

„Und,“ fuhr Hordeonius, den Gang wieder aufnehmend, leise, fast flüsternd fort, „was ein Imperator gethan . . .“ — er sah sich nach allen Seiten ängstlich um — „das . . .“ — „Das kann ein anderer ungethan machen,“ fiel Civilis ebenso leise ein. — „Dich erleuchten die Götter,“ staunte der Alte. „Und du bist weise, — über Barbarenart hinaus — daß du nicht Rom entgelten läßt, was nur ein Cäsar that.“

Tief schlug dies Wort in des Civilis Herz.

Noch einmal stieg in ihm auf die ganze starke, durch ein Menschenalter genährte bewundernde Liebe zu Rom.

Und der Edelsinn des Vaterlandsfreundes in ihm wollte ihm zuflüstern: „du darfst nicht dein Blut rächen, du mußt deine Rache deinem Volk opfern. Wenn wirklich nur ein Cäsar, wenn nicht Rom selbst . . .“ Aber weiter kam er nicht in diesen Gedanken. Urplötzlich stand — er wußte nicht, wie das ihm kam! — vor seinem innern Auge eine hohe Maid, vom lichten Haar umflutet: er sah ihr warnend Auge blitzen. „Weleda, Weleda!“ sprach er halblaut vor sich hin. „Hab' Dank!“

„Was sagtest du? — Nun also höre. Wenig Liebe, wenig Achtung genießt — Er — ich nenn' ihn nicht. Wir kennen ihn! Wir haben ja beide unter ihm gedient, als er noch Legat war hier in Gallien, in Köln. Er — auf dem Throne des Augustus! Er mästet sich, der Fresser, das Reich saugt er aus. Seine Vettern, seine Neffen, blutjunge Bürschlein, erhebt er zu den höchsten Würden im Palatium zu Rom — verdiente Grauköpfe aber, narbenbedeckte —“

„Läßt er im barbarischen Gallien den Rhein bewachen gegen grimme Germanen.“ Wohlgefällig nickte der Alte: „Er ist es auch allein — sein feiges Herz, nicht das Bedürfnis des Reiches — was, wie unsere vier Legionen“ — hoch horchte da Civilis auf — „so auch eure Scharen jetzt nach Italien ruft.“

„Er fürchtet sich. Vor einem neuen Anmaßer.“

„Wieder erraten! — Und weißt du — aber schweige! Noch ist es ein Geheimnis, das seinen Träger mit Verderben bedroht! — ahnst du, viel Erratender, vor wem er bebt?“

Allein Civilis schüttelte den Kopf. Wohl war ihm sofort Ein Name auf die Lippe geflogen: — aber vorsichtig schloß er den Mund. „Er soll ihn nennen,“ dachte er.

„Nun, es giebt doch im Reiche nicht so viele des Thrones Würdige!“

„Nicht stets die Würdigsten besteigen ihn.“

„Richtig! Richtig gesagt. Aber, — wenn du wählen solltest, wen würdest du nennen?“

„Er kann doch nicht sich selber meinen?“ überlegte Civilis. — „Laß ab,“ bat er dann. „Wie soll ich, der Barbar, über der Römer Reich — auch in Gedanken nur! — verfügen?“

„Nun wohlan! Gedenkst du noch unseres gemeinsamen Feldzugs in Britannien gegen die Siluren und Demeten, denen wir in dreißig Treffen zwanzig Städte nahmen? Wer war da unser Führer?“

„Also Er, den ich gedacht,“ sprach Civilis zu sich selbst. — „Es waren ihrer zwei,“ antwortete er zögernd. „Petillius Cerialis und . . .“

„Flavius Vespasianus!“ flüsterte der Römer in sein Ohr.

„Du hast ihn genannt, nicht ich.“ Er furchte die Stirne. „Vespasianus!“ seufzte er leise und dachte: „Das würde ein härterer Kampf als mit dem Schlemmer Vitellius.“

„Man sagt,“ fuhr Hordeonius fort, „man flüstert in Rom — man schreibt . . .“ — „Das heißt also: dir hat man geschrieben!“ — „Still! Bei allen Göttern!“ — „Die Balken dieser Halle tragen weder Ohren noch Mund. — Also: den Statthalter Galliens, den Führer der besten Legionen, den bewährten Staatsmann und Feldherrn: — Hordeonius Flaccus vor allen, seinen alten Waffenbruder, wollte Vespasian gewinnen.“

„Vor dir hilft kein Leugnen,“ schmunzelte der Alte. „Aber schweige noch, sonst . . . Vocula versteht nichts als den Dienst: gehorchen und befehden.“

„Ist viel,“ wandte Civilis ein.

„Aber du selbst — wie stehst du zu dem Plan? Ein Mann wie du, dächte ich, kann nicht lange wählen zwischen dem Cäsar der Vergeudung und —“ — „Dem der

Knauserei!" lächelte Civilis; doch unter dem Lächeln verbarg er tief ernste Gedanken.

„Du zögerst?" bangte Hordeonius. „Du schwankst? — Allerdings! — Vergiß nicht: nicht meine Neigung, nur ein Gerücht hab' ich dir mitgeteilt. — Auch Vitellius hat ja Manches für sich." — „Jawohl! Zum Beispiel einstweilen noch die Macht! — Die Macht und das Recht, uns beiden nur um dieser Zwiesprach willen die Köpfe vor die Füße zu legen." — „Fern sei das Omen!" rief Hordeonius schauernd. „Rufe nicht solch' blutge Bilder auf." — „Die Legionen des Vitellius, die bei Bedriacum gesiegt, sind tapfer und vollzählig," wandte Civilis, wie in ängstlicher Erwägung, ein. „Freilich, freilich! Aber doch! Vespasian wird siegen — unzweifelhaft." Und auf des Batavers fragende Miene hin fuhr er fort: „Zahlreiche Götterzeichen verkünden es. Viele Briefe melden mir davon. Bei seiner Geburt schon rief ein Opferschauer: ein Imperator liege hier in den Windeln."

Civilis zuckte die Achseln. „Das ist neunundfünfzig Jahre her! Und noch immer liegt er in den Windeln!"

„Ein losgerissener Stier jagte vor kurzem alle Sklaven in seinem Landhaus davon, drang zu ihm, der an der Tafel lag, und streckte sich hier, den Nacken beugend vor dem Wehrlosen, nieder zu seinen Füßen. — Mehr noch: kurz bevor Otho und Vitellius dort bei Bedriacum sich bekämpften, stritten widereinander im Angesicht beider Heere, hoch in den Lüften, zwei Geier; tot stürzte der auf des Otho Seite — im Süden — zur Erde, der andere erhob triumphierend Geschrei: aber plötzlich brauste von Osten ein dritter Kämpfer — ein Adler — herbei und zerriß den Sieger. Nun, Vespasian kommt doch von Judäa — von Osten — her."

„*Wenn* er kommt," erwiderte zweifelnd der Bataver.

„Endlich aber: durch alle Lande geht schon geraume Zeit ein Göttersspruch: aus Judäa werde kommen, der die Welt beherrschen solle. Hast du nicht davon gehört?" — „Doch! — Aber die Juden, die sich im Vertrauen auf das Wort erhoben, — blutig wurden sie niedergeschlagen." — „Es waren eben nicht die Juden gemeint, sondern Vespasian, der aus Judäa sieghaft nach Rom ziehen wird. Begreifst du das denn nicht?"

„Ich begreife, was du wünschest, Hordeonius," entgegnete Civilis, „lebhaft wünschest, und wie dein Wunsch sich Zeichen und Sprüche deutet." Einstweilen aber hatte er seinen Entschluß gefaßt. „Und du sollst also, Hordeonius," sprach er nun fest, „gegen den trefflichen Freund durch meine tapfern Bataver verstärken jenes ekle Scheusal, das Vitellius heißt?"

„Dank für dies Wort!" frohlockte der Römer. „Es giebt ihn ganz in meine Hand," dachte er, „nun kann er nicht mehr zurück!" — „Das soll ich," fuhr er fort, „aber das will ich eben nicht."

Tief atmete Civilis auf: „Gerettet!" sprach er zu sich selbst.

„Noch muß man die Entscheidung hinauszögern." — „Ganz meine Meinung!" nickte Civilis. „Aber, wann es gilt, willst du mir dann beistehen mit all' deinen Batavern?" — Das kann ich leider nicht versprechen. Mein alter Erbfeind, Claudius Labeo, und meine Vettern werden stets rechts gehn, geh' ich links." — „Sie dürfen — beileibe! — nichts erfahren, bis alles entschieden," nickte der Römer. „Denn sie hängen zäh an Vitellius, der sie befördert hat und reich beschenkt. Aber du — willst du — mir zu Liebe! mir beistehen — deine Bataver und die andern Germanen hier im Lande zu behalten?" — „Ich — ich weiß doch nicht. Das muß wohl überlegt sein." —

„Ich bitte dich darum, hörst du? Ich, der Legat, im Namen Roms! Und Vespasianus wird dir reichlich lohnen."

„Nichts der Art! — Aber du — im Namen Roms — zum Heile Roms — du bittest mich darum? Nun denn — hier meine Hand! Ich fechte nicht für Vitellius — nie! — und die Bataver? — Wohl, sie sollen nicht aufbrechen, kann ich's irgend hindern." — „O Civilis — wie — wer — kann dir danken?" — „Mir? Der Ausgang dieser Kämpfe. — Und mein Volk."

XV.

Des Civilis Haus, mit der Stirnseite an einem Arm des Rheins gelegen, unterschied sich erheblich von Brinnos eichengefügtem Gehöft.

Es war ein Steinbau, nach römischem Vorbild von römischen Sklaven ausgeführt, und zeigte nur in wenigen Stücken Erinnerungen an das altgermanische Haus: so in dem Pfahlzaun, der „Hofwere", die auch hier das Anwesen umhegte und — an Stelle des römischen Atriums — in der „Halle", dem wichtigsten Teil der Wohnräume.

Auch stand diese Siedelung nicht, wie der Einödhof des Brinno, allein: ringsum erhoben sich geringere Gebäude, an welchen die römischen Zuthaten weniger hervortraten: die Hütten der Unfreien, Freigelassenen und freien Grundholden, die auf des reichen Edelings verliehenen Vorwerken und Neurodungen saßen; zumal den Strom entlang drängten sich diese niedrigen Häuslein mit ihren Schilf- und Moosdächern dorfartig zusammen.

Vor der Hofwehre nach dem Ufer hin erstreckte sich

eine Wiese, der für dieses Jahr brach liegende Teil der Hufe. Wohlgepflegte Rinder von der glänzend rotbraunen Farbe edlen römischen Zuchtschlages, weideten hier in Menge: zum Teil lagerten sie in dem hohen Grase, zur Ruhe niedergestreckt und behaglich wiederkäuend.

Im wolkenfreien Westen sank die Sonne leuchtend nieder, den breiten Wasserspiegel des königlichen, hier fast schon einer Meeresbucht vergleichbaren Stromes prächtig vergoldend. Es war ganz windstill: das hohe, so leicht schwankende Schilf am Ufersaum stand ohne Regung: geräuschlos zog das tiefe Wasser hin. Nur ein Fisch sprang zuweilen aus der glatten Fläche, nach den Mücken schnappend, die in dichten Haufen über den Fluten tanzten.

Auf einem schmalen Kanal, den die wasservertrauten Anwohner aus diesem Rheinarm — der Waal — nach der Yssel hin mit sehr geringem Gefäll quer durch das ganz ebene Wies- und Sumpfland gegraben hatten, ward ein schmaler Flußkahn, hoch mit Frühheu beladen, zu Berg gezogen: gar rasch ging die schwere Last vorwärts: vier starke Knechte, breite Lederriemen über die Brust gespannt, schleppten sie, auf dem Leinpfad stapfend, nach: sie begleiteten ihre gleichmäßigen Schritte mit eintönigem, aber wohlklingendem Taktruf: an der schlanken Maststange — einer jungen Tanne, der man den obersten Wipfel ihrer Nadeln gelassen hatte, — aufgespannt leuchtete das viereckige, dunkelgelbe, fast braune Segel von den Sonnenstrahlen wagrecht getroffen, in warmem Glanz.

Von einer kleinen grünen Aue im Fluß, nahe dem Ufer, klang das melodische Lied des Schilfrohrsängers herüber: die Landschaft ruhte in goldnem Abendfrieden: es war ein lieblich Bild.

Vor dem Hofzaun auf der Wiese saß auf einer aus weißrindigen Birkenästen zusammengenagelten Bank Civilis

im Hauswams, ohne Mantel, ohne Waffen. Vor ihm stand ein schöner schlanker Knabe von etwa zwölf Jahren, dem das dunkelblonde Gelock von dem unbedeckten Haupt in langen Wogen bis auf die Schultern wallte: die muskelkräftigen Arme waren nackt, ebenso vom Knie abwärts die straffen Beine; der lichtblaue Linnenkittel ließ auch den Hals und den obern Teil der Brust offen: allein obwohl stets der Sonne ausgesetzt, war die Haut des Knaben blendend weiß. Er legte nun den Bogen von Eibenholz und ein paar armslange Pfeile, beschwingt mit den Federn des grauen Reihers, aus der Hand auf die Bank und strich das dichte Haargewog aus den erhitzten Schläfen.

„Macht dir das Langhaar heiß, Merowech?“ fragte der Vater, zärtlich mit leiser Hand über das blonde Haupt hinstreichend.

„Ein wenig,“ erwiderte der Knabe. „Aber das thut nichts. Ich trag' es gern. Es freut mich, daß ich's tragen darf.“ — „Weshalb?“ — „Ei, Katwald sagte: — ich habe Katwald gern, Vater! — das lang auf den Nacken rollende Haar sei das stolze Abzeichen, — das Vorrecht! — der Männer aus unserm alten Königsgeschlecht. Denn unsre Ahnen — wohl wußte ich das von . . . nun aus anderem Munde! — trugen den Königsstab in diesem Gaue der Bataver seit grauester Vorzeit, — seit zuerst unser Volk hier eingezogen von Aufgang her — bis . . . bis wie lange doch, Vater?“

„Bis die Römer ins Land kamen.“

„All' die Jahre her hast du mir das Haar verschoren, ganz kurz, wie es die Römerknaben tragen. Es war mir nun wieder stark gewachsen: als ich dich aber — mehrere Wochen sind es nun! — bei der beginnenden Sommerhitze der Schere gemahnte, da sprachst du, mir die Locken streichend, ernst: „Gewöhn' dich dran! Noch länger sollst

du's künftig tragen." Aber auch du, Vater, hast, meine ich, das Haar und selbst den Bart schon gar lang nicht mehr gekürzt!"

„Ein Gelübde, mein Kind!" sprach er kurz.

„Katwald aber raunte . . ." er stockte.

„Nun, was meinte der Getreue?"

„Du wollest das an mir nun so nicht nur den Ahnen zum Gedächtnis, nein, für die Zukunft ein Zeichen, den Römern ein Trutz und . . ."

„Du liebst sie nicht, die Römer?"

„Nein, wahrlich nicht! Ich hasse sie schon lange, bevor sie mir Bruder und Oheim gemordet."

„Das ist das Ärgste nicht, was sie gethan!"

„Ich weiß, ich weiß! Katwald hat mir's gesagt, weshalb du — wir alle, die Römer hassen müssen: weil sie unsrem Volke Treue und Vertrag gebrochen haben. Ich hasse sie, seit . . ."

„Nun, seit wie lang, du Kind von wenigen Wintern?"

„Seit sie, seit Weleda mein pflegte an der kranken Mutter Statt. Sie sang mich in den Schlummer mit alten Weisen und viele, viele Abende erzählte sie mir in meinem Schlafkämmerlein, während du vorn in der Halle mit dem Legaten und seinen Tribunen tafeltest, von den Kämpfen der Germanen überm Rhein mit den Legionen, vom großen Ohm Arminius — den ich vor den Römern nicht nennen durfte! — und von des Varus Untergang. Und fragte ich, weshalb du, Vater, nicht auch gegen die Übermütigen kämpftest, dann legte sie den Finger auf den Mund und sprach: „Geduld! Die Götter senden einst auch diesen Tag." — O Vater, weshalb ist sie nicht mehr bei uns?"

„Sie ist gegangen — nach deiner armen Mutter Tod — wohin sie gehört: zu ihren Gesippen."

„O wie konnte sie erzählen! Nicht nur von Kampf und Krieg, auch von unsern Göttern. Und von den lichten Göttinnen — so schön! Ich sah sie vor mir bei ihren leisen Worten, die hehre Frick, die holde Freia: sie trugen selber Weledas Gestalt. Kann sie nicht wieder einmal zu uns kommen?“

„Sie hat jetzt keine Pflicht bei uns mehr zu erfüllen. Und sie liebt es, einsam auf der Waltenden Verkündungen zu lauschen. Ich danke ihr aber, daß sie in diesen Jahren, da ich noch blind . . . ! Nun weiß ich doch, woher dir der Trotz kam, in dem du meinen römischen Gästen schmolltest oder entliefest. Weleda also!“ —

„Ja. Und Katwald half treulich mit. Sieh nur her, Vater, — du zürnst jetzt nicht mehr darüber, bisher hab' ich's vor dir versteckt, — was er mir geschnitzt und angemalt hat mit Mennig und Ocker, mit Waid und Kohlenruß.“ Er sprang zu einem hohen Haufen von allerlei Holz, der neben dem Hause aufgeschichtet lag, zog daraus behutsam eine flache runde Platte hervor und brachte sie dem Vater.

„Schau! Einen Kopf — ich hab' ihn Vocula genannt! — unter einem stolz geschweiften Römerhelm. Katwald gab mir dies und sprach: „du triffst das Eichhorn im Sprung, den Specht im Flug, den fließenden Lachs im Fluß: — laß sie springen, fliegen und fließen: — auf diese Scheibe ziele du fortan, Merowech.“ Und nun schau, wie oft ich schon getroffen — auf hundert Schritt!“

„Mein Sohn,“ sprach Civilis und sah ihm scharf prüfend ins freudige blaue Auge, „noch haben wir die Wahl. Entscheide! Verbrenne diese Scheibe, die allzuviel verrät, schere wieder dein Haar und lebe hier friedlich fort, wie bisher im behaglichen, wohlbestellten, reichen Hof, im Überfluß von allem, was dein junges Herz begehrt:

noch ist es Zeit! Noch können wir Frieden halten mit den Römern: — du weißt, sie sind sehr stark: sie beherrschen die Welt."

„Oder?" drängte ungeduldig der Knabe.

„Oder laß dein Haar wachsen, Königsenkel, vielleicht künftig selbst ein König deines Volks, verlasse mit mir dies schöne, reichgeschmückte Haus und die breiten Kornäcker und all' unsre Habe, um sie nie mehr oder als Brandschutt wiederzusehen: denn die Legionen dringen leicht bis hierher."

Da umwölkte sich des Kindes offenes Antlitz: „Alles? — Alles nicht mehr wiedersehen? Auch Weißfuß nicht, mein kleines Roß, und Greif, meinen lieben Falken?"

„Auch Roß und Falk' vielleicht siehst du nie mehr. Du folgst mir aber mit allen Männern unseres Gaues in den Wald, auf den Strom, ins freie Meer hinaus zum Kampfe, zum unablässigen Kampfe mit den Römern, bis sie das Land geräumt oder bis der letzte von uns erschlagen liegt auf seinem Schild. Und bedenk' es wohl: „der Sieg ist ungewiß euch Batavern," kündete Weleda selbst, „gewiß euch nur der Ruhm des Heldentums." Sprich, Merowech, mein Knabe, — wähle!"

Da warf sich der ungestüm an seine Brust und rief: „Komm, Vater! Gleich! Komm in den Wald! Und in den Kampf!"

Und er schloß den Sohn an das Herz und sprach: „Dank, ihr Götter, für dieses Kind. Mich mögt ihr strafen mit Unsieg für die Schuld der langen Verblendung: aber hier dies junge Haupt — schaut herab, ihr Himmlischen! — es ist ohne Schuld: ich weih's unsrem Volk. Schützt Merowech und in ihm unsres Volkes Zukunft."

XVI.

Die Sommersonnenwende war herangekommen.

Das große Fest des Mittsommeropfers vereinte an diesem Tage, dem vierundzwanzigsten des Brachmonds, jedes Jahr die sämtlichen Gaue der Bataver und der Kannenefaten, die alle ihre Herkunft von dem Sohne Wotans, dem Kriegsgott Tius ableiteten. Diesem also galt besonders die Feier, nachdem vorher der Scheiterhaufe seines Bruders Paltar, des schönen Lichtgottes, der an jenem Tage starb, war entzündet worden.

Aber auch die benachbarten und befreundeten Völkerschaften der Großfriesen östlich, die der Kleinfriesen westlich der Yssel, die friesischen Marsaken, Ostnachbarn der Kannenefaten, die Sugambern und Gugernen gegenüber der Ruhrmündung auf beiden Ufern der Maas waren durch Gesandte oder durch freiwillige Gäste vertreten.

Der Festort, die geweihte Stätte des Kriegsgottes, war ein heiliger Hain, ein noch nie von der Axt berührter Wald auf der inselhaften Landspitze, die Waal und Maas vor ihrer Vereinigung umgürten. Die beiden Stromarme schlossen das unbewohnte Eiland von dem Verkehr und der Nutzung des Volkes der umliegenden batavischen Gaue völlig ab: nur wenige Priester, Wächter und Diener des Weihtums, lebten hier. So lag die Stätte mitten in den Schauern des Urwaldes in geheimnisvoll verschleierter Einsamkeit, deren ahnungsvolle Stille nur zur Zeit der beiden großen Feste, der Winter- und der Sommersonnenwende, gestört ward. Auf Furten und auf Fähren, zur Wintersonnenwende auch wohl auf dem tragfesten Eise — Brücken trugen die freien Wasser noch nicht — wateten, ritten, fuhren alsdann die Leute von Süden über die Maas, von

Norden über die Waal in die gefreite, dem Gott geheiligte Stromaue. Jeder freie, wehrfähige Mann dieser und der befreundeten Völkerschaften mochte hier erscheinen: allein auch Frauen und Mädchen und Knaben in reicher Zahl schlossen sich zu Wagen, zu Roß und zu Fuß den Heermännern an: durften sie auch während der Gerichts- und der Ratsverhandlungen die Dingstätte nicht betreten, — außerhalb derselben lagerten sie unter rasch errichteten Zelten und leichten Holzhütten, bei dem sommerlichen Fest aber sonder anderes Obdach als den Schutz der gewaltigen breitästigen dichtbelaubten Bäume. Und war die Rechts- und Ratspflege, das ausschließliche Werk der Männer, zu Ende gethan, so fluteten auch jene Gäste zu Opferschmaus, zu Gesang und Reigen auf die Stätte, die nun ein fröhlich und bunt belebter Festplatz wurde.

Der Urwald war nur von wenigen schmalen Fuß- oder Reitpfaden durchschnitten, ausgenommen in der Richtung von West nach Ost: hier durchzog ihn, durch Dickicht und Gestrüpp gebrochen, eine Fahrstraße, breit genug für vier nebeneinander gespannte Rinder. Auf diesem Wege fuhr, von Priestern geleitet, der heilige Wagen, auf eine breite Fähre geschoben, über die Maas in die Gaue hinaus, wann, geraume Zeit nach der Wintersonnenwende, im Hornung etwa, die lichten Götter wieder auf die Erde zurückgekehrt waren: nur die Häupter der halbverhüllten auf dem Zeltwagen stehenden Göttergestalten wurden der Ehrfurcht des Volkes sichtbar.

Das eigentliche Weihtum war — in der Mitte des heiligen Haines — eine uralte mächtige Linde, in deren Wipfeln der Stammvater dieser Völkerschaften, der Kriegsgott Tius, seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Kein neugieriger Blick vermochte ihn hier zu erspähen: denn undurchdringbar flochten sich, wagerecht und senkrecht, die

Äste des Baumes durcheinander und auch die Nachbarstämme griffen von allen Seiten in dieses dichte Zweig- und Laubgewirr.

Ein Bild des Gottes fehlte seinem Weihedienst. Als Verkörperung oder doch als Sinnbild und Wahrzeichen seines Wesens galt ein altes Kurzschwert von Feuerstein, das in grauer Vorzeit die Ahnen bei ihrem Aufbruch aus dem Hessenland mitgeführt hatten auf ihrer Wanderung den Rhein hinab. Das Jahr hindurch von den Priestern sorgfältig verwahrt in einer der Blockhütten hinter dem Götterbaum, ward es bei Opferfesten in feierlichem Aufzug abgeholt, in weißes Linnen gehüllt umhergetragen, darauf entblößt und zuletzt vor der heiligen Linde, den Griff zu unterst, feierlich aufgesteckt. Aber nicht in die Erde, sondern in eine Art von Altar, das heißt in eine in der Mitte durchlochte mächtige dunkle Felsplatte von schwarzem Basalt, die — dergleichen gab es nicht in dem Gebiet der Rheinmündungen! — ebenfalls aus der alten Heimat — als ein Stück derselben — von der Fulda her war mitgeführt worden. Die Sage ging, als der Wagen, der die Platte trug, an diese Stelle vor der auch schon damals stattlichen jungen Linde gelangt war, machten die vorgespannten drei weißen Rosse Halt und waren durch kein Mittel weiter zu bringen: so hatte der Gott die Stätte bezeichnet, wo er in den neuen Sitzen seines Volkes wohnen wollte. Vor dem Baume war nun in halber Manneshöhe ein Rasenhügel aufgeschichtet und auf dessen viereckige Fläche der Fels feierlich niedergelegt worden; heilige Kräuter, auch das Gedörn, mit dem man die Scheiterhaufen des Leichenbrands umhegte, waren auf allen vier Seiten angepflanzt: sie wucherten und grünten nun in vollsommerlicher Üppigkeit. Gar manchen alt-eingesogenen dunkelroten Flecken zeigte das

Steinschwert: sie rührten von dem Blut der Tiere, mit welchem es bei jedem Opferfest besprengt ward.

In weitem Kreise umgab den Weihebaum die Dingstätte, umhegt durch einen „Speerzaun", eine Anzahl von Lanzenschäften, die senkrecht, die Spitze nach oben, in den Waldrasen gerammt, wagerecht durch andere aneinander geknüpfte Speere in Brusthöhe vom Boden miteinander verbunden waren: die knüpfenden Seile waren, die Blutgewalt des Alldings anzudeuten, mittels Mennig rot gefärbt.

In dem Raume zwischen der Linde und dem Felsaltar — mit dem heute hier aufgepflanzten Wahrzeichen des Gottes — stand ein hoher Stuhl mit ganz gerader Rückenlehne und links und rechts wagerecht vorspringenden Armstützen, die in geschnitzte Drachenköpfe ausliefen. Er war gezimmert aus den Ästen die im Laufe so vieler Jahrzehnte der Sturm von dem unverwüstbaren Baume gebrochen hatte; eine scharlachrote Decke war über den Sitz gespreitet: es war der Platz des Richters; oben, längs der Rückenlehne, liefen eingeritzte Runen hin des Inhalts:

„Hier tronen und tagen der Tius
Des echten Alldings
Und die drei alledeln Asaginnen."

(Das heißt die Künderinnen des Rechts, die Nornen.)

Zur Rechten lehnte an dem Stuhl ein glänzend weißer Stab: auch der war aus einem entrindeten Schößling der Linde gefertigt: seine Spitze krönte eine geschnitzte greifende Hand.

Innerhalb des Speerzaunes ragten, ebenfalls im Kreis aufgepflanzt, baumhohe Stangen, welche die nackten Schädel von Pferden, von langhörnigen Widdern, krummhörnigen Stieren und breitschaufeligen Elchen trugen, die in den letzten Jahren hier waren geopfert worden: manche Hörner

und Geweihe zeigten Spuren leichter Vergoldung und welke Kränze hingen, im Winde rauschend, davon hernieder.

Aus dem dichten Geäst des Weihebaums aber sahen, schräg hinein gestreckt und fest gebunden, mehrere Kriegsfahnen und phantastische Feldzeichen der Völkerschaften und einzelner ihrer Gaue, die in Friedenszeiten hier geborgen, bei Ausbruch des Krieges herabgenommen wurden. Die Zeichen waren verschiedener Art: bald der wallende Schweif eines schwarzen oder weißen, eines braunen oder eines roten Rosses, an schlankem Speer unter der Spitze angebracht oder auch — die Gesamtfahne von vier und mehr verbündeten Gauen — vier solcher Roßschweife und Mähnenhaare vereinigt an einem Schaft. Aber auch Tierbilder fehlten nicht; roh, jedoch mit schärffster Beobachtung der Wahrheit des Lebens geschnitzt und auf Querbrettern oberhalb des Schaftes eingepflöckt; da dräuten die heiligen Tiere Wotans: der Adler, der Rabe, der Wolf, aber auch der Bär Donars richtete sich auf, der Eber Freirs hieb, Loges Luchs kauerte nieder zum Ansprung, der Sonnenhengst Paltars hob den hauenden Huf und der Hirsch Ullrs senkte, zum Stoß ausholend, das stolze Haupt mit dem sechzehnendigen Geweih. — —

Gelbgrau dämmerte der früheste Morgen nach der kurzen Sommernacht herauf, noch kaum durch die hohen Bäume und dichten Büsche in das Innere des Waldes dringend mit fahlem Scheine. Vor dem Rasenhügel lagen in Menge verkohlte Scheite und Reisigäste, die Überbleibsel des Sunwendfeuers, über welchem am Abend vorher die dem Gott geopferten zwölf Widder — von jedem der verbündeten und stammgenössischen Gaue einer — waren auf dem Spieß gebraten worden. Darauf hatten verlobte junge Paare Hand in Hand gar manchen kühnen Satz über die emporzüngelnde Flamme gethan und Glück oder Unglück

der künftigen Ehe war aus der Art, der Kühnheit oder Verzagtheit des waglichen Sprunges von den Umstehenden geweissagt worden. Aber auch die Rosse und Rinder, die Gespanne der Wagen, hatte man durch das „Notfeuer“ getrieben, sie für das kommende Jahr gegen Seuchen oder Sturz und Fall zu schützen. Endlich hatte gar mancher junge Festgast eine in der Mitte durchlochte flache Holzscheibe an den Rändern in der Opferflamme angebrannt und dann die flammende, ein Bild der Sonnenscheibe, mit dem durch das Loch gesteckten Speerschaft so hoch er konnte in die Luft geschleudert unter Wünschen der Liebe oder Gelübden kühner That; auch dem Flug dieser Scheiben ward Heil oder Mißlingen abgesehen und danach vorverkündet.

Die ersten auf dem Dingplatz waren Civilis und Ulemer; ehrerbietig die altertümlichen Steinäxte senkend, ließen die Wächter des Weihtums, die seit Mitternacht die Opferstätte gehütet hatten, die beiden Edelinge eintreten durch die eine der drei pfortenähnlichen Öffnungen in dem Speerzaun: das heißt durch zwei senkrechte, wagerecht nicht gesperrte Schäfte in Aufgang, Mittag und Niedergang; von der Unheil bedeutenden Mitternachtsseite, der „kalten Ecke“, her sollte und wollte niemand den Dingkreis beschreiten.

„Die Sonne dieses Tages also,“ sprach der Friese, den Mantel aus Seehundfell zurückschlagend, „wird endlich die Entscheidung sehen. Lange genug hast du uns alle zurückgehalten.“

„Und mich selbst,“ erwiderte Civilis, „vergiß das nicht. Meinst du, weil mein Mund schwieg, mein Herz verlangte nicht nach Rache all' diese Wochen her? Wie oft fuhr ich auf aus dem Schlaf, aus dem Traum, mit geballter Faust und jenen Namen rufend —: „Mummius! Mummius

Lupercus!" — Aber ich mußte warten. Und auch heute — wer weiß, ob ich es wagen darf!"

„Von welchen Dingen willst du's abhängen lassen?"

„Von der Rückkehr meiner Kundschafter, die ich ausgesandt, und vom Eintreffen — anderer, die ich erwarte, deren ich nicht entbehren kann. Wohl hab' ich ihnen allen eingeschärft, heute — hier! — verlässig zu erscheinen. Aber versagt mir auch nur Eine Erwartung, — und leicht können die Kohorten sie zerstören: dieser Vocula zu Mainz hat wache Augen! — so ist der heutige Tag verloren und damit lange, lange Zeit. Jedoch auch wenn meine Boten, meine Helfer kommen: — unberechenbar ist die Menge. Denn die Furcht vor Rom ist groß — und wahrlich nicht ohne Grund! — in jenen unserer Gaue, die hart vor den Lagern und Kastellen der Legionen liegen: wie oft haben sie die Römer siegen sehen und ihrer Rache fürchterliche Schrecken — an andern — erfahren! Auch hängen gar viele an Rom aus der Gier nach Gewinn, nach Gold und Genuß."

„Freilich! In deinem eigenen Gau dein alter Nebenbuhler, jener Labeo! Ja sogar in deiner eigenen Sippe deine Vettern! Wo mögen sie stecken? Gestern und vorgestern — keine Spur von ihnen sah ich. Das ist mir unheimlich. Was treiben sie?"

Civilis zuckte die Achseln: „Nichts gutes. Und unthätig sind sie nicht. Auch das muß ich erwarten."

Und in sorgender Beratung schritten die beiden auf und nieder.

XVII.

Zur gleichen Stunde ritten auf dem linken Ufer der Maas auf einem der schmalen Waldwege von Süden her auf eine Fähre zu drei Männer in reicher römischer Tracht; römisch waren auch ihre Waffnung und Zaum-, Sattel- und Bügelzeug der wertvollen lusitanischen Pferde; aber sie redeten untereinander in der Sprache der Bataver.

Sie ließen sich samt ihren Gäulen übersetzen von dem Fergen im langen Grauhaar und dessen Knecht: drüben angelangt zahlten sie — in römischen Münzen — so verschwenderisch, daß der Alte staunte und dankte: „Lohn's euch der Wunschgott!" sprach er, indem er den Kahngästen behilflich war, die Rosse aus der flachen breiten, an beiden Enden gleich stumpf gerundeten Fähre auf den feuchten Ufersand auszuschiffen. — „Was seid ihr doch reich, ihr Edelinge!"

„Nicht wir," sprach der älteste der Ankömmlinge, ein Mann in den Fünfzigen, dessen scharf geschnittene römische Züge wenig zu dem blauen Germanenauge paßten. „Nicht wir! Aber Rom ist reich, unermeßlich reich." — „Wir nur," fuhr der jüngste fort, sein Pferd am Zügel fassend, „weil uns Rom beschenkt." — „Uns belohnt für unsere Treue," schloß der dritte, sich von dem Rand des Bootes an dem langen Speer auf das Ufer schwingend. — „Weh uns," hob der Jüngling wieder an, „brechen wir Rom den Bund." — „Dann verarmen wir zuerst und — mit uns — bald ihr alle." — „Du bist ein Freier," sprach der älteste, das stolze Haupt unter dem hochgeschweiften Römerhelm in den Nacken werfend, „das zeigt dein Haar Willst du nicht mit zum Allding? Wichtiges wird heute dort entschieden. Brinno und — nun andere mehr —

wollen uns fortreißen zu den unsinnigsten Beschlüssen. Auf jede Stimme kommt's heute an. Laß den Knecht dort der Fähre warten und komm mit uns."

Einen langen Blick unter den buschigen Brauen hervor warf der Ferge auf den Sprecher, dann auf die beiden andern. „Ich wollte die Naue nicht verlassen," erwiderte er, „der Knecht ist ein Schalk" sagt ein alt wahr Wort: er wird mich um manches Fahrgeld betrügen. Aber nun — nach euren Worten — nun geh' ich zum Allding."

Er stieg in den Nachen, holte aus einem Verschlag unter dem Gransen ein Schwert hervor und steckte es in den breiten Wehrgurt; einen Mantel von gröbstem dunkelgelbem Segeltuch — es war wohl ein ausgedientes Segel — mit einem Riemen zusammengeschnürt, warf er über die linke Achsel. Denn er trug bei der Arbeit nur eine kurze Kniehose von ungegerbtem Leder, die Brust, die Arme und Beine waren entblößt und stark behaart und dunkelbraun gefärbt von Sonnenbrand, See, Wind und beizendem Seesalz: so nackt erschien man nicht im Ding; statt des Speeres nahm er die schwere Stange zur Hand, mit der man das Boot abstieß, mit dem starken gebogenen Haken unter der Spitze.

„Der Alte sieht aus wie der Neck des Stromes selbst," flüsterte der Jüngling, „nicht, Labeo?"

Der nickte stumm; dann schwang er sich in den reich mit Gold gestickten spanischen Sattel und mahnte den Fergen: „geh nur voran, wir kennen den Weg. — Und wir haben noch Manches zu bereden, Briganticus," fuhr er fort, als der Schiffer vor ihm im Gebüsch verschwunden war.

„Jawohl," erwiderte der mittlere. „Ich sagte es vorher, als die Sonne kam, zu meinem Bruder: „Cajus, sagte ich, schau sie dir genau an: vielleicht siehst du sie heut abend nicht mehr zu Golde gehen."

„Ja, Julius hat Recht,“ erwiderte der Jüngste mit leise bebender Stimme. „Groß ist die Redegewalt des Verhaßten: — oft hat er wohl Wodan um Wortsieg geopfert! — Leicht reißt er die Menge dahin.“ — „Und dieser Brinno, der rasende, lechzt nach Blut,“ fuhr Julius Briganticus fort.

„Gewiß!“ sprach Claudius Labeo. „Und mehr noch als nach dem der Legionen, nach dem Blut der Abtrünnigen, der Verräter, wie er uns schelten wird.“

„Ja, mir ist nicht wohl bei diesem Ritt!“ sprach der jüngere Briganticus. „So geh' hin zu Civilis,“ fuhr ihn sein Bruder an. „Erbitte seine Verzeihung. Er wird sie gewähren, gewiß! Er spielt gern den Großmütigen vor dem Volk. Und du magst dann der Gnade genießen, gebeugten Nackens unter ihm zu dienen.“ — „Niemals!“ rief Cajus ausbrechend. „Das ist's ja, was ich nicht ertrage! Wir machen heut' ein Ende. Hast du die Erlenstäbe mitgebracht?“

„Hier, unter dem Mantel,“ erwiderte sein Bruder. „Wohl sind auch die Römer — wahrlich! — nicht gelinde Herren. Aber lieber doch dien' ich dem Fremden, dem der ganze Erdkreis dient, als dem verhaßten Vetter, dem hochmütigen, der, demselben Großvater entstammt, die ganze Sippe, den ganzen Gau, das ganze Volk unter seinen Willen zwingen will. Nieder mit ihm! — So!“ Und er köpfte mit dem Schaft des Speeres eine hohe Distel, die am Wege stand.

Labeo warf von seinem Roß einen befriedigten Blick auf die beiden. „Ihr haßt ihn fast bitterer als ich, glaub' ich. Und doch hat unser Geschlecht seit den Tagen der Ahnen Grund, eure Sippe zu hassen. Wir waren das ältere Königshaus, bis ihr uns verdrängtet.“

„Weißt du denn nicht,“ fragte Julius: „der Haß der

Ungesippen ist nur Salz, der Haß der Gesippen aber ist Galle. Er soll nicht diesen Krieg entfesseln, in dem all unser Reichtum sicher untergeht. Meine gefüllten Speicher stehen dicht vor Xanten: — in der ersten Nacht der Empörung wirft der Centurio die strafende Fackel hinein."

„Noch schwerer," sprach Labeo, „wiegt das andere. Bricht dieser Krieg aus, — Civilis wird des Krieges Seele und unsres Gaues, ja aller Gaue Haupt. Dann ist's vorbei mit uns für immerdar im Volk der Bataver." — „Das soll nicht sein, solang ich atme!" rief Julius. „Drum vorwärts, ihr Freunde! Spornt die Gäule, daß wir rechtzeitig zur Stelle sind. Vergeßt nicht, schon bevor das Allding beginnt, im stillen unter den Gauleuten zu verbreiten, was alles Hordeonius verheißen . . ." — „Und was Vocula gedroht," schloß Cajus. „Nicht den Namen Bataver wird Rom übrig lassen, wenn wir uns rühren. Vorwärts! Und nieder mit Civilis!"

Alle drei gaben den Rossen die Sporen und sprengten ungeduldig waldeinwärts.

XVIII.

Mittlerweile hatte die Sonne die Schichten von feuchtem Dunst und weißlichem Nebel, die im Osten über der Maas lagerten, sieghaft durchdrungen und ihre Strahlen leuchteten nun bis auf die Dingstätte. Diese füllte sich jetzt rasch mit den Männern der verbündeten Gaue, aber auch mit Angehörigen der Nachbarvölker. Die meisten hatten sich schon an dem Tage vor der Sunwend eingefunden: doch trafen aus den ferner gelegenen Landschaften immer noch Nachzügler ein.

Civilis und Ulemer wurden von gar vielen angesprochen, die von den besser unterrichteten, weiter blickenden Edelingen Gewißheit zu erfahren suchten über die mannigfaltigen, oft widerstreitenden Gerüchte, die durch die Lande schwirrten: denn daß in Italien, in Rom, aber auch in Gallien sich allerlei vorbereite, das ahnten, fürchteten oder wünschten nicht wenige.

Während Civilis diese Fragen anhörte und ausweichend beantwortete, schweifte sein Auge wiederholt jene einzige breite Straße entlang nach Osten, wo sich, weit außerhalb des Dingkreises und des Dickichts, auf offener Waldwiese ein grasiger Hügel erhob, freilich nur zu bescheidener Höhe; allein da er ganz frei stand, gewährte er weithin Aussicht. Auf der Krone des Hügels lehnte, auf den Speer gestützt, eine hohe jugendliche Gestalt. Der Jüngling drehte der Dingstätte den Rücken: aber unablässig spähte er aus nach West, von wannen die Fahrstraße, und nach Nord und Süd, von wannen je ein Reit- oder Fußpfad an dem Hügel vorbei über die Waldwiese nach dem heiligen Baume zu führten. Regungslos stand der Späher: scharf hob sich der dunkle Umriß des schlanken Leibes von dem ringsum flutenden Morgenlicht ab.

Allmählich kam auf dem Gerichtsplatz Ordnung in die bisher durcheinander wogenden Massen: sie gliederten sich von selbst nach Sippen und Gauen, diese nach Völkerschaften und reihten sich im Kreise nebeneinander, alle das Antlitz dem Altar und dem Weihbaum zugewendet. Auch legte sich nachgerade das laute Stimmengewirr: es ward still in dem Kreis: erwartungsvoll blickten die vielen Hunderte nach dem immer noch leeren Richterstuhl, neben welchem sich jetzt mehrere Priester in mannigfach gefärbten Wollmänteln aufstellten.

Ulemer schritt aus der Schar der Friesen auf Civilis zu: „Es ist nicht wohlgethan,“ mahnte er, „noch länger zu zögern. Die Meinen werden ungeduldig: sie haben weiten Heimweg. Wir müssen beginnen.“

Civilis warf einen langen Blick auf den Hügel: unbeweglich stand dort der einsame Jüngling. „Warte noch,“ bat er. „Du hast so hohes Ansehen bei den Deinen.“

Aber der Friese schüttelte den grauen Kopf: „Die Freien werden mir verdrießlich. Und dann sind sie schwer zu lenken. Ohnehin wird's nicht an Widersachern fehlen. Schau dort, die neu Angekommenen, die all' deinen Batavern die Hände schütteln. Sind das nicht . . .?“

„Ja,“ erwiderte Civilis nach einem scharfen Blick. „Es sind meine Vettern und Labeo. — Gut, daß Cajus Briganticus erscheint.“

Da trat der älteste der Priester von dem Stuhl hinweg auf die beiden zu: ein Greis mit langem, weißem Bart, das noch reiche silberne Haupthaar hielt ihm zusammen eine breite Stirnbinde von vergoldetem Erz, mit tief eingehämmerten Runen. „Ich zögerte,“ sprach er, „auf deinen Wunsch, Civilis, solang es anging. Aber nun. . .“

„Beginne, Sinnist,“ entgegnete dieser. „Es muß sein.“ Er stellte sich jetzt zu den Batavern seines Gaues; finster wandten sich seine drei Gegner von ihm ab; Ulemer ging zu den Ostfriesen gerade gegenüber.

XIX.

Der Altpriester — der „Sinnist" — trat jetzt vor den Richterstuhl und winkte den Fronboten, die, zwölf an der Zahl, lange Stäbe und starke, aus Weiden gedrehte Schlingen in den Händen, hinter dem Stuhl sich aufgestellt hatten.

Zwei von ihnen — ebenfalls altersgraue Männer — schritten an des Priesters Seite: der eine hob einen vorzeitlichen Rundschild von Auerstierhaut, in der Mitte mit starkem Erzbeschlag gefestigt, am linken Arm in die Höhe: nun führte der zweite mit der Steinspitze eines altertümlichen Speeres drei Schläge auf jenes Erz, daß es weithin dröhnend scholl.

Sofort entstand in dem ganzen Dingkreise lautlose Stille: das begonnene Wort ward nicht zu Ende gesprochen, keine Waffe klirrte mehr.

Der Priester aber hob an:

„Fronboten, ihr freien,
Ihr vor andern seit alters
Kundige Kenner
Des Richtsteigs des Rechtes, —
Fronboten, ich frage:
Weist mir die Wahrheit!
Ziemet die Zeit,
Ein echtes Allding
Der breitbrünnigen Bataver
Und kahnkundiger Kannenefaten
Zu halten und hegen?
Das weiset mir wohl,
Nicht weigert die Wahrheit."

Da antworteten die beiden ältesten Fronboten, den Schild und den Speer hoch gen Himmel reckend, genau zusammen sprechend wie aus Einem Mund:

„Es taugt der Tag,
Es stimmt die Stunde,
Zu halten und hegen
Ein echtes Allding
Der biedern Bataver und der Blutsbrüder
Und aller andern,
Die da stolz entstammen
Tius dem Tapfern.“

„Warum weiset ihr so? Wißt ihr ein „Weil“ eurem Wort?“

Da antwortete der mit dem Schilde:

„Weil gestern ging
Zu Sedel des Sommers selige Sonne.“

Und der mit dem Speere fuhr fort:

„Weil gestern — noch glüht und glimmt
Die übrige Asche —
Geschichtet in Scheitern
Ward Paltars prasselnder Brand.“

Und wieder sprach der erste:

„Weil noch klimmt die klare,
Die sehende Frau Sunna,
Sinthgunds schöne Schwester,
Weit noch vom Westen,
Fern ihrem Fall.“

Und der zweite schloß ab:

„Weil gestern gerade der gute,
Der milde Herr Mond
Sich in Fülle vollendet.“

Der Priester aber begann aufs neue:

„So ziemt denn die Zeit! —
Nun frag' ich euch, freie Fronboten, fürder:
Ist hier der Ort, ein echtes Allding zu öffnen:
Stimmet die Stätte,
Ist richtig der Raum?“

Einstimmig gaben die beiden Bescheid:

„Richtig ist der Raum, des Rechtes ein Ring,
Der geweihte Warf
Unter der lieben Frau Linde,
Des hehren Heiligtums,
Schattendem Schutz
Und weithin wogenden Wipfeln."

Da mahnte der Sinnist:

„So hebet denn hoch
An dem Schafte den Schild,
Des schützenden Schirmes
Gerechten Gerichts
Ziemendes Zeichen
Und blinkendes Bild."

Die beiden Fronboten schoben den Speer innen durch die beiden Haltriemen des Schildes, knüpften ihn hier mit roten Schnüren fest und stießen dann den hohen Schaft hinter dem Richterstuhl in den weichen moosigen Waldgrund.

Der Priester wandte nun das Gesicht dem Platz des Richters zu und begann:

„Leer noch und ledig
Steht der stolze Stuhl:
Sagt an: wer soll ihn besetzen?"

Da antwortete der erste Fronbote:

„Ihn soll besetzen
Nicht Gunst, nicht Gewalt" —

Der zweite fuhr fort:

„Wen die freudigen Freien
Sich wollen wählen," —

Und beide zusammen schlossen:

„Der allein ist im Allding
Der rechte Richter."

Der Priester fragte weiter:

„Nun wohlan, das weiset mir wahrhaft!
Nach welcherlei Recht soll der Richter richten?
Nach Satzung, so Er sich ersann?
Oder nach solcher, so wir selbst uns gesetzt?"

Diese Frage brachte alle zwölf Fronboten in lebhafteste Bewegung: auch die zehn andern traten nun vor, so daß alle in Einer Reihe standen, und drohend, laut sprachen alle zwölf in feierlichem Zusammenklang der zwölf Stimmen:

„Den ruchlosen Richter
Selbstersonnener Satzung,
Den Schlauen, Schlimmen — erschlagt ihn
Mit wütenden Waffen,
Den Frevler, euerer Freiheit frechsten Feind.
Richtiges Recht ist allein, was ruhet,
Überkommen von den uralten edlen Ahnen,
In des freien Volkes
Biederer breiter Brust.
Dem Richter reicher Ruhm,
Der daraus schöpft den schimmernden Schatz,
Den quicken Quell,
Den hellen, hochheiligen Hort
Gerechten, richtigen Rechtes! —
Ihm kränzet und krönet mit köstlichem Kraut
Mit Blättern und Blüten
Die strahlende Stirne.
Und Siegvaters Sohn, Forsete selbst,
Der gute Gott gerechten Gerichts,
Setzt ihn auf den Stuhl
Und stärkt ihm den Stab."

Jetzt schritten alle zwölf Fronboten, die Stäbe wieder senkend, hinter den Richterstuhl zurück.

Der Priester aber sprach:

„So übrigt noch Eines:
Den rechten Richter
Weise zu wählen.

Der Wahl wohl würdig
Erseh' ich vor allen andern Einen:
Häufig schon hielt er
An dieser Stätte den Stab:
Ich nenne den Namen euch nicht:
Sagt ihr mir ihn selbst,
Den Edeling aus eurer alten,
Kühnen Könige
Herrlichem Haus."

„Civilis! Civilis! Claudius Civilis!" brauste es da durch den ganzen Dingkreis: in dem freudigen Ruf und dem Klirren der zusammengeschlagenen Waffen erstarb das murrende „Nein!" weniger, vereinzelter Stimmen.

Civilis trat aus dem Haufen seiner Gauleute hervor in die Mitte des Kreises — noch ein vergeblicher Blick nach dem Hügel, ein unterdrückter Seufzer —: dann sprach er laut:

„Gewählt ist die Wahl. —
Ich eide euch allen,
Gerecht zu richten,
Haß nicht zu hegen
Und Gunst nicht zu gönnen:
So helfen mir in Walhall die Hohen!"

Da eilten die Fronboten geschäftig auf ihn zu: der erste nahm ihm die Sturmhaube mit dem Einen drohend nach vorn gesträubten Adlerflügel ab und drückte ihm auf das Haupt einen dichten Kranz von großblätterigem Epheu; ein zweiter vertauschte ihm den braunen Kriegsmantel mit dem weitfaltigen des Richters von glänzend weißem Wollzeug, ein dritter drückte ihm den Stab in die Hand und alle vereint gaben ihm das Geleit zu dem Richterstuhl. Bevor er sich niederließ, sprach er: „Sagt mir, ihr Freien, darf diesen Sitz einnehmen, wer gegen einen der Dinggenossen nicht zwar eine Klage zu klagen, wohl aber eine Frage zu fragen hat?"

„Der Richter mag fragen, was und wen er will!“ riefen die Fronboten und alle im Umstand stimmten bei.

„Zeit! Aufschub!“ sprach Civilis zu sich selbst, indem er sich setzte. „So frag' ich dich — wo bist du? mein Vetter, Cajus Briganticus.“

Da lief ein Schauer der Erregung durch die Hunderte: gar mancher Bataver brach in einen Ruf der Erwartung, auch wohl des Unmuts aus.

Der Gerufene aber trat vor und erwiderte trotzig: „Hier stehe ich, dein Vetter und dein Feind.“

„Ist es wahr,“ begann Civilis ruhig, „was mir glaubhafte Nachbarn berichten: du hast deine Kornäcker an der Yssel, uraltes Erbgut unserer Ahnen, die dort zuerst die Eichen gerodet, verkauft an den Getreidehändler aus der Stadt der Ubier, Lucius Longinus?“ — „Das hab' ich gethan. Willst du's etwa wehren?“ — „Das werd' ich.“ — „Dann eile dich,“ trotzte höhnend der Jüngling. „Er ist schon eingewiesen in den Besitz.“ — „Wird nicht lange darin bleiben. Ich erhebe Beispruch und unterwinde mich des Erbguts: mir, deinem nächsten Schwertmag — nach deinem einzigen Bruder — mußtest du den Vorkauf bieten vor dem Ungesippen, dem Volksfremden. — Doch das gehört vor unser Gauding. Im Allding wollte ich nur allen Heerleuten zeigen, wie du, um schnöden Geldes willen, das uralte Recht unseres Volkes brichst.“

Da trat Julius zornig hervor und an des Bruders Seite. „Wir aber, wir wollen vor dem Allding ein anderes zeigen: unseren Haß, den abgrundtiefen, gegen dich Arglistigen. — Wohl ist die Sippe sonst das heiligste Band — mit ihrem Bruche bricht dereinst die Welt! — Aber an dich gebunden sein — es ist unleidlich! Und so — vor allem Volke! lösen wir, ich und mein Bruder, den Zwang der Sippe, der uns an dich band: als Fremde stehen wir

fortab gegen dich, als Feinde, wie Wolf wider Hirsch. Wir verzichten dir gegenüber auf Eigen, Eidhilfe und Erbe, auf Muntschaft, Wergeld und Blutrache."

Er holte unter dem Mantel mehrere armslange, dünne, noch grün belaubte Erlenäste hervor, gab die Hälfte davon dem Bruder und beide sprachen nun hastig durcheinander, im Zorn, so daß sie nicht, wie es der Brauch vorschrieb, den Zusammenklang der Worte einhielten:

„Wie ich dich breche,
Zähes Gezweig
Der ehrwürdigen Erle,
Aus welcher die weise Waltenden einst
Der Menschen auf Midhgardh Mutter gemacht,
Aber aus der edeln Esche
Den mutigen Mann: —
So lös' ich und laß' ich
Auf immer und alle Tage
Jedes Band und bindenden Bund
Der bis dahin mich deiner
Sippe gesellt."

Unter diesen Worten zerbrachen sie über ihren Häuptern die Erlenzweige und warfen die Stücke nach allen vier Winden. Tiefes Schweigen hatte die Handlung begleitet, die, zwar zweifellosen Rechtes, höchst selten vorkam im Volk.

Civilis aber sprach nach einer Weile: „Die Erle zerbarst, die Sippe zersprang. — Schon mancher brach, was gar bald er bereute." — Er hatte während des Spruches der Vettern wiederholt nach dem Hügel geblickt, den er von seinem erhöhten Sitz bequem übersehen konnte. Nichts rührte sich dort. Da winkte er einen der hinter ihm stehenden Fronboten herbei und flüsterte ihm zu: sofort verließ dieser den Speerkreis.

Der Richter fuhr fort: „Weiter geht des Dinges Gang. Ich frage: erhebt ein Freier Klage am Allding? — Der

trete vor und hebe die Hand. Doch merket wohl: Gaugenossen richtet das Gauding. Nur eines Gaues Genoß wider anderen Gaues Genoß streitet im Allding."

Da schritt der graubärtige Ferge aus der Schar seiner Gesippen, warf die Bootstange in die linke Hand, erhob die Rechte und sprach: „Ich wahre mein Recht. Ich hätte Grund, zu klagen wider die Fischer des Nordgaues: sie legen gar oft zur Nacht ihre Netze in meinem Fischwasser, südlich vom großen Röhricht der Ran. Ich will nicht klagen — jetzt. Gar oft führt solcher Streit unter Nachbargauen aus dem Rechtsgang zum Fehdegang. Jetzt aber thut Friede Not unter uns allen, so acht' ich. Nur auf daß ich mich nicht verschweige, Richter, wahr' ich mein Recht." Er ließ die Hand sinken und trat zurück in die Reihe der Seinen.

Ein Gemurmel des Beifalls ging durch die Runde, nicht ohne manchen Blick, manchen Ausruf des Vorwurfs wider die Vettern des Civilis. Dieser aber nickte von seinem Stuhl herab dem Fischer zu und sprach: „Weise, Uffo, und wohlgethan! Erst dein Volk — dann deine Fische. Erst sein Ruhm, dann dein Recht. Keine Klage sonst?"

Die Männer schwiegen, auch solche, die gekommen waren, einen Anspruch zu verfolgen: das Beispiel wirkte stark und wohlgefällig flüsterte mancher Nachbar zum Nachbar: „Gut sprach der Richter: „Erst deines Volkes Ruhm, dann dein Recht. Erst dein Volk — dann deine Fische." Ich merke das Wort und sag' es daheim meinem Knaben." Und das Wort ward ein Sprichwort in ganz Niederland: von Geschlecht zu Geschlecht hat sich's vererbt: in schwerer Zeit, gegen Spanier und Franzosen, ward es angerufen und befolgt in dem mannhaften Volk.

Da nun kein Kläger mehr sich meldete, schritt Ulemer hervor aus der kleinen Schar von Friesen, die ihn

begleitet hatten; sie waren kenntlich an den „gefriesten“ das heißt an Halssaum und an Untersaum gefransten Mänteln, deren Farben: blau, braun, dunkelgrün und dunkelgelb sich nach den Gauen und Landschaften unterschieden. Er neigte sich dem Richter und sprach: „Zu Ende ging euer Gericht, ihr Bataver und deren Blutsverwandte. Allein nicht nur des Rechtes waltet das Alldiug: — auch über des Volkes Wohlfahrt, über Krieg, Frieden und Bündnis berät es und entscheidet. So sind denn wir friesischen Männer aus all' unsern Gauen — von der Ems im Aufgang bis zum Flevo im Niedergang — entsendet worden an dies euer Allding, euch vorzuschlagen, das alte Bündnis zu erneuen, das zwischen uns bestand in den Tagen der Väter — einst“ — so schloß er bedeutsam „in den Tagen der Freiheit.“

„Jetzt bricht es,“ sprach Civilis zu sich selbst und sah sehnsüchtig nach dem Hügel: auf diesem standen nun der Männer zwei, aber beide drehten, ohne sich zu bewegen, dem Dingplatz den Rücken. Zustimmende Worte wurden auf die Rede des Gesandten laut bei vielen Männern der Versammlung: aber nur kurze Frist ward solchem Beifall gelassen: lebhaft trat Claudius Labeo in die Mitte des Kreises und heftig rief er zu dem Richter hinauf: „verstattet Civilis noch, daß auch gegen seinen Freund gesprochen werde?“

Der würdigte ihn keines Wortes, er winkte nur stumm mit dem Stabe Gewährung. „Eine Frage vorerst an den Gesandten,“ begann Labeo. „Ein Bündnis, sagst du. Nun, was für Bündnis? Für Frieden oder Krieg?“ Ulemer zögerte: er sah auf Civilis: dieser hob warnend die Brauen. „Antworte, Friese!“ mahnte Labeo. „Oder wagst du's nicht?“ Da brach Ulemer zornig los: „Ein Waffenbündnis, treu bis in den blut'gen Tod.“

„Hört ihr's, ihr Männer?" schrie Labeo. „Es ist gefallen, das kecke Wort, das verhängnisvolle, welches das lange drohende Verderben losknüpfen will von seinen weise geschmiedeten Banden. Ein Waffenbündnis! Gegen wen? Uns schützt wider alle Feinde Rom: Rom, das uns deshalb verboten hat, neben dem Bund mit ihm noch andere Bündnisse zu schließen. Gegen wen also dies Waffenbündnis? — Bataver, meeranwohnende Männer! Laßt mich zu euch reden in Worten, die ihr wie kein anderes Volk versteht, ihr, nahe der See. Wohlan, die See, die See ist — Rom. All' unser Reichtum, unser Glück und Gedeihen — die See bringt es unsrem segelfrohen Volk — die See und Rom. Aber bedenkt auch das andre. Dicht an der See, — unter deren Spiegel — liegen unsere Felder und Höfe. Was schützt sie, was schützt unser Leben? Einzig der Deich, der weise gefestigte Deich. Wohl: Rom ist auch die alles bedräuende, alles verschlingende See. Den ganzen Erdkreis hat sie sieghaft überflutet. Der Deich, der allein uns schützt, ist unser Bund mit Rom. Ein mutwilliger, ein frevler Stich in den Deich: — und die Sturmflut des Verderbens bricht über uns herein und begräbt uns alle. Jenes kecke Wort: — es war ein Stich in den Deich! Schon hör' ich sie dumpf heranbrausen von ferne, die Flut der Legionen. Aber ich stopfe den Riß, ich allein, mit meinem Leibe und gilt es mein Leben. Ich warn' euch: brecht nicht den Frieden mit Rom!"

Tiefe Stille folgte diesen Worten: das Bild, aus dem Leben des Volkes, aus des Landes Eigenart gegriffen, verfehlte nicht des Eindrucks, zumal auf die Männer der südlichen und östlichen Gaue, die den römischen Waffen in der That so nah und offen lagen wie der Strand vor der Düne der Brandung der See.

Civilis bemerkte scharf die Wirkung der Mahnung: er

eilte sie zu bekämpfen. „Was malst du für Schreckbilder? Unsere Waffen, auch im Bündnis mit andern, wollen nur unser Recht wahren. Oder ist es verboten, unserer Rechte auch nur zu gedenken und der Tage der Freiheit?“ — „Das will sagen,“ rief Labeo grimmig, „der Tage, da deine Väter den Königsstab trugen! Doch ehe das wieder geschieht . . !“ Da trat Julius Briganticus vor und rief: „ich frage kurz und klar: gieb kurz und klar Bescheid: willst du, daß wir die Verträge mit Rom, die feierlich beschworenen, zerreißen?“

„Rom hat sie zerrissen,“ antwortete Civilis ruhig. „Weißt du das nicht?“ — „Jawohl. Aber warum?“ fiel der jüngere Briganticus ein. „Weil du und dein Bruder trotzige Briefe an den Imperator geschrieben habt!“ — „Nicht euch, Landsleute,“ begann Julius nun wieder, „zürnt Rom. Ihn liefert aus und die Gunst des Kaisers lächelt euch wie früher.“

Aber da brauste ein unwillig grollend Gemurre durch die Versammlung. „Nie, niemals!“ scholl es. „Schmach und Schande!“

„Du gingst zu weit,“ raunte Labeo ihm zu, „laß mich . . .! Und wer ist der Mann,“ rief er laut, „der nun auf einmal zum Bruche drängt mit Rom? Derselbe Claudius Civilis, der jahrzehntelang wie kein andrer für Rom gesprochen und gehandelt! Wollt ihr so wankelmütigem Führer folgen?“

Der Einwurf war unleugbar: Civilis erkannte, daß er schwer wog an dem Verstummen auch seiner eifrigsten Anhänger; er sprach: „Ist der Mann weise, der bei seinem Irrsal verharrt, auch nachdem er es erkannt, nur weil es sein Irrsal?“ — „Und weshalb erkannt? Seit wann?“ rief Julius. — „Seit sein Bruder und sein Sohn in Rom den Tod gefunden!“ fuhr Cajus fort. — „Und wie,“ schloß

Labeo, „wie sprachst du doch vor kurzem? ‚Erst dein Volk, dann dein Recht.‘ Du aber willst nur deine Sippe rächen.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Ulemer, rasch vortretend. „Ich schwör's bei den Göttern! Ich war zugegen, als die Nachricht kam. Auch nachdem er die scheußlichen Morde vernommen, hielt er noch fest an Rom: erst als er erfuhr, wie Kaiser, Senat und Volk auch die Verträge zerrissen, ward er umgewandelt.“ Das traf wohl gewaltig: allein Labeo ließ nicht zu, daß diese wichtigen Worte in den Gemütern tiefer Wurzel schlugen. „Wohlan!“ rief er sofort. „Und was soll nun geschehen, nach seinem verwandelten Rat? Sprich Civilis! Brich dies Schweigen! Was zögerst, worauf wartest du? Willst du fortab dem Kaiser treu sein oder nicht?“

Aller Augen waren gespannt auf den so Gefragten gerichtet. Er spürte das: nun mußte er reden. Noch einen Blick auf den Hügel: siehe, da stand nur mehr Ein Mann auf dessen Krone, der frühere Späher: der wandte das Antlitz dem Dingkreis zu und schwenkte den Speer über dem Haupt. Da sprang Civilis vom Stuhl, richtete sich hoch auf und fragte mit lauter Stimme: „Dem Kaiser! Welchem Kaiser?“

„Es giebt nur Einen,“ antwortete Labeo. „Lange tot liegt Otho, vom eignen Stahl durchbohrt,“ fügte Julius bei und Cajus schloß: „Vitellius wollen wir dienen, der allein im Reiche gebeut.“

„Ihr irrt,“ sprach Civilis fest. „Zwei Kaiser streiten sich um Rom und Reich. Doch nicht mir glaubt: — glaubt diesem Zeugen.“ Der abgesendete Fronbote schob einen Mann durch die Ostöffnung des Speerzauns herein: es war Katwald, von Staub und den Spuren langer Wanderung bedeckt: er eilte in die Mitte des Kreises und hob, das Wort begehrend, die Hand gegen den Richter:

„Hört, ihr Männer," rief er, „ich komme von Neuß aus dem Lager des Hordeonius: wider Vitellius ist ein Gegenkaiser erhoben: Flavius Vespasianus ist sein Name. All' Morgenland fiel ihm schon zu und viele Legionen. Vitellius wankt auf seinem goldnen Stuhl."

Brausende Erregung ging durch die Massen: die Römerfreunde erbleichten. Aber Labeo faßte sich, trat vor und sprach: „Und wär' es so . . . —"

„Es ist so, Sohn der Römerin," rief Katwald zornig. „Ich schwör' es: — ich hab's von Hordeonius selbst. Zweifelst du?" Und er griff ans Schwert, der Richter winkte ihm mit dem Stabe: — da ließ er die Hand sinken. — „Und ist es so," fuhr Labeo fort, „was dann? Was ändert das für uns? Mag der rechtmäßige Kaiser siegen oder dieser Anmaßer — für uns ist's gleich: denn Roma bleibt, wie sein Imperator heiße. Rom aber, das wißt ihr alle, Rom — ich wiederhol' es — ist unser Reichtum. Daß wir nicht als halbnackte Hungerleider durch die Sümpfe schweifen, wie die Barbaren überm Rhein, wir danken's Rom."

Da stürmte Uffo der Ferge auf ihn los und schleuderte eine Hand voll Goldmünzen vor seine Füße: „Da!" schrie er, „nimm dein Römergold zurück, mit dem du meine Stimme kaufen wolltest. Besser arm und frei, als in Gold prangend ein Knecht." Und ungestüm hob er die wuchtige Botstange.

Höhnisch erwiderte Labeo: „willst du vielleicht die Römer mit diesem Stück Holz erschlagen?"

„Alle nicht, aber viele, sehr viele. Schau' es dir genau an, dies Stück Holz und den Haken daran. Er kann was erzählen von den Römern! Im tiefsten Frieden drang der Legat — unser Beschützer! — mit seinen Scharen in meine Schilfhütte — er hatte Tags zuvor bei der Überfahrt

meine blonde Ansa erspäht — und raubte die Jungfrau. Ihr Geschrei rief mich vom Fischfang herzu, ich schoß heran in dem Nachen an das Kriegsschiff der Römer: die lachten, hundert gegen einen, vom hohen Bord auf mich herunter: mein Kind streckte verzweifelnd die Hände nach mir aus: da griff ich zu — „mit diesem Stück Holz!" — schlug den Haken in ihren Gürtel und riß sie herab, — aus der Mitte der Kohorte — herunter in den Strom und tauchte sie so lang und so tief, bis sie gerettet war für immerdar vor dem Legaten. Ich zog den schönen Leib heraus, tot, aber unbefleckt. Nun wirb' noch mal um mich mit Römergold!"

Da dröhnte Zorn und Beifall durch die Reihen. Labeo fand kein Wort der Erwiderung. Der ältere der Brüder jedoch rief: „Der einzelne — so lehrte ja Civilis! — muß seine Rache dem Volk zum Opfer bringen. Unser Volk aber, es ist verloren im Kampf mit Rom. Gallien zittert unter dem ehernen Schritt von vier Legionen." — „Und neben diesen dreißigtausend Römern," fiel Cajus ein, „kämpfen gegen uns alle Söhne dieses Landes, die Gallier, vom Rhein bis an die Pyrenäen, viel hundert Tausende. Der wievielte Teil des Menschengeschlechts sind denn die zwölf Gaue der Bataver und der Kannenefaten, daß sie es unternehmen wollen, gegen den römischen Erdkreis anzukämpfen?" — „Nicht fünfzehntausend Speere zählen wir, und nehmen wir die Friesen dazu — unsre einzigen Bundesgenossen" — ergänzte Labeo — „und bringen wir's auf dreißigtausend Männer, — damit wollt ihr Rom und ganz Gallien trotzen?"

Die Zahlen waren richtig, die Übermacht Roms war oft erprobt: — die Warnung wirkte. Civilis schickte sich an, zu erwidern, aber noch zuvor drang von dem Hügel her ein Hornruf an sein Ohr: schwach zwar, doch unver-

kennbar. Er wandte sich: der Merker auf dem Hügel war's, der, nun das Gesicht dem Dingort zugewandt, noch immer blies und mit ausgestrecktem Speer auf den Schmalpfad zwischen Hügel und Weihbaum wies.

Auch die Menge vernahm nun das Horn und bald darauf das Huf-Getrappel auf dem harten, wurzelreichen Waldweg eilend nahender Rosse. Während aller Augen nun nach Osten sahen und leis und lauter Fragen, Rufe des Staunens, der Erwartung hörbar wurden, sprengte ein Reiter auf rotem Roß sausend heran; vor dem Speerzaun sprang er ab und stürmte in die Mitte der Versammlung.

„Brinno! Brinno!“ scholl es ringsher ihm entgegen. „Ja, er fehlte uns sehr! Wo war er? Warum kommt er erst jetzt?“

Aber atemlos drückte der Starke die Hand auf das heftig klopfende Herz: er rang nach Luft. Civilis gönnte ihm Zeit, Atem zu gewinnen: dann rief er: „Brinno, Donarbrands Sohn, woher kommst du?“ — „Von Köln!“ — „Und was bringst du?“ — „Die Freiheit! Die Freiheit und das Heil! Die Legionen in ganz Gallien zerfleischen sich in blut'gen Kämpfen. „Hie Vitellius! Hie Vespasian!“ so tönt's in allen Lagern und Kastellen von Metz bis Toulouse. Auf allen Heerstraßen, wo sie aufeinander stoßen, fechten sie, auf jeder Seite mit römischer Kriegskunst, mit römischen Schwertern, Adler gegen Adler! Hei, gönn' ich's doch kaum diesem Raubgevögel, daß es sich selbst zerzaust! Aber es wird wohl noch einer davon übrig bleiben für meinen Hammer hier. In Nimwegen, in Xanten, in Asburg, in Neuß, in Köln, in Bonn, in Remagen, in Andernach, in Koblenz, in Bingen, in Mainz, in Trier stehen Römer wider Römer in Waffen.“ — „Und Hordeonius?“ fragte Labeo erbleichend.

„Ward zu Neuß erschlagen von seinen eigenen Kohorten, weil er sie für Vespasian vereidigen wollte.“ — „Aber Vocula? Dillius Vocula?“ forschte Julius. — „Als Sklave verkleidet entkam er mit Not den Wütenden.“ — „Und die Gallier?“ rief Cajus bang. — „Jawohl, die Gallier!“ drängte Labeo. „Sind sie für Vitellius oder für Vespasian?“

„Die Gallier? Ei, die sind für Gallien! Ein Großreich Gallien wollen sie errichten — unter einem Kaiser oder König. Langres, Trier, Metz, Toul haben sich für frei erklärt und losgesagt von Rom. — Und ihr,“ rief er ungeduldig, „ihr zögert noch? Die windigen Gallier stehen auf und greifen zu den Waffen und du, Civilis, säumst noch immer?“ — Er war dicht an den Freund herangetreten und flüsterte ihm zu: „Wann schlägst du los?“

„Zu rechter Zeit,“ erwiderte der ebenso leise. „Horch! Hörst du den Wechselgesang? Endlich! Darauf hatt' ich gewartet. Siehst du, des Hügels Krone ist leer. Wacker hat dein Bruder des Späheramts gewaltet.“

Und schon ganz nahe klang nun vielstimmiger Gesang zuerst von Männern, dann von Frauen und Kindern.

Das Lied der Männer lautete:

Dringend drang
An unser Ohr
In unsern weitwogenden Wäldern
Der Ruf von euch reisigen Recken:
„Kommt, ihr Kühnen!
Helft uns, ihr Helden,
Zur Rache an Rom!
Ihr findet vieles,
Des ihr gierig begehret:
Schilde zu schroten,
Feinde zu fällen,
Gold zu gewinnen

Und bunte Beute
Und — lieblicher lockend —
Reichen Ruhm."
Und siehe wir kommen, wir kommen!
Markige, mächtige Markomannen,
Tenchtěrer, tapfer und treu,
Und der Usipier edler Abstamm,
Chauken, und endlich Chatten
Aus der alten
Heimat, zu Hilfe
Den freudigen Vettern."

Sowie der Gesang der Männer verstummte, fielen die hellen Stimmen ein:

„Öffnet, ihr Edeln,
Die Hallen und Herzen,
Rüstet Bereitschaft
Götterverkündendem Gast:
Streut auf die Straße,
Blätter und Blüten:
Thüren und Thore
Kränzet und krönet
Mit Gewinden: es wird zum Weihtum
Das dürftigste Dach,
Welches über die Wala sich wölbt:
Ja, es gasten gütige Götter,
Da, wo Weleda weilt und wohnt."

Auf der breiten Fahrstraße nahte ein festlicher Aufzug zu Pferd und zu Fuß: viel hundert Köpfe, Männer, Weiber und Kinder. Schon hatten die Reiter an der Spitze den Osteingang des Speerzauns erreicht: sie sprangen hier von den Rossen und zogen, nach kurzer Anmeldung durch die Fronboten bei dem Richter, paarweise geordnet in den Dingkreis. Es waren stattliche Kriegsgestalten, deren mannigfaltige Waffen und Gewandung die Gehörigkeit zu verschiedenen Völkerschaften bekundeten, doch trugen alle — mit Ausnahme der sächsischen Chauken — die Haare gegen

den Wirbel hinaufgekämmt und hier in einen Knoten zusammengebunden: denn sie alle waren Sueben. Sie stellten sich nun dem Richterstuhl gegenüber in Einer Reihe auf.

Jetzt erscholl draußen vor dem Dingzaun lebhaftes Heilrufen: die batavischen Frauen und Kinder begrüßten freudig die ankommenden Frauen und Kinder und zumal ein von deren Gewoge bis dahin verdecktes wundersames Gefährt. Einen breiten und kurzen zweiräderigen Wagen, nur hinten — behufs der Besteigung — offen, auf den drei andern Seiten durch brusthohe gerundete Wandungen von glänzend weißen Ahornplatten umhegt, zogen, je zwei voreinander gespannt, vier schneeweiße Kronenhirsche, — zwei Vierzehn- und zwei Sechzehnender — um deren Geweih und stolz geschwungenen Halsbug handbreite Zügel von weißem Leder mit goldenen Säumen geschlungen waren: die edeln Tiere hielten jetzt — auf den leisesten Ruck des Zaumes — an. Auf dem Wagen aber stand, mit leichter Hand die Zügel lenkend, Weledas hochragende schlanke Gestalt: um sie her flutete ein weißer golddurchwirkter Mantel in langen schweren Falten, das gelöste silberhelle Haar fiel ihr über Schultern und Rücken herab: ein Kranz von lichtgrünen, mit den Stielchen aneinander gesteckten Buchenblättern, war der einzige Schmuck, den sie trug.

Sido und Brinnobrand, die bisher zur Rechten und zur Linken des vorderen Hirschgespanns geschritten waren, eilten nun an die offne Rückseite des Wagens, ihr bei dem Herabsteigen behilflich zu sein; doch unberührt von ihren Händen schwebte die Jungfrau in die Hände Weledamarkas, die sie mit Welo in Empfang nahm. Die Seherin, gefolgt von den drei Männern, näherte sich jetzt dem Eingang des Speerzauns.

Finstere Blicke warfen auf den ganzen Zug die drei Römerfreunde; lange hatten sie unter der Wucht der Nach-

richten schweigend die Nacken gebeugt; jetzt raffte zuerst Labeo sich auf: „Auch das noch!“ sprach er zu seinen Gesellen. „Dies Mädchen, das allen die Augen verblendet, noch bevor sie die Ohren bethört durch ihre Sprüche!“ — „Haß wider Rom ist all' ihre Seherinnenweisheit,“ erwiderte Cajus. — „Sie soll nicht herein!“ drohte Labeo.

Und er eilte vor den Altar, — soeben hatte Veleda die Speerpforte erreicht — hob die Hand und rief mit lauter Stimme: „Halt, halt, Bruktrerin! Ich frage, aber nicht den Richter frag' ich, der, — man kann's mit Händen greifen! — wie all' jene Unheilsbotschaften, so diesen ganzen Aufzug sich herbestellt hat, — dich frag' ich, Altpriester, Sinnist, darf nach der Bataver Brauch und Sitte ein Weib die Dingstätte der Männer beschreiten?“

Gespannt sahen alle auf den Alten; der trat neben den Richterstuhl und sprach:

„Dem Weibe weigre den Weg
Auf den Richtort des Rechtes.“

„Also! Ihr hört es!“ rief Labeo.
Doch der Sinnist fuhr fort:

„Aber ein anderes ist
Ein gewöhnlich Weib,
Ein andres die weihvolle Wala:
Willst hinweg du weisen
Aus unserm Allding
Die guten Götter?
Der guten Götter
Willen und Wort weist uns die Wala:
Ihr ist offen das Allding.“

Ruhig schritt nun die Jungfrau, die einstweilen harrend stehen geblieben war, in den Dingkreis herein.

XX.

Sido aber, der Königssohn, trat vor den Richter, neigte sich, warf den dunkelroten Mantel zurück und hob an: „Nur für kurze Rede, Richter, erbitte ich Urlaub. Was unser, was mein Gesang euch verkündet hat, — Wahrheit ist's, nicht Spiel meiner Erfindung. Vor Monden schon hat Claudius Civilis mich entsendet, für drohenden schweren Kampf euch Helfer zu werben: wohlan! Ich warb sie: willig fand ich die Männer. Der Brukterer, der Usipier und der Tenchterer ganzes Heervolk, erlesene Scharen freiwilliger Chatten und Chauken, meines Vaters, des Königs Garibrand, Gefolgschaft und viele andere meiner Markomannen, — wir alle wollen euch Kampfgenossen sein. Wir zogen ungehindert über den Rhein: zu unserm größten Staunen! Die Legionen, die ihn sonst bewachen, sie liefern sich selber blutige Gefechte. Auf unserm ganzen Weg hierher trat kein Römer uns entgegen. Batavische Kohorten, die Hordeonius zu seinem Schutz herbeigerufen, schlossen sich uns an, sowie sie des Alten Ermordung erfuhren. Tausende folgen uns auf dem Fuße, viele Tausend andere in den Wäldern zwischen Rhein und Donau rüsten sich zum Aufbruch. Ihr rieft und Wodan selber schickt uns her."

Brausender Jubel des Beifalls erhob sich nach diesen Worten: es lösten sich die Reihen, die Dinggenossen stürmten von allen Seiten auf die Ankömmlinge zu und drückten ihnen die Hände.

Civilis ließ die Erregung sich austoben: erst nach geraumer Zeit mahnte er durch Hornrufe der Fronboten zur Ruhe. Als die Reihen sich wieder geordnet, erhob er sich und sprach: „Jetzt, jetzt kam die Stunde der Entscheidung. Ja, Labeo sprach wahr: ich, ich habe jene Boten,

ich habe diese Helfer vom Überrhein, ich habe die Seherin hierher gerufen zu dem heutigen Tag. Seit Rom die Verträge zerriß, habe ich nichts mehr gedacht und geträumt als Freiheit, als die Abschüttelung des Joches. Was ich gefehlt in langer Verblendung, ich will's gut machen an meinem Volk: seht, wie starren mir Haar und Bart! Ich habe gelobt — nach unseres Volkes Sitte — nicht eher scher' ich sie, als bis kein Römer mehr auf unserem Boden steht."

Da unterbrach ihn lauter Zuruf und Waffenlärm. Endlich konnte er fortfahren: „Nach Gründen wahrlich, wird mich keiner von euch fragen. Rom hat Treubund und Vertrag zerrissen. Und muß ich euch mahnen, wie sie schon zuvor an uns gefrevelt? Fragt jenen grauen Fergen nach seiner Tochter! Fragt mich nach meinem holden Knaben! Denkt, wie sie all unsere Rechte zertreten, wie sie nach fremdem Recht uns gerichtet, wie der Liktor und sein Beil in unsre Malberge drang, wie sie freie Männer gegeißelt, wie sie den heiligen Herd uns besudelt, wie sie die heiligen Haine verbrannt! Wollt ihr Knechte bleiben wie Syrer und Lyder? Oder wollt ihr wieder frei werden wie die Väter waren? Ihr wollt es? Wohl: jetzt, jetzt kam der Tag, den die Götter selber uns senden! So schwört hier vor dem Schwerte des Kriegsgottes — er hört jedes Wort, euer göttlicher Ahn' — schwört bei seinem Schwerte: „wir wollen frei sein oder untergehen."

Da brach stürmischer als je die lang verhaltene Leidenschaft hervor, abermals lösten sich die Reihen, in wilder Bewegung eilten die Männer auf den Altar zu, reckten die Waffen in die Höhe und riefen durcheinander: „Hör' es, Tius! Hört es, all' ihr Götter! Wir wollen frei werden oder untergehen!"

Dieses Gewirre wollten Labeo und die Brigantiker

benutzen, unvermerkt aus dem Dingkreis sich zu entfernen. Schon waren sie glücklich durch mehrere der sich gegen den Altar drängenden Haufen geschlüpft, schon hatte Labeo den südlichen Ausgang nahezu erreicht, — da legte sich schwer eine Hand auf seine Schulter und es erscholl ein dröhnendes „Halt!"

Aller Augen wandten sich der Richtung des Rufes zu. „Halt," wiederholte der Ferge, „Wohin?" Trotzig erwiderte Labeo: „Das hast du nicht zu fragen." — „Aber der Richter," rief da Brinno. „Frag' ihn, Civilis." Ohne die Antwort abzuwarten, sprach Julius: „Wohin? Wohin Treue und Pflicht uns rufen. Wir sind, — wie jener eidbrüchige Mann dort auf dem Richterstuhl — Präfekten von Reitergeschwadern in römischem Dienst. Wir gehen in unsern Dienst."

„Nieder mit ihnen! Nieder mit den Verrätern!" schrieen da viele hundert Stimmen und Uffo hob die schwere Stange.

„Haltet Friede!" rief Civilis mit alles durchdringender Stimme. „Wahrt den Dingfrieden. Wollt ihr hier Blut vergießen?" Die geschwungenen Waffen senkten sich: aber Brinno schrie: „Sollen sie entkommen, die Neidinge, und spornstreichs den Feinden alles verraten? Du schützest sie, weil sie deine Gesippen."

Da erbleichten die beiden Brigantiker.

Civilis aber sprach: „Sie sind's nicht mehr. Schau' auf die Splitter dort, Brinno, — es sind Erlenstäbe." — „So soll'n sie sterben," drohte Brinno und griff an den Steinhammer in seinem Gurt. „Bluten auf des Tius Altar! Ich klage wider sie!"

Und viele Stimmen riefen: „Ja, Richtet! Opfert sie, sie sollen sterben!"

„Nein, leben sollen sie," sprach Civilis, hoch den Stab

erhebend, „unsern Sieg zu schauen: — das wird ihre härteste Strafe sein. Doch, auf daß sie nicht schaden können durch Verrat, schlag' ich euch vor: die Friesen sollen sie gefangen mit sich führen und an ihrer Küste, dem Krieg so fern als möglich, bewacht halten. Ich bitte euch, Männer, spart das Blut unserer Stammgenossen. Ein übler Anfang wär' es dieses Kampfes." Beifällig stimmte ihm die Menge bei. Brinno aber grollte unmutig: „Gieb acht! Das wirst du noch bereuen. Es geht ein alt gut Wort in unserem Volk: „Nur tote Schlangen beißen nicht."

Während die Fronboten die drei Verhafteten auf den Wink des Richters in die Mitte nahmen, wandte sich dieser zu Weleda und sprach: „Beschlossen ward, — du hast gehört, Jungfrau, — der Krieg um die Freiheit. Nicht hab' ich zuvor dich um die Zukunft befragt: denn das ist Heldenschaft, das Notwendige für die Ehre wagen, mag's Heil, mag's Unheil bringen. Auch den Untergang, — wir nahmen ihn auf uns. Nun aber, da wir in den Kampf ziehen, mag er Sieg werden oder Unsieg, nun, Seherin, sage, was siehst du unser warten in der Zukunft?"

Schweigend neigte Weleda das Haupt, schweigend winkte sie Welo und Weledamarka heran.

Das Mädchen löste ihr den weißen Mantel, die Bernsteinspange auf der linken Schulter losschnallend, und spreitete ihn, weit auseinander gelegt, gerade vor sie hin auf den moosigen Waldrasen zwischen Altar und Richterstuhl. Welo nahm die Sturmhaube vom Haupt und schüttete in dieselbe aus einem Lederbeutel, den er von dem Wagen gebracht hatte, eine große Zahl von schmalen Stäblein aus Buchenrinde, in deren jedes eine Rune geschnitten war.

Tiefes, friedliches, andächtiges Schweigen legte sich auf die vor kurzem noch so laut tobende Menge. Weleda, im weißen ärmellosen Linnengewand, hob zuerst die beiden

Arme in stummem Gebet anrufend gen Himmel: dann winkte sie Welo, der in kräftigem Schwung die Sturmhaube schüttelte, daß eine Menge der Stäbchen auf den weißen Mantel flog: die Seherin bückte sich, las einige Stäbe auf, blickte darauf und sprach sofort, mit vorgestrecktem Finger die einzelnen Runen ablesend: „U. A. E.", dann deutete sie, ohne Besinnen: „Ungewiß ist alles Ende!"

Und wiederholt bückte sie sich nun, raffte jedesmal eine Anzahl Stäbe auf, las sie ab und deutete sogleich: „Aber sicher ist eins:

Unvergänglicher Heldenschaft Ruhm
Drei große Siege:
Ein Sieg zu Land,
Zu Wasser ein Sieg,
Und ein Sieg zu Land und zu Wasser."

Sie richtete sich nun hoch auf, leuchtenden Auges auf Civilis blickend: „So sprechen die Götter. Ich denke, es reicht," schloß sie:

„Ja, es reicht," rief dieser, ihre Hand fassend, die sie ihm willig ließ. „Was willst du mehr, mein Volk? Drei Siege und unvergänglichen Ruhm: — Freiheit oder Untergang? Wollt ihr mir dahin folgen?"

Da scholl's durcheinander brausend, jubelnd: „Wir wollen! Wir wollen! Führ' uns, Civilis! Führe uns, Brinno! Führt uns zum Kampf! Zum Sieg! Freiheit oder Untergang!" Und fortgerissen und fortreißend in überwältigender Begeisterung stürmten alle auf die beiden Führer zu, hoben sie auf breite Schilde und trugen sie auf den Schultern frohlockend dreimal um den ganzen Kreis der Dingstätte.

Hochaufgerichtet stand Weleda: die sonst so bleichen Wangen glühten, der stolze Busen hob und senkte sich; sie

bebte leise und ihr Blick hing freudestrahlend an des Civilis gewaltigem Antlitz.

XXI.

Mehrere Wochen später stand zu Rom in dem „goldenen Hause“, dem von Nero auf der nach Südwest gewendeten Höhe des Esquilin erbauten Palast in dem marmorgetäfelten Schreibgemach ein hagerer Mann von etwa sechzig Jahren, in vornehmem Gewand, vor einem mit zahlreichen Briefen und Urkunden bedeckten länglichen Tisch von Citrusholz, die Rollen sichtend und ordnend. Starkknochig und muskelkräftig war die Gestalt des noch nicht Greisenhaften und höher als die Römer im Durchschnitt gewachsen, nur der ausdrucksvolle Kopf trug sehr ausgeprägt die römische Eigenart. Kurz von dem runden Schädel — den nur spärlich noch die grauen Haare bedeckten, — sprang mächtig vor die hochgewölbte Stirn: die Augen lagen tief in dem Kopf geborgen unter starken langgezogenen Brauen; aus den magern Wangen traten die Backenknochen hervor; die starke, vorspringende Nase, das kräftig gebildete Kinn, der ausdrucksvolle Mund bekundeten Festigkeit: aber die schmalen, meist hart, ja wie mit Anstrengung aufeinander gedrückten Lippen deuteten gleichwie auf vorsichtigste, altgewohnte Zucht und Selbstbeherrschung, so auch auf Herbe, wohl auch auf strenge Härte: — freilich durchaus nicht nur gegen andere; mit tief-ernster Miene nahm er jetzt eine lange Rolle auf und las. An dem offenen, in den Hof des Palastes blickenden, von Säulen getragenen Fenster, stand ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, von auf-

fallender Schönheit des Antlitzes und der Gestalt, in reichgeschmückter Kleidung; in kleinkrausen Locken schmiegte sich das hellbraune Haar um den edel gewölbten Kopf; in anmutiger Haltung stützte er leicht den rechten Arm auf die Schulter eines Jünglings von noch nicht zwanzig Jahren, dessen bleiche Züge einen solcher Jugend widerstreitenden Ausdruck widernatürlich verfrühten Ernstes, ja bitteren Schmerzes trugen; die tiefschwarzen Augen schienen nur Düsteres, nur Unheil in der Welt zu sehen; hinter dieser stolzen bedeutenden Stirn wohnte kein heiterer Gedanke mehr; dabei war aber die Haltung des jungen Adeligen durchaus nicht schlaff, sondern vornehm, bestimmt, in sich geschlossen.

„Erkennst du nun, Cornelius, mein Liebling," begann der ältere der beiden mit wohllautender Stimme leise, um durch das Gespräch den Lesenden an dem Tische nicht zu stören, mit weicher Hand über das kurzgeschorene schwarze Haar des andern streichend, „daß du wieder einmal für dies dir wie mir gleich teure Römerreich Schrecknisse gesehen ohne jeden Grund? Schon glaubtest du den bösen Anschlag gelungen, Zwietracht zu säen zwischen dem besten der Väter . . ."

„Und dem besten der Söhne."

„Schon glaubtest du, das cäsarische Mißtrauen werde mir Legionen und Kriegsflotten entgegensenden, vielleicht gar Henker! Du sahst mich schon gefangen und — besten Falls! — verbannt von der Gnade des Vaters auf irgend ein ödes Felseneiland. Und siehe da, es genügte, daß ich, sobald ich nur ein dunkles Gerücht vernahm, mein sieghaft Heer, und meine Siege selbst, die verrückten Juden und" — hier dämpfte er noch mehr die Stimme — „sogar Berenike — ohne Abschied! — verließ, hierher flog, allein,

waffenlos und plötzlich mich in des Vaters Arme warf mit dem Rufe: „Vater, hier bin ich, dein Empörer!“

„Ja, diesmal gelang es dir, und dem edlen Mut deines Herzens. Aber meine Furcht war nicht grundlos.“

„Wer aber, wer war der heimtückische, niederträchtige Verleumder, der mir des Vaters Herz und den Thron entreißen wollte? Hast du keine Ahnung, Cornelius? Immer stumm, allzu schweigsamer Tacitus?“

Der bleiche Jüngling erwiderte nichts: er wies mit dem Finger in den Hof hinab: „wer ist der böse Bube, der da unten mit seinem spitzen Schreibgriffel ahnungslose Fliegen spießt, die sich an der Wand sonnen?“ Der andere beugte sich vor und sah hinab. „Ei, das ist Domitian, mein Bruder.“ — „Die Fliegen thaten ihm doch nichts zuleide. — So wenig wie du.“ — „Und dennoch haßt er mich, du hast recht. Aber ich will und werde und muß seine Liebe gewinnen. Ich will nicht ablassen mit überströmender Herzenswärme, bis dieses Eis geschmolzen.“ Diese Worte, in edler Erregung lauter als die vorhergehenden gesprochen, wurden von dem Alten verstanden; seufzend legte er den Papyrus nieder und trat zu den beiden heran: „Von Domitian — ohne Zweifel! — reden sie, von meiner schwersten Sorge,“ sprach er zu sich selbst. Dann begann er laut: „Wie gerne seh' ich, Cornelius, dich mit meinem Titus vertraute Freundschaft pflegen. Ihr ergänzt euch wie Tag und Nacht, könnt einer von dem andern lernen und gewinnen. Des Titus allzu vertrausamer, fröhlich leichter Sinn, der überall nur Sonnenschein erblickt, blind für die Schatten, von des so viel Jüngeren wundersamem Ernst. Und du, Sohn meines armen Freundes, du könntest, du solltest den freudigen Glanz seines Wesens durchleuchten, aufhellen lassen das bei deinen Jahren befremdliche, fast krankhafte Düster deiner Gedanken.“

„Befremdlich, mein hoher Imperator?“ erwiderte der Jüngling. „Und du selbst nanntest soeben meinen Vater deinen armen Freund. Du siehst die Trauergewänder, die ich trage! Vom Urgroßvater her all’ meine Ahnen haben unschuldig gelitten unter deinen Vorgängern. Tiberius und Claudius: — das will sagen: Messalina, — und Cajus, den sie Caligula nennen, Nero und Otho, sie alle haben meiner Vorfahren Blut vergossen oder deren Güter geraubt. Und Vitellius hat mir nun den Vater gemordet und mich zum Bettler gemacht: du, Gütiger, hast den Sohn des Jugendfreundes gerettet.“ — „Ja, daß man euch mißtraute, ist begreiflich; ihr galtet von je für ein unzufrieden Haus. Auch du, mein Lieber, schwärmst, ich weiß es, für den Freistaat.“ — „Nein, Imperator. Wohl ist der Freistaat der Verfassungen beste, doch seit dem vergötterten Julius schon giebt es keine Römer mehr, würdig und fähig, eines Freistaats Träger zu sein. Einen Einherrscher müssen sie haben, einen guten oder einen bösen. Aber die bösen sind häufiger.“ — „Das wollen die Götter verhüten!“ rief Titus lebhaft. — „Die Götter? O mein Freund, ich fürchte, sie denken unser bloß, um uns zu strafen. Und sie strafen Rom, Italien, das Reich unabläßig seit dem Tode des Augustus. Oder — wahrer gesagt! — seit dem Tode der Scipionen. Es geht zu Ende: die Geschicke des Reiches drängen zum Abgrund.“

„Noch nicht,“ meinte Vespasianus lächelnd, „noch lange nicht. Was meinst du, mein Sohn, zu diesen Ahnungen?“

„Du wirst sie widerlegen, Vater.“ — „Und noch glänzender du, mein Liebling,“ sprach dieser, die Hand des Sohnes fassend. „Hältst du auch diesen Titus da für einen Bösewicht, du Cassandra Roms in Jünglingsgestalt?“ — „Fern sei das Omen,“ rief Titus erschrocken. „Cassandra behielt Recht.“ Der Jüngling aber sprach: „Titus? Er

wird, er ist schon die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts. Aber ist er unsterblich? Mir träumte jüngst . . ." er erschauerte. „Nun was?" fragten Vater und Sohn. „Titus war tot und sein Nachfolger ward — nicht ein Sohn." — „Ich verstehe," sprach Vespasianus. — „Soll ein Römer freudig in die Zukunft schauen, wenn auf Einen Augustus soviele Scheusale folgen? Wir wurden alt, so mein' ich manchmal: das Blut der Wölfin hält nicht mehr vor. Andere junge Völker blühen auf: Parther, Daken, Germanen!"

„Verstumme, Unheilsunke!" rief Titus lebhaft. „Diese halbnackten Barbaren! Vater, er bat, ich solle sein Gesuch unterstützen, die mit dem Kapitol halbverbrannten Staatsarchive einsehen zu dürfen, die noch geretteten ehernen Tafeln, und die alten Urkunden im Palatium; — aber nein! Wenn dieser junge Freund der Geschichte — mehr als Recht und Weltweisheit zieht sie ihn an! — aus unserer Vergangenheit so schwarze Bilder unserer Zukunft gewinnt, — so muß man ihm das Vergangene verbergen."

„Du glaubst also selbst," erwiderte Tacitus, „genau durchforscht führt es zu meinen Schlüssen?"

Bevor Titus erwidern konnte, trat Domitianus in das Gemach, mit übertriebener Unterwürfigkeit vor dem Vater sich beugend, mit übertriebener Herzlichkeit die beiden Freunde begrüßend. Im gleichen Alter wie Tacitus war er zwar dem strahlenden Bruder unähnlich, doch ebenfalls schön von Antlitz und Gestalt: aber die angekünstelte Bescheidenheit der Haltung, die gemachte Sanftheit der Rede und der falsche Blick der kurzsichtigen Augen erweckten alsbald Mißtrauen gegen diese unheimliche Liebenswürdigkeit.

„Mein Herr und Gebieter," begann er, „vergönne, daß, als dein Thürsklave, Domitian dir meldet: draußen harret in verschlossener Sänfte ein Mann, den du zu dieser Stunde

hierher befohlen. Er sollte auf den Straßen nicht gesehen werden. Er schickt dir das Zeichen, daß er der Rechte: deinen eigenen Ring. Hier! Ich weilte — zufällig — im Hof und nahm ihn in Empfang."

„Das heißt," sprach der Vater bitter, „du hast durch den von dir bestochenen Ostiarius erfahren, daß jemand im geheimen zu mir bestellt sei und mischest nun Neugier und Lüge. Du konntest beides sparen. Es handelt sich um den Mann, den ich nach Gallien schicken will." Er trat an das Fenster und winkte den zahlreich unten versammelten Sklaven; sofort ward eine verschlossene Sänfte durch den Vorhof in einen innern Raum getragen.

Über Domitians unruhige Züge flammte fliegende Hitze. „Nach Gallien?" rief er. „Oh Imperator! Ich hatte gehofft! . . . Sieh, mein Bruder durfte mit dir über die Juden triumphieren. Ich hatte geglaubt, — nach Gallien, mit irgend einem Legaten, der die plumpe Arbeit thut, — würdest du mich senden, auch mir die Ehren des Triumphes . . ." Aber unwillig fiel ihm Vespasian ins Wort: „Eitler Knabe! Dort gilt's keinen Prinzensieg! Dort gilt es einen Kampf, schwerer, als dein heldenhafter Bruder ihn gegen die tollwütigen Juden geführt hat. Hielte mich nicht in Rom die Sorge für das ganze, — für das im tiefsten Grund erschütterte Reich, nur hier kann ich von Britannien bis Parthien, vom Rhein bis zum Atlas schauen, von dem Kapitol aus, das ich mit frommen Händen wieder aus dem Brandschutt hebe — ich müßte selbst nach Gallien, diese Germanen niederzuschmettern. Da ich hier bleiben muß, schicke ich . . ."

„Wen?" fragte Domitianus gierig. Auch die beiden Freunde sahen gespannt auf den Kaiser.

„Meinen am raschesten fertigen Feldherrn." — „Cerialis!" riefen alle drei aus einem Munde. — „Den Frechen?" warnte

Domitian. „Mir ist, er trachtet selber nach dem Purpur." — „Cerialis?" wiederholte Tacitus. „Ach, um Gallien! Weh euch, ihr Männer dort!" — „Und noch mehr weh euern Weibern!" lächelte Titus. „Blut und Gold allein sättigen den Verderber Afrikas nicht. Seine Mordgier, seine Habsucht, seine Schlemmerei sind Lämmlein gegen das Ungeheuer seiner Wollust."

Vespasian furchte die Stirn: „Gallier und Bataver haben die Vernichtung verdient. Ich schicke ihnen den Vernichter."

„Gut," sprach Tacitus, „strafe sie, vernichte sie, oh Imperator. Barbaren sind's und Rom darf sie vernichten; denn uns haben nun einmal die Götter die Erde geschenkt: es giebt kein Recht wider Rom. Aber daß du, großer, gerechter, edler Vespasian ein solches Werkzeug brauchen mußt: — das, siehst du, beweist mein Wort von den zum Abgrund rollenden Geschicken des Reiches." — „Du bist ein kranker Träumer, Tacitus," grollte der Kaiser; auf einen Wink verließen nun alle drei das Gemach.

In der Säulenhalle vor dem Schreibgemach stießen sie auf eine Menge von Bittstellern, Fragenden, Recht-suchenden. Die beiden Brüder wurden ehrfurchtsvoll be-grüßt, aber während man vor dem so viel jüngern Domitian furchtsam, stumm zur Seite wich, drängte sich alles an Titus heran: man suchte seine Hände zu fassen, man küßte den Saum seiner Toga: lächelnd, mit herzgewinnender Freundlichkeit ließ er es geschehen. Von vielen Seiten ward ihm zugerufen: „Heil dir, du Liebling der Götter!"

Domitianus warf einen stechenden Blick auf den Bruder; hämisch sprach er zu Tacitus: „Diesen Ruf, diesen Namen sollte der holde Dickkopf nicht dulden." — „Weshalb nicht? Er wird mit Recht so genannt!" — „So? Dann mag er sich vorsehen," schloß Domitian tückisch. „Es ist ein

böses Omen. Wen die Götter lieben, den rufen sie früh zu sich."

XXII.

Einstweilen war der Geladene von den Sklaven der inneren Räume aus der Sänfte gehoben und — auf anderem Wege — durch einen sonst von niemand betretenen Gang in das Schreibgemach geführt worden. Tief verneigte er sich bei dem Eintritt vor dem Imperator.

Es war ein Krieger von etwa vierzig Jahren, in der Vollkraft der Mannheit; die reiche Tracht der Senatoren stand ihm vortrefflich; der Wuchs überragte nicht das Mittelmaß, aber die breite, an Ares oder Ajax gemahnende Brust, die mächtigen Schultern, die starken Arme machten den Eindruck wuchtiger Kraft. Etwas Stiermäßiges gab der kurze, fleischige Nacken der stämmigen, gedrungenen Gestalt; das mächtige Haupt bedeckte dicht das ganz kurz geschorene glänzend dunkelbraune Haar; die Stirn war flach, nicht bedeutend: aber unter tiefschwarzen, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen sahen zwei feurige, blitzende Augen hervor; die vollen üppigen Lippen bekundeten ungezügelte, ungestillte Genußgier; jedoch das feste Kinn und die kurze geradlinige Nase gaben dem Gesicht den Ausdruck schonungslosester Entschlossenheit. Dieser Leib und diese Seele hatten viel mehr als andre erlebt, genossen, gar viele Stürme durchwettert: allein das Ergebnis war nur eine durch solche Übung auf das Höchste gesteigerte Fähigkeit, ja Notwendigkeit, noch immer mehr zu erleben, zu genießen, zu erkämpfen; unbändige Lebenskraft und Lebensgier, durch keine Rücksicht gezügelt, sprachen

aus dem Mann: er strotzte von Kraft. Solchem Eindruck konnte sich auch der Kaiser nicht entziehen, als er den ihm lange und genau Bekannten geraume Zeit schweigend musterte.

„Ja,“ sprach er zu sich selbst, „sie haben recht! Ein fürchterliches Werkzeug! Nicht nur dem Feinde: gefährlich auch der Hand des Meisters, verderblich der des Stümpers, der es zu brauchen wagen würde.“ — Endlich winkte er ihm, näher zu treten: „Willkommen am Tiber, Petillius Cerialis,“ sprach er, sehr ernsten Tones. „Kannst du dir wohl sagen, weshalb ich dich plötzlich abrief aus Afrika?“

„Ich kann mir's denken!“ war die rasche, unverzagte Antwort, es klang ganz heiter. — „Nun, weshalb?“ — „Sie werden mich wieder einmal verklagt haben, Imperator.“ — „Und wessen?“ — „Ach wessen nicht? Es ist nun einmal so. Das ist die vierte Provinz, in der ich — arbeite. Britannien — Spanien — Syrien — Afrika! Die Leute sind — in diesem Stück — überall gleich. Sie können's alle nicht begreifen, daß ich mehr an Wein und mehr an Weibern und was sonst noch das Leben allein lebenswert macht, brauche, als andre Menschen, viel, viel mehr als ich bezahlen kann mit meinem Erbe, mit meinem Sold, auch mit der — früheren! — Kaiser freigebigen Geschenken. Die Farbe deines Geldes, o Flavius Vespasianus, habe ich bisher noch nicht gesehen. Die Römer sagen: es sei ein seltener Anblick.“ Er lachte, daß seine prächtigen weißen Zähne blitzten; auch der ernste, strenge Mann, sein Richter, mußte lächeln.

„Nun, und was folgt hieraus?“

„Hieraus folgt, daß ich, was mir zum Leben fehlt, mir nehme. Soll ich etwa nicht leben? Das Reich des Cerialis berauben? Wär' doch schade!“

„Woher nimmst du's?“

„Lieber den Feinden, bei Mars und Venus! Wahrlich lieber den Feinden Roms als seinen Provinzialen!“ und er legte ehrlich beteuernd die nervige Rechte auf die Brust. „Aber, ihr guten Götter! Wir haben ja so ziemlich alles auf dem Erdkreis, was Eroberns irgend würdig war, erobert: unsere Nachbarn, das will sagen unsere Feinde, sind ja leider lauter bettelarme Schlucker. Was kann man den Briten nehmen, die sich mit Waid blau anstreichen und dann für angekleidet halten? Oder den Numidern, die sich nicht einmal anstreichen? Was ich an Beute erraffen konnte, — du kannst mir's kecklich glauben! — ward errafft. Aber — Bacchus weiß es! — nicht den Wein, den ich zum Bade brauche, könnte ich damit bezahlen. Was nun die Barbaren nicht geben, das müssen die Provinzialen leisten. Weshalb haben sie auch so schäbig arme Nachbarn? Und das sehen sie nicht ein, die Leutchen, an Themse und Nil, an Ebro und Orontes. Und kaum hab' ich angefangen, eine Provinz zu beschützen, verklagen sie mich in Rom wegen Erpressungen. So wird es denn schon wieder dort auf dem Schreibtisch liegen: — ich stand schon wiederholt davor, der Kaiser war schon oft ein andrer, der Citrustisch blieb! — das verfluchte dicke Bündel, das meine Schandthaten viel genauer kennt als ich.“

Vespasian nickte: „Richtig erraten. Dein Gewissen ist schlecht, aber wach.“ — „Gewissen? Nicht daß ich wüßte, eins zu haben! Oder wenn — so ist es sehr, sehr gut: es hat mich noch nie gebissen.“ — „Du hast, sagt man, aus ziemlich schmutzigen Dingen in Afrika Geld zu erpressen verstanden: den Mist der Pferde und Maulesel auf den Straßen der Städte hast du besteuert.“ — „Was kann ich dafür, o Flavius Vespasianus, daß unter meinen wie unter König Midas' Händen alles zu Gold wird?

Der Staat sollte mich selbst dafür in Gold fassen. Übrigens, wie sagte doch der Imperator Vespasian — das gute Wort wird in allen Bädern belacht! — als sein Sohn Titus ihm vorhielt, daß er sogar von den Kloaken Steuer erhebe? Er hielt ihm ein Goldstück vor die Nase und sprach: „es riecht nicht." Glaube mir, das Gold aus dem Mist in Afrika riecht auch nicht. Die schönsten Weiber von Carthago schmunzelten, schüttete ich es haufenweis in ihren Schoß."

„Aber," forschte der Kaiser, nachdrucksam, „dein Gold — riecht es zuweilen nicht nach Blut?"

Da schwand das Lächeln von dem übermüt'gen Mund: „Ich habe nur der Barbaren Blut vergossen. — Oder das von Hochverrätern" beeilte er sich beizufügen, da er ein drohend Gewölk auf der Stirne seines Richters aufsteigen sah. — „Seltsam, daß alle diese Hochverräter reiche Leute waren." — „Diese Seltsamkeit kam deinem Fiskus sehr zu statten." — „Bis auf einen. Der war nicht reich. Er hatte aber ein schönes Weib! — Genug: du bist auf den Tod angeklagt, das Blut römischer Bürger vergossen zu haben, zu bösen Zwecken. Nein! leugne nicht. Die fröhliche Frechheit steht dir besser als die Lüge. Es liegen genug Beweise gegen dich vor!" fuhr er fort, ein paar Papyrusrollen drohend aufhebend, „daß ich dich zum Tod verurteilen lassen kann."

Der Beschuldigte zuckte die Achseln: „Freilich kannst du das! Dafür bist du Imperator. Du kannst es ja ohne jeden Beweis. Und auch ohne Urteil kannst du mich töten lassen. Als ich in der geschlossenen cäsarischen Sänfte abgeholt wurde aus meinem Hause, fand ich sie einem Sarkophag unheimlich ähnlich. Schon mancher ward so in den Palast geholt und — nicht zurückgebracht."

„Ich bin kein Mörder."

„Deshalb überwand ich gar bald jene Anwandlung.“

„Leugnest du, daß du durch jene — Hinrichtungen in Afrika den Tod verdient hast? Ich rate dir: leugne nicht! Gestehst du alles, bin ich geneigt, dich zu begnadigen zu lebenslänglicher Verbannung auf eine Felseninsel.“

Da erschrak der Bedrohte: das Blut schoß ihm ins Gesicht, er trat lebhaft einen Schritt näher. „O nur das nicht, Imperator! Jahrelang leben auf einem solchen Stein, ohne einen andern Tropfen als Cisternenwasser, nicht das Haar eines Weibes mehr von fern flattern sehn, und zur Mahlzeit immer Muscheln und an Feiertagen Krabben! Und vollends! — die Priester der Christianer, die alle solche Eilande aufsuchen, die Gefangenen zu trösten! Das heißt, ihnen einzureden, daß Schmerzen das einzig richtige Vergnügen auf Erden sind! Nein, sei gnädig, Vespasian! Lieber den Kopf, diesen heißen Kopf, herab auf einen Streich! In hundert Schlachten hab' ich ihn aufs Spiel gesetzt — und leider muß ja sogar ich einmal sterben. Aber — ich bemerke wieder einen mildern Zug in dem Antlitz des gewaltigen Löwen, der mit mir armem gefangenem Mäuslein spielt! — es wäre doch noch schade um diesen Kopf! Versuche, ob du nicht mehr Vorteil von ihm hast, wenn er unter einem Helme deine Feinde bedroht, als wenn er auf einer Mauerzinke deines Palastthores steckt. Gieb mir eine letzte Probefrist für kühne Thaten. Ich schulde dir ein Leben: — denn jene Anklagen sind nicht . . nicht gerade erlogen: — ich will's für dich einsetzen tausendmal.“

Da trat auch Vespasian einen Schritt vor, so, daß nun die beiden Männer sich ganz nah Aug' in Auge sahen: „Es ist zu gefährlich,“ sprach er, mit leisem Kopfschütteln. „Läßt der alte Löwe die Maus aus seiner Kralle, verwandelt sie sich da draußen in irgend einer

Provinz in einen vielleicht ebenso starken, jüngern Löwen und beißt zum Danke den dummen alten Löwen tot. Im Ernst, Cerialis, ich bin vor dir gewarnt. Die erwähnten Anklagen sind die schwersten nicht: man schreibt mir, du trachtest nach dem Thron." Und schärfer als je drangen die klugen, grauen Augen in die Seele des Verklagten.

Der aber brach in ein so laut schallendes herzliches ehrliches Gelächter aus, daß der Ausforscher ganz verdutzt stand: „Ich! nach dem Thron!" rief er, als er wieder zu Atem kam. „Nein, das ist zu, zu dumm! Nein, Imperator, den Angeber, der dir das geschrieben, den entlaß aus dem Späherdienst. An den verschwendest du Sparsamer dein Geld!"

„Nun," erwiderte der Kaiser, „es war doch nicht undenkbar. Wahrlich, wir haben Empörer und Cäsaren gesehen, die viel weniger Beruf zu beidem hatten. Du bist ein ganz ausgezeichneter Feldherr, nach mir und neben Titus wohl der beste, den das Reich heute aufweist. Mut, Tollkühnheit, ja frevelhafte Verwegenheit hast du auch, dazu — bisher — ein nie versagend Glück und eine unersättliche Genußsucht: — was fehlt dir an allen Voraussetzungen zum Griff nach dem Purpur?"

„Nichts als das Verlangen danach."

„Wer bürgt, daß es nicht erwache?"

„Jene meiner Tugenden, die du, scharfer Seelenergründer, zuletzt aufgezählt hast: „die unersättliche Genußsucht. Sieh, Vespasian, ich rede ganz offen zu dir: hielte ich den Purpur für einen Genuß, die Herrschaft für eine Wollust, — nichts würde mich davon abhalten, auf Tod und Leben darum zu werben. Wär' es doch jenes Unerhörte, heißest Ersehnte ein noch nie genossener Genuß, eine noch nie gekostete Lust. Ich würde dann meinem Bruder, ja meinem Vater die Rechte samt dem Scepter abschlagen, geschweige einem

bloßen väterlichen Wohlthäter, wie du mir erst noch werden sollst."

„Siehst du, wie gefährlich du bist, Cerialis?"

„Nicht im allergeringsten. Denn ich sage dir: ich halte es nicht für Genuß und Wollust, Imperator sein, für den ganzen Erdkreis sorgen in Frieden und Krieg und jede Stunde der Nacht aufhorchen, ob nicht die lieben, treuen Prätorianer kommen, mich zu morden, weil ihnen ein anderer Narr hierfür ein Trinkgeld versprochen hat. Ja, ein Narr: — ich darf es sagen: denn du, man weiß es, hast den Purpur nicht gesucht, nicht erkauft. — Ein Narr: denn was erkauft er? Die Gewißheit, vergiftet, erstickt, oder erdolcht zu werden! Alle Imperatoren — aber auch alle, die guten wie die bösen: Cäsar und Augustus, Tiberius und Caligula, Claudius und Nero, Galba, Otho und Vitellius, sie alle starben durch Mord oder Selbstmord! Ich wünsche dir von Herzen, Vespasian, du mögest die erste Ausnahme an dir selbst erleben. Ich aber habe keine Lust zu dem Versuch. Nein! Zwar verfügt der Imperator über mehr Gold, als ich jemals zu erpressen verstände, — aber ich danke! Lieber einige Millionen weniger und ein paar Jahrzehnte längeres Leben. Das bißchen, dessen ich zu meiner Notdurft bedarf, erhoffe ich von den Barbaren als Beute, von den Provinzialen als — Freudengeld, von meinem Imperator hier als Lohn der Tapferkeit!"

Zweifelnd betrachtete sich der Alte den Mann: „Ist es möglich? Also nur Genuß füllt all' dein Sinnen und Trachten?"

„Ja, bei der goldenen Aphrodite! Aber doch nicht bloß Küssen und Trinken. Auch das ist Genuß, — jene beiden allein höhlen zu rasch das Mark des Lebens aus! — auch das ist Wollust, beim Sturm auf die Perserburg

der erste auf der Mauer sein, dem riesigen Germanen oder dem wilden Auerstier seiner Wälder — es ist dasselbe! — das kurze Schwert in die nackte Brust stoßen."

„Aber," warf der Herrscher ein, „das Reich, dies Römervolk? Kann es nicht geschehen, daß dich — aus edelm Antrieb — die Überzeugung fortreißt, — oder der Wahn! — der Staat geht unter einem unfähigen Cäsar zu Grunde und du bist der einzige, mögliche, der berufene Retter? Manch wackerer Mann hat deshalb sich empört."

„Gewiß! Zum Beispiel Flavius Vespasianus. Aber Cerialis ist kein Vespasian. Du bist sicher vor meinem Patriotismus. Denn ich habe keinen."

„Mensch! Bist du ein Römer?"

„Ja, aber nicht aus des Camillus Tagen. Diese teueren Römer, die ich um mich sehe, sie sind — wenige, aber nicht mich selbst, ausgenommen! — voll reif und voll wert, daß sie zu Grunde gehn. Kann ich Rom küssen, wie Lucretia, meine Freundin? Rom trinken wie Falerner? Rom ist mir nichts, Cerialis ist mir alles."

Vespasian trat zurück von ihm mit einer ablehnenden Handbewegung, wie man wohl einen schmutzigen Gegenstand sich vom Leibe wehrt: „Das ist sehr brutal," sagte er, „und sehr gemein."

„Gewiß, Imperator! Aber für uns beide ist's gut so. Du entgehst dadurch meinen Empörungsgelüsten und ich deinem Argwohn."

Der Kaiser nickte kurz und trat an den Schreibtisch; neben dem Ekel an solcher Gesinnung empfand er doch auch eine gewisse Beruhigung: dieser Mann war wirklich nicht gefährlich. Die Schamlosigkeit, mit welcher er sich jeden edeln Beweggrund, jeden höhern Trieb absprach, kam ihm offenbar von Herzen. „Man könnte dieser tapfern Bestie alle Legionen des Reiches anvertrauen," dachte er, — „ich

glaube wirklich, er führte sie nicht gegen Rom. — Und doch," begann er laut, den Brief aufhebend, den er vorhin gelesen, „wird es dein Blut, — nicht des Römers also, aber doch des Kriegers — in Wallung bringen, was ich dir nun mitzuteilen habe, um deinen vielbewährten Rat als Feldherr zu vernehmen. Du kennst ja auch Gallien, ja selbst Germanien." — „Wohl! Ich habe von Gallien aus Britannien erobern helfen und gegen Friesen und Chauken gefochten. Nie sah ich weißere Leiber als der gefangenen Friesinnen!" — „So wird es doch den Haudegen in dir ergrimmen, was er nun vernehmen soll. Du hast von den Unruhen in Gallien gehört?" — „Wenig. Es ist weit vom Rhein nach Afrika." — „Wohlan: Gallien ist für Rom verloren. Ein Reich Großgallien ist ausgerufen worden. Die Bataver haben uns dreimal geschlagen und die Germanen fluten übern Rhein."

Da fuhr der Starke auf: „Was? Wie? Bei Mars dem Rächer. Nein!"

„Ja, sag' ich dir. Deshalb hab' ich dich her beschieden. Ich selbst kenne jene Länder wenig. Dein Rat soll dem Feldherrn zu statten kommen, — den ich entsenden will." — „Wem hast du diese Ehre, — diese große, blutige, beneidenswerte Wonne! — zugedacht?" — „Licinius Mucianus. Er liegt unbaß zu Hause. Sonst hätt' ich ihn selbstverständlich herbeschieden, deine Worte selbst zu hören." — „Hm, meinem bissigen Übelgönner! dem langsamen alten Schleicher!" grollte Cerialis. „Aber freilich," dachte er im stillen, „der zuerst hat ihn aufgestachelt gegen Vitellius. Er will ihn belohnen."

„Der langsame alte Schleicher," entgegnete Vespasian verweisend, „ist mir treu, auch an der Spitze siegreicher Legionen." — „Das wären andre Leute auch." — „Wie viele Legionen glaubst du sind erforderlich? Aber bedenke,"

fügte er ängstlich bei: „der Schatz ist leer: viertausend Millionen Sesterzen fehlen mir, ihn zu füllen." — „Der Geizhals!" dachte der andere. „Ich würde doch die Übernahme des Feldzugs an den Mindestfordernden versteigern," lachte er laut. Vespasian sah ihn scharf an: „Ich thue so," erwiderte er kurz, „in diesem Augenblick. — Mit wie vielen Legionen muß Mucian sich begnügen, nach deiner Schätzung?" — „Nun wartet, ihr beiden mißgünstigen kargen Knausergreise!" dachte Cerialis. „Ich will's euch einbrocken. — Je nun, ich dächte . . . —"

„Nicht so rasch, du Ungestüm! Willst du nicht erst die Lage in Gallien kennen lernen, bevor du die Kräfte schätzest, welche sie verlangt?" Cerialis biß sich auf die Lippen: „Vergieb meinem Eifer. Aber der Zorn über diese Barbaren . . ." — „Er wird noch wachsen, erfährst du alles. Und wären es nur die Barbaren! Aber unsere Legionen! Sie haben sich selbst geschändet! Unerhörte Schmach! Lies — hier — diese vielen Rollen. Aber lies laut — laß' die Anreden fort! — ich werde dir erklären, was du daraus nicht erfährst und doch wissen mußt. Claudius Civilis kennst du?" — „Gewiß! Ich habe neben ihm gefochten am schilfigen Severn wider die Siluren. Ein tapferer Mann und über Barbarenmaß hinaus begabt, ein treuer Freund der Römer."

„Er ward das Haupt der Empörung." — „Wie? Unmöglich!" — „Staune nachher. Jetzt lies!"

Der Alte setzte sich auf das Lager neben dem Tische und stützte das Haupt in die Hand. Cerialis aber trat an die Citrusplatte, nahm das bezeichnete Bündel von Rollen auf und hob an zu lesen, mit immer steigendem Eifer, mit immer wachsendem Ingrimm.

XXIII.

„An den Imperator Flavius“ und so weiter. Ich sehe, es ist Dillius Vocula, der mutige Legat der zweiundzwanzigsten Legion, der schreibt.“

„Beginne dort, — wo ich den Strich gemacht.“

„In einer großen Versammlung in einem heiligen Hain wurden also Civilis und Brinno zu Heerführern der verbündeten Völkerschaften gekoren. Alsbald überfiel Brinno von der Küste der Friesen her“ — „sieh, meine alten Freunde sind auch dabei!“ — „in tolldreister Landung während einer Sturmnacht das Winterlager von zwei Kohorten, nahm, plünderte und verbrannte es. Der Schreck ging nun vor Brinnos Namen her: nicht nur unsere Kaufleute und Marketender flohen entsetzt auf allen Straßen, auch Kohortenführer verbrannten selbst vorgeschobene vereinzelte Kastelle, unfähig, sie zu halten. Inzwischen hatte Civilis die Larve abgeworfen: lange Zeit hatte Hordeonius gewähnt, — er verharrte in diesem Glauben bis an sein Ende.“ — „Wie? Ist er gefallen?“

„Die Vitellianer haben ihn erschlagen zu Neuß, als er sich für mich erklärte.“

„Nur gegen Vitellius, den Mörder seiner Verwandten, und für dich, o Vespasianus, habe er zu den Waffen gegriffen. Aber jetzt rief er offen zum Kampf gegen Rom. Wilde Scharen von allerlei Völkerschaften zogen ihm über den Rhein zu Hilfe: mit Brinno vereint griff er zuerst die Unsern an am Damm des Drusus bei dem Rhein: die germanischen Tungern in unserem Heer gingen mitten in der Schlacht mit fliegenden Fahnen zu ihm über, die batavischen Ruderknechte auf unserer Rheinflotte fielen plötzlich über die Bemannung an Bord der Schiffe her, mit

Rudern und Botstangen sie niederschlagend, all' unsere vierundzwanzig Segel fielen in die Hände der Bataver. Wenige Tage darauf schlug Civilis Rutilius, den Legaten zweier Standlager, bei Rindern mit leichter Mühe: denn wieder ging mitten im Gefecht ein Geschwader batavischer Reiter zu ihm über und unsere gallischen Hilfsvölker aus Trier warfen die Waffen weg und flohen. Andere Kohorten von Batavern und Kannenefaten in unserem Dienst, denen man den Weg zu Civilis verlegen wollte, schlugen sich bei Bonn durch und alsbald umschlossen die Germanen unsere Hauptfeste am Rhein, Xanten. — Ich zog aus mit den Resten der zweiundzwanziger zum Entsatz: aber ich konnte nicht viel ausrichten bei dem meuterischen Geist meiner Truppen, die lieber sich selbst als die Barbaren bekämpfen, während Civilis allgegenwärtig scheint. Ohne die Belagerung von Xanten aufzuheben, vernichtete er durch eine Streifschar unter einem markomannischen Königssohn vier Kohorten der uns treugesinnten Ubier zu Düren, durch eine zweite unter einem Friesenführer unsere Reiter zu Asburg. Was die Germanen unwiderstehlich macht, das soll, sagen meine geschlagenen Mitfeldherren, eine Jungfrau sein. . ."—

„Ein Weib! eine Jungfrau!" unterbrach sich Cerialis, und seine Augen funkelten.

„Kannst du's nicht lassen!" grollte Vespasian. „Schamloser! Fahre fort!"

„Eine Seherin, Weissagerin, die ihnen Sieg vorverkündet und verheißen hat. Sie soll von wunderbarer Schönheit sein. Vor ihren Augen springen die Germanen jauchzend in unsere Speere. Weleda ist sie genannt. Sie gilt allgemein als die verkörperte, die unbezwingbare Germania selbst." „Hei!" rief Cerialis, „ich möchte diese Germania in meine Arme pressen, bis sie winselnd um Gnade flehen sollte."

„Ich mußte bald zurück nach Neuß, nach Köln. Hier trafen endlich die Aufgebote der Gallier ein, die ich längst zu Hilfe gerufen hatte. Schon ihr langes Zögern hatte mich argwöhnisch gemacht; jetzt verheimlichten sie kaum noch den Abfall: sie schlugen neben den Legionen ein eigen Lager auf. Ihre Führer ließen mich insgeheim ausfragen, wie ich von dem gallischen Großreich denke, das Classicus, Tutor und Sabinus errichten wollten. Ich ließ ihnen sagen, noch sei Rom nicht zum Spott von Treverern und Lingonen geworden, noch habe es für sich treue Provinzen, siegreiche Adler und die racheübenden Götter. — Aber ich merke einen verdächtigen Verkehr zwischen vielen meiner Centurionen und dem gallischen Lager. Man sagt, Classicus sei dort eingetroffen und verteile mit vollen Händen das Gold an meine wankenden Wachen. Der Handel gelte meinem Kopf, warnt man. In hellen Haufen wollen sie zu dem gallischen Großreich überlaufen."

„Hei, die Hunde," fuhr Cerialis auf. „Welche Schmach! Römische Legionen!"

„Siehst du, es giebt doch auch für dich ein Rom. Lies nur weiter."

„Ich berufe soeben eine Versammlung des ganzen Heeres: ich werde zu ihnen sprechen und dir den Ausgang melden. Ich werde sie fragen, ob sie, wenn Germanen und Gallier gegen den Tiber ziehen, die Wegführer abgeben wollen? Ob vor dem Treverer her der Legionsadler getragen werden, ob der Bataver ihnen das Losungswort geben soll? Ich werde —"

„Da bricht das Schreiben ab: der Papyrus ist hier zerrissen, und dieser dunkle Fleck ist . . . —"

„Blut! Des tapfern Mannes Blut. Er hielt die Rede. Sie machte nicht viel Eindruck. Er ging in sein Zelt zurück. Hier ward er gleich darauf von Ausreißern der

ersten Legion ermordet. So meldet ein treuer Sklave, der den angefangenen Bericht aufraffte und nach Mainz entfloh. Von dort aus schreibt mir nun der Tribun Helvidius, der letzte Führer, der noch übrig war: denn die beiden andern Legaten waren gleichzeitig von ihren eigenen Legionen ergriffen, gefesselt und als Unterpfand der Treue den Galliern ausgeliefert worden."

„O könnte ich sie zu Tode geißeln lassen, diese Schurken!" rief Cerialis.

„Lies weiter! Was ist dir Rom!"

„Julius Sabinus und Classicus, in der Tracht alter gallischer Fürsten, ritten in die Lager der Legionen ein und nahmen ihnen den Fahneneid ab, nicht für Vitellius, nicht für Vespasian, nicht für Rom, nein für das Großreich Gallien."

„Und sie haben ihn geschworen, diesen Eid der Schmach?" schrie Cerialis.

„Du liesest schlecht. Fahre fort."

„Alle römischen Soldaten, alle vier Legionen in Gallien, die I., IV., XVI. und XXII., haben Gallien geschworen. Sie zwangen auch die gut gesinnten Kölner zum Anschluß, dann Mainz: drei meiner Mittribunen, die sich weigerten, wurden erschlagen; ich kam mit Mühe aus der Stadt, floh den Rhein hinab nach Neuß, wo mich ein Freigelassener meines Vaters in seinem Weinberg versteckte. Ach hier ward mir ein Schauspiel, das mir das Herz in der Brust abdrücken wollte! Auf Befehl ihres neuen Herrschers und Oberfeldherrn Julius Sabinus hatte die sechzehnte Legion ihr festes Lager bei Neuß zu räumen, — die Gallier löste sie darin ab! — und nach Trier zu marschieren mitten unter die Empörer, also in Wahrheit in die Gefangenschaft. Eine zweite Legion, die vierte, die aus dem Lager zu Bonn einfach weggelaufen war, zum Teil ohne Waffen,

und nun ratlos, hilflos, ziellos des Weges kam, erhielt Befehl, sich anzuschließen. — Ich lugte, auf der Erde kauernd unter einem Reisighaufen hinter der Weinbergmauer auf die Legionenstraße hervor; welch trauriger, schmachvoller Anblick! Es war, wie wenn die Legionen durch das Joch geschickt würden. Scham und Entehrung lag auf allen Gesichtern, wie sie nun aus dem Wall, der ihre Erniedrigung bis dahin mitleidig verborgen hatte, hinaus in das Freie, in die Tageshelle ziehen mußten: die Bilder der Kaiser auf den Feldzeichen abgerissen, zerschlagen, die Waffen ungesäubert: auf beiden Seiten der Straße aber standen die Reihen der Gallier mit ihren grellbunten flatternden Fahnen, in blitzenden Waffen. Sabinus in schimmernder Rüstung, eine Zackenkrone auf dem goldblinkenden Helm, von glänzendem Gefolg umgeben — an seiner Seite in einer von Gold und Purpur strotzenden Sänfte ein üppiges Weib — hielt auf einem prachtvollen Rappen — aus dem Cirkus zu Köln hatte er den genommen! — an der Biegung der Straße mir gerade gegenüber und ließ die Scharen an sich vorbeischreiten. Gallische Priester eröffneten und schlossen den Zug: Classicus ritt an der Spitze. Gallische Ritter befehligten die Kohorten und Manipel. Wie Sklaven, die auf den Markt getrieben werden, führte man die Legionen dahin! Und viele Tausende von Galliern der Nachbarschaft, auch sehr viele Weiber und Kinder, die das Unerhörte vernommen, waren von allen Seiten aus den Feldern, von den Städten und Dörfern herangeströmt, das unglaubliche Schauspiel mit anzusehen, wie römische Legionen als Gefangene, — nein, als Ausreißer und Überläufer — von den Galliern hin und her kommandiert wurden! Dieselben Gallier, die vor kurzem noch gezittert hatten bei dem bloßen Namen Römer, in wie maßlose Frechheit über-

mütigen Spottes ergossen sie sich jetzt! Mit den Fingern deuteten halbwüchsige Knaben auf die entehrten Adler, gellendes Hohngeschrei begleitete den stummen Zug, der einem langen Leichenzuge glich. Aber am schamlosesten gebärdeten sich die Weiber: — nicht etwa Dirnen nur, nein, glänzend gekleidete Frauen des Adels. Sie drängten sich an die Reihen der Manipel, stießen in grellen Stimmen Schimpfwörter hervor, klatschten in die Hände und spuckten aus vor unseren Feldzeichen. Und die gallischen Heerführer! Sie wehrten ihren Landsmänninnen nicht! Sie ließen ihre Pferde vor ihnen tänzeln und nickten lächelnd diesen Damen zu. Hilf, Imperator, räche und rette."

„O dürfte ich nach Gallien!" knirschte Cerialis, das Schreiben auf den Tisch werfend.

Der Alte hatte das wohl nicht gehört, denn er sagte, von dem Ruhelager aufstehend: „Mucianus wird schwere Arbeit finden. Der Bote, der mit mancher Todesgefahr diese Briefe von Neuß über den Rhein, dann durch Helvetien nach Mailand und Rom brachte — der arme Helvidius ward in seinem Versteck aufgefunden und, da er sich weigerte Gallien zu schwören, von der Menge, von wütenden Weibern zerrissen — der Bote meldete, ganz Gallien ist für uns verloren. Nur Xanten war, als der Bote den Rhein verließ, noch unbezwungen, aber hart bedrängt von Civilis, der zwar seine Germanen nicht mit den Galliern — nach deren Wunsch — vereinigt, wohl aber ein Bündnis mit diesen gegen jeden römischen Angriff abgeschlossen hat. So liegen die Dinge jetzt. Du siehst, die Ehre, ja die Sicherheit verlangt, so rasch wie möglich die verlorenen Lande zurückzugewinnen. Nun sprich, wie viele Legionen braucht Mucianus dazu, wieviel Geld und wieviele Monate?"

Das Gesicht des Feldherrn nahm jetzt einen ganz andern

Ausdruck an; er ward ernst, bedächtig: „ich muß die Karten sehen. Die Karten der Legionenstraßen für Gallien, Spanien, Helvetien, Rätien, Noricum, Germanien." — „Dort liegen sie, in jener Silbervase."

Cerialis trat zu der hohen schlanken, auf dem Mosaikestrich stehenden Vase, hob den gewölbten Deckel ab, nahm die Kartenrollen heraus und breitete sie auf dem Tisch aus. Nachdem er prüfend hineingeblickt, rief er: „Die Alpenpässe! Selbstverständlich sind sie von den Galliern längst besetzt." — „Bis jetzt noch nicht: flüchtende Kaufleute aus der Narbonensis fanden sie noch frei."

„Unmöglich! Es wäre der Gipfel gallischen Leichtsinns! Aber auch mit der Feinde Fehler darf man rechnen. Mucianus — der Beneidenswerte! — muß sein Glück versuchen. Kann er über die Alpen eindringen, muß er in — nun, er ist langsam! — sagen wir: in sechs Monaten fertig sein mit Galliern und Germanen: — ich brauchte nur vier Monate dazu." — „Meinst du?" — „Du zweifelst? Ganz gewiß!" — „Schlage auch einzelne tüchtige Unterfeldherren vor: der Kriegsschauplatz ist gar ausgedehnt: Mucian allein kann nicht zugleich gegen die Bataver am germanischen Meer und die Treverer an der Mosel kämpfen; zwei, vielleicht drei Unterführer wird er brauchen; du kennst die tüchtigen Männer der Legionen des Abendlandes besser als Mucian und ich, die wir jahrelang im Morgenland befehligt haben."

„Ich kenne wohl tüchtige. Aber ob sie dir gefallen werden . . ." — „Weshalb nicht?" — „Weil sie zum Teil Vitellianer gewesen sind und dich ohne Zweifel hingerichtet haben würden . . ." — „Hätten sie gesiegt. Aber ich habe *sie* besiegt und — begnadigt; nicht, auf daß ihre Kräfte unverwertet bleiben — sonst hätte ich sie ebensogut haben töten können! — sondern damit sie dieselben

wie bisher dem Staate weihen! Daß sie mich haßten und jetzt, weil sie mir Dank schulden, erst recht hassen werden, verschlägt nichts, sind sie gut zu brauchen. Nenne die Namen!" — „Nun, Gallus Annius." — „Der? Er hat sich bei Vitellius ausgebeten, das Vordertreffen gegen mein Heer zu befehligen. Gut. Nun mag er zur Strafe das Vordertreffen gegen Civilis führen." — „Dann Sextilius Felix." — „Ein tapfrer Mann! Zwar, ich fand einen Brief von ihm in des Vitellius geheimen Papieren, in dem er sich erbot, die spanischen Kohorten gegen mich zu gewinnen. Er soll sie mir gegen die Gallier führen." — „Mummius Lupercus." Da runzelte Vespasian die hohe Stirn: „Nein! Der Lüstling! Mit jedem Laster befleckt."

Cerialis zuckte die Achseln: „Er ist kein Hippolyt, das ist wahr. Aber er versteht den Krieg. Und was schwer wiegt: er kennt die Gegend dort am Rhein so genau wie keiner von den Lebenden, nachdem wir Vocula verloren. Er war ja lange Zeit Lagerpräfekt von Mainz. Was schadet es dir, werden einige Gallierinnen und Bataverinnen schreien? Du hörst es nicht bis hierher."

„Er kennt den Rhein: 's ist wahr. Es sei. Und welche — welche Geldmittel schätzest du, erfordert dieser Krieg? Aber hierbei, bitte, erwäge, daß vier Verschwender seit Nero mir vorhergingen." — „Ich sollte meinen, der Krieg müsse sich selber bezahlen. Die Provinzialen —" — „Nein," sprach Vespasian voll Hoheit. „Erpressungen, ähnlich den deinen in Afrika, haben Gallier und Bataver zum Aufstand getrieben. Nichts davon!"

„Nun mit fünfundzwanzig Millionen Sesterzen muß Mucianus auskommen. Ich — die Wollust dieses Sieges wär' es wert! — ich würde mit zwanzig Millionen reichen. Was fehlte, legte ich aus eigenen Mitteln zu." — „Also zwanzig Millionen?" — „Nein: fünfundzwanzig wird

Mucianus brauchen.“ — „Du wirfst nur so um dich mit den Millionen! Und wie viel Legionen braucht Mucian?“ — „Laß sehen! — Zwar kehren die Abgefallenen hoffentlich zurück, erschauen sie die Adler der Rachelegionen sich gegenüber blinken: — allein sie sind — für die nächste Zeit — ein zweifelhafter Gewinn: sie kommen noch als Feinde in Betracht. Laß mich nachdenken! — Spanien ist dir treu, nicht? Du kannst die Provinz von Truppen entblößen? Gut: die dort stehenden beiden, die VI. und die X. — Ebenso ist Britannien verlässig: also die XIV. von dort. Sind drei. In Italien stehen zur Zeit sechs Legionen —: wenn Mucianus diese neun erhält, muß er fertig werden, obwohl er nur Mucianus ist und nicht Cerialis. Ich — bei Mars dem Rächer! — ich würde mich anheischig machen, vier Legionen in Italien zu lassen, nur die beiden trefflichsten von diesen, die II. und die XXI., würde ich mir ausbitten und mit diesen fünfen das Land von den Pyrenäen bis zum Rhein zurückgewinnen.“ — „Aber dann in viel längerer Zeit?“ — „Nein! Sind die Alpenpässe — wenn auch nur der Ádŭla und der Poeninus — frei, in vier Monaten.“ — „Mit nur fünf Legionen?“ — „Mit fünf Legionen. Meinen Kopf zum Pfand!“

„Gut,“ sprach Vespasianus, sich hoch aufrichtend. „Es gilt. Glück auf den Weg!“

„Was heißt das?“ stammelte der Überraschte. „Was will das sagen?“ — „Das will sagen: nicht Mucianus, du, Cerialis, gehst nach Gallien.“ — „Mein gnädiger Kaiser,“ jubelte der Feldherr. „Welche Güte! Wie dir danken?“ Und er eilte auf ihn zu, seine Hand zu fassen.

Aber streng wies ihn Vespasianus zurück mit gebieterischer Armbewegung. „Halt! — Laß das! Du hast mir zwar für Gnade zu danken: aber für ganz andere. Davon

nachher. — Höre: du unterwirfst mit fünf Legionen mit den drei von dir selbst gewählten Unterfeldherren in vier Monaten von deinem Aufbruch an jenes Land. Du hast es selbst für möglich, für leicht erklärt. Übernimmst du das?" — „Um jeden Preis? Mit jedem Mittel?" — Vespasianus nickte stumm. — „Dann übernehm ich's."

„Verstehe wohl: du lieferst mir — binnen jener Frist — den Bataver Civilis in meine Hand — tot oder lebend." — „Tot oder lebend!" rief Cerialis. — „Ebenso — tot oder lebend — einen zweiten Feind." — „Julius Sabinus? In einem Vogelkäfig bring' ich dir den Cäsar Galliens." — „An diesem Theaterhelden liegt mir nichts. Nein! Der Feind ist eine Feindin: man muß den Germanen das Götzenbild ihrer Freiheit nehmen. Du lieferst in meine Hand in derselben Frist — tot oder lebend — die Jungfrau Weleda." — „Ich bringe Weleda nach Rom!" Er warf die üppigen Lippen auf. „Die Jungfrau Weleda, hörst du? Ich werde über Germanien triumphieren und in dem Zuge soll die jungfräuliche Germania in goldenen Ketten vor meinem Wagen gehen. Man führt kein entwürdigt Weib im Triumph auf. Verstehst du?"

Cerialis nickte verdrießlich: „Es sei! Aber nach dem Triumph bitte ich mir diese Gefangene als Feldherrnbeute aus! — Das heißt," schloß er mit häßlichem Grinsen, „falls sie es wert ist, dieses Wunderweib. Was verstand Vocula von Weibern? Ich bin wählerisch. — Aber höre, wie hast du mich, du großer Sparer, überlistet! Ich hatte alles auf Mucian gemünzt und nun . . .: wirklich nur zwanzig Millionen?" Er wollte den Kaiser anlachen: — aber das Lachen verging ihm, als er die harte Strenge in diesem Antlitz sah.

„Zum Abschied noch eins. Du setztest deinen Kopf zum Pfande. Du weißt gar nicht, wie wahr du dabei

sprachst. Lies, bevor du gehst — morgen brichst du auf nach Gallien — noch diese Urkunde." Er drückte an eine Platte des Marmorgetäfels: diese glitt in die Wand zurück und zeigte ein geheimes Fach; er nahm eine Rolle aus demselben, entfaltete sie und reichte sie dem Staunenden hin; der durchflog sie eilenden Auges: da fuhr er zusammen und die Rolle entfiel seinen Händen: „Mein Todesurteil!" stammelte er.

„In aller Form Rechtens," nickte der Kaiser, die Urkunde von dem Tisch wieder an sich nehmend. „Der Senat, vor dem du jener Morde angeklagt warst, sah dich als überführt an." — „Wie? Ohne Gehör?" — „Ich übernahm es, dein Geständnis beizubringen. Du hast gestanden. Ich wußte das voraus. Drum hab' ich es — im Voraus — unterschrieben. Geh nun nach Gallien und kämpfe um dein Leben. Siegst du, — genau so wie du versprochen hast, — lösest du, — in allem! — dein Wort, zerreiße ich dein Urteil und begnadige dich. Wo nicht, laß ich's vollstrecken. Einstweilen bleibt es in Verwahrung hier." Er legte es wieder in das Geheimfach.

„Nun eile, Petillius Cerialis, und siege! Das rat' ich dir."

Zweites Buch.

I.

Auf dem rechten Rheinufer, Xanten gegenüber, zog sich durch dichten Urwald die Lippe hinauf ein Weg gerade breit genug, daß zwei Rosse nebeneinander Raum fanden; er führte auf der Nordseite des Flusses hin, mehrere Tagereisen oberhalb der Mündung in den Rhein, an eine Furt. Diese war dem Wanderer durch eingerammte Pfähle bezeichnet, an welchem er bei hohem Wasserstand auch etwa Halt und Stütze finden mochte. Eine üppig grünende Wiese bedeckte die Waldblöße; diese war durch Axt und Feuer so weit gerodet, daß die Mittagssonne hell auf sie scheinen konnte. Schöne, bunte, glutfarbige Blüten, wie sie nur der Spätsommer mit seiner Wärme färbt, sproßten aus dem hohen Grase: der dunkelrote Agelei, der warmgelbe Ginster, der blaubunte Wachtelweizen, mattgelber Lerchensporn, die rötliche Ackerwinde, das rote Tausendgüldenkraut, die Zaunrebe, die braune Malve und die stolzragende, weithin leuchtende Königskerze. Emsig schlüpften die Bienen in die großblütigen Blauglocken, die Hummeln hingen, eingeschlafen, an den süßen Blumen des wilden Klees; in feierlichem langsamem Fluge schwebte der schöne Trauermantel über den stark duftenden Minzen hin, die in Menge den feuchten Ranft des Flusses mit ihrem hellen Lila

kränzten. Aber hoch in dem tiefen Blau der regungslosen Lüfte zog ein Weih seine weiten stolzen Kreise.

Auf dem weichen Rasen unter dem Schatten einer breitästigen Eiche saß Weleda im Reisegewand; auf ihrem Schoße lag das blonde Haupt des Knaben Merovech, dessen sonst so frische Wangen bleich und eingefallen aussahen.

Weledamarka kam von dem Flusse zurück, aus welchem sie in einem kleinen Eimer von Büffelleder Wasser geschöpft hatte; dort am Ufer, in einiger Entfernung von der Eiche, lagerte ein Häuflein von Kriegern: — Brukterer waren's, und unter Katwalds Führung ein paar Bataver; sie achteten der Rosse, die, abgezäumt während der Mittagrast, die würzigen Kräuter der Waldwiese abweideten. Nun war Weledamarka heran: sie stellte den Eimer, den sie auf dem Kopfe getragen hatte, leise nieder und wies schweigend mit dem Finger auf den nackten rechten Fuß des Knaben, der dicht mit Linnenstreifen umwunden war. Er hatte die Augen geschlossen, aber jetzt schlug er sie auf: „Ich schlafe nicht, ich träume nur. Wollt ihr den Verband erneuern?" — „Nein," antwortete Weleda, zärtlich das Gelock aus seinen Schläfen streichend. „Ich meine, es ist nicht mehr nötig. Du bist geheilt, Liebling. Und ich kann dich getrost verlassen."

Da traten Thränen in des Knaben Augen und er sprach zu Weledamarka, die sich neben ihnen niederließ: „Du hast es gut. Dich verläßt sie nie. Du darfst immer bei ihr sein." — „Aber sie wird nicht lange mehr bei mir sein wollen," lächelte Weleda. „Der junge schöne Edeling der Tenchterer hat Welo den Mundschatz schon bezahlt in vielen Solidi römischer Beute. Und gar bald, mein' ich, holt er sie ab aus der Welinge Hof." Bis unter die krausen Haare der Stirn errötend schmiegte die Kleine das Köpflein an Weledas Schulter.

„Dann wird es noch einsamer um dich," meinte der Knabe. „Wer wird dich pflegen, erkrankst du?" — „Ich erkranke nicht." — „So meinte auch ich, bis — der böse Dorn! Freilich ist's keine Krankheit gewesen. That auch gar nicht weh ..." — „Doch! Bitter weh, bis er herausgeeitert war. Und für mich hattest du dir ihn eingetreten, gleich am ersten Tag nach unserem Aufbruch. Die süßesten Brombeeren, händevoll, trugst du mir zu, unermüdlich. Dabei geschah es wohl."

„Du aber! Wie hast du mein gepflegt, sobald ich's nicht mehr verhehlen konnte, weil ich hinken mußte. Ach wie eine Mutter — wie meine Mutter selbst, bevor sie sich legte, nie mehr aufzustehen." — „Ja, und eifersüchtig," schalt Weledamarka, „wie eine Geliebte. Ich — ich durfte gar nichts für dich thun. Nicht anrühren sollt' ich dich. Alles that sie allein, Magddienste verrichtend Tag und Nacht. Kaum, daß ich Wasser holen durfte, den Verband feucht zu halten."

„Sage nur," forschte Merovech, zärtlich Weledas weiße Hand streichelnd — „liebe Hand, die mir so wohl gethan — wo hast du das gelernt? Hast du je Wunde gepflegt?" — „Niemals. Das lehrt das Herz. Ich hab' dich lieb, du thörichter Jung'! Hast du das noch nicht gemerkt?" Und sie schlang die Arme um ihn und küßte ihn auf die Stirne. „Nun wollen wir den Verband ganz abnehmen — halt still, du Wildfang! — Langsam! — Thut das noch weh? Nein? Auch dieser Druck nicht? Nun, dann spring' auf deine Füße. Halt! noch nicht. Erst den alten Wundsegen:

„Schwinde, Schmerz!
Fliehe, Fieber!
Weich deiner Wege,
Dummer Dorn!
Blut zu Blut,

Haut zu Haut, so heil
Als ob irgend Übles
Niemals genaht
Dem flinken Fuße."

Jetzt auf und davon! Weißfuß, dein Rößlein, scharrt schon lang ungeduldig da unten am Ufer."

Und sie stand auf, die langen Falten des braunen Gewandes hinabstreifend von den schlanken Hüften. Gar schlicht war diese Reisetracht, kein Schmuck glänzte an der hohen Gestalt: — und doch: wie eine Königin sah sie aus.

Der Knabe mochte diesen Eindruck stark empfinden, wie er zu ihr hinaufsah: „O Weleda," sprach er. „Ich kann's nicht fassen. All diese Tage her hab' ich's nicht fassen können und darüber nachgedacht — unter all' den bittern Schmerzen." — „Siehst du, kleiner Held und Lügner! Nun verrietst du dich!" — „Du, die große Seherin, die Weissagerin, zu der ganze Völker und ihre Könige aufblicken wie zu der Vertrauten, der Ratgenossin der Götter — du, die ich mit heiligem Schauer von weitem — von außerhalb des Dingzauns! — einziehen sah, selbst einer Göttin gleich, auf deinem hirschengezogenen Wagen, — du, diese selbe Weleda, hast mir die Kräutersalbe auf die schmerzende Geschwulst gelegt und mir die heiße Stirn gekühlt und all' diese Tage und Nächte mich gewartet und gepflegt — wie, nun wie nochmal meine Mutter oder irgend eine Hausfrau. Woher du das nur kannst! Und daß dir's nicht viel zu gering und niedrig war?"

Da faßte sie ihn an beiden Schultern, schob ihn leise von sich, sah ihm liebevoll mit weichem Blick in die Augen und sprach: „O Kind! Das seligste Weibeslos, glaub's nur, ist nicht, von Göttern Weisheit erlauschen, Männern Weissagung künden, der Völker Beschlüsse entscheiden zu Kampf oder Friede, mit stolzen Königen noch stolzere

Sprache führen, — o Kind, das Weib, das in Lumpen gehüllt, in der ärmlichen Hütte ihr Kind pflegen darf — ihr eigenes, nicht ein entlehntes, wie ich dich entleihe! — und in Demut und in liebender Scheu auf den Schritt des heimkehrenden Gatten, des strengen, herrschgewaltigen Gatten! — lauschen darf, — o glaub' es, goldener Knabe, ein solches Weib des ärmsten Mannes auf schmaler Hufe ist unvergleichlich seliger als Weleda, die Vertraute der Götter und die Ratgeberin vieler Völker."

Sie hielt inne, tief bewegt.

Verwundert sah der Knabe zu ihr auf, kopfschüttelnd sprang er dann fort zu seinem Rößlein. Weledamarka aber faßte der Freundin Hand und flüsterte: „So also — ganz wie ich kleines, thörichtes Ding, seitdem ich den Edeling Berthwalt gesehen — also empfindest auch du, Unnahbare? Ja, bei Freia und Frick! Weshalb hast du denn dann die Werbung — mein Bruder sagte mir alles! — des Königssohnes der Markomannen so herb ausgeschlagen?"

„Warum? — Würdest du sie angenommen haben?" — „Ich! Behüte! Ich liebe ja Berthwalt. Du aber —" „Nun, und ich . . . ? Ich liebe den Markomannen nicht. Ist das nicht genug?" — „Gewiß! Nie wird mein Bruder dich zwingen. Wollte er das, er würde . . . " — „Genug! — Es ist Zeit zum Aufbruch. Schau'! Sie satteln schon unsere beiden Pferde, Katwald und Merovech sollen ohne Verzug zurück ins Lager. Nur bis an die Furt verstattete er . . . erlaubte Civilis dem Knaben, mich zu begleiten."

„Aber warum — warum verlässest du — vor dem vollen Sieg — das Lager und suchst wieder deine Einsamkeit? Sprich, vertraue es mir schwesterlich: hat dich Sidos Werbung verscheucht?" Sie schüttelte das Haupt: „Kein Sido mag mich verstören. Die Einsamkeit ist das

Los, das mir die Götter zugedacht haben: sie ist mein Weh und meine Wonne. Ich füge mich darein: ich hab's gelernt. — Und ganz einsam bin ich doch nie," fügte sie sinnend hinzu, ein liebliches Rot flog über ihre bleichen Züge. — „Nein, denn die Götter des Sieges sind bei dir."

„Und eine holde Göttin! — Komm! Laß uns zu Pferd. Und in die Einsamkeit der Träume."

II.

In der Nacht des gleichen Tages lagen an einem der vielen Wachtfeuer der Germanen, die Xanten von allen Seiten umschlossen, drei Männer.

Sie wandten dem Rheine den Rücken zu und blickten wachsam auf die dunkeln schweigenden Massen des hohen senkrechten Walles der Römerfeste, die nur drei Pfeilschüsse weit westlich von ihnen drohend in den Nachthimmel emporragten, phantastisch beleuchtet von dem flackernden Glanz der umgebenden Lagerfeuer, je nachdem der wechselnde Wind deren Flammen stärker anfachte und ihren Schein nach Westen warf, sowie von den dunkelrot brennenden Pechfackeln und eisernen Pechkesseln, welche die Römer in ungleichen Zwischenräumen auf der breiten Krone des Walles angebracht hatten. Während es an den andern Wachtfeuern gar laut und fröhlich zuging, rauhe Lieder erklangen und neckende Scherzworte dabei hin und her flogen, auch wohl gelegentlich ein herzhafter Fluch, eine grimme Schelte auf die halsstarrigen Feinde in ihrer noch immer nicht bezwungenen Lagerfeste da drüben, hielten sich die drei Männer ziemlich still; sogar das Auerhorn kreiste nicht

häufig, mit welchem sie aus einer mächtigen mit dem spitzen Ende in den sandigen Boden gegrabenen Amphora dunkelroten Wein schöpften.

Nach längerem Schweigen hub einer der drei Männer an: „Nun, Sido, hast du das Sprechen verlernt wie das Singen und Harfen? Da hängt dein Saitenspiel an deinem Zeltpfahl: stumm wie du selbst!" Der Suebe sprach grollend: „Ist diese götterverhaßte Trutzburg da drüben endlich gefallen, Welo, will ich die Saiten zu Wodans Ehren schlagen!" — „Ei, singe und spiele doch auch jetzt schon," bat Welo. „Etwa mit Brinnobrand im Wechsel- und Wettgesang. Gern möcht' ich euch beide einmal miteinander wetteifern hören im Lied. Und bedenkt — ich — ich allein habe mit meinen Brukterern diesen kostbaren Wein in der römischen Villa erbeutet und gern hab' ich ihn mit euch geteilt. Wohlan, ich heische Gegengabe von euch. Verstände ich zu singen, ich weigerte nicht mein Lied, bäte mich darum ein guter Gesell."

„Komm, Rotkopf," erwiderte der Königssohn, „das lassen wir uns nicht vorhalten. Reiche mir die Harfe! So. Und nun gieb acht!"

Er machte ein paar Griffe und hob an:

„Sage mir, guter Gesell,
Was weißt du Wonniges
Auf der weiten Welt?"

Brinnobrand nahm ihm das Saitenspiel ab und antwortete sofort:

„Wonnig wähn' ich
Den lieben Lenz, den lichten,
Wann er wieder erwacht
Nach des Winters Weh:
Voraus ihm schwingt sich
Schwirrend die Schwalbe! —

Aber ein anderes
Wonniges nun weise
Und deute mir du!"

Sido erwiderte, lebhaft die Saiten schlagend:

„Herrlichres hört' ich nimmer erhallen
Als der Harfe hellen
Sausegesang:
Helden hebet sich höher das Herz,
Klingen die Klänge, die klaren,
Vor der Feinde versammeltem Volk
Bei Beginn der blutigen
Schlacht geschlagen
Aus den silbernen Saiten.
Aber ein anderes
Wonniges nun weise
Und deute mir du!"

Brinnobrand nahm ihm eifrig die Harfe ab und nach einigen sanfteren, mehr feierlichen Accorden begann er mit verhaltener Stimme:

„Selber sollst du, Gesell,
Nun richtig raten — als Rätsel —
Das wonnigste Wunder! —
Was schreitet in schimmernder Schöne?
So schwebet der Schwan
Auf wallender Woge,
Breitbrüstigen Bugs!
So winkt aus wallendem Westengewölk,
Aus dämmerndem Duft
Stolz und still der strahlende Stern!
So fließet und flutet
Aus hallender Harfe
Weicher wonniger Wohlklang!
So wehet der warme Wind,
Wann es lieblich lenzt
Auf der enteist aufatmenden Erde!
So segnend und sieghaft
Aus Nacht und aus Nebel
Sieht die ersehnte Sonne!

So süß senkt sich
Ins offne Ohr,
Ins horchende Herz
Der Frühlingsvögel
Seliger Sang,
Der Amsel edeles Abendlied! —
Sage, Gesell,
Was scheint dir so schön,
Was wähnst du so wonnig
Daß es dies alles
In sich eint:
Schweben des Schwanes,
Strahlen des Sterns,
Hallen der Harfe,
Der Sonne Sieg
Und der Frühlingsvögel
Seligen Sang?
Nun rate mein Rätsel
Und sag' es, Gesell!"

Stürmisch riß Sido die Harfe an sich und antwortete mit rauschenden Klängen:

„Wonniger weiß ich nichts auf der Welt als das Weib!
Denn es schwebt wie der Schwan
Sein beschwingter Schritt:
Es strahlt wie der Stern
Sein blitzender Blick:
Es siegt wie die Sonne
Sein alledeles Antlitz
Und es hebt mir das Herz
Wie die hallende Harfe
Und der Frühlingsvögel
Liebeslied."

Der andere fuhr fort:

„Richtig rietest du
Guter Gesell!
Aber nun nenne mir noch . . ."

Da unterbrach Sido:

„Nein! Du nenne mir nun . . ."

Und jetzt sprachen beide, fortgerissen von glühendem Drang, einer dem andern in die Rede fallend, immer heftiger, immer rascher:

Sido: „Der wonnigen Weiber . . ."

Brinnobrand: „Welches weißt du . . . ,"

Sido: „Unvergleichbar allen andern, . . ."

Brinnobrand: „Das höchste, hehrste, holdeste doch?"

Sido: „Ich weiß es wohl!"

Brinnobrand: „Ich kenn' es klar!"

Sido: „Im Herzen heg' ich . . ."

Brinnobrand: „Und berg' ich ihr Bild."

Sido: „Aber den Namen? Nein!"

Brinnobrand: „In schämiger Scheu . . ,"

Sido: „Vor dem weihvollen Weibe . . ."

Und nun schlossen beide:

„Nein den Namen nenne ich nicht."

Hoch aufatmend hielten sie inne: ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten.

Welo nickte: „das hat mir gut gefallen. Nur allzu gut von beiden! Jetzt weiß ich wieder nicht, was mit der zweiten Amphora, die in meinem Zelte liegt, beginnen. Ich hatte mir vorgenommen, sie dem Sieger zu schenken: — aber ihr seid einander gewachsen."

„Nicht doch," sprach der Königssohn. „In der Kraft der Liebe und des Armes weiche ich dem Roten da nicht. Aber im Liede hat er mich — diesmal! — geschlagen. Ich gönn' ihm von Herzen den Ruhm und den Wein: und schenk' ihm — hier — die Harfe dazu, auf der er mich schlug."

Und er reichte ihm die Harfe hin.

III.

„Dank, Sanges- und Siegesgenoß!" rief der. „Möchten die Götter es Einem gewähren, daß er dir's einmal im Kampfe vergelte!" — „Käm' es nur bald wieder zum Kampf!" meinte der Suebe; „es ist unleidlich, hier so lang zu liegen." — „Ja, man muß verdrießlich werden!" bestätigte Welo. — „Was lachst du, Brinnobrand? Du bist der einzige, der die gute Laune nie verliert." — „Dafür ist Einer, wie seine Neider sagen, ein Narr. Einer hat mit dem Verstand zugleich alle Ungeduld verloren. Einem eilt es mit nichts mehr. Einer wartet nur, bis er, das Römerschwert im Herzen, nach Walhall fährt. Dort giebt's keine Narren. Nur die sind Narren, die nicht nach Walhall trachten. Aber es ist nicht diese vergebliche Belagerung, die euch beide so verdrießlich macht. Nicht was hier ist, — was nicht hier ist, das schmerzt euch. Bis vor wenigen Tagen gefiel es euch ganz wohl in diesen Zelten." — „Schweig!" zürnte Sido. „Ja," mahnte Welo. „Nur ein Narr sagt alles, was er merkt." — „Darum sagt Einer es nicht. Weil Einer nicht ganz so närrisch ist wie — andre Leute. Einer hat sich wenigstens nie eingebildet, man könne den schönsten Stern da oben — seht ihr ihn dort über uns? Gegrüßt, Jungfrau! — mit der Hand abpflücken, wie eine Haßelnuß vom Strauch, und mit an seinen Herd tragen. Geschieht den Narren recht, die also wähnten." — „Ja, unser lieber Narr spricht weise," seufzte Welo. „Ich sagte dir's voraus, Königssohn." — „Wahrlich nicht," entgegnete dieser ernst, „weil ich mich ihrer würdig wähnte, wagte ich die Werbung. Wer ist ihrer wert!"

„Er — Wodan!" sprach Brinnobrand feierlich.

„Aber mir schien — trotz allem Glanz und allen Ehren — sie war traurig. Sie seufzte zuweilen. Wonach?“— „Nach der Einsamkeit,“ erwiderte Welo, „nicht nach der Ehe oder einem Sterblichen.“ — „Aber vielleicht nach einem Unsterblichen,“ meinte Brinnobrand pfiffig. — „Hast du doch selbst manch Lied zu ihrem Lob gesungen,“ erinnerte Welo. — „Wohl! Und Einer singt noch. Aber die Hoffnung hat Einer aufgegeben, lange bevor er den Verstand verlor.“ — „Sie kann gar nicht lieben,“ seufzte Welo, „nur sich lieben lassen.“ — „Und auch davor reitet sie schleunig davon,“ lachte Sido in bittrem Scherz.

Aber Brinnobrand schüttelte das rote Gelock: „Nein, trauter Liedes- und Leidgesell! Nicht einmal darauf darfst du dir etwas einbilden, daß sie vor dir davongelaufen sei; — sie lief vor sich selbst.“

„Das war nun ein echtes Narrenwort,“ meinte der Suebe. — — „Aber wie lange werden wir noch vor diesem Erdhaufen liegen müssen? Civilis sollte noch mal stürmen. Das Winterlager, für zwei Legionen zugeschnitten, — nicht von sechstausend Mann ist es verteidigt.“

„Und doch haben wir gar oft umsonst gestürmt! Wir verstehen uns nicht auf den Kampf — von unten nach oben,“ meinte Welo.

„Sie haben ganz verfluchte Werkzeuge,“ lachte Brinnobrand. „Einer hat noch nie einen Menschen fliegen sehn. Aber gestern flog einer von uns hoch durch die Luft.“

„Wie kannst du dazu lachen?“ sprach Welo schaudernd. „Eine gewaltige Zange — ein Hebelbaum inmitten haushoher Balken! — packte plötzlich, vom Wall herniedergreifend, einen unserer Stürmer, der den Wall erklettern wollte, am Halse, hob den Schreienden über den Wall hoch in die Luft und schleuderte ihn — durch den Wechsel des Schwer-

punkts — kopfüber mitten in das Römerlager hinein. Es war grauenhaft zu sehn."

„Gerade uns gegenüber," deutete Brinnobrand, „ragt das unheimliche Ding. Seht ihr — im Scheine des Pechkessels unterscheidet man deutlich den Schatten der beiden Balken. Ein zweibeiniger, böser, Menschen entführender, Menschen zermalmender Riese, dem menschenraubenden Grendel vergleichbar. Er sprang auf. „Einer hätte große Lust, mit ihm zu kämpfen!" Scharf drohend blickte er hinüber. „Den Geraubten zu rächen! Einer ganz allein mit ihm und mit all' den Römern, die neben dem Unhold auf dem Walle stehn." — „Höre," warnte Welo, „das laß bleiben!" — „Bah," meinte Sido, „spare die Sorge und Warnung! Ist er auch unser lieber Narr, — der Narr ist er nicht, das zu wagen." — „Meinst du, Königssohn?" lachte der Rotkopf. „So hört ein Gelübde. Einen Bechereid!" Er nahm das Horn, füllte es, trank, verschüttete den Rest in die Luft und sprach: „Hört es, ihr Götter! Einer thut es — für Eine! Einer zu Ehren! Einer besiegt den Riesen oder stirbt: — beides ihr zu Ehren!" Er riß einen lodernden Brand aus dem Wachtfeuer und lief, denselben im Kreis um sein flatternd Haar schwingend, ohne Helm, ohne Schild, ohne andere Waffe als die kurze Axt im Wehrgurt mit Windeseile gerade auf den Wall zu.

„Brinnobrand!" Unsinniger!" rief Welo aufspringend. „Willst du allein das Lager stürmen?" — „Er rennt in den sichern Tod!" sprach Sido, den Speer fassend. „Komm! Rasch! Wir dürfen ihn nicht im Stich lassen." — „Auf denn! — auch wir Ihr zu Ehren!"

Und sie griffen zu ihren Waffen und folgten dem schon weit Entfernten.

Wie er auf halbe Pfeilschußweite etwa herangekommen

war, rief er auf Lateinisch zum Wall hinauf: „Heda, ihr Leutchen! schlaft ihr alle? Hier kommt Besuch! Ist der Holzriese nicht zu sprechen? Er soll mit Einem fechten, wenn er ein Herz im Leibe hat." Und wieder schwang er um den Kopf den brennenden Reisigast, daß der hell aufflammte.

So ward er den auf dem Walle Stehenden voll sichtbar: im Augenblick waren sechs Bogen auf ihn gerichtet. „Halt!" gebot der Centurio, „schießt nicht! Der freche Barbar! Ich kenn' ihn an der roten Mähne! Schon dreimal hab' ich die Sturmleiter umgeworfen, auf der er so ruhig emporkletterte, als sei er unverwundbar! Fünf Leute meiner Manipel hat er mit dem Wurfspeer erlegt. — Er soll finden, was er suchte! Er soll das Fliegen lernen und sein Hirn soll in unserm Lager umherspritzen. Richtet die Zange!"

„Nun?" schalt Brinnobrand hinauf. „Ist der Riese nicht zu erwecken? Oh, er sieht Einen wohl nicht? Warte, Einer will ihm leuchten."

Und er warf den Brand in einen mächtigen Haufen von trockenen Reisigbündeln, der, zur Ausfüllung des Grabens bestimmt, noch vom letzten Sturme her hier aufgeschichtet lag. Sofort stieg prasselnd die Flamme in die Nacht empor und beleuchtete mit Tageshelle den ganzen Raum vor dem Graben und Wall; statt des weggeschleuderten Brandes ergriff er einen etwa mannshohen und mannsdicken Balken, der aus einem halbzerstörten Schanzwerk der Belagerer ragte.

Der Tolldreiste kam bis dicht an den Graben. „Jetzt! Habt acht! Öffnet die Zange! Gerade unter dem Kopf faßt ihn."

„Zurück! Brinnobrand! Bei allen Göttern! Zurück!" schrieen die beiden Freunde, die nun gleich heran waren

und in der hellen Lohe deutlich sahen, wie sich, einem ungeheueren stoßenden Raubvogel gleich, plötzlich die eherne Greifzange auf jenen herabsenkte.

Aber ruhig blieb der stehen, regungslos, den Balken schräg vor sich mit beiden Händen haltend in Höhe seines Kopfes. Schon drohte die Zange, ihn zu packen. —

„Hebt ihn!“ befehligte oben der Centurio — und die Zange schloß sich knirschend und schnellte zurück: aber nicht den Jüngling riß sie mit sich empor, sondern den schweren Balken von Mannesumfang. Hoch fuhr er in die Luft und krachend schmetterte er hinter dem Wall in die nächste Lagergasse nieder: da scholl gräßliches Todesgeschrei von mehreren Stimmen empor.

„Beim Tartarus!“ fluchte der Centurio, nach rückwärts hinabspähend, „drei Legionare! Der elende Hund!“ — „Er steht immer noch an dem Graben!“ rief der Mann an der Zange. „Er schwingt sein Beil! Will er werfen? Hörst du sein gellend Hohnlachen?“ — „Es soll ihm vergehn! Gieb mir das Spannseil!“

Und alsbald fuhr die Greifzange zum zweitenmal herab: diesmal sprang der Bedrohte ihr vom Boden aus entgegen, sein Beil blitzte und der eherne Zangengriff stürzte unschädlich neben ihm nieder: er hatte mit sicherer Hand sein Ziel getroffen und durchhauen: das straffgespannte Seil, mit welchem die Zange an dem Stoßbalken befestigt war.

Jubelnd bückte sich der Jüngling, hob das abgeschlagene Stück auf und zeigte es den Römern auf dem Wall. „Hei, da seht eueres Riesen Kopf! Der Rumpf kann nicht mehr schaden.“ Und mit wenigen Sprüngen war er hinter dem brennenden Reisig, wo nun auch die Genossen standen, zwar in Schußweite, aber außerhalb der hellen Beleuchtung.

So trafen die zahlreichen Pfeile nicht, die den davon Eilenden nachgesandt wurden.

IV.

Als Brinnobrand am andern Morgen sein Beutestück siegfreudig Civilis in dessen Zelthütte brachte und die Genossen den Hergang erzählten, schalt sie alle drei der Oberfeldherr tüchtig aus.

„Ist das euer Gehorsam?“ grollte er. „Hab' ich nicht jeden Angriff, zumal diese unsinnigen Einzelanläufe und Gelübdestreiche, streng verboten, die uns so viele Leute schon gekostet? Wenn ihr, die Führer, so schlechtes Beispiel gebt, was kann ich von der Menge erwarten? Unbotmäßig, unfolgsam, voll Trotz sind fast all' unsre Haufen — am meisten haben noch meine Bataver Zucht und Kriegsgehorsam: sie haben's gelernt von den Römern. Aber die Überrheiner: — Chauken, Tenchterer und Tubánten zumal, — sie folgen mir schon jetzt nicht mehr, obwohl das Glück mich noch nie verlassen. Was würde im Unglück daraus werden? Auf euch muß ich doch zählen können.“

Brinnobrand ließ den Kopf hängen wie ein gescholtener Knabe. „Vergieb uns, Feldherr,“ sprach Sido. — „Es war ein Narrenstreich,“ sprach der Rote bittend. — „Ja“, bekräftigte Welo. „Und Ein Narr macht viele Narren.“ — „Mag wohl sein, Wodan,“ sprach der Schuldige. „Aber ein Narr ein Wort. Einer hatte es gelobt: — er mußt' es halten. Und wie wird sie sich freuen, schickt Einer ihr, mit Eichenlaub umflochten, des Riesen Kopf. Vergieb ihr: *sie* hat's gethan — durch Einen gethan: — Einer mußte.“

„Nun,“ lächelte Civilis, „dann muß ich wohl verzeihen. Obwohl ich ihr zürnen sollte um dieses Königssohnes willen, der — nicht mehr froh blickt. Wie gern, wie gern doch hätt' ich sie als Markomannenkönigin begrüßt! Ein dauernd Band wäre so um zwei weit getrennte Völker vom Rhein zur Donau geschlungen worden. Ich sprach warm für dich, tapfrer Sido. Was könnte sogar ein Weib wie sie Besseres verlangen als solch einen Gemahl? Aber je wärmer ich sprach, desto eisiger ward sie. Stumm, fast wie mit Vorwurf — mir ganz unverständlich! — im Blick, schritt sie aus dieser Thüre und gleich darauf ritt sie davon.“

„Und wie lange glaubst du, Feldherr,“ fragte Welo, „müssen wir noch vor diesem hartnäckigen Walle liegen?“

„Nicht mehr gar lang! Durch Überläufer erhalte ich fast täglich Nachricht aus dem eingeschlossenen Lager: die Not wächst dort rasch. Die Zugtiere, die Rosse der Reiterei, ja selbst ein paar Hunde sind längst aufgezehrt, das Getreide ist zu Ende, Gras, Stengel und Kräuter, die zwischen den Steinen hervorsprießen, raufen sie aus. Nur wenige Tage noch kann's währen. Wozu also noch das Blut der Unsern opfern? Von selbst fällt alsbald die gezeitigte Frucht uns in die Hand. Gedenkt Armins! Wie warnte, wie beschwor er die Seinen, den eingeschlossenen Cäcina auszuhungern, das feste Lager nicht zu bestürmen. Die Unbotmäßigen stürmten, wurden blutig abgeschlagen und durch die Fliehenden hindurch entkam der Legat des Germanicus. Ach, die Unsern haben in dem halben Jahrhundert seit Armin noch immer nicht gehorchen gelernt! Nicht einmal ihm folgten sie. Und wie viel leichter wiege ich als der große Cherusker! Im Unglück bleiben sie mir schwerlich treu! — Sorgt nur dafür, daß nicht, wie schon wiederholt geschah, durch Saumsal und Nachlässigkeit unserer

Wachen — allzuviel Wein haben sie mir in dem reichen Land ringsum erbeutet und gußweise trinken sie ihn aus ihren Helmen und Sturmhauben! — nochmal Vorräte durch List oder Gewalt geschafft werden in die Zwingburg, die Augustus sehr geschickt hier gebaut hat. Sonst gewinnt der Widerstand immer wieder neue Kräfte."

„Ja, gut wär' es, kämen wir bald hier fort," meinte Welo. „Denn während wir hier liegen, nehmen die Gallier immer mehr Städte für ihr Großgallien in Anspruch. Wir sollten dem nicht so ruhig zusehen."

„Die Gallier? Laß sie nur!" lächelte Civilis. „Erst müssen die Römer ganz danieder liegen. Dazu mögen sie uns helfen, die Söhne dieses Landes. Aber auch darin verlange ich nichts von ihnen: — wehe dem Volke, das auf fremde Bundesgenossen sich verlassen muß. Nur das eine, Selbstverständliche habe ich als ihre einzige Leistung von ihnen verlangt, daß sie die Alpenpässe, — ihres eignen Gebietes Hausthüren! — besetzen und den Römern sperren."

„Nun, das werden sie doch von selbst gethan haben — für sich selbst! — sonst verdienen ihre Feldherrn Rutenstreiche," meinte der Königssohn.

„Sind die Römer vertrieben aus Gallien, dann . . ."

„Dann wird Wodan weiter helfen," meinte der Rotkopf pfiffig. „Kommt! Wir wollen Brinno aufsuchen, der schon lange ganz allein die Wache hält dort im Osten unsres Heeres, hart am Rhein; 's ist schwerer Dienst: denn von dort her versuchen die Belagerten am häufigsten, Vorräte in das Lager zu werfen. Kommt, Einem singt ein Vöglein in die Ohren: Narrenstreich sühnt Narrenstreich."

Und er zog eifrig die beiden Genossen mit sich aus dem Zelt.

V.

Früh am Morgen eilte Brinno zu Civilis. „Heia, Botenlohn heisch' ich für frohe Kunde. Mich senden Sido, mein Bruder und Welo."

„Warum kommen sie nicht selbst?" — „Weil sie nicht können! Jeder von ihnen liegt mit einer Wunde im Zelt." — „Ist das frohe Kunde?" fragte Civilis, sich waffnend.

„Es ist nicht schlimm mit den Schrammen. Heute Nacht standen sie bei meiner Schar auf Wache am Rhein. Im Schutz der Dunkelheit schoß da den Rhein hinab unsichbar, kaum hörbar, ein Schiff, vom Kiel zum Bord, wie sich später zeigte, mit Getreide beladen, der Landungsstelle im römischen Lager zu. Dort ward es offenbar erwartet: denn eine ganze Kohorte war bereit gestellt, auf dem Rheingries und in Kähnen. Aber mein Langer — was ihm an Verstand gebricht, ersetzt er an Schärfe der Sinnen — erlauschte das leise Geräusch der Ruder: — ich und die andern hatten's nicht vermerkt: als er mich darauf hinwies, hielt ich's für das Aufschlagen von nächtlichen Raubfischen. Er aber — mit dem Ruf: „Nun den zweiten Narrenstreich!" sprang er in den finsterflutenden Strom. Sido stieß ins Hifthorn: seine Markomannen, Welos Brukterer stutzten: aber unsere Leute, Bataver und Kannenefaten, im Wasser zu Haus wie auf dem Lande, folgten mir sofort: wir platschten ohne Besinnen nach. Da schämten sich die andern und sprangen Sido und Welo nach. Schwimmend erreichten wir das Schiff, das durch eine starke Bemannung verteidigt ward. Kähne aus dem Feindeslager rauschten heran, einzelne Fackeln tauchten darin auf, so daß die Römer vom Ufer her jetzt ein Ziel für ihre Pfeile sahen. Und nun begann ein seltsamer Kampf der

Unsern, die, sobald sie, die Messer im Munde, schwimmend das große Schiff und die Kähne erreicht, von allen Seiten enterten, an den Wandungen empor kletternd, meist in voller Dunkelheit, manchmal aber in greller Beleuchtung der roten Pechfackeln der Römer. Welch ein Würgen Mann an Mann! Halb im Wasser halb rittlings auf den Borden! Da half nicht mehr die Lanze, nur noch Messer und Beil! Kaum wär' es uns gelungen, das Getreideschiff, das ja der Strom stark abwärts und dem Römerlager zutrieb, festzuhalten: aber Uffo der Ferge schrie plötzlich: „Hierher! Alle zu Hauf. Ich trete Grund." Er hatte eine Sandbank im Strom erreicht — das Wasser stieg ihm freilich bis ans Kinn — packte mit dem Haken seiner Bootstange die Schiffswand von innen: — ein Ruck mit Riesenkräften: aufgefahren war das Schiff! Fest saß es auf dem Sand, nicht zollbreit wich es von der Stelle, trotz alles Ruderns und Abstoßens der Römer.

Nun waren die Unsern, Brinnobrand der erste, im Augenblick von allen Seiten an Bord, die Bemannung flog links und rechts in das dunkle Wasser und endlich schwammen auch von unsrem Lager Kähne in Menge heran. Mit den Händen, mit Haken und Seilen zerrten wir zuletzt das festgefahrene Schiff wieder los von der Sandbank und jetzt auf unsere Seite des Stromes herüber, trotz tapfrem Widerstreben der Römer in ihren Booten: — der Hunger trieb sie zur Verzweiflung! — Endlich war ihr letzter Nachen geflohen oder versenkt und wir zogen die Beute unter lautem Siegesgeschrei an unsrem Ufer auf den Sand. Die drei jungen wunden Helden lassen dich fragen, wie dir dieser Narrenstreich gefalle?"

„Gut. Denn nun wird die Belagerung zu Ende sein."

„Sie ist zu Ende," rief Uffo, der, eintretend, die letzten Worte gehört hatte. „Die Römer haben mit diesem lang

erwarteten Schiff die letzte Hoffnung verloren. Sie haben ihren Legaten, der noch nichts von Übergabe wissen wollte, gefangen, in Fesseln gelegt und schicken ihn dir gebunden. Sie ergeben sich und bitten um freien Abzug zu ihren Waffenbrüdern." — „Gewähr' es nicht!" schrie Brinno wild. „Töte sie alle! Denk' an deinen Bruder, deinen Sohn! Denk' an die vielen Hunderte, die wir durch ihre götterverhaßten Werkzeuge vor diesem Wall verloren. Räche dich!" — Aber Civilis winkte ablehnend mit der Hand: „Sie ziehen ab, ohne Waffen. Und vorher schwören sie dem Großreich Gallien. Diese Schande trifft Rom schwerer als ihr Tod."

Da ward der Zeltvorhang aufgerissen: der Knabe flog an des Vaters Hals. „O Vater! Vater! Sieg! Ich kam gerade recht," rief er, ihn auf die Stirne küssend.

„Ja, gerade recht. Dort liegt eine Schere. Schneide mir Haar und Bart, mein Sohn. Kein Römer steht mehr unbesiegt auf unserem Boden."

VI.

Zu Langres in seinem reichen, völlig nach Römerart gebauten und eingerichteten Hause stand eines Abends Julius Sabinus in dem an das Warmbad stoßenden Ankleidezimmer vor dem länglichen Metallspiegel, der in die Wand von dunkelgrünem, thrakischem Marmor eingelassen war. Zahlreiche Lampen und Lämpchen, von der Decke niederhangend, verbreiteten Tageshelle in dem engen Raum. Einige Sklaven waren damit beschäftigt, ihren Herrn festlich zu kleiden, prächtig zu schmücken. Die

glänzend weiße Tunika von feinstem Byssus war reich mit halbfingerdick aufgetragenen Goldzieraten bedeckt, ja beschwert: desgleichen der scharlachrote Gürtel von hispanischem Leder; eine breite Kette von Goldplättchen umzog ihm in drei Gliedern den Hals; Goldreife umzirkten Oberarm und Handgelenk, sogar die Riemen der zierlich weiß und rot gestreiften Sandalen trugen auf dem Rist Goldplättchen; ein besonders hierfür abgerichteter Sklave hielt, über beide Arme gelegt, den safranfarbigen Prunkmantel bereit, der rings von einem breiten Purpursaum umrandet war. Noch einen zufriedenen Blick warf Sabinus in den Spiegel und strich mit einer Stange von duftendem Harz über den schwarzbraunen Schnurrbart hin, den er — nach gallischer Sitte — sorglich aufrecht gedreht hielt.

„Nein, nicht hier," rief er dem Mantelsklaven zu, der sich näherte, „leicht wird der Faltenwurf in der Sänfte zerknittert. Du folgst mir in das Festhaus und wirfst mir ihn erst dort um die Schultern. Sagt den Sänfteträgern, sie sollen dicht vor die Thüre treten. Es fallen einzelne Tropfen. Ich gehe selbst, meine Gemahlin abzuholen aus dem Frauengemach." Und er durchschritt mehrere Gemächer und einen langen Gang, bis er an das Gynäkeion gelangte. Vor dessen Thüre richtete er sich hoch auf und fuhr mit der Hand durch das salbenglänzende Haar.

Nun trat er — überraschend — ein: aber die Wirkung ging verloren: Epponina ward sein gar nicht gewahr. Ihm den Rücken wendend, kniete sie auf dem Mosaikestrich und hob beide Arme gegen die rot gestrichene Wand empor, auf der — offenbar erst neuerlich: die Farben waren noch frisch — ein Fisch und eine Taube sowie eine Palme in einfachsten schwarzen Umrissen gemalt waren; sie bewegte leise die Lippen.

„Wie?" rief ihr Gemahl im höchsten Unwillen. „Was muß ich sehen, Epponina? Noch im Hauskleid: — ja, eher einem Trauer- und Bußgewand! Die Sänfte wartet unser. Das Fest beginnt sogleich. Die Menge, meldet der Thürsklave, flutet schon ungeduldig auf der Straße von meinem Hause bis an den Tempel. Und du . . . —" — „Du wußtest, ich gehe nicht zu diesem Fest." — „Was? Du hast das nie gesagt!" — „Ich sagte dir, ich gehe nicht mehr in jenes Haus, zu jener Frau." Er zuckte die Achseln: „Unsinnige Eifersucht!" — „Nein, es ist nicht das: — nicht mehr das. Ich weiß, ich habe dich verloren. Es ist wohl meine Schuld: warum vermochte ich nicht, dich zu fesseln? Aber vor jenem Weibe graut mir." — „Mir nicht," lachte er häßlich. — „O Julius, sie wird dein Verderben! Ich sah im Traume, wie eine Schlange dich umwunden hatte — du stöhntest vor Schmerz! — und der Schlange schönes Haupt: — es war das ihre." — „Schlangen bedeuten Glück, sind Boten der Götter! Und eine schöne Schlange ist mir lieber als dein häßlicher Fisch dort und die unmöglich lange Palme. Wo sah ich doch schon dergleichen Gekritzel? Ich meine zu Rom! Ach ja, in dem Bethaus der Christianer, in das du mich wiederholt hinein beredet. Wie einfältig! Weil das griechische Wort für Fisch „Ichthys" die Anfangsbuchstaben irgend einer Formel enthält, deshalb einen Fisch anzubeten!"

„Ich bete nur zu Gott dem Herrn. Aber die frommen Zeichen mahnen mich an ihn. Drum hab' ich sie mit ungeübter Hand . . . —"

„Ich lasse dir deinen Fisch, laß du mir meine Schlange. — Du willst also nicht mitgehn? Nun gut. Sogar besser so! — Aber ich muß eilen. Das Volk möchte ungeduldig werden. Und durch dies Fest, diesen Aufzug will ich wenigstens hier — bei den Lingonen — für immer jenem

ehrgeizigen Classicus den Rang ablaufen. Bete denn, während dein Gatte zum Imperator der Gallier ausgerufen wird. Eine sonderbare Imperatrix! Was wirst du beten?"

„Ich bete: „dein Wille, Herr, geschehe wie im Himmel also auch auf Erden" und: „vergieb uns unsre Schuld wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."

VII.

Das glänzende Fest, welches Sabinus, Gutruat und deren Freunde der Stadt der Lingonen, in Wahrheit aber sich selbst gegeben hatten, neigte dem Ende zu.

Vorüber waren die Wagenkämpfe, die Wettrennen, die Tierkämpfe, die in der kleinen, den römischen Vorbildern nachgeahmten Arena der Provinzialstadt abgehalten wurden, vorüber der Aufzug reichgekleideter Jünglinge und Mädchen, die Sabinus und Gutruat den Dank der Lingonen in Gestalt eines goldnen Lorbeerreises und eines silbernen Mistelzweiges in den Vorhof des Tempels überbrachten, vorüber endlich auch der wilde, leidenschaftliche Tanz, den in diesem Hofe Faune und Bacchantinnen, wenig durch Kleider beschwert, aufgeführt hatten vor den Stufen der Säulenhalle, auf welchen der Oberpriester und dessen Weib, Sabinus und die vornehmsten Gäste auf weichen Kissen lagen.

„O Claudia," flüsterte sich vorbeugend Sabinus in das Ohr des Weibes, das, regungslos hingegossen, in träger Üppigkeit auf die immer kühner werdenden Sprünge der Paare hinabgesehen hatte, „das war der schönste Tag, das wird die seligste Nacht meines Lebens. Sowie Tutor mit

der Nachricht von Worms her eintrifft, streue ich das Gold unter das Volk und es wird, es muß mich als Imperator Galliens begrüßen. Vierhundert stark schreiende Kerle sind gemietet. Dann, dann zum erstenmal im Purpur werd' ich dich umarmen. Aber was schaust du da so scharf nach links? Was denkst du?"

„Ich denke, die braune Bacchantin, die der junge Silvan dort soeben jauchzend auf seine Schulter schwang, ist viel glücklicher als ich." — „Warum?" — „Der Junge liebt viel feuriger als du. Sieh, wie er sie küßt! Das i st doch Liebe! Der denkt dabei nicht daneben an den Purpur, — er fühlt, er denkt nur sie. So möchte ich geliebt sein, ohne teilen zu müssen mit anderen Wünschen. Wie beneid' ich die braune Dirne! Und schau nur die kräftigen Muskeln seiner Arme! Dieser Gladiator wirft dich leicht in jede Ecke des Hofes, Imperator von Gallien." — „Höre," schmollte Sabinus, „mahne mich nicht an deine Schwester, die mit dem kräftigsten Gladiator davonlief. Ist es denn nur die Kraft, — was du liebst?" — „Nur die Kraft. — Nicht gerade der Muskeln allein. O nein: die Kraft der ganzen Mannheit: Geist, Wille, Mut und Leib. Verhüte also, mein Imperatorlein, daß ich einen finde, der dich in all' dem überwindet." — „Den wart' ich ab! Der Mann lebt nicht auf Erden. Aber still jetzt . . ."

Der Oberpriester hatte sich von dem Lager erhoben. Er schritt auf Sabinus zu. „Bald wirst du das Gold und Silber ausstreuen müssen. Die Spiele sind zu Ende. Das Volk wird ungeduldig. Du hast doch das Geld bereit?" — „Sechs Truhen. Meine Sklaven trugen sie soeben in das Gemach zur Linken." — „Ich staune! Ich wußte nicht . . ." — „Daß ich über soviel Geld verfüge?" lachte Sabinus. „Nun, im Vertrauen: 's ist auch das meine

nicht. Du weißt — die Beiträge aller Städte Galliens für den Krieg gegen Rom ..." — „Wie? Die hast du angegriffen?" — „Nicht angegriffen! Nur ausschließlich hierfür verwandt! Wie konnte ich besser für diesen Krieg sorgen, als indem ich Gallien den Imperator gab?" — „Was aber, was wird Classicus dazu sagen?" — „Bah! Deshalb hab' ich es ihm ja überlassen, das — scheinbar! — so viel wichtigere Werk, die Alpenpässe zu besetzen. Er soll sich nur abmühen, langweilen und hungern auf jenen öden Bergjochen. Er besetzt die Alpen: — er ahnt nicht für wen. Aber laß uns nun ans Werk!"

„Nein," rief Claudia, plötzlich aufspringend, wie eine Natter, mit überraschender Schnelligkeit der Bewegung. „Bevor das langweilige Schauspiel des Imperatorentums beginnt: — noch einmal will ich den Tanz der Faune sehen! — Da! Nehmt!" — Sie streifte von jedem der vollen Arme einen breiten Goldreif und warf beide unter die unterhalb der Stufen stehenden Faune und Bacchantinnen. „Noch mal! Aber rascher, feuriger! Lauter die Cymbeln! Höher der Sprung! — So! So ist's recht, du Schwarzkopf da unten. Nun, Imperator," flüsterte sie Sabinus zu, funkelnden Auges, „hier steht deine Bacchantin — willst du mein Tänzer sein?" Sie warf mit einem Ruck den goldschweren Mantel ab und stand da in eng anliegendem Seidengewand, das die prachtvolle Gestalt mehr ausprägte als verhüllte.

Sabinus zögerte: „Bedenke! Unter den gemieteten Knechten! Alles Volk gafft herein! Soll ich in diesem Augenblick —"

„Bedenke du!" erwiderte sie mit drohenden Blicken. „Ich tanze jetzt zu diesen Cymbeln und Becken: — sie machen mich rasend vor Lust, vor Lustbegier. Ich tanze — wenn nicht mit dir — mit jenem herrlichen Faun dort."

Und sie schritt wirklich, da er noch säumte, jenem Jüngling winkend, die erste Stufe hinab.

„So komm!“ rief Sabinus wild, faßte sie an dem üppigen Arm, eilte mit ihr die Stufen hinab und schon flog das Paar unter den übrigen dahin.

Aber wie tanzte dies Weib! Nicht wie die andern: — diese erschienen jetzt als verkleidete Puppen — hier flog die wahre Bacchantin, ja die Mänade dahin. Ihr mächtiges schwarzes Haar ging auf bei der ersten stürmischen Bewegung, es flatterte um sie her, es peitschte ihrem Tänzer das Gesicht, die Augen, daß er sie vor Schmerz schloß. Wozu auch sie offen halten? Nicht Er führte diesen Reigen! Das Weib riß ihn dahin, so oft der Reigen es mit sich brachte, daß sie sich berührten, das Weib, das, so oft sie sich den Cymbelschlägern näherten, diesen zurief: „Rascher! Lauter! Viel rascher!“ Nun warf sie das Haupt in den Nacken zurück, aus den geöffneten Lippen brach ein leises Stöhnen der Lust: — sie riß den Imperator Galliens an den Armen herum, daß der lange Mantel, den abzulegen ihm nicht Zeit geblieben war, weit hinter ihm her flog — jetzt fiel das Tuch, abgetreten, zu Boden, einer der Satyren warf ihm sein geschwänztes Bocksfell über die Schultern, der Lärm der Cymbeln steigerte sich zum höchsten Gellen: — — da plötzlich drang verworrener Lärm von dem Eingang, von der Straße her in den Tempelhof: ein behelmter Mann im Kriegsgewand brach sich Bahn durch die Menge, schleuderte ein paar der Bacchantinnen zur Seite und hielt in der Mitte des Hofes: „Wo — wo ist Sabinus? Was? Hier! So? In Bockessprüngen! Weh um dich, Gallien!“

Da erstarrten alle Gruppen des Tanzes: wie sie geschwebt, so machten sie plötzlich Halt: Gutruat polterte die Stufen hinab. Sabinus, schweißtriefend, warf das Bocksfell

ab: „Tutor!“ rief er, „Du hier! Du solltest ja zu Worms . . . — Wo ist Classicus?“

Der Dicke holte erst Atem ehe er begann: „Classicus? Statt die Alpenpässe zu besetzen, — wollte er sich, ehe du's erführst, vorher in Trier zum König von Großgallien ausrufen lassen. Darauf verwandte er alles, Zeit und Geld.“ — „Ha, der Verräter!“ schrie Sabinus. — „Die Römer sind — ohne Schwertstreich! — über die Alpen gedrungen. Viele Legionen! Classicus ward zu Worms überfallen und geschlagen, sein Heer stob in alle Winde. Mich traf die Nachricht zu Bauconia zwischen Worms und Mainz. Ich wollte diese Feste decken, ich griff die Römer auf der Straße dahin an, sie warfen mich: ich wich auf Mainz zurück: aber die elenden Gallier dort sind abgefallen vom Reiche Gallien und haben Vespasian geschworen. Sie sperrten mir die Thore. Nun floh ich hierher. Die Hauptmacht der Römer steht in Mainz. Ihr Feldherr heißt Cerialis. — Aber jetzt gebt . . . mir zu essen! Ich bin totmüd und wund. Ein Pfeil traf meinen Hals: zum Glück nicht die Speiseröhre.“ Und der Dicke wankte, halb ohnmächtig sank er in Gutruats Arme.

Zahlreiche Scharen, Tänzer, Zuschauer, Gäste strömten nun aus dem Tempelhof hinaus auf die Straße: da schrie und tobte das Volk sofort wild durcheinander.

„Was? Keine Geldspende?“ — „Sie war fest versprochen!“ — „Die Römer! Die Römer sind da!“ — „Wir sind geschlagen!“ — „Aber nur durch Verrat!“ — „Classicus hat uns verraten!“ — „Nein! Tutor!“ — „Nein, Sabinus! Wo ist das Geld der Städte?“ — „Nieder die Verräter, alle drei!“ — „Verrat! Verrat! Verrat! Verrat!“ so brüllte es durch die Gassen.

Und zornige, aber machtlose Steine flogen sofort gegen die eherne Thür des Hofes, welche die Tempeldiener gerade

noch vor dem Ansturm der Menge hatten ins Schloß werfen und von innen mit den starken Eisenriegeln sperren können.

VIII.

„Flavius Vespasianus dem Imperator sendet aus Trier besten Heilwunsch Petillius Cerialis.

Der Ort, von welchem aus, oh Imperator, ich dir dieses schreibe, verkündet dir am deutlichsten meine bisherigen Schritte: — lauter Siegesschritte, Erfolge, die meine kühnsten Hoffnungen übersteigen.

Aber Fortuna ist ein Weib, und ich habe Glück mit diesen Tierlein. Geht es so fort, brauche ich bei weitem nicht die vier Monate unseres Vertrages.

Als ich mich von dir verabschiedet, die beiden italischen Legionen übernommen und von Mailand aus den Zug über die Alpen angetreten hatte, — auf dem kürzesten Weg, über den Adula, auf welchem der Rhein entspringt, sie zu überschreiten, — da pochte mir das Herz gewaltig an den Panzer in der Erregung, ob denn wirklich, wie vorausgesandte Späher meldeten, das Unmögliche möglich und der gallische Feind so wahnwitzig leichtsinnig sei, die Pässe nicht zu besetzen.

Ich konnte diesen täglich wiederholten Versicherungen nicht glauben. In fieberhafter Eile jagte ich mit der Reiterei voran: — jedes zweite der maurischen Rosse mußte noch einen Legionar auf den Rücken nehmen: denn zu Pferd allein kann man die Berge nicht stürmen, und was bisher etwa versäumt war, konnte, ja mußte der Feind nun doch täglich nachholen. Jede Stunde konnte allent-

scheidend werden: denn waren die Pässe gesperrt, mußte ich zurück bis Genua, dort die Legionen einschiffen und in Marseille die Landung versuchen — mit unerträglichem Zeitverlust. Ich konnte es kaum fassen, da ich, meinen Reitern voranjagend und allein die Höhe des Adula erreichend, — da, wo zur Kennzeichnung der Wasserscheide der Altar des Mercurius errichtet ist — wirklich den Weg offen fand und unverteidigt. Ich schrie laut auf, in den Bügeln mich hebend vor Lust. Wahrlich, die Götter wollen verderben, wen sie so maßlos verblenden! Weit und breit kein Feind zu sehen! Unbehindert stiegen wir — voran die XXI. Legion — hinab in das Land der Helvetier, — ein Häuflein Berghirten konnte das verhüten! — überschritten die Aar bei Windisch, den Rhein bei Augst, und zogen nun Nacht und Tag in Eilmärschen steil gen Norden stromaufwärts auf der alten Legionenstraße des rechten Ufers. So rasch und so verdeckt geschah unser Vordringen, daß die Gallier auf dem linken Ufer lange nichts von unserer Nähe ahnten: erst im Gebiet der Vangiônen, wo von Osten her der Neckar sich dem Rheine nähert, stießen wir auf Feinde: es war der künftige Großkönig Galliens Classicus, der — jetzt erst! — sich anschicken wollte, die helvetischen Pässe zu besetzen.

Du frägst billig nun, womit er inzwischen die kostbaren Tage, ja Wochen ausgefüllt? Ei nun, er mußte doch überall auf den Legionenstraßen die römischen Meilensteine durch neue gallische ersetzen lassen mit dem heiligen Schildtier des neuen Reiches: dem krähenden Hahn; und in den Städten ließ er die Denksäulen, in welche die Verträge mit Rom gegraben waren, niederreißen und in die Flüsse schleifen. Und dabei hielt er jedem Meilenstein eine höhnende, witzige Grabrede, die ihm übrigens ein guter Freund, Tutor, ein anderer Führer des Aufstandes, ver-

fassen mußte. Das kostete doch Zeit und machte müde! So hielt er denn behaglichen Rasttag in einem Doppellager auf beiden Seiten des Stroms bei Worms. Vorposten hatten die Leutchen nicht vor ihr Lager gestellt: sie ruhten in oder vor ihren Zelten oder rüsteten das Mittagsmahl, die Pferde angepflöckt, die Waffen abgelegt.

Unsere Reiter und unsere Pfeile brachen urplötzlich aus den bewaldeten Höhen gleichzeitig auf sie herein: die Verwirrung war unbeschreiblich. An ihren Suppentöpfen, die gefüllten Schalen in der Hand, wurden sie überritten. Leider entkam der König Classicus auf der von ihm hier geschlagenen Schiffbrücke. Aber auf derselben bequemen Vorrichtung drangen auch wir auf seinen Fersen über den Rhein, und zogen sofort auf Mainz. Bei Bauconia warf sich uns, die wichtige Stadt zu decken, ein andrer Haufe entgegen und griff hitzig an: jedoch sobald der erste Anprall mit ruhiger Kraft zurückgeschlagen war von der tapferen XXI. Legion, da entscharte die Flucht die Panzerreiter mit ihren flatternden roten Federbüschen und das Fußvolk in seinen buntgestreiften gallischen Hosen und sie stoben auseinander mit dem lauten Geschrei: „Verrat!"

Wer sie verraten haben soll, das weiß ich nicht. Sicher nicht ihr Führer, ein auffallend dicker Herr, der, hartnäckig, todesmutig, sein Bestes that, die Fliehenden aufzuhalten, bis sein Gaul unter den Pfeilen unsrer numidischen Schützen stürzte.

Mainz schloß den Geschlagenen die Thore, schickte als jene verschwunden waren, uns den ganzen gallischen Senat (auch ein paar hübsche Jungfräulein!) entgegen, und die Bürger holten uns durch die bekränzten Straßen ein: ich ließ die Wackern auf dem Marktplatz dir, oh Imperator, schwören und in dem Tempel ihres Gottes Hesus dein Bild aufstellen. (Es ward zu sehr an der Vergoldung

gespart, oh Vespasian: du siehst recht schäbig aus, das Erz blickt, deine Sparsamkeit verkündend, überall hindurch, sonst hätt' ich dir's — zur Ausprägung — geschickt.)

Nach kurzer Rast brach ich von Mainz auf: fast kein Widerstand! Das Großreich Gallien bröckelt auseinander, wo man es anfaßt: er ist schlecht gebacken, dieser prahlerische Kuchen, von seinen wortreichen Bäckern. Gar manche Völkerschaften schicken mir schon von weit her, so die Sequaner von Besançon, von Embrun bis hierher Gesandte, beteuern, nur gezwungen von der Übermacht der bösen Nachbarn zum Anschluß an den Aufstand fortgerissen zu sein, bitten um Vergebung und erbieten sich, Geld und Mannschaften zu schicken. Das Geld darf ein Diener Vespasians nicht zurückweisen. Aber es machte vortrefflichen Eindruck, als ich erklärte: „Rom genügen seine Legionen! Kehrt, o Bundesgenossen, zu den Arbeiten des Friedens zurück. Das ist Roms Krieg. Rom hat ihn in die Hand genommen: also ist er so gut wie beendigt."

Von Mainz zog ich auf Bingen. Hier war die Brücke über die Nahe abgebrochen: eine Schar Treverer auf dem Westufer hielt sich dadurch für gedeckt; aber die klugen Rößlein meiner afrikanischen Reiter fanden eine Furt und nun waren jene Haufen rasch zersprengt. Jetzt — so verzettelt diese Feldherrnkunst ihre Kräfte! — warf mir Classicus — er soll bei Bingen verwundet aus dem Gefecht getragen worden sein — wieder eine zusammengeraffte Menge von Triboken, Caerakaten, Vangionen entgegen: er wollte diesen stärkeren Halt geben durch übergetretene Römer aus der I. und aus der IV. Legion: diese hielten auch Stand gegen unsere rätischen Hilfsvölker: als aber ich selbst auf der breiten Straße ihnen entgegenritt, — allein — nur zwischen den Adlern meiner beiden Legionen, der II. und der XXI., und sie anrief ob denn wirklich

römische Legionare unter gallischen Flatterwimpeln gegen diese Adler kämpfen wollten? Da kehrten sie die Wurfspeere um, liefen auf mich zu, bedeckten meine Hände mit Küssen und baten — Thränen liefen über manch bärtig braunes Gesicht — um Verzeihung, um Wiederaufnahme. Die gewährte ich: — und jene Barbaren stoben auseinander, bevor ich sie angreifen konnte. Und diese Milde gegen die „ehrenwerten Rücküberläufer", wie ich sie nannte, — solche Worte mögen die Gallier gut leiden! — trug sofort reichste Früchte: sobald die beiden abgefallenen Legionen von Neuß und Bonn — die XVI. und die XXII. — davon erfuhren, thaten sie desgleichen und baten um Vereidigung auf deinen Namen. Ich gewährte sie gern. Tag um Tag erhalte ich weitere gute Nachrichten: gestern hat Reims seine Lossagung von Großgallien angezeigt: — eben, während ich dies schreibe, meldet Metz seine Unterwerfung. Ich ziehe nun auf Trier, den Hauptort der Empörung, aber ich höre, bei Ricol an der Mosel wollen sie mir den Weg verlegen. Wehe ihnen, wenn sie's wagen! Und wohl mir: je mehr von ihren ungeschulten Haufen sich mir zusammengedrängt entgegenstellt, desto rascher bin ich mit ihnen fertig!

Sieg, Imperator, Sieg bei Ricol! Und dafür muß ich mich ein wenig loben. Das hab' ich nicht ganz schlecht gemacht.

Die Gallier unter Valentinus, einem Neffen des noch kampfunfähigen Classicus, hatten sich diesmal eine gute Stellung ausgesucht und sorgfältig befestigt: auf den Flanken durch den Fluß und die Berge gedeckt, hatten sie in der Stirnseite breite Gräben gezogen und die Zugänge durch Felsbrocken der nahen Steinbrüche gesperrt. Aber der alte

römische Doppelangriff bewährte sich auch hier. Ich schickte ihnen von Süden, von Metz her, die zur Treue zurückgekehrten Legionen in die rechte Flanke — „macht gut," schrieb ich ihnen, „die Schuld von Monaten an Einem Tag!" und sie machten sie gut! — während ich von Osten her — in drei Eilmärschen war ich heran — sie von vorn faßte: ich befahl dem Fußvolk sofort den Sturm, trotz aller Gräben und Verhacke: herrlich stürmten deine alten Legionen, duckten sich in Schußweite — ließen die Wurfgeschosse über sich hinfliegen, — alle Gallier schießen nämlich zu hoch! — erstiegen dann die Höhen und warfen die Feinde mit der Gewalt eines Bergsturzes drüben hinunter. Da — im rechten Augenblick! — traf sie von Süden her, von Metz, der Flankenstoß der Legionsreiterei, und — nie sah ich noch solche Flucht auf Erden. Und sind doch tapfre Leute im Anprall! Die Reiterei, einschwenkend die Höhen herab, hieb nach und brachte viele Gefangene ein, darunter den Führer Valentinus. Sofort ließ ich ihn und sechs andere mitgefangene Edle der Treverer ans Kreuz schlagen. Morgen hoff' ich in Trier einzuziehen.

Ich zog heut früh in Trier ein. Welch liebliche Stadt! — Mit Mühe verhütete ich ihre Zerstörung: die Leute kennen sie als Brutstätte der Empörung, als des Classicus und des Tutor (das ist der dicke Held — ohne Spott! — von Bauconia!) Geburtsstadt.

Sie gönnten dir — (vergieb! dem gefräßigen Fiskus) — alle Beute, sie wollten nicht plündern, nur brennen. Ich verbot es. Noch viel schwerer setzte ich durch, daß meine (— deine! —) nie untreu gewordenen Legionen die „ehrenwerten Rückläufer" nicht als Feinde — und schlimmer! — behandelten. Aber wenn ein echter Römer

befiehlt, gehorchen echte Römer noch. Das sei dein Trost, Imperator, für noch ein breites Stück Zukunft. Morgen brech' ich auf nach Süden, gen Langres. Dort soll die Hauptmacht der Gallier stehen unter Sabinus.

Damit du aber nicht glaubst, vor lauter Lust am eigenen Dreinschlagen hab' ich das Denken römischer Feldherrschaft verlernt, meld' ich dir meinen Kriegsplan: er ging dahin, Gallien und die Germanen von allen Seiten zugleich zu fassen. Und er ist — soweit — völlig gelungen. Während ich von Osten kam, brachen von Westen aus den Pyrenäen die VI. und die X. Legion ins Land, von Süden stiegen über den Poeninus — diese Feldherren Galliens haben noch nicht entdeckt, zu welchem Zweck die Götter Berge um ihr Land gethürmt haben! — die letzten Kohorten der II. in das Rhonethal, von Norden, von Britannien her trägt die Flotte die XIV. gegen Bataver und Friesen heran und nun laß sehen, ob die Feinde dem Zangendruck von allen Seiten widerstehen.

Erst such' ich noch den „Kaiser Galliens" bei Langres auf: er wird kaum gefährlicher sein als der „König" bei Trier. Dann geht es gegen die Germanen: diesmal hieß es also: „zuerst das Vergnügen, dann die Arbeit." Diese wird wohl blutig werden: die zur Treue zurückgetretenen Legionen berichten, die halbnackten Kerle — zumal die Überrheiner — des Civilis seien so furchtbar wie die Bären und Auerstiere ihrer Wälder. Ob diese seine Ungetüme ihm auch gehorchen? Dann — aber auch nur dann! — wird es heiß hergehen. Ich freue mich darauf! Unsere von ihm besiegten Leute nennen diesen Bataver — er ist einäugig — einen zweiten Hannibal oder Sertorius. Sei es so! Scipio ward mit jenem, Pompejus mit diesem fertig: ich erachte mich nicht kleiner als Scipio und Pompejus: so werd' auch ich mit meinem Einaug' fertig werden."

IX.

Alsbald war die Hochebene von Langres weithin von römischen Kriegern bedeckt: um die Festungsstadt dehnten sich von allen Seiten ihre Zelte. Cerialis scheute jedoch eine langwierige Belagerung, zumal seine Absicht, hier Sabinus und die Hauptmacht der Gallier zu treffen und zu vernichten, nicht erreicht werden konnte. —

Jener hatte den größten Teil seiner Truppen, viele Tausende, — freilich meist ungeschulte, frisch, ausgehobene oder freiwillig hinzugeströmte Haufen — in das Land der Sequäner gegen Besançon geführt, diese für den Abfall von dem Kaisertum Gallien zu strafen und zur Unterwerfung zurückzuzwingen. Tutor war mit einer andern Schar gen Norden gezogen, zu Classicus, der, wie es hieß, die Vereinigung mit Civilis anstrebte.

So lag denn Cerialis viel daran, hier bald fertig zu werden, um ebenfalls dem neuen, dem germanischen Kriegsschauplatz sich zuwenden zu können. Einen Stoß in die Luft wollte er aber doch nicht mit diesem Zug auf Langres gemacht haben: er versuchte, ohne Belagerung hier einen Erfolg zu erzielen. Er verlangte eine Unterredung mit den einflußreichsten Häuptern der Stadt. Das war jetzt — nach Entfernung jener beiden Ritter — vor allem der Oberdruide und dessen adlige Verwandtschaft. Gutruat schmeichelte es, dem Römer gegenüber seine Stadt zu vertreten: gern ging er auf den Vorschlag ein und lud den Feldherrn auf den folgenden Mittag zu einer Unterredung vor dem Ostthor der Stadt Nur beunruhigte es ihn, wie seine Gattin, des Sabinus eifrige Freundin, den Gedanken einer Verständigung mit dem Feind aufnehmen werde.

Zu seinem Erstaunen verharrte sie bei seiner Eröffnung

ganz in ihrer unerschütterlichen Ruhe. Sie zuckte die Achseln und schwieg. Angenehm enttäuscht sprach der Priester salbungsvoll: „deine Zustimmung ist mir und den Göttern wohlgefällig."

„Zustimmung?" fragte sie gedehnt. — „Eine Verständigung kann auch Sabinus frommen." — „Mir sehr gleichgültig. Er ist fort. Wer weiß, ob er, wann er, wie er wiederkommt." Mit großen Augen, erfreut, sah Gutruat auf seine Gattin. „Ei," sprach er zu sich selbst, „ich that ihr doch Unrecht in meinen Gedanken. Neulich bei dem Bacchantinnentanz — Tutor hatte mich längst geneckt — wollte mir scheinen . . . aber nein! Wie könnte sie auch auf der Höhe an meiner Seite eines andern denken." — „Und für uns," sprach er laut, „ist es besser, das Äußerste nicht kommen zu lassen. Werden wir gefangen, . . . —"

„So wird mir nicht viel Hartes geschehen," erwiderte sie lächelnd. „Nur euch, und zwar von Rechts wegen. Ich warnte vor der ganzen Thorheit. Ihr müßt zerrieben werden wie Thon zwischen Stein und Stahl. Ihr seid weder so stark wie die Germanen noch so klug wie die Römer: dich immer ausgenommen, gottgleicher Gemahl."

Am andern Mittag stand auf dem Walle neben dem Ostthor, lange bevor Gutruat und seine Begleiter durch dasselbe schritten, Claudia in ihrer allerkleidsamsten Gewandung, derselben, die sie an dem Bacchantinnenabend getragen; nur Boadicéa, eine junge Sklavin, begleitete sie. Merksam, mit scharfem Auge blickte sie herunter auf die Ebene vor dem Thor, auf welcher jetzt der Römerfeldherr und dessen waffenglänzendes Gefolg anritten: wie kraftvoll drückte Cerialis den mächtigen Rappen unter den starken Schenkeln zusammen! — Nun sprangen sie von den Rossen.

Cerialis erspähte da oben ein Frauengewand: wie ein Pfeil schoß sofort sein Blick empor: „bei Eros und Anteros!"

rief er zu ihr hinauf, „du bist eine Göttin! Oder Lucretias Schwester; aber tausendmal schöner! Grüße bring' ich dir von Lucretia!"

Ohne ein Wort — aber erst nach einem flammenden Blick — trat Claudia zur Seite hinter den Turm neben dem Thore. „Das ist ein Mann. Endlich!" flüsterte sie tief atmend vor sich hin.

Alsbald ward unten der eine Thorflügel vorsichtig geöffnet: Gutruat in goldstrotzendem Festgewand, umgeben von vielen seiner Priester, und eine Anzahl der Edeln und Ritter der Lingonen schritten heraus auf den freien Platz.

Nach kurzer Begrüßung hob Cerialis an; er sprach kraftvoll, aber ruhig, aus stolzer Überzeugung, nicht zweifelnd am Erfolg jedes seiner Worte, die Augen im Bewußtsein sieghafter Überlegenheit in die Seelen seiner Hörer senkend; nur manchmal flog ein Blick nach oben auf die Wallkrone, von der jene weiße üppige Gestalt, die sich keineswegs ganz hinter dem Turme barg, vielleicht nicht bergen wollte, herableuchtete.

„Ihr edeln Männer von Andematunum," hob er klangvoll an, „der Schönrednerei habe ich mich nie beflissen: mit den Waffen drückt der Römer seine Gedanken aus. Da aber bei euch das Wort am meisten gilt, nicht die Sache, will ich auch ein paar Worte sagen, die viel notwendiger euch zu hören als mir zu sprechen sind.

Wir sind dereinst nach Gallien gekommen, nicht, um für uns etwas zu suchen, vielmehr angerufen von euren Ahnen, die sich untereinander zerfleischt hatten, bis die einen wider die andern die Germanen über den Rhein zu Hilfe gerufen hatten. Diese waren gar eilfertig gekommen und hatten Freund wie Feind unterjocht. Nun flehtet ihr, wir sollten euch befreien. Wir thaten euch die Liebe, befreiten euch, trieben fast alle Germanen aus dem Land

und besetzten den Rhein; nicht wahrlich, um unser unangreifbares Italien zu schützen, nein, auf daß nicht euch ein zweiter Ariovist unterjoche. Ihr aber, was thut ihr heute? Glaubt ihr, Bataver und Überrheiner meinen es heute besser mit euch als weiland Ariovist mit euren Vorfahren?

Immer und immer wieder werden die Germanen über den Rhein in euer Land herein drängen: nicht bloß aus Raufluft, aus Raublust, aus Wanderlust: nein, aus ihren Sümpfen und Waldwüsten wird es sie stets nach diesem so viel bessern Boden ziehen, unter diese mildere Sonne. Jetzt hetzen sie euch zum Kampfe gegen uns. Das schöne Wort „Freiheit" schützen sie dabei vor: — wie von jeher alle gethan, die andere knechten wollten. Gewaltherrschaft und Parteien haben Gallien so lange zerrissen, bis wir Ordnung schufen. Wollt ihr Ordnung haben, müßt ihr Waffendienst leisten und Steuern zahlen: mehr verlangen wir nicht von euch. Wollt ihr sie lieber dem Imperator, der fern am Tiberstrom gebeut, leisten, oder dem Germanen, dem Raufbold, dem Saufbold in der Wolfschur, der sich euch in Garten und Haus, in Keller und Bett legt? Wählt zwischen Rom und den Barbaren! Denn wahrlich, ihr habt keine dritte Wahl. Ihr seid zu geistreich, euch zu vertragen, zu fein, euch selbst zu schützen. Beim Jupiter! Gallien wird germanisch oder es bleibt römisch. Dabei behaltet ihr aber an Freiheit soviel — und mehr! — als ihr irgend vertragen könnt. Bürger von Andematunum, Bundesgenossen, Freunde! Öffnet eure Thore und kehrt zur Freiheit unter dem Schild der Legionen zurück. Wo nicht, so schwöre ich euch beim Genius Vespasians: — nicht ein Stein bleibt auf dem andern im ehemaligen Andematunum. Wählt!" —

Trotz des derben Hohnes, trotz der kaum verhüllten

Geringschätzung machten diese Worte starken Eindruck: denn ihre Wahrheit, so bitter sie mundete, war schwer zu bestreiten. Nach kurzer Beratung mit den Seinen erbat sich Gutruat Bedenkzeit.

„Wie viele Stunden?“ fragte Cerialis. — „Tage!“ erwiderten die Gallier. Sie müßten an Sabinus Boten schicken und dessen Meinung hören.

„Sehr überflüssig. Aber wohlan!“ — Er überlegte: eine Belagerung konnte Wochen erheischen. „Wie viele Tage?“ — „Sechs.“ — „Nicht drei! Zwei Tage gönne ich euch. Für zwei Tage habt ihr von mir nichts zu befürchten.“

Daraufhin ward Waffenstillstand auf zwei Tage versprochen und bei den Göttern Roms und Galliens feierlich beschworen.

X.

Am Abend desselben Tages ließ sich eine Sklavin bei dem Feldherrn melden.

„Ist sie jung? Ja? Weiber haben immer Zutritt,“ lachte er, den Becher dunkeln Weines niedersetzend. „Herein mit ihr und heraus mit euch, ihr Hunde von Sklaven.“

Ein zierliches gallisches Mädchen stand vor ihm.

„Von Lucretias Schwester,“ sprach sie und überreichte ihm ein verschnürtes Wachstäfelchen; er schnitt die Fäden mit dem Dolch auf, las, staunte und als er aufsah, die hübsche Botin zu befragen, war diese verschwunden.

Kurz vor Mitternacht war's. Die Ampel von irisirendem dickem Glase warf, von der Marmordecke herabhängend, dämmerndes Licht auf das weiche Pfühl in Claudias Schlafgemach. Auf dem Pfühl saßen das schöne Weib und Cerialis; dieser, ohne Helm und Panzer, hatte das Schwert abgegürtet und mit dem braunen Kriegsmantel auf den hoch mit Teppichen bedeckten Estrich geworfen.

Claudia war wie verwandelt.

Jene gleichgültige Trägheit war von ihr gewichen: sie war ganz Feuer, Leben, Bewegung: ihre großen Augen sprühten wunderbaren Glanz: nie war sie so schön gewesen.

Sie streichelte mit Behagen des Römers starken Arm und sprach mit einem Wohllaut der Stimme, den weder Gutruat noch Sabinus je vernommen: „Und weißt du, Unwiderstehlicher, um was ich dich am glühendsten liebe? Nicht einmal um jene Kraft, die mich zu erdrücken droht in deinen Armen: — nein, um jene Kühnheit, jenen todverachtenden Wagemut des Verlangens, der dich allein in dieser Stunde hierher führen konnte. Hab' Dank für dieses Wagen. Heiß will ich dir lohnen." Und sie warf sich stürmisch an seine breite Brust.

„Hei ja," lachte er, den Duft ihres ungesalbten Haares einschlürfend, „ist es toll von mir! Es ist Wahnsinn! Aber nur der Kühnste gewinnt das Süßeste. Wenn Vespasian es ahnte! Als ich dein Brieflein gelesen, sagte ich mir: „ist es eine Falle? Nein! Die Göttliche hat deinen heißen Blick erwidert und nur sie ja hörte das Wort von Lucretias Gruß. Hat dieses Geschöpf — Heras Gestalt mit Aphroditens Lustreiz! — dich ihrem aufgeblähten Mann, diesem feisten Gockelkapaun, verraten? Nein! Auch sie verlangt nach Glück: ihr lechzend Auge bezeugte das." Ich ging also — allein — zu der in dem Briefe bezeichneten Marmorplatte neben dem Altar der Eppona vor

dem Südthor: wirklich! sobald ich sie hob, bemerkte ich die ersten Stufen eines Erdganges. Ich zögerte einen Augenblick: dann schloß ich die Augen, rief mir dein Bild vor die Sinne und — sprang hinab, den Stein hinter mir nachziehend. Noch einmal, wie er dumpf in sein Gefüge fiel, durchzuckte mich's: „das war wie das Zuschlagen einer Falle. Aber nun bin ich darin — nun vorwärts!" Bald hatte ich die angegebene Eisenthür ertastet, der kleine Schlüssel paßte: — er öffnete. Nun begrüßte mich das matte Licht eines Mauerlämpchens: ich eilte die aufsteigenden Steintreppen hinauf, das nackte Schwert in der Faust: ich pochte leise, wie angewiesen, dreimal an einer zweiten Thür — bereit, den ersten Feind zu durchbohren: im Herzen aber glaubte ich nicht an Verrat und Gefahr: dich suchte ich, dich fand ich und nie genossene Wonne, du berauschend Weib." Und er umschlang sie mit den nervigen Armen, daß ihr der Atem stockte.

„Laß ab, du Wilder, du wirst mich töten." — „Gäb' es schöneren Tod?" — „Nein! Aber noch nicht! Vorher noch viele, viele Stunden wie diese. Du wirst, du mußt mich befreien aus dieser Öde, aus dieser Ehe, aus . . !" — „Gewiß! Morgen, bevor die Sonne im Mittag steht, bist du — auch vor aller Welt — mein! Meine Gefangene scheinbar, meine Göttin in Wahrheit!" — „Morgen schon? Aber euer beschlossener Vertrag — die Bedenkfrist . . ." —

Cerialis lachte. „Das laß du meine Sorge sein. Als ich den Vertrag schloß, da kannte ich noch nicht . . . Aber horch!" Er sprang auf. „Was war das? Es pocht von unten an der Thüre: — dreimal! — wie ich gepocht! Dennoch Verrat? Weib, dann . . !"

Er haschte Mantel und Schwert vom Boden auf: aber ein Blick auf ihr Antlitz — alle Farbe war daraus gewichen — belehrte ihn, daß sie nicht minder als er selbst

von Entsetzen ergriffen war; sie fand vor Schrecken kein Wort.

„Der Ehemann?“ fragte er. „Nein! Der kommt nicht auf künstlichem Schleichweg. Also ein Nebenbuhler? Nun du freu dich!“ Er riß das Schwert aus der Scheide und hob es drohend.

„Bei allen Göttern!“ flehte jetzt das Weib in höchster Angst. „Willst du dich und mich verderben? Still! Dort hinein! Hinter jenen Vorhang. Rühre dich nicht! Laß mich gewähren. Dann wend' ich alle Gefahr von uns.“ — „Von ihm vielleicht? Nein! — Er soll nicht leben! Ich will . . .“ Sie drängte ihn, halb mit Gewalt, hinter den Vorhang und eilte, die Fallthür zu heben, die auf dem Vorplatz die Mündung des Kellerganges schloß.

Gleich darauf erschien sie wieder in dem Schlafgemach, gefolgt von einem mit Staub und Straßenschmutz bedeckten Mann; der goldgestickte Mantel hing ihm in Fetzen um die Schultern, der reiche Harnisch war zerschlagen, die aufgeschnürten goldenen und silbernen Schmuckscheiben hingen, halb zerschmettert, an den Riemen herab, die dunkeln Haare waren über der Stirn von getrocknetem Blut zusammengeklebt; mühsam, wankend hielt er sich aufrecht an einem kurzen Wurfspeer.

„Ums Himmelswillen,“ flüsterte Claudia so leise, daß er darüber staunte, „wie bist du zugerichtet? Wo kommst du her?“ — „Von Besançon! Besiegt! Geschlagen! Furchtbar geschlagen! Römische Kohorten — die zweite Legion! — frisch eingetroffen vom Rhone her hatten die Sequaner verstärkt. Alles ist verloren! Der Widerstand gegen diese Römer ist unmöglich. Schwer verwundet, durch den Helm — in den Kopf ein Hieb! — rettete ich mich durch schnellste Flucht. Ich ritt zwei Pferde tot.“ — Sie warf die Lippe auf: „Vor lauter Furcht!“ sprach sie verächtlich.

Er hatte es nicht verstanden. „Glücklich in der Finsternis durch die Reihen der Belagerer und durch den Erdgang in die Stadt gelangt, eile ich zuerst zu dir . . ." — „Du willst dich wohl hinter meinen Kleidern verstecken?" — Er starrte sie an: „Nein! Fliehen sollst du mit mir. In die Verborgenheit, wo uns niemand kennt!"

„Fliehen? Fällt mir gar nicht ein!" sprach sie nun plötzlich sehr laut. — „Bedenke! In wenigen Tagen können die Feinde in der Stadt sein." — „Wahrscheinlich." — „Und du willst nicht mit mir fliehen?"

„Nein." — „So liebst du mich nicht mehr? Ja, bin ich denn nicht mehr, der ich war?" rief er in lautem Schmerz, „nicht Julius Sabinus?"

„Der bist du?" schrie es da aus dem Nebengemach. „Warte, Kaiser Galliens!"

Und aus dem Vorhang sprang Cerialis, den Mantel zur Abwehr um den linken Arm geschwungen, das breite Schwert zum Stoße zückend.

„Ein Mann! Ein Römer bei dir! Verräterin!" rief der Überraschte. „Nieder mit ihm!" Und er warf sich Cerialis entgegen.

Aber ein Streich des Römerschwertes schlug ihm den Speer aus der Hand, ein Stoß durchbohrte seinen rechten Arm: aufschreiend wandte er sich und floh.

Cerialis folgte ihm. Durch die Fallthür, die jener hinter sich zugeworfen hatte, ward er eine Weile aufgehalten. Als er die Stufen hinab in den halbdunkeln Gang gelangte, war der Flüchtling nicht mehr vor ihm zu sehen.

„Unbegreiflich! Er kann noch die Eisenthüre nicht erreicht haben. Wo steckst du, Herr Kaiser? In einem Mauseloch?"

Er spähte ringsum in dem schmalen Gang: — da

bemerkte er eine schmale Holzpforte, die an der linken Seite offenbar in einen Ausgang führte.

Er riß daran: — aber sie war von außen verschlossen. „Dahinaus ist er entwischt, in die Stadt hinein. Nun Geduld! Sie wird dich nicht lange schützen!“

XI.

Eine Stunde darauf war die Stadt gefallen.

Aus dem Hause des Oberpriesters hervorbrechend hatten sich plötzlich die ehernen Scharen der Legionen über die unglücklichen Bewohner ergossen, unter gellendem Tubageschmetter, die Fackel in der Linken, den Mordstahl in der Rechten, überall hin Brand, Tod, Plünderung verbreitend. Bis nach Tagesanbruch wüteten diese Schrecken: dann gebot Cerialis Einhalt.

Er war doch nicht zufrieden mit seinem Erfolg. Er hatte das Haus Gutruats, den Tempel, das Haus des Sabinus durchsucht bis in die verborgensten Winkel: umsonst; weder der Kaiser Galliens noch der Oberpriester noch Claudia waren zu finden: spurlos war auch sie verschwunden. —

Mehrere Tage waren vergangen.

Die Römer hatten, eine kleine Besatzung in der halb verbrannten Stadt zurücklassend, Langres geräumt und sich gegen Norden gewendet. —

Da lag in einem Gehölz, ein paar tausend Schritte südlich der Stadt, in einem höhlenähnlichen Raum unter der Erde auf einer Schütte von Stroh ein bleicher Mann mit halbgeschlossenen Augen. Die Wurzeln der mächtigen

Waldbäume da oben waren durch die Erde und durch das lockere Gestein bis in die nicht gar tiefe Höhlung gedrungen: sie reichten fast bis auf das Lager des Kranken. Auf dem nackten Gestein des Bodens kauerte eine zarte Frau; eine kleine Öllampe von gebranntem Thon drohte zu ersticken in der dumpfen Luft; sie beleuchtete nur matt die feuchten, triefenden Wände; kaum konnte man bei dem trüben Schein einige hier mit schwarzbrauner Farbe angemalte Bilder erkennen: es war ein Fisch, eine Taube, eine Palme.

Schwer atmete der Sieche. Er tastete mit den mageren blassen Fingern umher: sofort wurden sie von der weichen Hand der Frau ergriffen, festgehalten, beruhigt.

Er schlug nun die matten Augen auf: — tief lagen sie in ihren Höhlen. „Wo bin ich?“ fragte er. — „In Sicherheit. Und bei mir.“ — „Du bist's, Epponina? Also war es kein Traum! Aber sage, wo — wo — ist . . ?“ Er versuchte sich aufzurichten, aber er sank zurück auf das Stroh,

„Nimm erst die Arznei, Lieber. Und bleibe ganz ruhig, dann sollst du alles hören. Gelobt sei der Herr!“ schloß sie, die Hand loslassend. „Das Wundfieber ist fast ganz vorüber.“

„Wund? Ach ja! Die Schlacht! Der Helm! Und dann — dann der Stoß in den Arm und — ach! das schmerzt noch bittrer.“ — „Still, still, Lieber! Das ist nun all' vorbei!“ — „Wie lange lieg' ich hier?“

„Sechs Tage. Am siebenten, sagte der Freigelassene, der treue Senecio, werde sich's entscheiden. Es ist entschieden. Der Herr hat dich gerettet: — o nun ist alles gut. Er sei gelobt.“

„Aber erkläre . . .“

„Gern. Bleibe mir nur ruhig liegen. So! Der Mantel drückt wohl die wunde Schulter? Nun ist's besser,

nicht? Also: in die Stadt drang in jener Nacht der Schrecken ein dunkles Gerücht — auch in unser Haus — von jener Schlacht, von der Flucht unseres Heeres. Ein Türmer von dem Thor in unserer Nähe sagte unseren Sklaven, er glaube dich im Schein seiner Fackel deutlich erkannt zu haben, wie du heranjagend nahe vor dem Thor mit dem Rosse gestürzt seist: das Tier sei nicht mehr aufgestanden, der Reiter aber hart vor dem Wall in der Dunkelheit verschwunden. Ich ahnte Schlimmes von der Schlacht. Durch die von den Römern beobachteten Thore konntest du nicht in die Feste gelangen. Doch wußte ich, du kennst manchen der Gänge, welche unter der Mauer durchführen. Und warst du glücklich in die Stadt geschlüpft, — wohin dann dein erster Gang dich führte, — das wußte ich."

„Epponina!"

„Lange harrte ich dein in Schmerzen, doch geduldig. Aber als du immer noch nicht kamst, ergriff mich namenlose Angst um dich. Es litt mich nicht länger daheim. Ich eilte hinaus: ich wollte in das Haus ... des Götzenpriesters, ihn zu fragen, ob er von dir wisse? Da, in der Seitengasse — rechts von unserem Hause nach dem Tempel zu — stieß mein hastender Fuß an eine dunkle Körpermasse: ich bückte mich: — der Mond trat aus dem ziehenden Gewölk: — ich erkannte dich. Regungslos lagst du, wie tot. Aber dein Herz schlug unter meiner Hand. Mein Hilferuf holte unsere Sklaven, Senecio den Freigelassenen und sein Weib herbei. Wir trugen dich in unser nahes Haus, ich flößte dir Wasser in den halb offenen Mund: du schlugst die Augen auf: dein erstes Wort war: „Zu Gutruat! Ihn warnen! Er ist verraten. Römer — in der Stadt. Eile!"

„Und solche Angst lag in deinem Blick, solcher Nach-

druck in deinem Wort — ohne Zweifel: das war nicht Fieberrede, Wahrheit war's! Ich flog zu dem Priester — lange währte es, bis er geweckt, bis er bereit war, mich zu empfangen — es gelang mir endlich, ihn zu überzeugen von dem Ernst der Gefahr. — Er gebot seinem Weib, ihm und mir zu dir zu folgen: er wollte von dir selbst das Nähere erkunden: — allein sie weigerte sich: sie wollte das Haus nicht verlassen. „Hier werden wir zu allererst gesucht, gefangen!“ rief Gutruat. Umsonst. Sie sträubte sich, ihm zu folgen. Da ergriff er argwöhnisch, zornig, ihre Hand und zerrte sie mit Gewalt mit sich fort. Nun standen wir an deinem Lager. Gutruat drang in dich mit Fragen, woher du von Verrat wissest? Sie: — das Weib ward totenblaß: sie zuckte die Achseln und meinte: „was beweisen die Wahnreden eines Fiebernden? Aber du — du schwiegst! Bewußtlos lagst du wieder, nichts konnte dich erwecken. Triumphierend sprach sie: „darf ich nun zurück in mein warmes Bett, ihr Thoren? Die Furcht vor diesen Römern hat euch alle verrückt gemacht.“ Und schon wollte der Priester — er bat sie um Vergebung! — in der That mit ihr in sein Haus zurückkehren: — da scholl bereits — gerade von dort her! der Waffenlärm, das Mordgeschrei der eingedrungenen Feinde. Gutruat erschrak: aber er faßte sich, ergriff wieder sein Weib, das allein flüchten wollte, am Arm und winkte mir, ihm zu folgen: „Laß diesen Toten oder Sterbenden,“ mahnte er, „und rette dich!“

Ich jedoch rief den Freigelassenen und sein Weib, und ich und sie, wir hoben dich und trugen dich zu dritt aus dem Hause, dem Priester folgend. Er floh in das kleine Sanctuarium des Hesus, ganz in der Nähe unseres Hauses: — zum Glück! Denn kaum vermochten wir mit dir dem Eilenden nachzukommen: — dort hob er eine Platte des

Hauptaltars aus und sprang, das heftig widerstrebende Weib mit sich reißend, hinab in eine dunkel gähnende Tiefe.

Behutsam stiegen wir, dich hebend, nach. Nur langsam tasteten wir drei uns in dem dunklen unbekannten Raume vorwärts: du stöhntest so schmerzlich bei jedem Schritt! Endlich wehte uns von oben her der kühle Hauch der Nachtluft entgegen: wir erreichten — nach mühseligem Emporklimmen über halb zerfallene Steinstufen — das Freie, den Tannenwald außerhalb des Walles. Der Priester und das Weib aber waren verschwunden: obwohl der Flammenschein der brennenden Stadt sein grelles flackerndes Licht bis hierher warf: — nichts war von ihnen zu sehen! Ratlos, führerlos standen wir nun allein in dem nächtigen Walde!

Ich flehte in meiner Herzensangst zum Herrn, er möge dich retten vor den Feinden, deren fürchterliches Sieges- und Mordgeschrei bis zu uns drang. Und Gott erhörte mein heiß Gebet. Plötzlich erinnerte ich mich dieses ganz nah gelegenen Zufluchtortes hier, dessen Zugang dichtes Gebüsch und Strauchwerk ganz umhüllt."

„Aber wie — woher . .? Ah! Jene Bilder an der Steinwand: — Christianer!"

Sie nickte: „Als vor fünf Jahren Nero wütete gegen die Gläubigen, zumal alle Ältesten der Gemeinde, die Presbyteri, welche, die Lehre des Heils verkündend, durch die Provinzen wandern, mit dem Tode bedrohte, da hat Senecio, schon als er uns nach Athen begleitete, durch jenen gewaltigen Redner auf dem Areopag für die Lehre vom Kreuz gewonnen, den alten Presbyter, der die kleine Gemeinde soeben begründet hatte, in dieser einst auf der Jagd von ihm entdeckten Höhle verborgen, bis der kurze Sturm der Verfolgung durch Nero vorübergebraust war.

Hier kamen wir in jenen bangen Wochen manchmal zusammen — nur acht Köpfe — dem Lehrer irdisch Brot zutragend und himmlisches von ihm empfangend."

„Epponina! Du wagtest dein Leben!"

„Das kurze traurige Leben hier, um das ewige selige dort oben zu gewinnen. Dieser Zufluchtsstätte mahnte mich nun der Herr für dich. Mit unseren letzten Kräften trugen wir dich hier herab und betteten dich, ach, auf den harten Felsgrund, bis Senecio und Pia aus unserer Villa dies Stroh und Brot und Wein herbeischaffen konnten. Wiederholt wagten sich die Getreuen auch in die Stadt zurück, Arznei für dich zu holen. Unser Haus dort ist niedergebrannt. Ein hoher Preis ist auf deinen Kopf gesetzt durch öffentlichen Anschlag auf dem Markt. Die römische Besatzung sucht noch immer nach dir. Wer deinen Aufenthalt kennt und nicht anzeigt, ist mit dem Tode bedroht. Nur die größte Vorsicht kann dich retten. Und — wonach du wohl zumeist verlangst, zu forschen — nach ihr . . ."

„Nach wem?" fragte der Wunde.

„Nun nach — dem Weibe. Keine Spur von ihr und Gutruat."

Da schüttelte er müde den Kopf und sprach: „Nein, Epponina. Nichts mehr von ihr! Kein Wort mehr — kein Gedanke. Du — du allein bist das Heil meiner Seele! Zu spät erkenn' ich es! Welche Liebe, welche Treue! Kannst du mir verzeihen? Wenn das die Früchte deines Glaubens sind, o so lehre auch mich, also glauben. Die Nichtigkeit der Welt und ihres Glanzes, die Hohlheit des Ehrgeizes, die Verächtlichkeit der Lust: — ich habe sie erkannt bis auf den Grund, bis auf die ekle Hefe. Nie kehre ich in jene falsche Welt zurück. Bleib' ich am Leben, — dir allein will ich leben, dir und deinem Gott, der die Seinen auf Erden schon zu Heiligen erklärt. Oh Eppo-

nina, kannst du mir vergeben?" Und er griff mit zitternder Hand nach ihrem Haupte.

Sie erwiderte nichts; sie beugte sich über ihn und drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirn. Zwei Thränen flossen langsam aus den sanften Augen: aber sie schmerzten nicht: es waren Thränen seliger Rührung. Stille ward's in der dunkelen Höhle: — Brust an Brust ruhten die Gatten.

XII.

Einstweilen hatte Civilis nicht nur das Land der Bataver und Kannenefaten von den letzten versprengten römischen Truppen gesäubert, er war weit nach Südwesten, die Maas aufwärts, in Gallien vorgedrungen, hier das Gleiche zu vollenden und zum Schutze der Heimat auch die nächst gelegenen Gebiete zu besetzen.

Er lag mit einem Teil seiner Streitkräfte im Lande der Aduátüker auf dem linken Ufer der Maas vor einem kleinen römischen Kastell, in welches ein paar Kohorten aus ihren Sommerlagern in dem flachen Lande sich geflüchtet hatten. Nach zäher Verteidigung wurden sie zur Ergebung gezwungen: die Bataver, in allen Künsten des Wasserbaues geschickt und altgeübt, hatten ihnen Fluß und Quellen abgegraben. Civilis hatte den tapfern Männern nach Abgabe der Waffen freien Abzug mit Gepäck und Habe nach Italien gewährt; am frühen Morgen waren sie nach Süden aufgebrochen, Worte des Dankes gegenüber Civilis auf den Lippen.

Dieser saß nun um Mittag in seinem Zelt, vertieft in eine erbeutete römische Straßenkarte Galliens, die auf dem

Tisch ausgebreitet lag. Er hatte Befehl gegeben, das Lager abzubrechen; er wollte nun noch weiter westlich ziehen, mit den Führern der Gallier die längst von diesen gesuchte Zusammenkunft zu halten und hier die künftigen Verhältnisse zwischen den Germanen des linken Rheinufers und dem Reiche Gallien, zumal auch die Absteckung der Grenze, festzustellen.

Er ward aus seinen Gedanken aufgestört durch seinen Knaben, der hastig den Zeltvorhang zurückschlug und hereinsprang; zugleich scholl verworrener Lärm, Geschrei, auch Waffengetöse in dem kleinen Lager.

„Vater, Vater!“ rief er erhitzt, „das ist schändlich! Das geht dir an Wort und Ehre! Das darfst du nicht leiden.“ — „Was ist geschehen? Ich ließ dich auf dein Bitten mit Welo reiten, die Römer zu geleiten. Weshalb bist du schon zurück? Wo ist Welo?“ Da eilte dieser in das Zelt: „Schlimme Nachricht bring' ich, Feldherr.“ — „Was bedeutet der Lärm im Lager? Ich höre viele römische Stimmen.“ — „Arges ist geschehen. Und ich konnt's nicht wehren. Ich geleitete, deinem Befehl gemäß, die abziehenden Römer eine Strecke weit aus dem Lager, zu sorgen, daß sie den Vertrag genau einhielten, keine Waffen mit führten. Sie haben ihn eingehalten. Aber nicht deine Leute.“ — „Wie?“ Was? Wer?“ brauste Civilis auf.

„Die Chauken!“ antwortete der Knabe.

„Auf der Straße nach Gemblours,“ ergänzte Welo, „stießen wir auf deren wilde Scharen, die du heranbefohlen, dir nach Tournay zu folgen. Kaum wurden sie der Römer ansichtig, die, ohne Waffen, aber mit Gepäck auf den Schultern und auf ihrem Wagen einherzogen, als sie über sie herfielen, sie beraubten und erschlugen.“ — „Und du, Welo? Du littest das?“ — „Ich warf mich ihnen entgegen, ich schrie: „Haltet Vertrag und Treue! Sie dürfen

frei abziehen. Civilis hat sein Wort gegeben! Hört ihr? Civilis!" — „Aber nicht wir!" brüllten sie entgegen. „Wir sind freie Chauken. Wir sind nur hier, schlagen und rauben zu helfen. Civilis hat uns nichts zu befehlen. Wir sind freie Männer, nicht römische Kriegsknechte, die vor ihrem Centurio zittern." Und sie fuhren fort, zu töten und zu plündern."

„Und du littest es?" wiederholte Civilis drohend.

„Vater, wir waren fünfzig gegen fünftausend. Welo erhielt einen Keulenschlag, er sank vom Roß."

„Auch deinen Knaben traf ein Steinwurf: — sieh, er blutet. Wir wichen mit den noch übrigen Römern — viele hundert sind ermordet! — ins Lager zurück. Die Chauken machten auf der blutigen Stätte Halt und freuten sich ihrer Beute."

„Nicht lange mehr sollen sie sich freuen!" rief Civilis. „Merovech, mein Pferd! — Ihr bleibt, alle bleibt ihr im Lager." — „Du allein willst . . .?" warnte Welo. — „Vater, was willst du thun?" — „Entlassen will ich sie, sofort. Sie nach Hause schicken, die meine und der Bataver Ehre schändeten. Strafen kann ich sie nicht, wie sie's verdienten, mit dem Tode: — das wäre der Bruderkrieg, zur Lust der Feinde. Aber fort müssen sie — sogleich!" — „Feldherr, es sind fünftausend. Wir werden sie schwer missen. Sie zählen zu deinen allergrimmigsten Scharen." — „Aber sie gehorchen nicht! So schaden sie mehr als sie nützen. Zudem — von Köln her sind viertausend Tenchterer im Anzug, erlesene Leute, also Ersatz für. . ."

Da eilte Brinno herein: „O Civilis! Was bist du meinem, unser aller Rate nicht gefolgt! Wir warnten so treu! Nun ist das Unglück geschehen! Nun hast du den Lohn für deine Güte!"

„Was hast du zu berichten?"

„Köln, die falsche Stadt der Ubier! Wie dringend forderten die Überrheiner: Tenchterer, Usipier, Tubanten, die solang und soviel zu leiden hatten von jener mächtigen Zwingburg römischer Gewalt, seit sie drohend übern Strom blickt, nachdem sie sich ihnen ergeben mußte, ihre Zerstörung, die Niederreißung ihrer Wälle, die Verstreuung ihrer Einwohner über ganz Gallien."

„Die Ubier sind Germanen!"

„Abtrünnige sind sie! Abgefallen und verrömert, römisch geworden bis ins falsche Herz hinein! Als sie dir die Versöhnung abbettelten, wie schwuren sie doch mit heiligen Eiden Treue der Sache der Freiheit! Und nun ..." — „Rede! Vollende!" — „Die viertausend Tenchterer —" — „Nun?" — „Sie sind von den Ubiern ermordet!" — „Unmöglich!" rief Civilis. — „Die verräterischen Bürger hatten die von dem weiten Weg Ermüdeten sämtlich zu einem großen Fest vor den Thoren geladen, sie alle versammelt in einem gewaltigen Cirkus von Holz, den die Römer für ihre Spiele gebaut. Reichliches Essen, noch schwereres Trinken versetzte die Wegmüden bald in Schlaf und Rausch. Da sperrten die Ubier die Thüren, zündeten die Holzringe auf allen Seiten an und verbrannten alle viertausend oder erschlugen, wer von den hohen Wänden herabsprang. Nur zehn Mann sind entkommen; ich traf sie eben vor dem Lager."

Civilis war bleich geworden, aber nicht vor Furcht. „Darf man denn nie vertrauen, ohne gestraft zu werden durch Verrat?" sprach er schmerzlich. Der Knabe suchte nach seiner Hand: — er verstand es, tiefste Bewegung in dem Antlitz des Vaters zu lesen.

Da ward abermals der Vorhang des Zeltes zurückgeschlagen. Sido stürmte herein, einen Mann in friesischer

Tracht mit hereinziehend. „Schwarze Kunde, Civilis, böse Nachricht! Rede, Sigiswalt!“

Der Bote neigte sich und sprach: „Mich sendet Ulemer, dein treuer Waffenbruder. Von Britannien her kam eine römische Flotte.“ Civilis nickte ungeduldig: „Ich habe sie ja längst erwartet. Sie trägt die XIV. Legion. Deshalb befahl ich doch, Nacht wie Tag Strandwachen auszustellen. Man kann an euren Watten gegen Widerstand nicht landen. Hat Ulemer . . .?“

„Er hat alles angeordnet, wie du befohlen. Aber in einer stürmischen Nacht haben die Kleinfriesen — gegen sein Gebot! — ihren Strand verlassen.“ — „Sie können nicht gehorchen!“ stöhnte Civilis. — „Weil bei solchem Seegang keine Gefahr drohe. Doch gerade in dieser Nacht sind die Römer auf flachen Booten gelandet, nahe dem Dorfe Dünvik.“ — „Da sind Labeo und die Brigantiker in Haft!“ rief Brinno. — „Die Römer haben sie befreit. Sofort führte Labeo ein paar Kohorten in das Land der Kannenefaten unter Mord und Brand.“

„Warte! ich komme!“ schrie Brinno. „Mein Roß! Mein Roß! All' meine Scharen brechen auf!“ Und er wollte hinausbrausen.

Aber eisern legte sich eine Hand auf seine Schulter: „Halt!“ sprach Civilis ernst, „denkst auch du nur an dich selbst? Du bleibst, Brinno, und erwartest meinen Beschluß. Bisher hab' ich dir nie befohlen. Jetzt — jetzt wird es Zeit, daß man Gehorsam lernt.“

Und der Riese blieb ruhig stehen und senkte beschämt den zottigen Kopf.

„Die Brigantiker aber sind mit andern Römern in deinen eigenen Gau, o Civilis, eingebrochen. Sie rufen deine Bataver zum Abfall auf: — und viele, viele . . .“ — „Ich kann mir's denken,“ schloß Civilis, traurig nickend.

„Die meisten folgen ihnen. Ich hatte immer Neider. Und unter fünf Parteien in einem Gau geht das nicht ab bei uns. Ich werde also . . .“

Er konnte nicht vollenden: Brinnobrand stürmte in das Zelt, er hielt einen verschlossenen Brief in der Hand: „Für dich, Wodan. Und jetzt, Retter und Rater, rett' und rat'! Ein gallischer Reiter, ein Bote des Classicus, jagte soeben in das Lager auf schaum- und blutbedecktem Gaul: er selbst ist wund: er konnte nur noch stammeln: „Für Civilis!“ dann sank er bewußtlos aus dem Sattel.“

Civilis nahm die Wachstafel und las: „Die Römer über uns! Von allen Seiten! Mit fünf Legionen. Dazu noch die vier, die zu uns übergetreten waren: sie sind abgefallen. Ich bin bei Worms geschlagen und bei Bingen, Tutor bei Bauconia, Valentinus bei Ricol: — er ist gefangen und hingerichtet — Sabinus bei Besançon; — er ist verschwunden! — Alles Land von Worms bis Neuß, von Mainz bis zur Mündung der Garonne ist verloren. Komm! Rette! Hilf! Ich werde schon wieder angegriffen. Mit Mühe halte ich mich noch an der Maas bei Epoissum. Die Vorhut der Römer führt der Legat Mummius Lupercus.“

Da fuhr Civilis zusammen, er zerdrückte das Täflein in der Faust.

„Hörst du? Hast du den Namen vergessen? Den Namen Mummius Lupercus?“ schrie Brinno. — „Vorwärts, Civilis! Führ' uns vorwärts, zur Rache!“ mahnten alle.

„Nein,“ sprach Civilis, „das wäre Wahnsinn! Soll ich den Feind in unserm Rücken lassen? Erst unser Volk: — alles andere dann! Wir brechen auf — sofort. — Zurück in unsere Gaue!“

„Wie? Zurück?“ grollte Brinno. „Du weichst vor den verhaßten Adlern?“

„Glaubst du, mir wird es leicht? Erst die Pflicht: — und dann die Leidenschaft! O werdet ihr's denn niemals lernen?"

XIII.

Der Erfolg schien den weisen und hochherzigen Beschluß des Civilis belohnen zu wollen: das Schlachtenglück, das seit des Cerialis Auftreten bisher ununterbrochen die Legionen begleitet hatte, wandte sich, sobald Civilis ihnen entgegentrat.

In die Heimat zurückgekehrt ließ er Brinno auf dessen heißen Wunsch der Kannenefaten Gaue befreien von Claudius Labeo, der seine römischen Kohorten durch Aufgebote der gallischen Nervier von der Sambre um Bavay und der Bätasier in Südbrabant verstärkt und nun Brinnos Heimat und die benachbarten Marsaker im Süden heimgesucht hatte. Der ungestüme Held warf sich mit Wut auf die Feinde und schlug sie rasch zum Lande hinaus. Aber damit nicht begnügt, zog er den durch die römische Flotte bedrängten Friesen zu Hilfe, griff vereint mit Ulemer das Geschwader der hochbordigen und tief gehenden Trieren, die sich in jenen Watten so unbehilflich wie der Wal in seichtem Landwasser bewegten, mit zahlreichen leichten Fischerkähnen an, nahm den größeren Teil, bohrte viele andere in den Grund und ließ nur wenige entkommen.

Einstweilen hatte Civilis die beiden Brigantiker aus seinem Heimatgaue vertrieben und weit bis nach Südosten an die Maas verfolgt. Hier retteten sie sich zu Claudius Labeo, der im Gebiet der Tungern die Brücke über die Maas besetzt hatte und im Vertrauen auf diese feste

Stellung hier Stand hielt. Aber Brinnobrand, der nicht von seinem Wodan gewichen war, schwamm in der Nacht an der Spitze eines Schwarmes von Batavern über den Strom und fiel den Feinden in den Rücken. Geschlagen flohen die drei Führer in die Wildnisse der Belgen, eifrig, aber vergeblich verfolgt von Civilis.

So der Feinde in seinem Rücken entledigt wandte sich Civilis aus der befreiten Heimat wieder mit Brinno und dem ganzen ihm noch verbliebenen Heere nach Südosten, den dringenden Hilferufen der Gallier folgend.

Inzwischen hatte Cerialis, nachdem sein Zug gegen das Heer des Sabinus durch dessen Niederlage bei Besançon überflüssig geworden und die Hauptstadt der Lingonen in seine Hand gefallen war, sich wieder nach Norden gewandt und bei Trier eine feste Stellung bezogen. Zu dieser Bewegung der Vorsicht drängten den sonst so stürmischen Angreifer die wiederholten Nachrichten, neue germanische Haufen seien vom rechten Rheinufer her im Anzuge zu Civilis. Diesen sollte der Weg verlegt werden; er hoffte, jene Verstärkungen abzufangen, und dann ebenso Bataver und Gallier vor deren Vereinigung zu vernichten. Um dieser zuvorzukommen, schickte er eine starke Abteilung über Köln hinaus stromabwärts bis Neuß. Er selbst blieb in Trier: — länger als seine Unterführer ratsam und des Ungestümen Art entsprechend fanden.

Diese staunten hier bald über gar manches Seltsame in seinem Thun und Lassen. Was den Seinen am meisten auffiel, war, daß er, der Rücksichtsloseste der Menschen, plötzlich Mitleid mit den armen Galliern beteuerte, und sich bereit erklärte, Vermittelungsvorschläge zu ihren Gunsten entgegenzunehmen.

Schon vor dem Abzug von Langres hatte er in denselben öffentlichen Anschlägen, die Sabinus ächteten, dem

Oberpriester Gutruat volle Verzeihung verheißen, ja ihn aufgefordert, über Verhütung weiterer Kämpfe mit den Römern in Verhandlung zu treten; „denn wer," so schloß der Erlaß, „ist zu solch edlem Werke näher berufen als der Oberpriester des höchsten Gottes der Gallier durch seine hohe Stellung, seine fromme Pflicht und die erhabene Weisheit seines Geistes?"

Das hatte gewirkt.

Gleich am ersten Tage, nachdem Cerialis in Trier wieder eingetroffen, erhielt er ein Schreiben Gutruats, der sich in volltönenden Worten erbot, die Vermittelung zwischen Rom und Gallien zu übernehmen, wenn ihm und seiner Gattin volle Sicherheit und Freiheit zugeschworen werde; alsdann werde er auch seinen in dem Briefe noch nicht mitgeteilten Aufenthalt angeben und den Feldherrn zu sich einladen. Da ward Cerialis plötzlich seelenvergnügt. Er beschwor vor dem Boten, der seinerseits das Schreiben ohne Kenntnis des Verstecks des Verfassers von anderen Sendlingen erhalten hatte, alles was der wollte bei allen Göttern Galliens und Roms und erfuhr bald darauf, daß Gutruat und dessen Gemahlin, nach vielen Fährlichkeiten ihrer Wege, ganz in der Nähe von Trier Zuflucht gefunden hatten in Obringadunum, einem noch von den Galliern behaupteten sehr festen Kastell, das, uneinnehmbar durch Sturm von steilem Sandsteinfelsen auf die Mosel herabschaute; es war — wohl wegen seiner sturmfreien Lage — zugleich ein uraltes keltisches Heiligtum des Teutates, des Kriegsgottes, dessen überlebensgroßes Standbild von Erz in dem Sacrarium der Burg errichtet stand.

Der erste Gedanke, der den raschen Krieger durchzuckte, war gewesen, sofort aufzubrechen, das Felsennest zu erobern, den aufgeblasenen Pfaffen über dessen Zinnen herabzuschleudern und die schöne Witwe zu trösten. Allein die

Landeskundigen versicherten, — und auf einem Erkundungsritt bestätigten ihm das die eigenen kriegserfahrenen Augen — daß der Sturm in der That unmöglich sei: die Aushungerung aber, versicherte man ihm, werde eine höchst langwierige Einschließung von Wochen, ja von Monaten erheischen, da gleich zu Anfang des Aufstandes Vorräte in außerordentlicher Menge in diese heilige Trutzfeste waren gebracht worden. Monate! Und er mußte in wenigen Wochen schon wieder als Sieger in Rom vor dem Imperator stehen.

Sein ungeduldiges Verlangen, die — kaum gewonnen — sofort Verlorene wiederzusehen, drängte ihn vielmehr, auf jeden Vorschlag einzugehen, der ihn so rasch als möglich in ihre Nähe brachte. Stand er nur erst, wenn auch durch Vertrag gebunden und in Gegenwart des Gemahls, ihr gegenüber, so würde List oder Gewalt schon weiter helfen.

So ließ er es sich denn nicht verdrießen, Tag für Tag mit kleinem Gefolg zu der eine starke Stunde Mosel aufwärts gelegenen Felsenburg zu reiten und vor deren Thor mit dem herzlich gering geschätzten Druiden zu verhandeln.

Vergebens hatte er in den ersten Tagen gehofft, Eintritt in die Burg zu finden, hier die Heißverlangte zu sehen, sich, wenn auch nur durch Blicke, mit ihr zu verständigen: er hätte sich — trotz der Warnung seines Gefolges — kühn in die Feste und so in die Gewalt des Priesters begeben, so heiß war sein Begehren, so ganz hatte die Leidenschaft für dies Weib alles andere in seiner Seele zurückgedrängt.

Allein Gutruat hielt ihn mit schärfstem Mißtrauen von der Burg ab: er berief sich dabei vorwurfsvoll auf den verräterischen Überfall von Langres; vergebens entschuldigte diesen der Römer damit, daß seine Legionare, nachdem sie

— durch Zufall — jenen Erdgang entdeckt, nicht mehr von dem Eindringen in die Stadt zurückzuhalten gewesen seien. Der Priester trat aus der Burg heraus nur unter starker Bedeckung von Gewaffneten, während Cerialis sein Gefolge weiter unten halten lassen mußte. So mußte sich denn der Ungeduldige bequemen, statt sich des schönen heißen Weibes zu freuen, draußen vor dem Burgthor auf einem Block von dem schönen, roten Sandstein des Felsens lange, nichtssagende Reden des Wichtigthuers von Gemahl anzuhören und obenein noch vorsichtig zu beantworten, auf daß die Fortführung einer Verhandlung möglich blieb, die er im Innern verlachte. Wie würde er jemals Gallien andere Bedingungen zugestehen als bedingungslose Unterwerfung! Aber noch mußte er seinen Zorn über den eingebildeten Schwätzer zurückdämmen!

Und die Hoffnung auf Erfolg seiner Absicht stieg, seit — am dritten Tage der Verhandlungen — die lockende Gestalt Claudias auf dem Wall sichtbar geworden. Also lebte sie, weilte wirklich in der Feste: — er hörte des Eiteln gespreizte Reden nicht umsonst! Am folgenden Tag erbat er die Vergünstigung, die Gemahlin des Gottähnlichen, von deren Schönheit er schon viel vernommen habe, kennen lernen zu dürfen.

Aber Gutruat sträubte sich; gar mißtrauisch sah er auf den stattlichen kraftstrotzenden Mann: er schlug es ab. Jedoch als am folgenden Mittag Cerialis — er hatte das Weib oben auf der Zinne, der Gutruat den Rücken wandte, stehen und einen Silberbecher zum Munde führen sehen — um einen Trunk Weines bat und Gutruat einen der Seinen an das Thor schickte — siehe, da trat aus demselben plötzlich Claudia mit der zierlichen Boadicea, ihrer vertrauten Sklavin, die Krug und Becher trug, heraus auf den schmalen Platz zwischen dem Thor und dem steilen

Felsenabstieg. Sie freue sich, sagte sie, jedem Wunsch ihres Gastes und Besiegers entgegenzukommen. Sie setzte sich zu den Männern auf die Bank von rotem Sandstein und trank aus Einem Becher mit ihnen. Argwöhnisch beobachtete Gutruat die beiden und so vortrefflich die Frau ihre Rolle durchführte, den nie gesehenen Fremdling artig, doch kühl zu behandeln, — die Leidenschaft des Mannes verriet sich gar bald durch flammende Blicke. Er konnte heute gar kein Ende der Verhandlung finden: — aber er gab verwirrte Antworten, machte Zugeständnisse, die er bisher stets verweigert: — dabei ließ er kein Auge von Claudia.

Unwirsch stand Gutruat auf; er müsse, bevor er abschließen könne, erst noch den Willen des Teutates befragen, dem in dieser Nacht ein großes Opfer zu bringen sei; er beschied seinen Gast auf morgen Mittag. Schon wollte dieser aufbrechen, als plötzlich Claudia rief: „Ei, wie schön, wie schön! Dort! Cerialis! Dort das Vogelnest in der Mauer!"

Beide Männer blickten in der Richtung: — beide wunderten sich über den lebhaften Ausruf: denn in der That war an dem verlassenen Spatzennest nichts irgend Auffälliges zu sehen. Aber Cerialis hatte verstanden, als Claudia bei seinem erstaunt fragenden Blick die starken Augenbrauen bedeutsam in die Höhe zog. Gutruat ward still: doch verabschiedete er den Römer mit seiner gewöhnlichen, feierlichen Herablassung.

Als mehrere Stunden später Claudia von ihrem Gatten die Erlaubnis erbat, — es war schon dunkler Abend — sich im Freien vor dem Thor zu ergehen, verstattete er das mit gnädigem Kopfnicken. Raschen Schrittes rauschte sie hinweg: — sie warf vor dem Thor einen sehnsüchtigen Blick den Felsensteig hinab: ach! da standen auf demselben die Wachen Gutruats.

XIV.

Bei Einbruch der Nacht ließ Cerialis seinen Lagerpräfekt, den Tribunen Sextilius Felix, kommen und übertrug ihm den Befehl über Heer, Lager und Stadt; er empfahl ihm insbesondere die Moselbrücke. Er selbst müsse die Nacht auswärts verbringen und verbitte sich jede Nachspürung. Der Tribun kannte die Neigungen seines Herrn, verneigte sich schweigend und ging.

Auch damals schon zeigte die schöne Moselstadt ein wunderbar liebliches Bild. Zwar der Schmuck, den heute die grünenden Rebgärten rings über die Hügel und Halden hin verbreiten, fehlte noch: dafür waren aber diese Höhen dicht bewaldet, zumal von Buchen bestanden, die den Sandstein ganz besonders lieben.

Es war eine milde warme Nacht des Frühherbstes: den Himmel überzog zwar leichtes Gewölk, aber der Mond trat doch gar oft aus diesem Schleier hervor, den lauer Südwestwind leise vor sich her schob. Dann sah man unten die Stadt, schweigend an den dunkelen, im Mondlicht glitzernden Strom geschmiegt, die Brücke über den Strom, die zahlreichen in diesem vor Anker liegenden Kriegsschiffe mit ihren dreieckigen lateinischen Segeln und die weißen Zelte der römischen Lager auf beiden Ufern der Mosel.

Aber der einsame Reiter achtete wenig der Schönheit des friedlichen Bildes, der unten ruhenden Landschaft, die offen ausgebreitet vor ihm lag, sobald er den dichten Buchenwald, der sich von der Niederung bis an die halbe Höhe der Berglehne hinauf zog, an dessen oberem Saum hinter sich gelassen hatte: ungeduldig nur geradeaus blickend, hastete er, das edle Roß spornend, den Steilpfand hinan.

Bald hatte er so in scharfem Ritt die Stelle gewonnen,

von wo ab nur ein Fußsteig noch den Fels aufwärts führte; er sprang ab, warf dem klugen Tier die Zügel über den Hals und kletterte leise den Felspfad hinauf, behutsam bei jeder Biegung desselben das Mondlicht meidend; denn er wußte wohl: auf der Mauer über dem Thor stand immer eine Wache.

Doch der Zufall oder die Nachlässigkeit der Feinde war ihm, wie so oft in diesem Kriege und im ganzen Leben, günstig: wie er besorgt hinauf spähte, sah er: — heute war der Posten nicht bezogen. „Nicht Zufall: — ihr Werk, ihre List!“ frohlockte er, zuversichtlicher hoffend, und sprang nun noch kühner und hurtiger bergan.

Bald war der halbrunde Platz der Verhandlungen vor dem Thor erreicht.

Alles leer, alles still.

Genau hatte er sich die Stelle der Mauer eingeprägt, wo das so bewunderte Nest lag: — es war nur etwa sechs Schuh hoch vom Boden: — er griff in die Mauerlücke; das Nest lag noch da, er fühlte hinein — es war leer; nun tastete er hastig darunter: Strohhalme, dünne Ästlein — aber nein, hier — das war etwas Breiteres. Er zog es hervor: ein Streifen Papyrus; mit heiß pochendem Herzen trat er in den vollen Guß des eben aus dem flutenden Gewölk tauchenden Mondes und versuchte, zu lesen.

Nicht leicht gelang es: aber endlich entzifferte er doch die wenigen Worte: „Wie bei Langres. Ein Erdgang aus der hohlen Weide am Beginn des Fußsteigs führt bis in das Gottesbild hinein. Um Mitternacht komm' ich dir entgegen.“

Mit großen Sprüngen — denn Mitternacht war nah — eilte er den Fußpfad wieder hinab. Bald stand er vor der hohlen Weide; nicht weit davon hielt sein Pferd; er schickte sich an, in die Höhlung zu schlüpfen; Helm, Panzer,

Schild hatte er, als zu schwer und zu verräterisch glänzend, ohnehin zu Hause gelassen: jetzt legte er auch den Mantel und die Schwertscheide ab, zog die Klinge und stützte sich mit der Linken auf den halb manneshohen Rand der Weide, sich hinaufzuschwingen und dann hinabzulassen.

Da kam ihm doch ein Zweifel.

Es war wieder ein Wagnis auf Tod und Leben. „Sollte es — diesmal — eine Falle sein? Aber nein! Es war dieselbe Handschrift. Und dann: wer wußte von seinem nächtlichen Besuch in Langres? Nur sie! Und Sabinus! Aber sicher nicht ihr Gemahl! Also vorwärts! Es galt dies glühende Weib! . ." Und er schwang sich auf den Stamm und tastete hinein.

Da horch! Fernes Getöse von der Stadt herauf, vom Flusse her!

Er hob das Haupt, er schaute hinab in das Thal: — da flammten Feuer auf: eins, zwei, schon waren es vier und sechs! — Aber wo? Auf dem Flusse selbst? — Wasser konnte aber doch nicht brennen! — Nein! Das waren Schiffe! Seine Schiffe! Feuer auf dem linken, nun auch schon auf dem rechten Ufer. Wo? Wo? In seinen beiden Lagern! Und zugleich erscholl nun immer lauter jenes Getöse.

Ohne Zweifel: das war der Lärm einer Schlacht!

Das war die römische Tuba: aber hastig, rasch, rasch hintereinander gellte sie, in flatterndem Ton: — das war das Zeichen zum Rückzug. Und immer lauter, die wie um Hilfe rufende Tuba überdröhnend, immer näher dringend ein anderer Schall: — das — — das waren die Hörner der Germanen!

„Die Barbaren sind da!" schrie er laut vor Wut und Weh, „in meinen Schiffen, in meinen Zelten, und ich —

stundenweit davon! — Um eines Weibes willen! O jetzt sterben!"

Im Augenblick war er von dem Baumstumpf herab; gleich darauf saß er im Sattel und jagte den steilen Felshang wie rasend hinunter, daß die Steine links und rechts in die Tiefe flogen. Es war ein halsbrechender Ritt. Aber er rettete ihn. Denn kaum hatte er den oberen Saum des dichten Buchenwaldes erreicht, als ihm aus dem Gebüsch sechs gallische Krieger entgegensprangen.

Den ersten ritt der starke spanische Hengst nieder. Ein zweiter rief: „das schickt dir Gutruat" und warf den wohlgezielten Speer nach ihm: er schlug die Spitze hart vor seiner Brust zur Seite und spaltete mit einem zweiten Hieb des Gegners Helm und Schädel.

Da wichen die vier andern scheu zur Seite und stürzten dabei rechts und links von dem schmalen Reitpfad die Hänge hinab: — der Weg war frei: und Cerialis sauste hügelabwärts wie von den Furien gehetzt.

XV.

Einstweilen nahm oben in der Burg das Opfer für Teutates seinen ruhigen Verlauf.

In dem Innenhof der Feste stand das Sacrarium: ein runder turmähnlicher, aber nur einstöckiger Bau aus Lehm, oben geöffnet, bloß durch darüber gespannte Tücher gegen Schnee, Regen oder Sonnenbrand zu decken: jedoch in dieser klaren Herbstnacht blieben jene Decken unbenutzt und der behelmte Kopf des riesigen, über zwölf Schuh langen Bronzebildes, das auf einem hohen Altar sich erhob,

ragte bis hart an den obersten Mauerrand. Es war ein grauenhaft Götzenbild!

Schönheit hatte der keltische Künstler verschollner Jahrhunderte gar nicht angestrebt: nur das Entsetzliche: und das war ihm gelungen.

Die ungeheueren Glieder, die in Tierfüße auslaufenden Beine, das lange kupferne Schwert in der Rechten, das stets von Blut benetzt sein mußte, das abgeschlagene Menschenhaupt aus Kupfer, verzerrt von den Schmerzen des Todes, das die Linke dem Beschauer entgegenreckte, waren schon grauenhaft; noch mehr aber das scheußliche Antlitz! Statt der Haare ringelten sich dicke Schlangen aus dem Helm um Wangen und Nacken: und das Siegeslachen des klaffenden weiten Mundes mit den blutrot angestrichenen spitzen Eisenzähnen war dem Bildner zu einem Grinsen satanischer Mordlust geraten.

In der Mischung der Bronze überwog das Kupfer so stark, daß die Farbe des Gottes nicht erzfarben, sondern kupferrot war. Und das war gewollt: denn nun leuchtete die Gestalt, wann sie, wie bei jedem Opfer geschah, von allen Seiten von Flammen umzüngelt ward, so grell, daß sie in fürchterlicher Lohe zu glühen schien.

Die rot und gelb mit Mennig und Ocker übertünchten Wände des Rundbaues zeigten sich zumal oben vielfach geschwärzt von dem Rauch, der seit Jahrhunderten hier zu Ehren des Götzen gedampft hatte, während die zum Opfer bestimmten unglücklichen Verbrecher, Gefangenen oder Sklaven ein grausiges Ende fanden.

Schon seit dem Einbruch der Dunkelheit waren Gutruat und seine untergebenen Druiden eifrig beschäftigt gewesen, das Fest vorzubereiten.

Von den Drachenfüßen bis zu den offen klaffenden Augen war der Götze von allen Seiten dicht mit getrocknetem

Reisig, von besonders heiligen Sträuchern und Bäumen gebrochen, und mit Stroh, Flachs und Werg umschichtet und umwunden: Weihrauch in Unmenge, aber auch das rasch aufflammende Bärlappenmehl, war darüber hingestreut.

Als es völlig dunkel geworden, erschien auf das eherne Zeichen eines wuchtigen Hammers, der dröhnend auf einen Opferkessel schlug, Gutruat in blutrotem, von Goldstickerei strotzendem Gewand in dem Eingang des Tempels: die heilige Mistel kränzte, frisch geschnitten, sein unbedecktes Haupt; in der Rechten trug er ein haarscharf geschliffenes, sichelähnlich gekrümmtes Opfermesser; hinter ihm in feierlichem Zuge, je drei, barfüßig, wie er, folgten einundzwanzig Druiden in ähnlicher, nur minder reicher Tracht. Manche trugen Fackeln, andere aber eherne Schlägel, Handpauken — „Tympana" — in den Händen; hinter ihnen drängten sich von der Besatzung der Burg so viele Krieger in den Tempel, als der Raum fassen konnte.

Nach feierlichem Umzug stellten sich die Priester, unter ehrfürchtigen Verneigungen, dem Bilde des Gottes gegenüber.

Es befremdete, daß Gutruat, bevor er die Feier begann, hinter das Standbild trat: er tastete durch das auch hier aufgeschichtete Reisig hindurch, sah scharf hinein, dann griff er mit der Hand an den breiten Rücken des Gottes und schob einen starken Querriegel, der die hier angebrachte thürähnliche Öffnung in diesem Rücken von außen sperrte, aber jetzt zurückgezogen gewesen war, sorgfältig zu.

Darauf wandte er sich zu einem der Druiden und fragte ihn leise: „hast du gethan, Ancalix, wie ich befohlen?"

„Gewiß, Herr: sobald die Sonne gesunken war, ging ich mit dem von dir erhaltnen Schlüssel in den Gott hinein und schloß die Eisenplatte, die unter seinen Füßen den Gang durch den Altar in die Tiefe deckt."

„Gieb mir den Schlüssel.“

„Hier, o Gebieter!“

„So! — Nun ist alles in Ordnung.“

Er trat nun vor die erste Reihe der Druiden und sprach: „Heute will ich — zur besonderen Feier des Opfers — den heiligen Brand selbst entzünden.“ Und er nahm einem der Priester die Pechfackel aus der Hand und berührte nur leicht die nächste Schicht des ungeheuren Reisighaufens: sofort stieg prasselnd die rote Flamme auf und entzündete die um die Glieder des Gottes geflochtenen Brennstoffe: Werg, Flachs und Stroh. Zugleich stiegen Qualm, Dampf und Weihrauchdunst von allen Seiten in die Höhe.

Jetzt rührten die Druiden ihre rasselnden und dröhnenden Werkzeuge: — das gab in dem rings wiederhallenden Raum einen ohrenzerreißenden Lärm. Auf einen Wink Gutruats verstummten sie plötzlich: er wollte nun sprechen.

Aber Ancalix, der dem Götzen zunächst stand, flüsterte ihm zu, erschauernd und bleich: „Vergieb, o Herr! Ein Wunder! Mir ist, aus dem Gotte heraus hör' ich wimmern und ächzen.“ — „Jawohl,“ bestätigte ein zweiter, ein sehr alter Mann. „Wie uns aus den Tagen der Väter geschildert wird, bevor noch die römischen Zwingherrn das heiligste aller Opfer — den Menschenbrand! — verboten hatten. Horch! Man hört von innen an die Thüre im Rücken des Bildes schlagen. Der Gott mahnt uns der alten Zeiten: — wir sollen sie erneuen.“ Und Grauen ergriff alle, Priester und Laien.

Aber Gutruat winkte, noch einmal dröhnten die Erzkessel und die Pauken, rasselten die Schellen an Cymbel und Tamburin.

„Lauter, lauter!“ gebot der Priester.

Man hörte immer noch ächzen da drinnen.

Da steigerte sich der Lärm aufs höchste: die Priester, von heiligem Wahnsinn ergriffen, schlugen wie rasend auf die Tongeräte: sie wollten das Schaudern betäuben, mit welchem das Wunder des Gottes sie durchzitterte: ihr Haar sträubte sich, die Augen starrten weit offen auf den Götzen, dessen kupferrote Glieder jetzt schon wie flüssig Feuer glühten. Die Hitze, der Weihrauchdunst, der rasselnde Lärm nahmen die Besinnung, erstickten den Gedanken

Schwarzer, gelber und weißlicher Rauch umgab nun das ganze Rund, die Gestalten der Menschen wie in Nebelschleier hüllend, durch welche nur die Pechfackeln, dunkelrot, ohne Strahlenglanz, glühten wie die Augen von Ungeheuern.

Über all' dem Qualm und Dampf ragte hinaus das scheußliche, jetzt brandrote Gesicht des Götzen, das, von den zuckenden Flammen wechselnd beleuchtet, frohlockend zu grinsen schien.

Als die rasenden Druiden endlich vor Erschöpfung inne hielten in ihrem Toben, — der Schweiß troff ihnen von der Stirn — lauschte Gutruat, das Ohr dem Götzenbilde nähernd: da war alles still — kein Ächzen mehr.

Nun richtete er sich hoch auf und hob an: „Ja, der Altpriester sprach wahr. Der Gott wollte das größte Opfer erneut wissen und ich, — ich habe es erneut. Ein Frevel sondergleichen war geschehen. Ich habe ihn ausgetilgt aus dem Volk der Galen. Ein Weib hat sich vom gottähnlichen Gemahl zum Feind des Vaterlandes hinab verloren, hat Stadt und Tempel des Grannus zu Andematunum an ihn verraten, wollte ihm auch dieses Heiligtum erschließen. Mir hat der Gott ihre Frevel aufgedeckt. Ich ließ sie den Brief, der ihren Buhlen lud, ungestört hinterlegen, ich las ihn, ich legte ihn wohlweislich wieder an seinen Ort: den Römer hat in dieser Stunde die Rache

schon erreicht. Das Weib aber —! Sprecht, Druiden, was hat solch Weib verschuldet?"

„Den Tod! Den Feuertod!" schrien alle tobend durcheinander.

„Wohlan, euer Urteil hat der Gott bereits vollstreckt: es war mein Weib. Dort im Leib des Teutates liegt es — verbrannt."

XVI.

Als Cerialis in rasendem Ritt die Stadt erreicht hatte — fast eine volle Stunde brauchte er trotz aller Anspornung des edeln Tieres, — da schienen Fluß und Schiffe, beide Lager und die Brücke, Stadt und Schlacht und Heer, alles schien verloren.

Civilis hatte sich mit den Galliern vereinigt unterhalb Neuß, die hier aufgestellte römische Abteilung umgangen und vom Rücken her in der Nacht überfallen. Er ließ die Stricke der Zelte an den Pflöcken abschneiden: sie stürzten über den Schlafenden zusammen und begruben sie. Ausnahmslos wurden die Überraschten erschlagen oder gefangen, so daß auch nicht Ein Mann flußaufwärts entrinnen und die Hauptmacht warnen konnte.

In Eilmärschen war er dann mit den Galliern über Düren, Markmagen, Neumagen auf das linke, das westliche Moselufer und auf Trier gezogen mit der Hoffnung, den ihm als ebenso unvorsichtig wie tapfer bekannten Gegner zu überraschen.

Die Stellung der Römer — gallische Überläufer aus Trier hatten das genau gemeldet — war von dem kundigen Führer ausgezeichnet gewählt. Den Hauptstützpunkt

bildete selbstverständlich die Stadt auf dem rechten Moselufer, damals zwar noch lange nicht die gewaltige Feste, zu welcher sie durch römische Kunst später — im IV. Jahrhundert — erhoben ward, aber doch auch damals schon geschirmt durch Graben und Steinmauer: anders als die sonst meist nur aus Lehm hergestellten Wälle der westgallischen Städte: die Fülle des prächtigen Sandsteins drängte sich hier von selbst auf.

Vor der stark besetzten inneren Stadt hatte Cerialis zwei Lager geschlagen: auf dem rechten Flußufer ein größeres in der offenen Vorstadt, an der östlichen Mündung der hölzernen, aber fahrbreiten Moselbrücke, ein kleineres an deren westlichem Eingang auf dem linken Ufer; die so von beiden Seiten gehütete Brücke war auch vom Flusse selbst von den römischen Schiffen aus zu verteidigen, welche hier oberhalb und unterhalb der Brücke, wohl bemannt, lagerten. Durch das kleine westliche Lager hindurch zog auf dem linken Moselufer, diesem gleichlaufend, die schöne Legionenstraße, die von Trier dem Rheine zu nach Koblenz führte.

Dieser vortrefflichen, reich gegliederten Stellung mit ihren mehrfachen hintereinander liegenden Verteidigungslinien gegenüber einen Angriffsplan zu entwerfen, hatte Civilis nun die schwere Aufgabe.

Der Oberbefehl über die vereinigten Streitkräfte war ihm von Classicus zwar ungern, aber auf Andringen Tutors schließlich doch, freilich nur für diesen Angriff, eingeräumt worden.

Er hatte seine Kräfte in drei Heersäulen gegliedert. In die Mitte nahm er die durch ihre bisherigen Niederlagen entmutigten Gallier: ihnen war der bequemste Weg zum Angriff: die breite Legionenstraße, zugeteilt. Auf der linken Flanke sollten die Friesen und die Brukterer unter Ilemer und Welo, verstärkt durch die andern Überrheiner

unter Sido, zwischen der Legionenstraße und dem Fluß heranrückend, sich auf die in demselben ankernden Schiffe werfen, während Civilis sich selbst mit seinen Batavern und den Kannenefaten unter Brinno die schwierigste Aufgabe gestellt hatte, das kleine Lager, die Brücke und das große Lager zu erobern: in der Vorstadt sollten die drei Abteilungen zusammentreffen und dann mit vereinten Kräften den letzten Stützpunkt der Feinde, die Stadt selbst, stürmen.

Der Plan gelang über alles Erwarten hinaus. Denn der Feldherr, der auch nach Überrumpelung der vorgeschobenen Stellungen die Seinen hätte zum Stehen bringen können, der bisher immer siegreiche Führer, — er fehlte im entscheidenden Augenblick.

Kurz vor Mitternacht erhielt Civilis, der seinen Anmarsch über die Höhen von Nordost gen Südwest, wohl gedeckt durch Nacht und Waldesdunkel, in aller Stille vollzogen hatte, durch Brinnobrand die Nachricht, daß die Gallier und daß auch der linke Flügel heran seien: auch dieser Anmarsch war bisher noch nicht vermerkt worden. Nun gab Civilis durch das verabredete Zeichen: — eine auf dem Wipfel einer hohen Tanne aufgesteckte Fackel — den Befehl zum allgemeinen Angriff.

Aufgelöst in Schwärme, wie es das von der Höhenkrone bis zu dem Flußbett hinab vieldurchschnittene Gelände erheischte, hatte Civilis die Seinen die Hänge herabgeführt in tiefster Stille, bis sie — von Nordosten her — nahezu die Straße erreicht hatten. Hier von Reiterwachen der Römer bemerkt und angerufen, antworteten sie mit brausender Erhebung ihres Schlachtrufs: „Bátavo! Bátavo!“ und stürmten über den Graben westlich der Straße auf deren Hochfläche. Allen voran schwang Brinno die wuchtige Steinaxt, die wie Donars Hammer durch

stolzgeschweiften Römerhelm, durch Schild und Panzer schlug.

Aufgeschreckt durch den Kampflärm und die fliehenden Vorposten trat die Besatzung des ersten Lagers — es war die XXI. Legion — unter die Waffen und vor den Thoren ihres Lagerwalles den Angreifern im Westen entgegen. Alsbald ward sie aber genötigt, auch gegen Norden die Stirn zu bieten: die Gallier hatten auf der Straße selbst das Lager erreicht und griffen mit hitzigem Anlauf tapfer an: Classicus und Tutor brannten, ihre Niederlagen wett zu machen. Da nun aber aus dem zweiten Lager über die Brücke eine zweite Legion — die VI., spanische — im Laufschritt herbeieilte, kam das Gefecht zum Stehen.

Jedoch nicht auf lang.

Denn jetzt war auch der linke Flügel, der den weitesten Weg zurückzulegen gehabt, eingetroffen: Friesen und Brukterer sprangen ohne Besinnen in den Fluß und enterten, Beil in Hand, die römischen Schiffe, während Sido das erste Lager vom Rücken — von Osten — her angriff.

Bald flammte die Lohe auf mehreren der genommenen Schiffe empor und schon drangen gleichzeitig von drei Seiten Civilis, Tutor und Ulemer in das erste Lager.

Aber der Tribun Sextilius Felix war ein unerschrockener Mann: kaltblütig ordnete er den Rückzug auf die Brücke an: in guter Ordnung ward das ausgeführt: sowie er deren Westmündung glücklich erreicht hatte, ließ er sie, dicht gedrängt, Speer an Speer, besetzen.

„Haltet, sabinische Landsleute!“ rief er den Seinen zu. „Auf dieser Brücke liegt unser Ruhm und unser Leben. Laßt die Barbaren nicht darauf. Schon gleich muß Cerialis da sein mit zwei Legionen. Ich bleibe bei euch auf dieser Brücke, lebend oder tot.“ So sprechend ergriff

er einen Speer und trat in die erste Reihe der Kämpfer auf der Brücke.

Das wirkte. Seine Leute, Römer aus der Sabina, standen wie die Mauern: die starre Reihe vorgestreckter Speere schien undurchdringbar.

Da war Brinno heran, hinter ihm Brinnobrand. „Was stockt ihr, Männer? Die Lanzen? Ei, was nicht wagrecht geht, muß senkrecht gehn. Von oben kommt Donar und sein Hammer. Gieb mir die Hand, Brüderlein, und spring!“ Und die beiden riesenhaften Brüder sprangen in hohem Satz über die brusthoch gefällten Speere der vordersten Kohorte von oben auf die Schäfte: vier, fünf waren damit niedergedrückt, darunter der des Tribuns: im selben Augenblick schlug ihn Brinnos Hammer nieder und in die Lücke drangen im Keil mit lautem Siegesruf die Bataver den Kannenefaten nach.

Die Brücke war genommen. In wildem Drängen und Ringen Mann an Mann wurden die Römer zu deren Ostende hinaus und auf das zweite Lager zurückgeworfen.

Nachdem Feind und Freund vorübergebraust, erhob sich ein verwundeter Centurio, der neben dem sterbenden Tribun niedergestreckt lag: „ich kann stehen,“ sprach er, „ich kann vielleicht gehen, ich trage dich, Tribun.“

„Nein,“ sprach der, „kannst du entrinnen, suche Cerialis. O wo zögert er? Sag' ihm, ich habe die Brücke . . . nicht . . verlassen.“

Und der Tapfre sank zurück auf seinen runden Erzschild, reckte sich und starb.

XVII.

Auf dem Wall des zweiten Lagers trat den Verfolgern, nachdem die Weichenden glücklich durch die rettenden Thore gelangt waren, eine dritte frische Legion — es war die X. — entgegen. In dichten Massen schlugen die schweren balkengleichen Pila der Legionare von oben auf die Köpfe der Angreifer: diese erlitten starke Verluste, die Wälle erwiesen sich unerkletterbar, Sturmleitern waren nicht zur Hand: der Angriff stockte.

Civilis traf jetzt in der vordersten Reihe ein, er übersah die Lage: „Nicht über den Wall! Durch das Thor," rief er. „Die Beile voran!" Er selbst ergriff die Streitaxt eines gefallenen Batavers und spaltete einen Eichenbalken des Thores. Dutzende um ihn her folgten seinem Beispiel: Bald stürzte der eine Flügel krachend nach innen.

Aber sofort trat eine Reihe römischer Hastati mit gefällten Speeren in die Lücke, in der Mitte der tapfere Legionslegat selbst in reichem Waffenschmuck: eine zweite Reihe Römer schleuderte die Wurfspeere, eine dritte — belearische Schleuderer — entsendete einen Hagel von Bleigeschossen.

Civilis befahl nun den Seinen, den „Eberrüssel" zu bilden, das heißt im Dreieck sich aufzustellen: er trat, das lange Hiebschwert hebend, ganz an die vordere Spitze des Keils. Da erkannte ihn der Legionar, der dicht hinter dem Legaten stand: „Zielt auf den Führer mit dem Adlerhelm," rief er, „das ist Civilis selbst." — „Wer?" fragte der Legat und erblaßte. „Claudius Civilis!" antwortete der Soldat und wollte werfen: aber er konnte nicht, vor Staunen: denn der Legat, dessen viel erprobter Mut allen bekannt war, wankte, die Knie versagten ihm: — er drohte

zu sinken: — starr blickte er gerade vor sich hin wie auf sein Verhängnis. „Lupercus! Mummius Lupercus!“ schrie Civilis, ihn erkennend, und sprang auf ihn los.

Aber der Legat — floh.

Bleiches Entsetzen hatte ihn ergriffen: er drehte sich auf der Ferse und drängte mit beiden Händen die hinter ihm stehenden Legionare auseinander. Schon war er in der dritten Reihe, der der Schleuderer.

„Der Legat flieht! Der Legat flieht! Flieht! Rettet euch!“ scholl es nun in dem ersten, zweiten, dritten Glied.

Die Leute, von ihrem Führer verlassen, glaubten alles verloren: sie folgten seinem Beispiel, wandten dem Feind den Rücken und flohen in das Lager zurück: siegjauchzend stürmten die Germanen nach.

Lupercus hatte weiten Vorsprung: — aber Civilis verlor ihn nicht aus dem Auge. Schon hatte er den dritten Römer niedergeschlagen und so das dritte Glied der Fliehenden, der Balearier, durchbrochen: da suchte der Legat nach rechts in eine dunkle enge Zeltgasse zu entkommen. Jedoch der Verfolger bemerkte es scharf: nun war er in drei Sprüngen heran. „Steh, Bube, wende und wehre dich!“ schrie er ihm zu.

Und der tapfere Heerführer, der gar oft dem Tode getrotzt, wollte stehen, wollte um sein Leben kämpfen: — aber er konnte nicht! Es gellte ihm ins Ohr der Todesschrei des schönen Knaben, wie der tief unten auf dem Boden aufschlug: — er sah den furchtbaren Blick des Vaters, wie er seinen Namen gerufen — und der Wille versagte ihm: er konnte nicht in dieses Antlitz schauen. Er machte, weiter fliehend, noch einen Sprung, — den letzten.

Civilis, nun dicht hinter ihm, schlug ihm mit einem furchtbaren Hieb dicht unter dem Helmsturz den Kopf glatt

vom Rumpf, daß Helm und Haupt, durch das geschuppte Sturmband unter dem Kinn zusammengehalten, miteinander zur Erde rollten.

Civilis bückte sich, packte mit der Linken den Helm am hohen Kamm und sah dem verhaßten Feind in die brechenden Augen. Einmal atmete der Sieger nun aus tiefer Brust: dann wandte er sich, sein blutiges Beutestück hoch emporhaltend, auf die Hauptstraße des Lagers zurück, wo ein paar Centurionen wieder ein Häuflein zum Stehen gebracht hatten.

Hier war der Kampfplatz hell beleuchtet durch gar manches Zelt, in das die Eindringenden die Fackel geworfen: so erkannten denn die frisch gescharten Römer deutlich, was ihnen Civilis mit der Linken hoch entgegenhielt wie ein Gorgonenhaupt: „Seht hier, euern Feldherrn!“ schrie er. „Ich sandte ihn zum Hades, — euch voraus!“

Und er schleuderte das blutende Haupt vor ihre Füße. Entsetzt, schreiend, stoben sie auseinander.

Jede Verteidigung auch des zweiten Lagers hörte auf: entschart strömte die Besatzung aus dessen östlichen Thoren zurück auf die Stadt zu. In brausendem Siegesjubel ergossen sich nun Germanen und Gallier durch alle Gassen der Zelte. Sie zeigten Lust, hier zu verweilen.

Auch Brinno machte Halt einen Augenblick, „sich zu verschnaufen,“ wie er sagte. Er lehnte auf seinem hohen Schild von Büffelleder. Einer der Seinen hatte ihm aus dem nahen Marketenderzelt einen großen Becher Weines gebracht.

Civilis sprang hinzu, riß ihm das Gefäß aus der Hand und schleuderte es in das nächste brennende Zelt. „Bei Wodan,“ rief er, „jetzt ist nicht Zeit, zu rasten und zu zechen. Nach! Sofort den Fliehenden nach! Mit ihnen

zugleich müssen wir in die Thore der Stadt dringen. Oder sie hält uns lang, sehr lang auf. Halber Sieg ist kein Sieg. Du folgst mir sofort mit all' den Deinen, desgleichen du, Ulemer, mit den Friesen. Die Gallier sind schon jenseit des Lagers. Sollen sie uns zuvorkommen? Du, Sido, hälst die andern hier im Lager geschlossen beisammen — als Rückhalt! Wir brauchen ihn vielleicht. Denn noch hab' ich von Cerialis nichts gesehn und nichts von des Feindes Reiterei. Stehen unsere tubantischen Reiter rechts vom Lager, wohin ich sie befahl, Sido?"

„Jawohl, alle vierthalbtausend! Ich sah sie den Fluß durchschwimmen, eilte hin und stellte sie selbst auf, wo du gebotst."

„Katwald, dort irrt ein reiterloses Pferd. Bring' es mir! Rasch! So! Nun folgt mir!"

Und nun führte Civilis hoch zu Roß die Seinen, die Fliehenden verfolgend, aus dem Lager gegen die Westseite der Stadt. Hier, auf der Ebene vor dem Wall war es ziemlich dunkel: der Ostwind trieb die Flammen des brennenden Lagers gegen den Fluß hin und auf den Wällen der Stadt brannten nur wenige Pechkessel.

XVIII.

In diesem Augenblick erreichte Cerialis das entgegengesetzte, das Ostthor der Stadt; sein edles Tier brach hier, sowie es halten mußte, zusammen — tot. Dem Reiter gelang es, im selben Augenblick abzuspringen; so blieb er unverletzt. Er donnerte mit dem Schwertgriff an das

Thor: „Auf! Auf das Thor! Ich bin's, Cerialis. Ich komme."

Aber mißtrauisch, ängstlich blickten die wenigen hier aufgestellten Mauerwachen von der Zinne: in dem fast nackten Mann, ohne Helm, Panzer, Schild und Feldherrnmantel wollten sie nicht sofort ihren gewaltigen Führer erkennen: — sie argwöhnten eine List der Feinde; sie zögerten.

Da schrie er in Verzweiflung hinauf: „So leuchtet doch hierher! Ich bin ja ganz allein, ihr Memmen! Erkennt mich! Öffnet! oder ich laß' euch kreuzigen!"

Die Krieger erkannten ihn nun — an der Stimme, am Zorn. Sie fürchteten ihn mehr als die Barbaren. Sie zogen die Thorkette zurück: er sprang herein. „Ein Pferd! Sogleich ein Pferd!" befahl er, an ihnen vorbei in die Stadt hineinrennend. „Hier bin ich, Cerialis und der Sieg!"

Er erreichte noch zu Fuß den Marktplatz: hier stand die ganze Legionsreiterei, aufgesessen, in acht Gliedern. Der Führer des ersten Geschwaders erkannte ihn: „O Cerialis!" rief er, „Du kommst zu spät! Schiffe, Brücke, beide Lager sind verloren."

„Das weißt du, Hund," donnerte Cerialis, und hälst mit allen deinen Gäulen hier? warte, ich will dich Pflicht des Reiters lehren!"

Und er stach ihn vom Gaul, daß er aus den Bügeln stürzte, und schwang sich auf das scheuende Pferd. „Vorwärts!" gebot er. „Mir nach! Zum Sieg!"

Und er jagte davon auf das Westthor zu: — willig folgten ihm die ehern rasselnden Geschwader.

Nun angelangt an dem Westthor, fand er auf dem Wall und hinter demselben zwei Legionen aufgestellt: — es waren die abgefallenen und reuig zurückgekehrten,

die I. unten auf dem Platz und die IV. oben auf der Mauer.

„O Feldherr,“ rief ihn der Legat der I. Legion an, „alles ist verloren!“

„Nichts ist verloren. Denn ich bin da!“

„Wir haben die Thore unsern Flüchtigen nicht geöffnet. — Hörst du, wie sie draußen jammern und schreien? — Aber die Feinde wären mit eingedrungen.“

„Recht habt ihr gethan — bis jetzt: — aber nun: — auf mit dem Thor! Ihr Reiter, mir nach! Dann die I. Legion.“

„Bei allen Göttern!“ flehte der Legat. „Thu's nicht! Thu's nicht! Sie sind tief entmutigt. Meine Manipel wanken. Sie stieben vor Civilis auseinander! Sie folgen dir gar nicht!“

„Das wollen wir sehen! — Römer der ersten Legion! Wollt ihr mich verraten, mein Blut auf euer Haupt nehmen, wie des Hordeonius und des Vocula? Oder wollt ihr heute gut machen, was ihr gefehlt? — So folgt mir! Sonst speit euch Rom auf immer von sich aus! Auf mit dem Thor und nieder die Barbaren!“

Und siehe da: — alle folgten ihm, Reiter und Legionare. Der erste Stoß traf die Gallier: — ihre vordersten Reihen, im Halbdunkel völlig überrascht von dem unerwarteten Anprall von Reiterei, wurden über den Haufen geritten: die nächsten wankten.

„Haltet!“ schrie Tutor. „Wollt ihr die Schlacht wieder verlieren, welche die Germanen gewonnen? Steht! Oder ihr könnt nie wieder euren Frauen in die Augen schau'n.“

Und die Gallier standen: der Ruf an die Ehre hatte gewirkt: — sie boten dem Feind die Stirn.

Aber schon brachen da auch in ihre beiden offenen

Flanken die römischen Panzergeschwader: sie wichen aufs neue, anfangs noch langsam.

„Bleibt! Bleibt! Verlaßt die Fahne nicht!" rief Classicus, dem fliehenden Bannerträger die bunte Standarte mit dem Flittergold aus der Hand reißend und hoch im Mondlicht schwingend.

Und sie standen nochmal. Aber sofort fiel das glänzende Zeichen: Cerialis hatte es erreicht und mit sausendem Schwert den Schaft durchhauen. Da war kein Halten mehr. Sie wandten sich zu wilder Flucht, sie rissen die Führer mit sich fort, sie rannten auch die ersten Reihen der nun anrückenden Bataver über den Haufen.

Schon hieben die römischen Reiter auf diese wie auf die Gallier ein. Brinno, der durchaus nicht von der Stelle wollte, erhielt in die Schulter einen Schwerthieb von Cerialis selbst: da trugen ihn Katwald und die Seinen zurück.

„Ach schändlich," hatte er geflucht. „Bluten — zurückmüssen — und wieder ohne einen Adler!"

Civilis sah den argen Rückschlag.

„Unsere Reiter! Die Reiter herbei! Wo sind die Tubanten? Hole sie, Brinnobrand!"

Aber bevor dieser hinwegeilen konnte, sprengte deren Führer herbei: „O Civilis, es ist nicht meine Schuld. Sie sind fort!" — „Wohin?" — „Ins Lager! Sie hörten das Jauchzen und Johlen der Plünderer —" — „Wer plündert dort?" fragte Civilis, bleich vor Zorn. „Nun — die Überrheiner. Alle! Sie trinken und schmausen und rauben. Das konnten meine Leute nicht mit ansehen. Sie trinken mit."

Civilis blickte stumm auf das Lager zurück: lärmendes Geschrei, Trinklieder, das Brüllen von Berauschten drang ihm entgegen.

„Alle? Alle? fragte Civilis tonlos. „Wo ist Sido?"

„Hier," antwortete dieser, hinter ihm auftauchend, mit matter Stimme, „hier bring ich dir meine Markomannen. Ich wollte die andern, da sie nicht hörten, zur Ordnung zurückbringen, mit Gewalt sie abhalten: aber wir waren zu schwach gegen die vielen Tausende."

„Du blutest," bemerkte Brinnobrand.

„Nur wenig: — sie rannten mich nieder, als ich unter sie sprang. Tubanten, Usipier, Tenchterer — alles außer Rand und Band! Sie raufen unter einander um die Weinfässer. Nur die Meinen gehorchten."

„Die wackeren Markomannen!" rief Civilis. — „Wie viele?"

„Dreihundert."

„Das sind zu wenige," antwortete Civilis traurig. „Die Schlacht ist verloren."

„Ja," lachte Brinnobrand bitter, „Wodans Geist hat sie gewonnen und Riesen-Dummheit hat sie verloren. Komm, Wodan, wende! Es werden der Feinde um dich zu viel."

Und er riß des Civilis Pferd herum, und zog es, voran springend, am Zügel mit sich fort.

In dem brennenden, von betrunkenen und sich balgenden Germanen gefüllten Lager war kein Halten: die ledigen Rosse der Tubanten rannten von selbst in die Flammen. Durch die eigenen, sinnlos berauschten, tobenden Waffengenossen mußten sich die weichenden Bataver, Kannenefaten, Friesen, Brukterer und Markomannen mit dem Schwerte blutige Bahn brechen; da die Gallier das Gleiche thaten, kam es zu einer förmlichen Schlacht in den Lagergassen zwischen ihnen und den Plünderern und Säufern, bis Cerialis an der Spitze seiner Reiter erschien und in beide Parteien einhieb: da war alles aus!

Unter ungeheurem Blutvergießen wurden die betrunkenen

Germanen und die von ihnen aufgehaltenen Gallier aus dem Lager hinaus in den Fluß geworfen, wo ihrer viele Tausende ertranken.

Civilis hatte Befehl gegeben, die Brücke um jeden Preis zu halten. Er selbst und Ulemer, in der vordersten Reihe kämpfend, — den schon umzingelten und nochmal verwundeten Sido hatte Brinnobrand herausgehauen und auf seinen Schultern bis auf die Ostseite der Brücke getragen, — wiesen den ersten Angriff der verfolgenden Reiter zurück.

Ein zweiter folgte. Cerialis, der den Seinen dabei voransprengte, hatte sich zwar eine kleine Tartsche — den runden Reiterschild — aufdringen lassen: — aber er trug noch immer weder Helm noch Panzer: — das ersah Ulemer: er zog sein spitzes Friesenmesser und warf's und traf ihn in die rechte Schulter: er wankte im Sattel. Das Schwert entfiel seiner Faust. Seine Reiter jagten mit ihm zurück und erneuten den Anritt nicht mehr.

Civilis warf prüfend das Auge über die ihm noch verbliebenen Streitkräfte: er erwog, ob nicht ein neuer Versuch doch noch . . .

Da sprengte Classicus von Osten auf die Brücke zurück. Finster sprach er: „da siehst du nun, Bataver, die Folge davon, daß ich dir den Alleinbefehl überließ. Nicht die Römer, deine viehisch besoffenen Barbaren haben meine Gallier hingeschlachtet. Ich künde dir den Gehorsam: wir ziehen ab."

Eine zornige Antwort drängte sich auf des Gescholtenen Lippe: — aber da sprengte Tutor heran: „Hör' ihn nicht, Civilis! Nicht er spricht, — die Eitelkeit. Sie macht so toll wie Wein. — Wir müssen zurück! Auch du: — denn soeben melden flüchtige Gallier aus Divodurum zwei, drei neue Legionen sind im Anzug: — morgen sind sie hier."

„Zurück denn!“ befahl Civilis seufzend. „Wo keine Zucht, da ist kein Sieg.“

Der Rückzug der Germanen und Gallier ward von Trier aus nicht verfolgt. Dazu fehlte es den empfindlich geschwächten Römern an frischen Kräften: und ihr ungestümer Feldherr war durch Wundfieber niedergeworfen und gelähmt.

Gleich am frühesten Morgen nach der Schlacht schickte er, da er selbst sich nicht vom Lager erheben konnte, eine Schar gegen Obringadunum mit der Weisung, durch den Erdgang einzudringen, alle Männer niederzumachen und alle Frauen ihm gefangen zuzuführen.

Allein sehr bald kehrte die Streifschar zurück mit der Meldung, die Felsenburg sei leer und von der abziehenden Besatzung selbst durch Feuer zerstört: offenbar hatten die Gallier da oben, nachdem sie von ihrer hohen Warte aus die Niederlage der Verbündeten wahrgenommen, die Flucht ergriffen, vorher aber das Heiligtum zerstört, es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Die Römer brachten nur eine Gefangene ein, ein Mädchen, das, im Buchenwalde versteckt, von selbst auf sie zugelaufen war und gebeten hatte, zu Cerialis geführt zu werden.

Boadicea war's, die Sklavin. Sie berichtete ihm mit Schaudern ihrer Herrin fürchterliches Ende. Diese habe ihr vertraut, sie werde in die Bildsäule des Gottes schlüpfen und durch die Fallthüre zu dessen Füßen und den Erdgang darunter das Freie gewinnen. Offenbar habe Gutruat den für Cerialis bestimmten Zettel gelesen, die Frau ungestört in die Bildsäule eintreten, aber vorher die Fallthüre verschließen lassen und dann die Öffnung in dem Rücken des Gottes verriegelt, so daß die Gefangene

weder nach unten entfliehen noch nach oben aus dem Erzbild entkommen konnte, bevor dasselbe glühend gemacht ward.

Cerialis fuhr vom Stuhl empor.

„Hm! Hm! Wie schade um das Weib! — Nur einmal hab' ich sie geküßt! — Schon viele sind zu Grunde gegangen, weil sie mich geliebt. Aber so, — so übel doch noch keine! — — Schad' um Claudia Sacrata! — Kleine, du? . . . Du kannst im Lager bleiben — hier — in meinem Zelt. Bist viel zu zierlich für die rohen Centurionen."

XIX.

Tutors Bemühungen war es gelungen, die hadernden Feldherren zu versöhnen: Classicus sah ein, daß Gallien ohne die Germanen widerstandslos verloren sei und Civilis trug nicht nach. „Die Sache will's, unsres Volkes Rettung," entgegnete er dem wiedergenesenen Brinno, der durchaus nichts von Aussöhnen wissen wollte.

Seinerseits aber bemühte der grimme Held sich vergeblich, des Freundes Verzeihung für die Unbotmäßigen zu erwirken, die den Mißerfolg bei Trier verschuldet hatten. Ohne Ausnahme wies Civilis so viele von ihnen übrig waren aus seinem Lager.

„Es sind die allerstärksten Helden darunter!" grollte Brinno.

„Ja. Aber ebensogut könnte ein Mann ungezähmte Bären wider den Feind treiben: sie würden vor allem sich gegen ihren Führer wenden."

Civilis, dessen Überlegenheit sich doch auch Classicus nun wieder fügte — zumal er keinen Rat wußte! —

erwiderte auf die Fragen der Gallier nach seinen Plänen und welche Art von Krieg er nun führen wolle: „Den Wasserkrieg zu Lande! Man nennt uns höhnend die Frösche: nun soll man uns schwimmen und hüpfen sehen."

Aber unter heiteren Worten barg er ein sorgenschweres Herz. Er dachte viel an Weleda; gern hätte er sie herbeschieden. Allein sollte der Mann sich von dem Mädchen raten und helfen lassen? Er mußte sich selbst helfen. —

Und er half sich.

Trotz des Brummens von Brinno und des Nasenrümpfens der Gallier wich er bis Xanten zurück: hier hatte er treffliche Mittel für seinen Wasserkrieg ins Auge gefaßt: „und der Ort selbst," sprach er zu Tutor, „wird Freund und Feind an Sieg und Niederlage mahnen."

Das Wort gefiel dem Gallier. Er hinterbrachte es Classicus mit Wohlgefallen: „weißt du," schloß er, „dieser Germane ist der einzige, der die tönenden Worte hat. Wir, wir haben alle die tönenden Worte, aber der, der hat auch die Gedanken dazu."

Die ganze Landschaft um Xanten war, durchweg sumpfig und, von zahllosen kleinen Wasseradern und Altwassern des Rheines und seiner Nebenflüsse durchschnitten, auch im Frieden schwer zu durchschreiten.

Nunmehr ließ Civilis sofort nach seinem Eintreffen schief in den Rhein von Nordost nach Südwest einen langen Damm einbauen, so daß sich der hier gestaute Strom, gewaltsam gezwängt, nach Südwest über die flachen Ufer ergoß und alles Land weithin überschwemmte, alle Rinnsale vertiefend, alle gewohnten Furten unbenutzbar machend, und so schon die Annäherung der Römer von Süden her ganz erheblich erschwerend. Zeit war den in solchen Wasserbauten altgeübten Batavern ausreichend gelassen.

Cerialis hatte freilich, sobald er sich einigermaßen

erholt, den Arm noch in der Binde, die Verfolgung der Weichenden gar hitzig ins Werk gesetzt mit allen seinen Streitkräften, nur in Trier, Koblenz, Bonn, Köln Besatzungen zurücklassend. Allein er war doch auf seinem Zuge gar vielfach aufgehalten worden durch die Gallier: nicht mehr durch Widerstand, aber durch die Notwendigkeit, diese Verhältnisse in seinem Rücken nicht ungeordnet zu lassen, die Gesandtschaften der Städte, die nun um die Wette ihre Unterwerfung anboten, zu verbescheiden, die Gemeinden an Geld zu strafen, überall Rom ergebene Männer in die Ämter einzusetzen.

Als er nun endlich sich den Stellungen der Feinde näherte und sie genauer erkundete, da rief er staunend aus: „Wahrlich! Dieser Neffe des Arminius hat von seinem Ohm und zugleich von dessen Besiegern gelernt!“ Mit Verdruß, ja mit schwerer Sorge erkannte er, daß er hier Wochen — und wie wenige nur durfte er noch brauchen! — festgehalten werden konnte, bevor er nur eine Stellung zum Angriff gewinnen mochte.

Die Verbündeten beherrschten beide Ufer: auf dem linken standen, durch die Überschwemmung unangreifbar gesichert, die Gallier, auf dem rechten Civilis mit seinen Germanen; ein stattliches Geschwader auf dem Strome, befehligt von Ulemer und Uffo, hielt die Verbindung zwischen beiden aufrecht.

Die Bewachung des neuen Rheindammes hatte Civilis dem treuen Brinno übertragen. „Dir vertraue ich den Damm,“ hatte er dabei gesprochen, „weil ich ihn so tapferer als durch mich selbst gehütet weiß. Brinno: dieses schmale Stück Erde trägt unser aller Geschick: hat es der Feind, bin ich umgangen und muß weichen: — ich weiß noch nicht, wohin. Brinno, ich bau' auf dich: hüte mir den Damm!“

Da hatte der Riese ihm die Hand gedrückt: „Solang' ich da oben stehe, krabbelt kein Feind hinauf."

Den Galliern schärfte Civilis ein, um keinen Preis sich aus ihrer unantastbaren Stellung locken zu lassen. Durch die Überschwemmung vorn, den Damm, den Strom und die Germanen im Rücken und Flanken gedeckt, seien sie hier sicher wie in einer Feste.

Classicus gab das zu: aber Tutor mußte doch manches Spottwort über seinen Freund, den „Froschkönig", den „Wassertreter", den „Herzog Vorsicht" vernehmen.

Cerialis beschloß, vor allem dem Feinde die Herrschaft über den Strom zu entreißen durch die römische Kriegsflotte, die müßig auf dem Oberlauf des Flusses lag, zumeist zu Köln, nur Vorräte bis Gellep etwa geschafft hatte. Mit aller Hast betrieb er das Eingreifen dieses, bei einem Wasserkrieg entscheidenden Kampfmittels.

Der Erfolg schien zweifellos: die Germanen hatten keine Kriegsschiffe: denn, abgesehen von den früher den Römern abgenommenen Trieren verfügten sie nur über Fischerkähne und Fährenboote, von denen keines auch nur den Anprall der hochbordigen Galeeren auszuhalten vermochte.

So war denn Cerialis überzeugt, die Barbaren würden gar den Strom nicht halten können, sobald die stolzen römischen Galeonen, von hundert Ruderern, in zwei oder drei Sitzreihen übereinander, bewegt, in der raschen Fahrt zu Thal den Rhein hinunterrauschen würden, hinwegfegend und zum Umschlagen bringend, was sich ihnen in den Weg stellen würde. Aber er irrte.

Als an dem festgesetzten Tag bei Morgengrauen der römische Schiffszug — drei Trieren, Dreirudrer, nebeneinander an der Spitze, fast die ganze Breite des Stromes füllend, und fünfzehn Drei- und Zweirudrer in deren Kiel-

wasser — Gellep erreicht hatten, da zeigte sich vor allem die geplante Überraschung vereitelt.

Civilis, durch Nachrichten seiner flinken Fischerkähne rechtzeitig von den Vorbereitungen zu Köln verständigt, hatte rastlos daran gearbeitet, den Strom der Heimat wirksam verteidigen zu können.

Es war ein kalter regnichter Morgen und die Rheinnebel ließen nur wenige Schritte über den Schiffsrand hinausblicken. Als nun die römischen Segel die Biegung des Stroms unterhalb Gellep zurückgelegt hatten, stießen sie plötzlich auf eine unzählbare Menge der kleinen germanischen Fahrzeuge, die sich verwegen durch die Schlachtreihe der großen Kolosse drängten und von allen Seiten einen Hagel von Geschossen auf die Bemannung auf Deck richteten.

Allerdings ward manche der batavischen Nußschalen schon durch den Wasserwirbel unter dem Steuerbug der Dreirudrer, auch wohl durch die Schläge der langen Ruder der obersten Ruderbank getroffen und umgestürzt: — allein das schadete den schwimmkundigen Söhnen des Rheines wenig. Flugs schwammen sie, rasch und geräuschlos wie die Otter, die Waffe im Mund, auf das nächste ihrer Boote zu, kletterten hinein, schüttelten das Wasser lachend von sich und begannen aufs neue das für die Römer so ungünstige Gefecht.

Civilis hatte selbst eines der größeren Friesenfahrzeuge bestiegen: gerade diese und die erbeuteten römischen Trieren kamen aber nicht rasch genug vorwärts zu Berg, wider den reißenden Strom: die Ruderer mühten sich schwer.

„Das geht langsam!“ grollte Uffo, der neben ihm stand.

„Ja. Und ganz allein dürfen wir auf die Dauer unsere Haselnüsse doch nicht neben jenen groben Backtrögen lassen,“ meinte Ulemer. „Hätten wir nur Seewind! Aber es rührt sich kein Lüftchen!“

Kaum war das Wort gesprochen, als der Wimpel an der Mastspitze, der bisher schlaff regungslos herabgehangen, sich leise zu heben anfing und leichte flatternde Wellenlinien beschrieb.

„Jetzt, Freunde,“ rief Welo, „der Wind springt ein. Aber woher mag er kommen?“ Er hielt die Hand in die Höhe. — „Das muß Seewind sein: — um diese Stunde und im Neumond,“ sprach Uffo, der Ferge. — „Jawohl!“ bestätigte Ulemer. „Seht ihr? Nun zeigt der Wimpel straff nach Südost.“ — „Hei,“ rief Brinnobrand, „du selbst hast uns den Wunschwind gesandt, Wodan.“ — „Ja,“ meinte Uffo, „der Wind wäre der rechte. Aber uns fehlen ja die Segel.“ „Nur gar wenige unserer Nachen führen solche.“ — „Segel?“ sagte Civilis nachsinnend. „Laß sehen! Ei, wozu haben wir unsere Mäntel? Wir werden nicht erfrieren ohne sie! Herunter damit! Aneinandergebunden und hoch hinaufgezogen auf den Rahen!“ — Und als der erste nahm er seinen dunkelblauen Mantel ab.

„Herrlich!“ rief Uffo. — „Prächtig!“ jubelte Welo. — „Du bist zu Wasser wie zu Lande kampfgerecht!“ — lobte Ulemer. — „Freilich,“ lachte Brinnobrand. „Es giebt zu Wasser keinen anderen Wodan als im Walde“ — und er knüpfte seinen braunroten Mantel an den dunkelgrünen Ulemers. Alle folgten diesem Beispiel.

Da hatte der Seewind das Gewölk oben ein wenig zerstreut, während unten auf dem Strom noch der Nebel dahin rollte, sich langsam wälzend, wie eine ungeheure graue Schlange.

Nun ahmten die andern Fahrzeuge den Vorgang des Leitschiffes nach: bald flogen überall die bunten Mäntel hoch an den Masten in die Höhe, lustig blies der frische Morgenwind darein, hob, füllte und blähte sie: schnell

fuhren nun die sämtlichen größeren Germanenschiffe zu Berg und nahmen an dem Kampfe teil.

Der Anblick der bunten in der Sonne leuchtenden und vom Winde gebauschten Mäntel war so eigenartig schön, daß sogar die Römer mitten in der Not des Gefechts das nie gesehene Bild mit staunendem Ausruf begrüßten.

Der Verlauf ward jetzt aber immer ungünstiger für die schwer beweglichen Galeeren: sie rannten in dem für so breite Fahrzeuge nicht genügenden Rinnsal widereinander, wobei sie häufig ihre Ruder gegenseitig zerbrachen; dann wurden sie unbehilflich, bewegungslos und trieben mit dem Strom dahin. Gar manches Schiff geriet dabei aus der fahrbaren Tiefe und fuhr auf Sandwerder und Seichtstellen auf.

Das geschah auch der stolzen, reich geschmückten Triere des Legaten Gallus Annius, des Befehlhabers der Flotte. Den Bugspriet schräg nach oben gehoben, den Steuerbord so tief nach unten gesenkt, daß das aufgestaute kreiselnde Wasser von hier fast der Länge nach das Deck überspülte, saß es kläglich fest: die Ruder, auf der Leeseite abgebrochen, versagten. Im Augenblick war die unbeweglich gewordene Holzfeste von Dutzenden der batavischen Kähne umschwärmt und alsbald lag der größte Teil der Bemannung, von unzähligen Geschossen getroffen, tot oder verwundet auf Deck.

Brinnobrand bemerkte die schwere Bedrängnis der „Colonia Agrippina“.

„Wodan,“ rief er, „die holen wir! Komm Uffo, komm, jung Merovech, du triffst so gut mit dem Kurzbolz.“

Und unter der kopfnickenden Bestätigung des Vaters sprang der Knabe jauchzend hinter Brinnobrand und dem Fergen in das kleine Notbot, das von dem Feldherrnschiff herabgelassen ward.

Flugs hatten sie die festgefahrene Triere erreicht.

Uffo übernahm nun den Befehl über die vielen hier versammelten Kähne.

„Gebt acht! Haltet die Seile bereit! Alle hierher! Auf die rechte Seite des Römers! Ich werde durch die Luke das Schiff packen mit dem Boothaken. Dann spannt ihr euch alle vor unseren Kahn und rudert, auf Einen Schlag beginnend, aus Leibeskräften nach dem rechten Ufer. Wir müssen den Römer am Lande haben, wohin keines ihrer Schiffe folgen kann, ihn zu holen."

„Aber sowie er wieder schwimmen kann, wird er zu Berg steuern," warnte Ulemer. — „Ja, der Steuermann — ich kenn' ihn" — nickte Uffo bedenklich, „versteht sein Geschäft." — „Der Steuermann?" fragte jung Merovech. „Der dort? Er hat den Helm verloren. Wartet! Der soll . . .!"

Schon klang sein Bogen: in die Schläfe getroffen stürzte der Mann am Steuer.

„Heil dir! Dank, Merovech!" riefen die Freunde.

Uffo schlug — trotz den unsicher geschleuderten, von dem schwankenden Schiff aus schlecht gezielten Geschossen — den Haken seiner Bootstange in eine Luke dicht oberhalb des Wasserspiegels: „Jetzt!" befahl er.

Und zwanzig Kähne, die sich, einer hinter dem andern. an sein Boot geseilt hatten, zogen nun auf einmal: — da! mit mächtigem Ruck wurde die gestrandete Galeere flott und folgte nun hilflos, wie willenlos, den entführenden Nachen, welche sie pfeilgeschwind auf das rechte Ufer zogen, wo das Landheer der Germanen stand. Hier, fern außer der Erreichbarkeit durch die römischen Tiefgänger, ward die hochbordige Holzburg sofort von hundert kühnen Enterern, Beil in Hand, erstiegen. Fast ohne Widerstand ergaben sich die wenigen noch kampffähigen Römer auf dem Deck, darunter der pfeilwunde Legat selbst.

„Heia," jubelte jung Merovech. „Brinnobrand, diese Beute führen wir — die Lippe hinauf — ihr zu — das Schiff samt dem Legaten!"

„Erst sandte ihr Einer den großen römischen Holzvogel, jetzt schickt er ihr den noch größeren römischen Holzfisch! Wird sie sich freuen über Brinnobrands kleine Geschenke!"

Der Verlust des Befehlshabers samt seinem Schiff entschied den für die Römer ohnehin schon so verlustreichen Kampf. Des Führers beraubt, von allen Seiten beschossen, gab die Flotte den Widerstand auf. Sie ward auseinander gedrängt, zuerst durch die kecken Kähne: nun fuhren auch die größeren Schiffe mit ihren Mantelsegeln in die Lücken: da gab der Unterfeldherr durch Flaggen und Wimpel das Zeichen, jedes Schiff solle sich retten, wohin es am besten könne.

Die meisten fuhren schleunig zu Berg, nach Köln zurück: — andere aber, abgedrängt von jenen und bereits unterhalb der batavischen Segler, suchten rheinabwärts die offene See zu gewinnen.

Mit ohnmächtigem Grimm sah Cerialis auf dem linken Ufer vor seinem in Schlachtordnung gestellten Landheer, zu Roß auf und nieder jagend, die Auflösung und Flucht seiner Flotte mit an.

Auch die nächsten Zusammenstöße mit den Germanen verliefen nicht glücklich.

Civilis ging, ohne seine Stellung aufzugeben, durch kleine unerwartete Streifscharen wieder zum Angriff über: an Einem Tage führte er nicht weniger als vier Schläge gegen die um der Verpflegung willen weit auseinander gelegten Standorte der Legionen und der Reitergeschwader.

„Glücken auch nicht alle vier," sprach er zu seinen Führern, „doch der eine oder andere."

Zu gleicher Zeit also wurde von Brinno die zehnte Legion in ihrem Standlager zu Rindern, von Welo mit den Brukterern der begonnene Brückenbau zu Wick de Duurstede angegriffen, während Civilis, verstärkt durch Sido und die Markomannen, sich auf Grinnes, Ulemer auf Altefurth warf.

Brinno überraschte die zum Holzfällen ausgerückten Mannschaften mitten im Wald, erschlug mit eigner Hand den Lagerpräfekten und zwei Centurionen ersten Ranges: noch drei andere Centurionen und eine Anzahl von Legionaren fielen auf der Flucht in die schützenden Wälle des Lagers.

Welo zerstörte einen Teil der angefangenen Brücke: der Einbruch der Nacht machte hier dem Kampf ein Ende.

Gar scharf ging es vor Grinnes her. Unaufhaltsam drang Civilis vor. Die tapfersten Leute der Römer fielen hier. Da warf sich Julius Briganticus, der in dieser Befestigung befehligte, an der Spitze seines Rom treu gebliebenen Reitergeschwaders seinen Landsleuten entgegen, die fliehenden Legionare aufzunehmen. Er brachte das Gefecht zum Stehen: es entbrannte ein Kampf unter den Stammgenossen mit besonderer Erbitterung. Haßgierig suchte er Civilis selbst, laut dessen Namen rufend. Endlich traf er ihn und schrie ihn an: „Stirb, Verhaßter!"

„Laß ab, Gesippe!" mahnte Civilis, sich begnügend, die wütenden Hiebe abzuwehren, „es ist ein Greuel vor den Göttern."

„Denk' an die Erlenstäbe!" rief der andere. „Wir sind ausgesippt." Und hitziger noch drang er auf ihn ein.

Da stieß Civilis das Schwert dem Rosse des Gegners in den Vorderbug: es begrub den Reiter im Fall. Brin-

nobrand an des Civilis linker Seite schwang über dem Liegenden das Beil. Aber Civilis fiel ihm in den Arm.

Im selben Augenblick stürzte auch sein Roß — ein Centurio sprang von rechts, unbemerkt von Brinnobrand, gegen den Wehrlosen und zückte das Schwert zum tödlichen Stoß. Jedoch das ersah Sido: — er zielte scharf mit der Lanze und warf: — der Römer fiel.

„Weleda!“ rief Civilis. „Nun ist ihr Wort erfüllt. Es flog dein Speer und der Centurio fiel.“

Jetzt traf, von Cerialis — er hatte Ulemers Sturm auf Altefurth zurückgeschlagen — herangeführt, die ganze XXI. Legion auf dem Schlachtfeld ein: vor solcher Übermacht mußten die Bataver weichen. In guter Ordnung gingen sie an den Rhein, an ihre Nachen zurück.

Aber römische Bogenschützen hatten Civilis erkannt: — Alle zielten auf ihn: ein frisches Pferd, das ihm Brinnobrand herangebracht, stürzte, bevor er es besteigen konnte, von Pfeilen durchbohrt. Da rissen ihn die Freunde mit fort: sie sprangen in den Rhein, tauchten und schwammen glücklich hinüber.

Die Verluste der Römer waren sehr schwer gewesen. „Das geht nicht so fort,“ grollte Cerialis. „Daß diese Wasserschlangen noch gar aus ihren Pfützen herausspringen und uns anzischen, ist zu keck.“

Er befahl am folgenden Tag — wider den Rat all seiner Führer — einen allgemeinen Angriff auf die Germanen bei Xanten. Er scheiterte völlig: Roß und Mann versanken unter ihrer schweren Waffnung und Ausrüstung im Sumpf. Die Legionare, so mutig auf festem Boden, waren furchtsame Schwimmer. Die Kühnern wurden von den Zagen, die sich verzweifelnd an sie klammerten, mit in die Tiefe gezogen.

Die Germanen dagegen hielten sich durch ihren hohen

Wuchs noch stehend, wo das Wasser den Römern über den Mund reichte: hoch springend an ihren Speeren setzten sie auf den ihnen wohlbekannten Seichtstellen herüber und hinüber durch den Strom und, galt es schwimmen, ward Batavern, Kannenefaten, Friesen erst recht wohl.

„Dies Froschgezücht ersäuft nicht mannstief unter Wasser!“ schalt Cerialis. „Sie schlucken Wasser wie die Tauchenten! So geht es nicht! Der verfluchte Damm! Könnte ich nur aus der Luft auf sie stoßen, wie der Seeadler auf den Fisch!“

XX.

Als die Nachrichten von all diesen Erfolgen des Civilis in dem Lager der Gallier eintrafen, geriet Classicus in große Aufregung.

„Unsere Leute müssen ja jede Selbstachtung verlieren,“ sprach er grollend zu Tutor.

Aber dieser zuckte die Achseln. „Den Witz wenigstens haben sie noch nicht verloren. Er verläßt sie nicht, mitten in der Not der Flucht. Höre nur! Jüngst, vor Trier, sehe ich einen Fahnenträger eilfertig davonlaufen. Ich springe hinzu, greife ihn an der Schulter, drehe ihn um und rufe ihm das cäsarische Wort zu: „Mann, dort steht der Feind!“

„Ebendeswegen!“ gab der zur Antwort, riß sich los und lief noch eiliger als zuvor. „Das nenn' ich geistreich.“

„Aber schmählich! Sollen die Barbaren allein den Ruhm dieses Krieges davontragen?“ grollte er.

„Nun, wir haben ja auch unsern Teil davongetragen,“ meinte Tutor, „nämlich Schläge.“

„Unerträglich! Ich greife an! — Wie sollen wir nach dem Sieg, nach der Austreibung der Römer, vor unsere Landsleute hintreten?"

Tutor pfiff leise vor sich hin. „Wir sind noch nicht ganz so weit! Zerbrich dir nicht den Kopf darüber, wie du dann treten wirst! Und vor allem: vergiß nicht: du hast Civilis feierlich versprochen, nichts zu thun ohne seine Erlaubnis."

„Der Blitz verzehre ihn! Ja, leider! Du hast mich dazu beredet. Ohne das . . ."

„Wärst du schon in Rom! — Merke dir, ich halte mein ihm gegebenes Wort. Ich bleibe hier, ziehst du zum Angriff aus!"

Aber am andern Morgen stürmte Classicus noch mehr erregt in des Tutor Zelt, der mit großem Behagen an der Tafel saß.

„Wie? Du kannst jetzt schlemmen?"

„Bitte, schlemme mit. Hier — im Goldkrug — ausgezeichnetes Rheinwasser! Und dort — auf der Silberschüssel — Wasserkresse und gebratne Frösche. Alles ist wässerig in diesem Wasserkrieg! — Ich fing sie selbst mit eigner Hand: — hüpfend, gleich ihnen, im Rheinschilf: — den Römerpfeilen trotzend, welche die Vorposten der Feinde mißgünstig auf mich schossen. Der Hunger macht kühn! O wo sind die Feigendrosseln Gutruats!"

„Gutruat! Eben komme ich von ihm."

„Wie?" rief Tutor und sprang auf, den letzten Frosch noch im Munde. „Wo . . .?"

„Diese Nacht traf er — nach vielen Gefahren — in meinem Zelt ein. Er sendet dir seinen Gruß und —"

„Er soll ihn behalten! Gruß und alles! Ich mag nichts mehr mit ihm zu thun haben. Selbst nicht mit seinem Koch! Das mit seiner Frau, was von ihrem Ende

verlautet, — das ist mir zu — zu kulinarisch! Ich war nie ihr besonderer Freund: sie war mir immer unheimlich; sie aß fast nicht und war doch so üppig dabei. Ich sagte ihm — in ihrer Gegenwart — im Scherz und später unter vier Augen im Ernst, — mich dauerte die arme Epponina! — daß mir seines Weibes Freundschaft mit Sabinus — wohin mag er sich verflüchtigt haben, dieser Julius Cäsar ohne Sieg? — etwas zu heiß gepfeffert schmecke. Was antwortete er? „Man sinkt nicht von Gottähnlichem zu Gewöhnlichem herab." Jetzt hat er's. Jetzt ist sie gar bis zu diesem Dämon des Tartarus, diesem Unhold der Wollust und Mordlust, hinabgesunken: oder hinaufgesunken: denn der schlug uns alle. Hätte der Gottähnliche ihr den schönen falschen Kopf abgeschlagen: — gut! Aber seine Frau braten wie ein Haselhuhn — pfui!"

„Gleichviel! Er bestärkt mich in meinem Entschluß. Er hat den Willen der Götter erforscht . . ."

„Du, damit hör' auf," rief der Dicke unwillig. „Damit laß mich ungeschoren! Haben vielleicht seine verdammten heiligen Hennen wieder gut gegackert? Hast du vergessen, wie sie uns Sieg verheißen hatten durch ihr Fressen und ich glaube sogar, durch das, was darauf folgt? Diese verlogenen Freßbestien! Ich erwürge sie, komm' ich je wieder nach Langres! Zum Verspeisen sind sie mir zu zäh."

„Er las meinen nahen Sieg heute Nacht aus dem Funkeln der Sterne."

„Bleib' mir vom Leibe mit diesem Gefunkel! Noch einmal: greifst du ohne des Civilis Verstattung an, — ich bleibe mit den Meinen hier auf dem Walle des Lagers stehen: und zerhacken dich die Legionen so klein wie Wurstfüllsel, — ich schaue zu und reibe mir die Hände."

„So werd' ich allein siegen: — wie ohne die Bar-

baren, so ohne dich!" erwiderte Classicus unwillig und verließ das Zelt, die erforderlichen Befehle zu erteilen.

Diese Vorbereitungen entgingen nicht den wachsamen Vorposten des Cerialis: sie meldeten ihm von drohenden Bewegungen im Lager der Gallier, als er gerade in seinem Zelt die Führer der soeben aus Norden her eingetroffenen Verstärkungen — von der XIV. Legion — begrüßte: es waren Labeo und Cajus Briganticus.

„Die Gallier?" rief er. „O wenn sie doch aus ihren Gräben und Pfützen, die ihnen die Bataver so meisterlich angelegt, heraus auf ein Schlachtfeld kommen wollten, da man festen Fußes stehen kann! Aber solange der gottverhaßte Damm von den Barbaren besetzt ist, hilft uns nicht einmal die Niederlage des Gallierkönigs. Auch wenn wir in seine Stellung dringen, sein Lager nehmen: — die drüben bleiben unangreifbar, solange der Damm nicht in unsrer Hand."

„Wer befehligt dort?" fragte Labeo. „Civilis selbst?" — „Dann ist nichts zu machen," fügte Cajus bei.

„Nein, jener rote Riese, dessen Steinaxt mir schon in den besten römischen Eisenhelmen meine besten römischen Köpfe zerschmettert hat."

„Brinno?" sprach Labeo. „Laß sehen," fuhr er nachsinnend fort. „Brinno müßte man hinweglocken," meinte Cajus.

„Ja, womit? Soll ich ihm schöne Gallierinnen zeigen? Leider hab' ich gar keine im Lager, wenigstens keine, die ich entbehren kann. Oder säuft er? Soll ich ein paar Fässer Wein den Rhein hinab an dem Damme vorüber schwimmen lassen? Bei Trier hat uns Bacchus gerettet, nachdem uns Mars und Minerva verlassen."

„Er trinkt zwar gern," lachte Labeo, „wie wir alle. Aber das lockt ihn nicht von seinem Wachtposten. Nein! — Doch etwas anderes vielleicht."

„Nun was? Rede! Alles, was du verlangst, sollst du als Köder haben!“

„Ich selbst schon bin ein ziemlich starker für seinen Haß. Sieht er mich und etwa noch diesen schlimmen Vetter seines Freundes, so zuckt ihm der Hammer von selbst in der Hand. Aber es reicht doch wohl nicht, wenn der Damm so wichtig.“

„Der Damm ist alles. Er ist der Fleck, auf dem die Siegesgöttin dieses Krieges schwebt.“

„Wirklich? So vertraue mir — als Köder — einen Adler. Den Adler einer Legion. Sieht Brinno den innerhalb der Denkbarkeit der Erbeutung . . . —“ — „So stürmt er darauf los,“ schloß Cajus, „wie der Stier auf das rote Tuch.“

Cerialis schüttelte bedächtig den Kopf. „Und wenn er ihn wirklich erbeutet?“

„Er soll nicht! Er wird nicht!“ riefen beide. „Ich setze meinen Kopf zum Pfand: — ich locke ihn fort mit dem Adler.“ — „Und ich bringe dir meinen Kopf, wenn ich den Adler nicht wieder bringe!“

„Ein Kopf genügt mir nicht. Merkt wohl, beide: — den Adler oder eure beiden Köpfe. — Soll's gelten? Ja? — Gut, ihr sollt den Adler der X. Legion erhalten.“

XXI.

Wenige Stunden darauf war die Gallierschlacht geschlagen.

In hitzigem Anprall führte Classicus die Seinen heran. Es war nur die Hälfte der Treverer. Tutor hatte Wort

gehalten: grollend stand er mit der andern Hälfte und den Lingonen auf dem Walle des Lagers: — er hatte aber doch befohlen, sie in Schlachtordnung bereit zu halten.

Classicus warf, in hitzigem Anlauf, das erste feindliche Treffen, die rätischen und waskonischen Hilfskohorten: aber an dem zweiten Treffen, der XXI. Legion staute sich die gallische Flut, stockte, hielt kurze Weile an, dann wankte sie leise, — nun stärker und jetzt, da die frischen Kräfte der XIV. von der rechten Flanke her eingriffen, wirbelte und flutete alles zurück, dem Lager zu.

Tutor sah es mit wachsender Erregung. „Da! Da haben wir's! Geschieht ihm recht! Nun auch noch römische Reiter, die nachhauen! Ei, ei, ei! Wie sie fallen, die Unsern! Das kann ich nicht mit ansehn! Blast, ihr Hörner! Hinaus! Wir müssen sie retten. Das werden wir zwar nicht. Aber ich kann's doch nicht ansehn. O Götter, welche Dummheit! An dieser Dummheit werd' ich sterben. Und ich habe nicht einmal den Trost, daß es meine eigene war!"

Die Verstärkung kam nur noch recht, den Sieg der Feinde zu vergrößern, nicht mehr, ihn zu hemmen. Die Fliehenden rissen die Reihen derer mit sich, die sie aufhalten sollten. Tutor mit einer kleinen Schar gelangte noch am weitesten vorwärts gegen den Feind. Er sah, wie auf einer mäßigen Erderhöhung einige Druiden, kenntlich an ihren roten Mänteln, die Hände flehend gen Himmel erhoben.

„Ei, ist das nicht," sprach Tutor, sich in den Bügeln hebend, „der gottähnliche Frauenröster? Jawohl! Der da, vor den andern Krebsen: — das ist Gutruat. Römische Reiter brausen heran, hügelaufwärts. Schau! Er flieht nicht. Was treibt er doch? Was hält er ihnen entgegen, hoch in die Höhe? Einen Schild? Nein! Eine Gestalt!

Teutates ist's, der Kriegsgott, — aus Thon! Der soll ihn retten und die Schlacht! Schwerlich! Da! Da liegt der Vertraute der Götter auf dem Bauch! Gleich kommt die Reihe an uns! Vorwärts, ihr Kinder! Ihr könnt' nur Einmal sterben. Aber Einmal müßt ihr. Warum nicht jetzt? Ich bin der Frösche satt: der Bataver und der gebratenen."

An ihm vorbeiflüchtendes Fußvolk des Classicus schrie: „Du, Tutor? Rette dich! Verrat! Wir sind verraten!"

„Du Esel! Verrat? Das ist das dümmste Wort in unsrer Sprache!" rief er dem nächsten zu.

Er führte seine Reiter mutig vor und warf das vorderste Geschwader der Römer. Hier kam die Flucht zum Stehen. Aber Tutor sank sterbend aus dem Sattel.

Classicus sprengte querfeldein heran. „Du, Freund? Komm! Auf ein frisches Pferd! Vergieb mir meine Thorheiten . . ."

„Sei still! Die aufzuzählen, bleibt dir nicht mehr Zeit und mir nicht mehr, sie alle anzuhören."

„Du bist schwer getroffen?"

„Es langt. Der Wurfspeer muß sehr lang gewesen sein. Denn er fuhr durch meinen ganzen Bauch und zwischen den Rippen heraus. Ja, mein Bauch! Wodurch der Mensch sündigt, daran wird er gestraft. Gutruat hat wohl einen Pfeil ins Hirn erhalten? Möge dir — die Mahlzeit — des Lebens — gut bekommen. Ich — habe sie verdaut." Er starb.

Er hörte nicht mehr wie Classicus rief: „Ich überlebe die Schande nicht! Der Tod sühnt alle Thorheit." Und er hielt Wort. Er wandte das Roß und jagte, ganz allein, den neuandringenden Geschwadern entgegen: sofort war er erschlagen.

Die Sieger drangen mit den Fliehenden zugleich in

das Lager. Das geschlagene Heer löste sich auf: mit ihm das Großreich Gallien.

So rasch war die Entscheidung gefallen, daß Civilis nicht mehr im stande gewesen war, den Fluß zu überschreiten und den Verbündeten zu Hilfe zu eilen.

Zwar hatte er auf die erste Nachricht von dem verbotwidrigen Angriff der Gallier, laut klagend über solch wahnwitzigen Ungehorsam, sein Heer unter die Waffen gerufen: aber auf dem Weg den Rhein aufwärts — an der Stelle, wo seine Schiffe lagen, — hatte er an der Strombiegung vorüberzuziehen, von wo aus er seinen Damm in den Rhein gebaut hatte. Und hier sprengten seine dem Ufer zunächst trabenden Reiter plötzlich auf ihn zu, ein paar triefende Kannenefaten und Gugernen in der Mitte.

„O Civilis!" rief Sido, der die Reiter führte, „welches Unglück!"

„Die Gallier sind geschlagen? Traurig. Aber schadet uns noch nichts. Der Feind kommt nicht über den Damm."

„Der Damm", rief Welo, als der zweite heransprengend, „der Damm ist in der Römer Hand!"

„Das wolle Wodan nicht!" rief Civilis und erbleichte.

„Sieh hin," rief Ulemer! „Sieh hinüber! Das sind römische Helme, römische Adler."

„O großer Wodan, ja! Wo ist Brinno? Tot?"

„Nein", sprach Brinnobrand heransprengend, „aber schwer wund. Gleich bringen sie ihn! O hättest du Einem den Damm vertraut: — er hätte ihn nicht verlassen!"

„Brinno," begann Sido aufs neue — „so erzählen die wenigen Geretteten der Seinen — sah auf einer Triere und etlichen Kähnen Labeo und die Brigantiker, vom Strome hilflos fortgerissen, zu Thal treiben, rettungslos,

so schien es. Er wollte mit seinen Leuten den Damm verlassen, auf seinen Nachen, sie zu fangen. Aber noch hielt er, deines Gebotes gedenkend, sich zurück. Da ward plötzlich auf der steuerlosen Triere ein Legionsadler sichtbar. Nun war Brinno nicht mehr zu halten. Er sprang ins Boot und stieß ab, jauchzend folgten ihm — gegen sein Verbot! — die Seinen — fast alle. Er erreichte das fliehende, nahezu sinkende Schiff.

Aber plötzlich wandte das den hochbordigen Bug, fuhr gegen die Verfolger an, warf Brinnos Boot und viele andere um und rauschte an den Damm zurück, den einstweilen — er ward fast nicht verteidigt! — Cerialis von der andern Seite her, mit allen seinen Segeln landend, angegriffen und genommen hatte."

„Da bringen sie ihn auf seinem Schilde. Verzeih meinem Bruder."

Aber Civilis erwiderte nichts. Er hielt das scharrende Roß mit der Linken und drückte die geballte Rechte vor die Augen. „Auch Er! — Auch der Treueste sonder Verlaß! — Ist das ein Heer? Ist das ein Volk? — Gewiß kein Staat!" —

„Feldherr, was befiehlst du?" fragte Sido besorgt, in seinen rechten Arm greifend. Dies stumme unthätige Harrer war unerträglich.

„Sprich doch, Civilis!" rief Welo. — „Ich habe ihn niemals so gesehn. Was thut er?"

„Wodan grämt sich," sprach Brinnobrand. „Er ist gar so allein!"

„Gebeut, Civilis!" mahnte Ulemer. „Was soll geschehen? Sollen wir vorwärts, den Galliern zu helfen?"

„Nein," sagte Civilis, tonlos; matt war seine Stimme. „Zurück!"

„Wohin? Ins Lager?"

„Nein! Wir haben kein Lager mehr! Alles ist — hier — verloren! Die ganze Stellung — wie hatt' ich sie geliebt! — ist hin. Wir müssen fliehen. So weit nach Norden als möglich! Ja, fliehen, ihr Freunde! Fliehen! Rasch! Aber — tragt den wunden Brinno mit!"

XXII.

Der Sieger hatte nach Zerstreuung des gallischen Heeres und Besetzung des Dammes den Feldzug für beendet angesehen.

Aber Civilis schien unermüdbar und im Planen des Widerstandes unerschöpflich. Durch sofortigen Abzug nach Nordwest hatte er sich für eine Weile jeder Fühlung des Römers entzogen und die Zwischenzeit, in welcher dieser ihn wieder aufzusuchen trachtete, hatte jener im fernen Norden — weit bis hinter das klevische Spyk war er zurückgewichen — eifrig dazu verwertet, den Wasserbau: — Kanal und Deich — des Drusus durchstechen zu lassen: das heißt, den von jenem am klevischen Spyk zur Ableitung der Waal erbauten Deich und Graben.

Nun ergoß sich all' diese Wassermenge westwärts nach der gallischen Seite hin, während zwischen der batavischen Insel und dem rechtsrheinischen Germanien nur ein schmales Rinnsal übrig blieb, so daß sowohl der Zuzug germanischer Helfer auf die Insel erleichtert war als der Rückzug der Bataver, falls dieser notwendig werden sollte, in das Innere Germaniens. Diese Maßregeln des Feindes machten starken Eindruck auf Cerialis.

„Wie?" sagte er sich. „Nach dem Doppelschlag bei

Xanten noch kein Ende des Widerstandes? Die Frist von vier Monaten läuft demnächst aus. Wohl ein wenig zu lange lag ich in dem sonnigen Trier auf der Jagd nach jenem üppigen Weibe! Ich muß ein Ende machen: — in ein paar Wochen muß ich vor dem Imperator stehen — sonst — beim Jupiter! — macht der Ernst aus jenem lächerlichen Vertrag. Er ist der Mann dazu. Der Karger beharrt auf seinem Schein. Also ein rasches Ende: — wie vorbedungen — um jeden Preis."

Er erfuhr von allen Seiten, des Civilis beste Stütze sei abermals die Jungfrau im Bruktrerlande, die durch ihre Mahnungen und Weissagungen immer wieder die überrheinischen Germanen antreibe, trotz der Siege der Römer der Sache des Civilis treu zu bleiben, ihm in hellen Haufen zuzuströmen und seine stark gelichteten Scharen zu ergänzen. Er beschloß, Weleda und Civilis durch Verhandlung unschädlich zu machen.

Zwar die an die Wala geschickten Gesandten bekamen diese gar nicht zu Gesicht: die an der Lippe aufgestellten Bruktrer erklärten, sie sei nicht gewillt, Vorschläge von Rom anzuhören. Darauf schickte Cerialis seinen Gesandten an Civilis weitere Boten nach, die ihn aufforderten, falls er bereit sei, zu verhandeln, auch Weleda zur Vernunft, zu versöhnlicher Zwiesprache herbeizubringen. Dabei bot er nichts Geringeres als volle Freiheit der Bataver und Kannenefaten in ihren bisherigen Sitzen, ohne irgend welche Verpflichtung gegen Rom, und Verzicht auf jede Bestrafung der Friesen und der anderen überrheinischen Germanen. Das war — nach dem Scheitern der gallischen Erhebung, nach den wiederholten Niederlagen auch der Bataver — ein so günstig Anerbieten, daß Civilis es unmöglich ausschlagen durfte; er mußte darauf eingehen, wenn er nicht die Rache für seine Besiegung, wenn er nur

das Wohl seines schwer leidenden Volkes im Auge hatte. Für die Freiheit der Seinen von Rom hatte er das Schwert gezogen: diese ward ja angeboten. Die Römer jetzt aus Gallien zu vertreiben, — das war, nach dem Geschehenen, unmöglich geworden. Alles, was von dem gallischen Großreich noch übrig geblieben, das waren hundertzwanzig Vornehme aus Langres und Trier, die Verzeihung von dem römischen Sieger nicht zu hoffen wagen durften und sich daher auch nach der Schlacht bei Xanten nicht von den Batavern getrennt hatten: als heimatlose, brotlose, hoffnungslose Flüchtlinge gingen sie über den Rhein zu den Bruktrern.

So sandte denn Civilis Welo — Brinnobrand schloß sich an — zu Weleda mit der Bitte, sie möge ihren Starrsinn überwinden und — ihm zu Liebe! sich zu der Fahrt hierher und zur Verhandlung mit Cerialis bequemen.

Brinnobrand kam zuerst — allein — zurück. „Sie wollte nicht, Wodan. Gar nicht wollte sie. Als Einer aber sagte: „Er fordert's! Ihm zu Liebe!" — den Namen brauchte man nicht zu nennen! — da seufzte sie: „Er? So muß ich: — zu meinem Verderben."

„Sie blieb mir treu, den das eigene Volk verläßt," sprach Civilis bewegt. „Warum nur? — Sie, die Fremde!"

Da trat Brinnobrand dicht an ihn heran, sah ihm tief in das Auge und sprach: „Wahrlich, er ist nicht blind? O weiser Wodan, wieviel durchschaust du, was andern verborgen! Du siehst so vieler Menschen Glück und Unglück und dein eigenes höchstes Glück, das hast du nicht gesehen. Armer Wodan! Arme Weleda!"

„Armer Brinnobrand! Heute redet er wieder ganz wirr," sprach Civilis kopfschüttelnd zu Uffo, den er — ohne Erfolg — in die Heimat entsendet hatte, neue Scharen heranzuziehen, und der soeben zurückgekehrt war. „Und also ist

es wahr? Die Bataver, mein eigener Gau, und die meisten Nachbargaue: — sie sind wirklich von mir abgefallen?"

„Es ist nicht anders! Seitdem der Römer eine gar arge List gebraucht hat, sind sie irr an dir geworden."

„Welche List?"

„Du weißt, vom Meere her fuhren ihre Schiffe tief ins Land, alle Rheinarme aufwärts. So kamen sie bis in deinen Gau. Alle Höfe dort wurden verbrannt, verwüstet, — nur deiner ward sorgfältig verschont. „Da sieht man's," schalten die Armen, als sie, nach Abfahrt der Feinde, aus dem Versteck ihrer Sümpfe sich wieder hervorwagten und nun vor den verkohlten Thüren, den eingestürzten Firstbalken ihrer Hütten standen, vor den ausgeleerten Ställen, vor der niedergerittenen, niedergesäbelten Ernte, und drüben bei dir alles unversehrt und wohlbehalten sahen, — „da sieht man's. Heimlich hat er seinen Frieden gemacht mit den Legionen. Uns hat er dafür daran gegeben! Er, der reiche Edeling, behält seinen Reichtum: unsere arme Hufe und Habe liegt zerstört und verbrannt. Zurückgekehrt ist er zu seiner alten Liebe: zu Rom."

Da stöhnte Civilis: „Diese Schuld — nie werd' ich sie los — sie wird mich noch erdrücken."

„Uns wagt er's noch nicht ins Gesicht zu sagen, uns, die er in den Krieg und in das Verderben gehetzt, seine Gesippen zu rächen."

„Und du hast sie nicht widerlegt, die dummen Schwätzer?" schalt Brinno: — Civilis hatte dem tief Beschämten nach seiner Genesung nur das eine Wort gesagt: „Ohne Gehorsam kein Sieg, merk' es dir, Brinno!"

Uffo zuckte die breiten Schultern: „Sobald ich anhub zu reden, schrieen sie wüst durcheinander: „Du schweige nur! Auch du willst nur die eigene Unbill rächen, und die Tochter, die du selbst getötet." Und so — dieselben

Männer waren's: ich kenne sie gar gut, die dich laut jauchzend am Sunnwendfest auf den Schild gehoben! — so schrieen sie, sie seien so klug wie du: auch sie suchten — ohne dich, wie du ohne sie gethan — ihren Frieden mit Rom! Abgesetzt haben sie dich als Herzog und als Richter in offenem Ding mit starkem Stimmenmehr und zu deinem Nachfolger als Richter im Gau haben sie gekoren: —"

„Claudius Labeo!"

„Jawohl! Und Cerialis soll versprochen haben, Rom werde aus Labeos Geschlecht wieder Könige dulden bei den Batavern."

„Könige von des Imperators Gnaden! Statthalter Roms!" sprach Civilis schmerzlich.

„Und die meisten Gaue folgten diesem Beispiel und unterwarfen sich."

Der graubärtige Ulemer aber seufzte: „Steht die Sache so, dann, mein armer Freund, kann ich auch für meine Friesen nicht mehr stehen! Die Angriffe der Trieren auf unsere Küste haben wir glücklich abgewehrt: liegt aber nun euer Land den Legionen offen zum Durchzug, fassen sie uns zugleich von der See und vom Binnenlande her: — dann werden unsere Gauleute verzagen."

„Du hörst all' das, Brinno!" sprach Civilis, tonlos. „Willst du nun noch immer nichts von Verhandlungen wissen, während der Römer volle Freiheit bietet?"

„Ich! Oh, ich Unseliger, — ich darf dir nicht mehr widersprechen. Aber gieb acht, so klug du bist, — sie überlisten dich doch! Sei's bei Abschluß, sei's bei Erfüllung des Vertrages. O wäre Weleda schon zur Stelle!"

„Bald wird sie hier sein. Und ich werde nichts ohne ihren Rat, nichts wider ihren Willen beschließen."

XXIII.

Allein des Civilis Voraussetzung, Cerialis werde zu gleicher Zeit, an gleichem Ort mit ihm und mit der Seherin verhandeln, sollte nicht zutreffen.

Der Römer hatte allerdings in beiden diese Annahme bestärkt; er hatte beiden für die Zusammenkunft den gleichen Tag bezeichnet und auch den gleichen Ort: — die Brücke über die Nabalia — einen der kleineren Rheinarme. Um Brinnos und anderer Mißtrauen zu beschwichtigen, hatte Cerialis eingewilligt, dieser Brücke in der Mitte die Balkenbeläge über ein Joch abzubrechen, so daß zwar die Stimmen, nicht aber ein Sprung der Verhandelnden von dem Süd- zu dem Nordende der Brücke reichen könne; so ward der Vorschlag der Zusammenkunft von Civilis und von Weleda angenommen.

Der beredete Tag brach an. Von der Südseite her kam Weleda, begleitet von Welo, Sido, Brinnobrand, die ihr Civilis entgegengesandt hatte, sie sicher zu geleiten. Hier, auf der Südseite des Flusses, lagen die Zelte der Römer.

Von der Nordseite der Brücke, vom rechten Ufer her, sollte Civilis, begleitet von seinem Knaben, von Katwald, Brinno, Ulemer, Uffo und einem Häuflein von Batavern kommen: es war ausbedungen, daß Römer und Germanen nicht mehr als je zwanzig Speere stark erscheinen sollten.

Als sich Weleda dem Römerlager näherte, ritt ihrem Zug ein einzelner Tribun entgegen und lud sie ein, mit ihrem Gefolg in den Zelten der Römer zu warten, bis Civilis auf der anderen Seite der Brücke eingetroffen sei: dann solle sie mit den Ihren auf Kähnen zu den Batavern übergeführt werden.

Brinnobrand spornte sein Rotroß an Welos Seite: „Du — du bist ihr Muntwalt: — dir zuerst gebührt's: — Einem fließt die Rede schlecht, wo es Verstand bedarf. Frage jenen Römer noch einmal, — feierlich! — ob sie ganz sicher ist?"

„Du hast Recht, kluger Thor! — Höre, Tribun, bevor wir dir ins Lager folgen, — schwöre nochmal den Eid der Sicherheit."

Sofort erhob der Römer die Schwurhand: „Bei Jupiter, dem Rächer des Meineids! Cerialis hat geeidet: „Frei und sicher und unverletzt reitet die Jungfrau wieder aus meinem Lager."

Weleda hatte es gehört und doch — zögernd, schweren Herzens ritt sie mit ihrem Gefolge durch das decumanische Thor unter die gehaßten Feinde. Sie sah wohl, wie die Legionare neugierig die barbarische Prophetin auf ihrem weißen Roß angafften: aber selbst diese rohen Kriegsknechte wagten kein freches Wort über sie, wie sie, strengen Blicks gerade ausschauend, hoheitsvoll ihres Weges ritt.

Vor dem Feldherrnzelt schwang sie sich aus dem Sattel: die Zeltwache begrüßte sie ehrerbietig, wollte aber ihren Begleitern den Zutritt wehren.

Da griff Brinnobrand in die vorgehaltenen Lanzen: „Wir mit — oder sie nicht!" sprach er.

Auf den Wink des Tribunen ließ der Legionar ihre drei Begleiter in das Zelt folgen; die etwa fünfzehn Bruktrer, welche sie von der Lippe hergebracht, wurden in die nächste Lagergasse gewiesen. In dem reich, ja mit Verschwendung ausgestatteten Raum, der durch eine beiseite geschlagene Oberdecke volles Tageslicht empfing, trat ihr, gefolgt von mehreren seiner Führer, Cerialis in glänzendem Waffenschmuck entgegen.

Er mußte hinauf sehen zu dem herrlichen Weibe: es

durchschauerte ihn. — „Ja! Ihresgleichen sah ich nie! Was ist dagegen Claudia! Sehr herb — unerträglich stolz, aber übermenschlich schön. Hei, welche Wonne, diesen Stolz zu brechen! — Warte nur — nach dem Triumph!"

Er reichte ihr die Hand hin; aber mit der Miene einer beleidigten Göttin hob sie ruhig ihre Rechte und legte sie auf den Busen. So tief demütigend die Bewegung war, — der Lüstling wagte keinen zweiten Versuch: er verzagte vor dieser Jungfrau wie ein Knabe.

„Auch dafür — Rache!" sagte er zu sich selbst, während er sich wieder sammelte und die drei Begleiter eines kurzen Grußes würdigte.

„Du also bist es, seit jener Kleopatra die größte Feindin Roms!" sprach er mit immer noch staunendem Blicke.

Sie schwieg und sah ihm gerade in die begehrlichen Augen. Und der Besieger Lucretias und Claudias und so vieler andern: — er ertrug ihn nicht, den Ausdruck dieser hohen Reinheit. Er sah zur Seite: er deutete ihren Begleitern nach dem Trinktisch, auf dem ein kostbarer Weinkrug und mehrere Becher standen. So hatte er sich von seiner Verwirrung erholt. Nun begann er aufs neue: „Ich danke dem Zufall, der — durch ein Mißverständnis wohl — ihn noch auf dem andern Ufer fern hält, deinen Freund Civilis. Hei, wer sich solcher Freundin rühmen dürfte!"

„Der müßte eben ein Civilis sein," fiel Brinnobrand ein.

„Oder — dessen Bezwinger, junger Gigant. Aber — warum antwortest du nicht, Seherin?

„Du hast noch nichts gesagt," sprach sie und sah über ihn hinweg.

Gereizt entgegnete er: „O doch! Bist du wirklich des Besiegten Freundin, so rette ihn, indem du ihn gut berätst."

„Civilis berät sich selbst."

„Ei, man sagt, du seiest dieses Bataverẞ Egeria. Wohlan, rette ihn, indem du ihm rätst, die Unterwerfung —"

Drohend war das gesprochen worden: — er war einen Schritt näher getreten mit gefurchter Stirn.

Aber der Erfolg war nicht der erwartete: ohne ihm noch einen Blick zu gönnen, wandte sie sich auf der Ferse und schritt zu dem Zelt hinaus; ihre drei Begleiter folgten ihr.

„Feldherr," mahnte einer der römischen Anführer in dem Zelte, „war das nicht allzu offen, allzu rasch? Freiheit, nicht Unterwerfung hattest du —" — „Warte das Ende ab!" — „Sie schied im Zorn! Sie wird den Bataver im Trotz bestärken." — Cerialis gab keine Antwort; er machte einige Gänge durch das Zelt. „Glaubst du," fragte er plötzlich stehen bleibend, „sie hat das Lager jetzt schon hinter sich?" — „Zu Pferd — gewiß!" — „So eile. Steig' zu Roß. Du hast Recht. Ich habe mich anders besonnen. Sag' ihr, ich bäte sie, umzukehren. Sie solle nichts mehr von Unterwerfung, nur von voller Freiheit hören." — „Sie wird sich sträuben." — „So sag' ihr, — Civilis sei eingetroffen. Er, er selbst verlange sie zu sehen. Er muß ja auch bald da sein. Eile! — Und sage dem Centurio Macer, der vor meinem Zelt die Wache hält, das Wort: „Die Saat ist reif."

Der Tribun holte auf eilendem Roß den kleinen Zug nahe außerhalb des Lagers ein, er richtete seinen Auftrag eifrig aus.

Aber Weleda ritt weiter: sie hatte gar nicht Zügel gezogen.

Nun rief der Tribun: „Aber höre doch! Nicht nur Cerialis, — Civilis selbst."

Sie hielt das Pferd an.

Er erkannte seinen Vorteil und fuhr fort: „Civilis läßt dir sagen . . —“

„So ist er eingetroffen?“ fragte Sido.

Ohne ihm zu antworten fuhr der Römer fort: „Soll Civilis dich vergeblich bitten? Er — er selbst wünscht, daß du umkehrst.“

„Thu's nicht, Weleda!“ schrie Brinnobrand, wie außer sich, ihr in den Zügel fallend. „Sieh, da fliegt eine Nebelkrähe krächzend aus dem Lager gegen uns! Ein übler Angang! Thu's nicht, Weleda!“

„Hörtest du nicht? Er erwartet mich!“ Und mit kräftigem Ruck riß sie das Roß herum und spornte es so eilig gegen das Lager zurück, daß ihr die Männer kaum zu folgen vermochten. Die Gasse vor dem Feldherrnzelt war jetzt von hundert Legionaren besetzt: sie hielten die drei Gefolgen der Reiterin wieder an.

„Es wird zu eng im Zelt,“ erläuterte der Centurio.

„Diese drei Männer gehen mit mir,“ befahl die Jungfrau gebieterisch: — der Soldat gab nach.

Einstweilen war der Tribun vorausgeeilt in das Zelt, das Gelingen seines Auftrages zu melden. Nur ein paar Worte raunte ihm Cerialis zu: — der Mann erblaßte. „Nein!“ sprach er leise. „Das ist —“

„Notwendig.“

„Aber es ist —“

„Des Imperators Gebot!“

„Einen Blick voll Erbarmens warf der Tribun auf die herrliche Mädchengestalt.

„Wo ist Civilis?“ fragte Weleda, sich umschauend.

„Gleich — gleich wird er da sein. Ich erwarte ihn — ungeduldiger als selbst du. Einstweilen,“ fuhr er langsam, aber sehr laut fort, — „die Saat ist überreif.“

Da traten zehn Legionare mit dem Centurio in das

Zelt. Cerialis riß das Schwert heraus und schrie: Einstweilen bist du meine Gefangene." Und er sprang auf den ihm nächsten Germanen zu und stach ihn nieder. Es war Welo.

Noch einmal raffte der sich auf. „Römischer Hund," schrie er, „so hältst du Wort?"

„Ich hielt es. Einmal ritt sie frei aus dem Lager: — für zweimal hab' ich's nicht versprochen."

Da sank der Treue wieder um: „Flieh, Weleda!" hauchte er noch und starb.

Im selben Augenblick hatten sich auf die beiden andern mehrere Legionare geworfen, während Cerialis den rechten Arm der Jungfrau ergriff. Aber er taumelte zurück. Sido riß sich von den vier Armen, die ihn hielten, los, und führte mit dem Langmesser einen solchen Stoß auf des Cerialis Panzer, daß er bis an die Hinterwand des Zeltes zurückflog. Doch gleich darauf durchbohrten den Königssohn drei römische Schwerter. „O Weleda!" stöhnte er und war tot.

Brinnobrand aber schüttelte die drei Feinde von seinen riesenstarken Armen, zog das kurze Beil aus dem Wehrgurt, schlug es dem Centurio Macer durch den Helm in den Schädel, schlug dem Tribunen durch den Schild tief in den Arm, schlug Cerialis die starke norische Schwertklinge in Stücke und riß Weleda glücklich durch die Zeltthür in das Freie hinaus; noch einen Römer hieb er hier zusammen. Weleda war es gelungen, — ihren Mantel ließ sie in der Verfolger Hand — sich jeder Ergreifung zu erwehren.

Da scholl ihnen entgegen lautes Siegesgeschrei: die numidischen Bogenschützen — die mit den schwarzen Helmbüschen — sprengten heran.

„Sieg! Cerialis! Der Überfall gelang."

„Zwei Giftpfeile trafen."

„Sterbend stürzte er in den Strom."

„Civilis ist tot."

„Ah!" schrie da Weleda und stürzte ohnmächtig auf das Antlitz nieder.

Brinnobrand wollte sie emporreißen: er nahm das Beil in die Linke und hob an ihr mit der Rechten.

Da sprang Cerialis hinzu, schwang ein frisches Schwert und hieb ihm die Rechte am Knöchel haarscharf vom Arm. Sein Blut überströmte ihr weißes Gewand. Er ließ das Beil fallen und zerrte an ihr mit der Linken. Ein Hieb in den Arm lähmte auch diese Hand. Da warf er sich über sie, mit dem Leibe sie zu decken. Nun stach ihm Cerialis das Schwert unter der erhobenen linken Schulter in die Brust. Der Sterbende drückte einen Kuß auf ihren weißen Nacken. „Das Beste vom ganzen Leben war der Tod!" hauchte er und starb.

XXIV.

Die Numider hatten recht berichtet.

Cerialis hatte besonders eingeschärft, das erste Geschwader — „mit den besonderen Pfeilen" — zur Begrüßung des Bataves zu verwenden. Während Weleda zum zweitenmal in das Lager eintritt, war Civilis, begleitet von seinem Knaben und den drei Freunden, auf der Nordmündung der geländerlosen Brücke eingetroffen. Das Gefolge von etwa zwölf Kriegern war einige Schritte vor der Brücke abgestiegen und hütete dort der Führer und die eigenen Rosse.

Brinno ging mißtrauisch zuerst allein auf die Brücke. Er überzeugte sich, daß in der That in dem Mitteljoch eine Lücke klaffte, über welche kein Wagesprung führen mochte. Er ging zurück und meldete das.

„Da — auf unserem Ufer! — liegen ja auch die abgehobenen Balken und Bretter," lächelte Civilis. Er winkte seinem Sohne, mit Katwald am Ufer zurückzubleiben, und ging mit den drei andern auf die Brücke. „Wo ist Cerialis?" rief er dem Tribunen auf der Südseite zu, — er erkannte ihn mit bitterem Groll: „es ist Labeo, der König der Bataver!" sprach er.

„Und die beiden Führer hinter ihm," rief Brinno grimmig, „das sind die Brigantiker!"

„Ja," rief Labeo herüber, „wir haben uns von Cerialis diesen Auftrag ausgebeten, euch gebührend zu empfangen."

„Und wo bleibt Weleda?"

„Sie wird gleich im Lager sein," sprach Julius.

„Ich warte nur auf das Zeichen," schloß Labeo; er wandte sich und blickte rückwärts.

„Was rührt sich dort in dem dichten Gebüsch auf dem römischen Ufer?" fragte Brinno. „Siehst du nicht, Uffo?"

„Jawohl," erwiderte der, „auch das Schilf bebt."

„Es ist der Wind," erklärte Cajus.

„Es ist kein Wind, der springt erst um Mittag ein."

„Dann ist es Wild."

„Das ist kein Reiher und kein Fisch!"

„Wieherte da nicht ein Roß?" forschte Ulemer.

Da rief Labeo: „Seht das Zeichen!"

„Auf des Feldherrn Zelt wird die Flagge aufgezogen," sprach Julius.

„Weleda ist im Lager!" frohlockte Cajus.

„Jetzt!" — schrie Labeo und zog das Schwert.

Da holten die siebzehn hinter ihm stehenden Legionare aus ihren weiten Mänteln Balken hervor, welche genau die erforderliche Länge hatten, — Cerialis selbst hatte das Maß genommen — warfen und schoben sie über die klaffende Lücke und eilfertig, mit wildem Kriegsgeschrei, liefen nun alle zwanzig hinüber, die Schwerter schwingend.

„Verrat! Flieh, Civilis!“ schrie Brinno. „Rette dich!“

„Rette den Knaben!“ rief Uffo.

„Wir decken dir den Rücken!“ schloß Ulemer.

Und die drei Männer suchten, nebeneinander gestellt, vorn die Brücke zu sperren, während hinten Katwald, Merovech und die Gefolgen heraneilten. Aber Civilis wich nicht: als vierter sprang er in die Mitte: — der erste Anlauf der Römer ward zurückgeschlagen; hart vor Civilis stürzte Labeo tot nieder, bevor er mit diesem die Klinge gekreuzt: in die Stirne hatte ihn ein kurzer Bolz getroffen: der war befiedert mit der Schwinge des grauen Reihers.

„Gut gezielt, Merovech!“ rief Brinno. Es war sein letztes Wort. Denn nun sprengten aus dem Schilf und dem Gebüsch am Römerufer ein ganzes Geschwader numidischer Reiter auf die Brücke: ihre ellenlangen Pfeile schlugen ein wie grimme Vögel mit ehernen Schnäbeln.

Civilis hatte keinen Schild, auch Brinno nicht: da warf sich der auf den Freund, mit beiden Armen ihn umschlingend, mit dem Leib ihn deckend.

Den Augenblick erspähte Julius: tückisch sprang er vor und stieß dem Wehrlosen das Schwert in den Nacken. Die starken Arme verloren die Kraft, er glitt langsam nieder.

Aber noch wich Civilis nicht.

Da sah er Ulemer, von Pfeilen durchschossen, fallen. „O rette dich!“ mahnte der Friese und starb.

„Weh, weh um Weleda!“ rief Civilis. „Ich habe sie in dieses Netz geführt.“

Grimmig hatte Uffo bisher sich die Legionare vom Leibe gewehrt; er fegte die Brücke mit fürchterlichen Streichen seiner schweren Bootstange leer: fünf hatte er nieder oder über die Brücke hinabgeschmettert: da traf ihn ein Pfeil in die Brust: „Rette dich! Fahre wohl, Civilis!“ rief er noch, warf die Stange weg und spähte scharf umher unter den Feinden: — die beiden Brigantiker standen nebeneinander — nun sprang er auf sie zu, umfaßte mit jedem Arm einen der Brüder und warf sich mit ihnen in den Strom.

„Vater! Laß mich mit dir sterben!“ rief Merovech und eilte mit Katwald auf der Brücke vor.

Nun schickten sich die Reiter des ersten Geschwaders an, über die auf der Brücke hochgetürmten Leichen hinweg auf die Bataver einzusprengen, sie lebend zu greifen. Zugleich tönte an dem römischen Ufer ein Tubazeichen. Ein zweites Geschwader der Reiter stellte sich in Reih und Glied und machte sich fertig, schwimmend den Fluß zu überschreiten, die Brücke im Rücken zu fassen, und den wenigen noch übrigen Verteidigern den Rückzug abzuschneiden.

Aber in diesem Augenblick trafen Civilis zwei Pfeile: der eine in die linke Brust, der andere in den rechten Schenkel; der Fuß versagte, knickte, und, da er — die Leichen häuften sich auf der Mitte — ganz auf den äußersten Balken rechts gedrängt war, stürzte er in den Fluß. Augenblicklich sprangen Katwald und der Knabe nach, ihn zu retten: allein er sank sofort: das blutig schäumende Wasser schlug hoch über ihren Köpfen zusammen. Nun tauchten sie: denn Speere nnd Pfeile flogen in Menge auf sie: — so verschwanden alle drei im Strom.

„Aus ist der Bataverkrieg wie das Gallierspiel!“ froh-

lockte Cerialis auf die Meldung hin. „Brecht das Lager ab. Der Sieges-Seherin legt goldene Fesseln an. Nun geht's — nach Rom!"

XXV.

Im triumphatorischen Schmuck, in die prachtvolle Palmata gehüllt, den vergoldeten Lorbeerkranz um die Schläfe, stand Cerialis in dem Schreibgemache Vespasians: nach der ihm im voraus gewordenen Verstattung durfte er, wenn auch der Kaiser allein wegen der Siege seiner Feldherren den Triumphzug hielt, diese beiden triumphatorischen Ehrenzeichen tragen. Es war der stolzeste Tag in des Siegers an Kämpfen und an Siegen reichem Leben.

Geraume Zeit mußte der Angemeldete harren: es hieß, Vespasianus sei beschäftigt, sich von den Sklaven das Festgewand anlegen zu lassen.

So hatte jener Muße, den Erinnerungen nachzuhängen, die dieser Raum ihm erweckte. Hier hatte er gestanden: — vor diesem Citrustisch — wieder war er mit Briefen und Urkunden bedeckt — noch nicht vier Monate waren es — eine ganze Woche fehlte — ein schwer verklagter Mann; hier hatte er Leben und Ehre dafür verpfändet, ein Werk zu vollenden, ein großes schweres Werk: — er kannte keinen unter seinen Waffengenossen, keinen, der das in gleicher, so kurz gesteckter Frist übernommen hätte: — er aber, er hatte es vollendet! Hier stand er wieder in dem gefährlichen Palast der Cäsaren: — ein stolzer Mann.

Er hörte den Schritt des nahenden Imperators: sein nachschleppender Purpur rauschte heran: wohlan, er mochte kommen. Hoch richtete sich der Feldherr auf.

Es befremdete ihn, daß der Herrscher nicht allein erschien: — hatten sie beide doch allein um jenen Vertrag, um jene bedingte Begnadigung gewußt: — unwillkürlich warf er einen raschen Blick nach dem geheimen Fach an der Wand, aus welchem damals Vespasian die lebensbedrohliche Urkunde genommen: sie war wohl längst zerstört, — das Fach stand geöffnet: es war leer.

Nun trat Vespasianus ein: ihm folgten in das Gemach seine beiden Söhne und Mucianus, seine rechte Hand, dem Feldherrn, wie dieser wußte, wenig hold: ernst sahen sie alle darein, auffallend ernst für einen Tag des Triumphes: sein Auge suchte das des freundlichen Titus: er fand es nicht; mit gefurchter Stirn sah der Kaisersohn zu Boden.

Des Vespasianus hohe Gestalt machte überwältigenden Eindruck: der Imperator trug bereits die Gewandung des Triumphators: diese war aber keine geringere, als die des kapitolinischen Jupiters selbst, die soeben aus dem Tempelschatz abgeholt worden war: die purpurne, mit Goldfäden gestickte Tunica palmata und die gleichfarbige, mit goldenen Steinen übersäte Toga picta und goldene Sandalen; in der Linken trug er das lange Scepter von Elfenbein, gekrönt mit dem blitztragenden Adler und das gewaltige Haupt umrahmte der dunkelgrüne Lorbeer. Er nahm nun Platz dem Feldherrn gegenüber auf einem purpurbehangenen Stuhl von Elfenbein; seine beiden Söhne stellten sich an seine beiden Seiten, Mucianus hinter ihn.

„Petillius Cerialis," hob der Imperator an mit einer Eiseskälte im Ton, welche den Erstaunten durchfröstelte, „wir haben vor Wochen eine Übereinkunft getroffen in diesem Saal. Ich verhieß, das über dich gefällte Todesurteil einstweilen unvollstreckt zu lassen."

„Was hat er davon zu reden — vor den andern?" dachte Cerialis unwirsch.

„Wenn du in vier Monaten erfüllen würdest, was du übernahmst. Du bist zurück.“

„Noch vor der Zeit,“ unterbrach Cerialis stolz; er konnte seinen Unmut nicht mehr zügeln. „Noch kein Wort der Anerkennung, des Dankes!“ grollte er in sich.

„Vor der Zeit! In jedem Sinne. Denn du hast noch nicht erfüllt, was du versprachst.“

Cerialis fuhr auf; wohlwollend winkte ihm Titus, zu schweigen.

„Und wirst es nicht erfüllen in noch vier Monaten.“

„Imperator,“ sprach Cerialis zornig, „Gallien samt den Batavern liegt zu deinen Füßen und in goldenen Ketten harret Weleda, vor deinem Triumphatorwagen zu schreiten.“

„Und wo ist Claudius Civilis?“

„Tot, Imperator!“

„Gelogen! Er lebt! Zuverlässige Kunde kam mir durch Mucianus hier. Er entkam lebend über den Strom, er liegt verwundet in dem Lande der Brukterer.“

Cerialis zuckte die Achseln. „Hat ihn Mucianus dort gesehen? Mag sein! Aber er trägt den Tod doch unheilbar in dem Leib. Mehr als ein Giftpfeil deiner Numider hat ihn getroffen und du weißt ...“

„Genug! Sei's um den Bataver! Zwar hast du den Vertrag von deiner Seite nicht erfüllt: — und du übernahmst die Erfüllung unbedingt: — so bin auch ich nicht gebunden, zu leisten, was ich nur bedingt versprach. Aber sei's um Civilis. Ich rechne dir den Wunden als einen Toten. Allein, Petillius Cerialis, wo warst du in den ersten zwei Stunden der Schlacht bei Trier?“

Das erbitterte den erfolggekrönten Feldherrn. Hochmütig erwiderte er: „wo immer ich im Anfang war, — am Ende stand ich als Sieger, zwar blutend, — für dich, o Vespasian! — aber doch als Sieger auf dem Feld.“

Da erhob sich Vespasian in edler Wallung: heiliger Zorn blitzte aus seinem grauen Auge: majestätisch überragte die hohe Gestalt alle Anwesenden: „Und durch welches Mittel hast du die Stadt der Lingonen gewonnen? Durch welche Mittel Weleda gefangen und Civilis in den Rhein gestürzt?"

„Durch Kriegslist, Imperator! Erinnre dich, ich fragte dich: in vier Monaten — um jeden Preis? Und du nicktest mir zu."

„Aber nicht um den Preis der Ehre Roms!" donnerte Vespasianus. „Nicht durch niederträchtigen Treubruch, durch Meineid und Verrat! Elender! Ich überlegte lang, ob ich dich nicht den schändlich Getäuschten ausliefern solle. Aber wem? Drei Völker haben ein Recht auf dein verruchtes Haupt. Die Lingonen für ihre verbrannte Stadt, die Brukterer für ihre verratene Seherin, die Bataver für jenen tapfern Mann. Du hast nicht, wie der Höllenhund, drei Köpfe. Behalte denn dein ehrlos Leben! Aber aus ehrbarer, frommer Menschen Gemeinschaft scheidest du. Das längst gefällte Urteil wird nicht vollstreckt, ich begnadige dich . . — zur Verbannung für Lebenszeit. Hier, Mucianus," er holte aus dem Purpurmantel eine Papyrusrolle hervor — „du haftest mir für ihn. Sofort schiffst du ihn ein: die Triere liegt im Tiber segelfertig bereit. Du schaffst ihn nach Cassyra, auf das ödeste Felseneiland des Weltmeers! Kein Wort, Verruchter! — Und nun meine Söhne, folgt mir! Zum Triumph! Hört ihr? Da unten scharren auf dem Marmor die Rosse vor dem goldnen Wagen.

Nicht über die wieder hereingebrachte gallische Provinz: — über Germanen triumphiert wieder einmal ein römischer Imperator. Zum erstenmal seit Germanicus, seit mehr als zwei Menschenaltern. Und wie damals das Weib des

Cheruskers, soll heute, als Germaniens Bild und Wahrzeichen, jene Veleda vor meinem Wagen gehn. Auf! Zum Kapitol!"

XXVI.

Einstweilen hatte sich der Triumphzug nach alter Sitte vor der Stadt — außerhalb des Pomeriums — auf dem Marsfeld geordnet. Sein Weg führte durch die Porta triumphalis in den Cirkus Flaminius, in welchem viele Tausende von Zuschauern Platz fanden, dann in die Stadt durch die Porta Carmentalis und über das Velabrum und das Forum boarium in den Cirkus Maximus, dann zwischen dem Palatium und dem Caelius hindurch auf die Sacra via und über das Forum auf das Kapitol.

Die Spitze des Zugs bildeten die höchsten Beamten und die Senatoren; es folgten die Tubabläser: darauf wurde die Beute getragen oder gefahren: sie war diesmal nicht sehr reichlich ausgefallen: den Germanen war nicht viel abzunehmen und über die nur zum Gehorsam zurückgeführten Gallier sollte ja nicht triumphiert werden: so hatte denn Vespasian bildliche Darstellungen herstellen lassen des gewaltigen vielhornigen Rheinstroms, der Sumpfwälder an der Lippe. Darauf wurden die goldenen Kränze getragen, welche die „dankbaren Städte Galliens" — Langres in seinem Schutt, Trier, Metz, Reims, Besançon — „ihrem Befreier Vespasian" dargebracht hatten. Glänzend gekleidete Jünglinge und Knaben, goldene und silberne Opferschalen in den Händen, geleiteten hierauf die Opfertiere: es war eine ganze Herde: einhundertundzwanzig weiße Stiere, deren vergoldete Hörner von Binden und Kränzen umflochten waren.

Es sollten nun folgen jene vornehmsten Gefangenen, die nicht als Sklaven verkauft, sondern zur größten Verherrlichung dieses Tages bestimmt waren: sie wurden, nachdem der Triumphator das Kapitol erreicht, in einem Kerker am Fuße desselben, bevor das Opfer begann, erwürgt wie Jugurtha oder mit dem Beil enthauptet wie Vercingetorix oder kürzlich erst der Judenführer Simon.

An solchen hervorragenden gefangenen Kriegern fehlte es diesmal nun völlig: von den Führern der Germanen war nicht Einer lebend in die Hände der Römer gefallen: — die zwölf zahmen Bären, die Cerialis angekauft hatte in den gallischen Rheinstädten, waren doch nur ein dürftiger sinnbildlicher Ersatz für Brinno oder Sido: deshalb eben sollte die gefangene Seherin hier das stolzeste Schaustück des Triumphes abgeben.

Hinter den Gefangenen waren aufgestellt die Liktoren des Triumphators in Purpurgewanden, Stäbe und Beil bekränzt; dann vierzig Kitharisten und Flötenbläser. Hinter diesen stand bereit, Vespasius gewärtig, der ganz vergoldete Triumphwagen, von Lorbeer umflochten, mit vier schneeweißen Rossen bespannt, umwogt von schönen, reich gekleideten Knaben, die kostbare Weihrauchgefäße schwangen, und von den gewaffneten Apparitores. Hinter dem Wagen hätte nun Cerialis als Legat des Triumphators schreiten sollen; statt seiner war jetzt aber hier den Söhnen Vespasians der Platz im Zuge bestimmt. Den Schluß bildeten die sieghaften Legionen: alle fünf, die Cerialis nach Gallien gebracht, waren zurückgeführt, dagegen die abtrünnig gewesenen dort belassen worden.

Diese Kriegsscharen, in ihren besten Rüstungen und Waffen, an Helmen, Feldzeichen und Speeren mit Kränzen geschmückt, weit über dreißigtausend Mann, boten eine stolz gewaltige Schau; aus ihren Reihen scholl, wie die Frei-

heit dieses Tages verstattete, manch Scherz- und Spottlied auf den sparsamen Imperator, auf den verliebten Cerialis und dessen Unauffindbarkeit in gar mancher Nacht.

XXVII.

Zu derselben Stunde, da des Cerialis Schicksal entschieden worden und der Triumphzug nur noch des Imperators und seiner Söhne harrte, nahte den Bädern des Nero, unfern der fabricischen Brücke, am linken Tiberufer, wo Weleda gefangen gehalten wurde, ein Zug römischer Legionare, geführt von einem Tribun.

Die breite mit weißen Marmorplatten bedeckte Krone der Mauer hart oberhalb des tiefen Stromes schmückten zahlreiche Bildsäulen von Göttern, Imperatoren, Helden. Lorbeer, Oleander und andere immergrüne hochragende Büsche, in mächtigen und kostbaren Vasen hier aufgereiht, warfen ihre dunkeln Schatten, ob auch die heiße Sonne des Südens unbewölkt von dem tiefblauen Himmel hernieder brannte.

Hier oben wandelte, das Antlitz der kühlenden Luft, die vom Tiber wehte, zugekehrt, Weleda in weißem Gewand; die beiden Hände waren durch eine lange, dünne, goldene Fessel aneinander gekettet: mehr zur Schau für die Römer als zur wirklichen Bindung der Gefangenen; willig hatte sie sich die Kette anlegen, willig auch — wie ein Opfer — das lichte Haar durch einen vollen Eichenkranz umwinden lassen.

Neben ihr schritt bedächtig ein ernster, bleicher Jüngling mit tiefliegenden schwermütigen Augen; er barg Wachs-

tafel und Griffel in den Falten seiner Toga. — „Ich danke dir, Jungfrau,“ sprach er bedachtsam. „Vieles hab' ich von dir erforscht und erfahren über deines Volkes Sitte und Eigenart. Viel verstand ich: — anderes ahne ich: — aber noch mehr, viel mehr muß ich davon aus dir schöpfen.“

Ein seltsam Lächeln spielte um die Lippen der Gefangenen

„Nein, Weleda!“ rief der Jüngling. „Bange nicht um dein Leben, nicht um deine — um dein Los.“

„Ich bange nicht.“

„Es hat mich, seit ich dich unter den Gefangenen entdeckt, — seit ich dich sprechen durfte — hohe Bewunderung für dich erfaßt. Ich habe mir durch des Imperators Sohn erbeten —“

„Meine Freiheit?“

„Unmöglich! Aber . . .“

„Unmöglich! Und das sagt von allen Römern, die ich sah und sprach, der edelste und beste! Ein Knabe noch und schon so tief durchtränkt von römischer Niedertracht! Aber es ist gut so! Je fauler der Apfel, desto früher sein Fall.“

„Völker knospen,“ sprach der Jüngling sinnend, „Völker blühen, reifen: — müssen alle faulen? — Jedenfalls — ihr in euern Wäldern seid noch fern der Fäulnis; ihr knospet erst. Herb, aber, mir ist, zukunftvoll. Ich will an den Rhein: — ich muß noch mehr von euch erkunden. Du aber, — deine rührende Gestalt erbarmt mich.“

„Spare dein Mitleid für Rom. Es wird dessen brauchen, wann der Tag der Vergeltung anbricht. — Und doch,“ — milder sah nun das graue Auge auf ihn — „habe Dank! Dein Wesen, deine scheue Zurückhaltung haben mir wohlgethan, und daß du so eifrig, so klug mich fragtest, nicht mit Verachtung gegen die Meinen.

Ach! bin ich denn noch Weleda? Ich, die mit Göttern Zwiesprach tauschte, die ich im Rauschen der heiligen Wipfel hohe Weissagung vernahm, der die Wirbel des Stroms Siegverheißung zugeflüstert? Wehe, ausgerissen aus dem Boden der Heimat neig' ich hoffnungslos das Haupt, welkend, wie die ausgerissene Blume unter diesem heißen Sonnenbrand! Wo bist du, mein dunkelkühler, morgenfrischer Buchenwald? Dort — dort im fernen Norden suchen dich Auge und Sehnsucht!"

Da tönte draußen vor der Gartenmauer ein Tubaruf! der kleine Zug hielt vor der Pforte, der Tribun schritt waffenklirrend in den Hain der Bäder und stieg die Marmorstufen hinan; die auf die Mauerkrone führten. Er begrüßte ehrerbietig den Jüngling, den er als Günstling des Imperators kannte, und begann: „Komm, Barbarin! Es ist Zeit."

Sie antwortete nicht; sie hatte, sobald die Legionare nahten, ihnen den Rücken zugewendet; verträumt sah sie gen Norden.

„Zeit? Wozu?" fragte der Jüngling. — „Für den Triumph! Alle Straßen sind bekränzt, offen stehen die Thüren aller Tempel! Auch du eile, Cornelius Tacitus. Titus hat nach dir gefragt: du sollst ihn begleiten." — „Aber die Jungfrau?" — „Das Barbarenweib wird die besiegte Germania darstellen: in goldnen Ketten wird sie vor des Vespasianus Wagen gehn." — „Ich fürchte sehr, das ist zu früh. Wie oft schon, wie lange schon triumphieren wir über das unterworfne Germanien? Seit jenen Kimbrern! Und immer wieder müssen wir's besiegen."

„Komm, Barbarin! Der Imperator wartet nicht."

Und da sie ihn nicht zu hören schien, stieg er von der letzten Stufe auf die Mauerkrone hinauf, schritt an dem Jüngling vorbei und streckte die Hand nach ihr aus. Sie wich, rückwärts gehend, rasch ein paar Schritte.

„Horch! Von der Stadt, vom Theater des Marcellus her, dringt schon der Triumphsang der Legionen und der jauchzende Zuruf der Zuschauer: „Jo triumphe!“ — Folge! Hast du nicht verstanden?“

„Ich habe verstanden,“ rief sie. „O diese Stunde — und auch ihren Abschluß — senden mir die Götter, die Götter der Heimat! Seit der scheußliche Verrat mich getroffen, ach! waren sie mir verstummt, waren sie von mir gewichen. Aber heute — in dieser Stunde: — ich fühl's: sie steigen auf mich nieder.“

„So weissage denn wieder!“ lachte der Tribun. „Du hattest ja der Deinen Sieg verheißen. Heute erfüllt sich deine Weisheit!“

Da sprach die Jungfrau und ihr helles Auge blitzte: „Nie, so wenig wie Weleda, führt ihr Germania im Triumph ein!“

„Das Omen nehm' ich an! Komm, Germania! Wie schön von deinem weißen Arme sich die goldne Fessel hebt!“

Mit einem Ruck der kräftigen Arme riß sie die dünne Kette in der Mitte entzwei.

„Nicht in meinen Fesseln kehrten die Hohen bei mir ein, aber jetzt — aus freier Seele — darf ich wieder weissagen! In diesem Schauer, der mich zorneskalt durchrinnt, weht, wie daheim durch der Esche Wipfel, Wodans Atem.“ Sie wandte sich abermals gen Norden: „Siehst du, Römer!“ und sie warf das Haupt in den Nacken, daß das Haar wie eine Silberwoge um sie flutete, — „dort — — von den fernen Bergen steigt herab in euer Land, hell in Waffen, eine ganze Heldenwelt. Immer neue, neue Scharen! Namen, voll von Siegesklang! Adlerhelme seh' ich blinken! Horch! die Hörner! Horch! Der Schildgesang! Heil, ihr blonden Siegeskönige! Schwingt die Streitaxt! Seht, es birst das Thor! Es springt die rost'ge Völker-

fessel, wie Weledas Kette sprang! Du räche mich: du wirst, du mußt mich rächen, Geist des Civilis!"

Staunend hatte der Tribun diese wilde Erregung angesehen: besorgt trat der Jüngling an ihm vorüber einen Schritt näher. Nun folgte ihm der Krieger, er wollte nach ihr greifen.

Aber sieh! Plötzlich schwang sich von der hohen Mauer hinab in die Tiefe eine leuchtende Gestalt, rasch und hell, wie ein Stern vom Himmel schießt: — schon trug der Fluß die schöne Tote fort ins freie Meer.

XXVIII.

Wo tief in dem grünen Waldland der Cherusker die Weser durch ein düstres Tannicht zieht, da ragt auf dem rechten Ufer nahe dem Fluß aus der feuchten Niederung ein mäßiger Hügel. Auf seiner Krone ruhen, von Menschenhand geschichtet, ein paar mächtige Steine; Moos und Steinbrech hatten sie schon damals üppig überwachsen; in den obersten war kunstlos ein Kurzschwert geritzt, die alte Waffe der Cherusker. So mochte die Hügelgruft über ein Menschenalter hier gewölbt sein.

Einsam lag das Grab: ringsum tiefe Stille, die feierliche Stille des Urwalds. Weit und breit kein Gehöft, keine Spur von menschlicher Siedelung, von Wiesenmahd oder Feldbau.

Es war Spätherbst; die gelben Blätter fielen langsam von den Erlen und Eschen, die gemischt unter dem Nadelholz standen. Der kalte Nebel spann um die Wipfel der hohen schlanken Tannen, in kleinen weißen Wolken von dem Strom und den sumpfigen Ufern aufsteigend.

Zwei Raben saßen, wie Grabwächter, auf dem obersten Stein. Nun flogen sie auf und strichen langsam, langsam ab, tiefer zu Walde — nach Osten.

Denn von Westen, vom Flusse her, nahten Schritte. Es waren zwei Männer und ein Knabe.

Der eine der Erwachsenen führte an dessen linkem Arm den andern, der nur mit Anstrengung, matt Fuß vor Fuß setzend, vorwärts kam; auf des Knaben Schulter, der zur Rechten schritt, stützte sich der Leidende, als es nun hügelaufwärts ging.

Endlich war die Krone der Anhöhe erreicht.

„Hier ist der Ort," sprach der Führende; „da ragen die vier Steine."

„Und sieh, Vater, hier, auf dem obersten, das eingehauene Schwert! Wir haben's doch gefunden: — obwohl du des Gastfreundes Wegweisung ablehntest. Warum? Der Pfad durch den Wald war doch stark verwachsen."

„Ja, mein Sohn. Leicht und bald verwächst der Weg zu Gräbern: — auch der Herrlichsten! Die Völker sind undankbar. Oder doch: vergeßlich. Es ist verzeihlich. Jedes Geschlecht hat seine eigne Sorge, die Arbeit seiner Tage. Sie nehmen sich nicht oft Zeit, vergangner Größe zu gedenken. — Weshalb ich den Cherusker nicht mitnahm? Weil du allein, mein Sohn, mit dem treuen Katwald vernehmen sollst, was ich dir zu sagen habe an dieser Stätte. Der Ort ist heilig, Knabe. Küsse diesen Stein! Dies ist das Grab Armins."

Voll Ehrfurcht beugte Merovech das Knie, die blonden Locken fielen auf den grauen Stein. Müde ließ sich Civilis auf der untersten Felsplatte nieder.

„Hier liegt er, der größte Held, von dem unser Volk zu sagen und zu singen weiß. Hier liegt er, den die eignen Stammgenossen meuchlerisch gemordet, weil sie ihre

Freiheit schützen wollten vor ihm, wie sie sagten, das heißt: weil sie seine Größe nicht ertrugen. Solang er lebte, haben sie ihm schlecht gehorsamt: manchen Sieg haben sie ihm verdorben durch ihre „Freiheit“, ihren Ungehorsam, ihre Zwietracht. Und zuletzt — da haben sie ihn — seine eigenen Cherusker! — hinterrücks beim Versöhnungsschmaus erstochen. Das ist der Dank der Völker, Merovech.“

Er zuckte; er drückte die Linke gegen die Rippen.

„Vater, schmerzt die alte Wunde wieder: — von dem bösen Pfeil?“

„Nicht die, mein Liebling.“

„Herr, du wirst so bleich! Der Gang war doch zu weit. Trink! Ich habe Wein für dich in diesem Lederschlauch.“ Civilis wehrte schweigend ab.

„Aber,“ fuhr der Treue fort, „weshalb auch so weit wandern? Du bist noch arg wundsiech. Was du dem Knaben warnend sagen wolltest, das konntest du auch an der Lippe sagen und am Rhein!“

„Nein, Katwald, ich mußte an dies Grab. Um meinet- und um des Sohnes willen.“ Er erhob sich mit wankenden Knieen: „O hör' es, Armin, der du da oben hoch über jenen Nebelwolken aus Walhall auf mich niederschaust: — hör' es, großer Ohm, wie dein ach! so kleiner Neffe dich um Vergebung anfleht für die Schuld von zwanzig Jahren! Ich selbst habe mein unselig Beispiel hat mein Volk verrömert: was Wunder, daß sie zuletzt — nach meiner eigenen Thorheit! — zu Rom sich wandten wider mich. Ich verzeih's ihnen.“

„Aber ich nicht, Vater!“ rief Merovech zornig, sein schönes Antlitz erglühte, ungestüm warf er das Gelock zurück. „Ich niemals. Die Undankbaren! Die Elenden! Abfallen von ihrem Befreier, von ihrem Helden, der sie von Sieg zu Sieg geführt. Wahrlich, sie sind nicht wert . . .“

„Schweig, Knabe! Nie mehr solch ein Wort!“

„Aber du sprachst ja gerade selbst in bitterem Hohn vom Dank der Völker!“

„Und sind sie undankbar, — was dann? Nicht um des Volkes Dank sollst du deines Volkes Held werden, sondern weil du mußt: — aus Pflicht der Ehre! Sieh, deshalb, deshalb hab' ich dich hierher geführt: — an dieses Grab. Nicht, um dich zu warnen, nein, um dich zu mahnen, um dich heilig, unablösbar, zu verpflichten für dein Volk. Schaue hierher! Hier liegt Armin, so unvergleichlich herrlicher denn dein Vater.

Weißt du, was sein letztes Wort war, als ihm die Seinen, all' Cheruskia verfluchend, den Dolch aus dem Rücken zogen? Weißt du was er sprach, mit brechenden Augen: „Ich litte alles, — auch Thusneldas Ketten! — und ich thäte doch alles: nochmal! Das Höchste bleibt — mein Volk.“

So sprach Armin und starb.

Und so, Merovech, so sollst du denken und leben. Wohl sah ich den Groll, den bittern, in dir aufwachsen in diesen langen Wochen, da du mit Katwald mich gepflegt in dem sumpfigen Versteck. — Da reifte in den langen schlummerlosen, schmerzensreichen Nächten in mir der Gedanke an dieses Grab, an diesen Weg: — an diese heilige Wallfahrt. Und ich bat die Götter, mir nur noch so lang Leben und soviel Kraft wieder zu schenken, daß ich dich hierher führen könne. — Sie wollen, daß ich's vollbringe: — darum haben sie mich erhört. Dank ihnen!

Hier, an diesem Grabe, reiß' ich dir den Groll wider dein Volk mit der letzten Wurzel aus der Brust oder — bei Wodans Speer! — ich töte dich, Knabe! Einen Hasser der Meinen“ — hier sprang er auf und griff grimmig an das Schwert — „will ich nicht gezeugt haben! Glaub'

es mir, nein, glaube dem großen Ohm: trotz allem und allem: dein höchstes Gut bleibt doch dein Volk, das deine Sprache spricht, das dein Recht und deine Sitte lebt. Reiße dich los von diesem Stamm und du verdorrst so gewiß, wie hier der dürre Ast zu deinen Füßen. Ihm dankst du, was du bist, dein Blut und deine Eigenart. Ihm, deinem Volk allein, sollst du leben! Sonst bist du pflichtlos, ehrlos, marklos, kernlos!

Willst du das, kannst du das, Merovech, mein lieber Sohn? O trotze nicht! Wende nicht das Haupt zur Seite. Es ist deines Vaters letztes Gebot: — sein Todeswunsch! Denn — ich fühl' es — meine Füße werden diesen Weg nicht mehr zurückgehn." Er ließ sich niedergleiten auf die Felsplatte: Katwald umfaßte ihn stützend.

Da warf sich der Knabe laut aufschreiend vor ihm nieder und umschlang seine Knie und schluchzte: „O Vater! Lieber Vater! Alles! alles, was du willst! Ich fühl' es: du hast Recht."

Mit feuchten Augen legte der Sieche die zitternde Hand auf den blonden Scheitel. „So ist's gut! So ist's recht, mein Liebling! Schwöre mir denn bei diesem heil'gen Grabe, schwöre mir, abzuthun von dieser Stunde an jeden Groll gegen das arme bethörte Volk der Bataver und es zu lieben und für dies Volk zu leben und zu sterben."

Und der Knabe sprang auf, legte die rechte Hand auf den obersten Stein, auf das Schwertbild, und sprach fest: „Ich schwöre": — seine Stimme zitterte nicht mehr.

„Gut: — Armin und Wodan haben es gehört! Aber nun noch eins: — dann ist mein Lebenswerk beschlossen. Einen Rat — mein Vermächtnis! — höre noch! Die Bataver meiner Tage — der Ausgang hat es schmerzlich klar gezeigt! — sie waren noch nicht reif für das, was ich gewollt: die Zucht, der Gehorsam fehlt ihnen wie unsern

Vettern hier rechts von dem Rhein. Vielleicht noch lange, lange, lange bleibt es so! Vielleicht muß erst die Not, der drohende Untergang sie Eintracht lehren und Gehorsam. Auch du, mein Knabe, schaust wohl den Tag ihrer Reife noch nicht: — du nicht und viele deiner Enkel! Aber versprich mir, das Gedächtnis, dein Gelöbnis dieser Stunde . . ."

„Nie vergeß ich es!"

„Ich weiß es. Aber das genügt nicht. Deinen Söhnen, deinen Freunden, allen, die es wert sind, vertraue das Geheimnis dieser Stunde und des Civilis letzten Rat. Wir sind zu schwach allein gegen Rom, ja, gegen jede große Gefahr! Solange Gau für Gau, Völkerschaft für Völkerschaft allein für sich nur sorgt, für sich nur kämpft, müssen sie erliegen. Ihr müßt euch zusammenthun! Für Frieden und für Krieg. Die Genossen des eignen Stamms, aber auch die Nachbarn, wie es Berg und Thal und die gemeinsame Abwehr vorzeichnen und verlangen: schließt euch zusammen — zum festen Bund, zum unaufkündbaren — nicht nur, wie bisher, je für Einen Krieg! Dieser Bund der Freiheit wird eure Freiheit schaffen und schützen. Diesen meinen Rat, — pflegt ihn, vertraut ihn, vererbt ihn von Geschlecht zu Geschlecht. Das, mein Sohn, das sollst du mir als zweites schwören. Nein! Nicht wieder bei diesem Grab! Bei — ach! dem einzigen Erbe, das dir dein Vater hinterläßt: — verbrannt liegt — von dem eignen Volk verbrannt! — unser Hof und alle Habe: — sieh hier dies Schwert! Oft hab' ich es zum Sieg geschwungen: — der Mörder deines Bruders fiel durch diese Klinge. — Schwöre mir auf dieses Schwert, du wirst meinen Rat vererben."

„Ich schwöre, Vater."

„So nimm es hin: es ist jetzt dein eigen!"

„Aber, Vater, — dieser Bund der Freien und Franken, der Rechts- und Kampfgenossen, — wie soll sein Name sein?"

Civilis schwieg einen Augenblick: „nennt euch die Franken! Euer Name selbst soll euch der Pflicht gemahnen. Aber nennt euch laut, vor der Welt, erst so, wann ihr's geworden seid: frank und frei, stark und stolz! — Und nun, mein Merovech, und du, getreuer Katwald — laßt mich — eine kleine Weile noch — ich fühl's, es währt nicht lange mehr! — allein an dieser Gruft — beim Geist Armins. Und ist's zu Ende — hier — auf freiem Boden! — senkt mich ein, nicht allzuweit — von seinem Grab."

„O Vater, Vater!"

„Was klagst du? Ich sterb' an blut'ger Wunde: von diesem Grab hinweg, hinauf zu Wodan und Armin, holt mich die Walküre. — Bist du es, die da oben schwebt? Ich warte dein! Komm, Weleda!"

Chlodovech

Historischer Roman
aus der Völkerwanderung

(a. 481—511 n. Ch.)



Den Freunden

Theodor und Ellen Ziebs

in Greifswald.

I.

Es war im Jahre vierhunderteinundachtzig nach Christus, an einem schwülen Sommerabend, da lag in dem stattlichsten Hause von Tournay (— Doornick an der Schelde —) ein Mann schwer leidend; der vornehme Römer, dem das Gebäude dereinst gehört hatte, war schon längst — gleich bei der Annäherung der salischen Franken — aus der Stadt, dann über die Alpen nach Italien entflohen: nach der Einnahme der Feste hatte der salische Gaukönig Childirich an einer Säule in dem Atrium des Hauses seinen Schild aufgehängt und Wohnung genommen: nun — viele Jahre später — lag er hier an tiefer Wunde danieder.

Das Schlafgemach war von einer kleinen Ampel aus Bernstein, die von der marmorgetäfelten Decke herniederhing, nur schwach erhellt: ihr mattes Licht ward aufgesogen von den dunkeln, schweren Vorhängen, welche die Wände des schmalen viereckigen Raumes bedeckten und die fehlende Thür ersetzten. Der Leidende, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, stark von Gliedern und vollrüstig, lag auf einem niedern Ruhebett, die Füße bedeckt mit einem mächtigen Bärenfell; auf einem zierlichen Dreifuß von durchbrochener korinthischer Erzarbeit bei seinen Häupten verbreiteten getrocknete und auch frisch gepflückte Heilkräuter würzigen Geruch. Vor ihm stand eine hochragende, ja gewaltige Frauengestalt, wenige Jahre jünger; sie strich ihm mit der

Linken zärtlich über die glühende Stirn, über das kaum ergraute Blondhaar, das in den langen merovingischen Königslocken bis auf die Schultern wogte, während ihre Rechte eine Silberschale, gefüllt mit einer dunklen Salbe, hielt. Tiefster Schmerz lag auf den edeln, immer noch blendend schönen, nur etwas allzustrengen, ja scharfen Zügen: aber keine Thräne ließ sie in das meergraue Auge treten, auch nicht, als der Kranke tief aufseufzte. Sie stellte nun die Schale auf den Dreifuß nieder und strich mit beiden Händen hinter die Schläfe ihr prachtvoll rotes Haar, das reich vorflutete, wie sie sich über das Lager beugte. „Schmerzt die Wunde so scharf, Childirich?“ fragte sie mit verhaltenem Weh. Er streichelte die weiße Hand. „Es ist nicht das,“ erwiderte er, leise den Kopf schüttelnd. „Und es ist auch nicht, . . . daß ich sterben muß — trotz all' deiner Heilkünste und Zaubersprüche, Basina, die von Wodan, deinem Ahn, gelernt, von Geschlecht zu Geschlecht in eurer Sippe vererbten daheim im Thüringwald. Allzutief in die Brust flog mir vom Turme von Soissons herab der spitze Römerpfeil. Aber es ist nicht das! Weiß ich doch, daß ich nach dem letzten Hauch auffahre nach Walhall: denn nicht den Strohtod sterb' ich: — den Bluttod an der Wunde, die ich, meinem Volksheer an des Keiles Spitze vorkämpfend, empfing. Auch um dich Hochgemute ist mir nicht bang: denn ein heldenhaftes Herz schlägt dir im Busen und jedes Schicksal wirst du würdig tragen: solche Frauen aber wie du läßt Wodan nicht nach Hel hinabsinken zu den freudlosen Schatten: er hebt sie nach Asgardh empor, seinen Walküren gesellt: wie er jener herrlichen Hilde gethan. Ich werd' ihn bitten, das Gleiche dir zu gönnen, so daß wir ungetrennt Walhalls Wonnen teilen. Aber — ah . . .“ Er stockte: der Atem verging ihm. Zärtlich küßte die Gewaltige, tief sich beugend,

die fiebernde Stirn: „Sprich es nicht aus! Ich weiß, was dich quält: die Sorge um dein Volk, um . . .“

„Ach, unsern Sohn,“ seufzte der Wunde.

Da verfinsterte sich das edle Antlitz der hohen Frau. Die scharf geschnittnen Nasenflügel zuckten, und bitter kam es aus den kaum geöffneten Lippen. „Ja, Chlodovech! Mein Stolz und meine Furcht.“

„Zwar,“ hob der König mit stolzer Miene an, „reiche Angebinde haben ihm in die Schildwiege die drei Los-Weberinnen und alle Götter und Göttinnen gelegt. Seinen Kampfmut der furchtlose Donar, seine kluge Ratfindung für Krieg und Frieden Wodan!“ „Aber,“ fiel die Mutter mit herbem Klang der tiefen Stimme ein — „Loge die Arglist, die scheulose Selbstsucht und — mit dem roten Haar und dem raschen Witzwort — die Falschheit, die lachend Wort und Treue bricht.“ „Ja,“ seufzte der Vater, „er ist wie die lodernde Flamme: seine Heißglut wärmt, seine Helle leuchtet bis zum Blenden . . .“ „Jedoch,“ schloß die Mutter, „ungebändigt und tückisch bricht sie plötzlich hervor, verzehrend Freund wie Feind! O wehe mir Armen, müßt' ich dereinst die Stunde verfluchen, da dieser Schos ihn gebar, einen Feuerbrand, der das Hehre, das Heilige vernichtet. — Allein er ist dein Sohn, Childirich: drum hoff' ich, die guten Gewalten in ihm werden siegen.“

„Horch, ich meine, ich hör' ihn unten im Hofe! Ja, das ist seine helle, dünne Stimme!“ Die Frau trat an das Fenster des Schlafgemachs, schlug den rotbraunen Vorhang zurück und blickte in das Atrium hinab, dessen Estrich von pyrenäischem, weißem Marmor, von buntem Mosaik umrändert, in hellem Mondlicht leuchtete. Da kauerte, hinter eine Säule geduckt, ein schöner Knabe von fünfzehn Jahren; fast mädchenhaft weiß war die Hautfarbe, zierlich

und fein der Bau der geschmeidigen Glieder, die Knöchel an Händen und Füßen klein; das rotblonde Haar stand in krausem Kleingelock von dem Kopf ab, zwei listige, scharf spähende Augen — meergrau wie der Mutter — blickten ebenso kühn wie schlau: die kurze, fein und scharf geschnittne Nase senkte sich auf einen kleinen Mund, der, vollendet schön geschweift, für das zarte Alter nur schon allzu ausdrucksvoll, unaufhörlich in zuckender Bewegung spielte. So hockte er, dem Luchse gleich, der regungslos ausgestreckt wagrecht auf dem Aste liegt, seine Beute von oben her mit unfehlbar sichrem, tödlichem Satze zu bespringen, hinter der Basis der dorischen Säule des Peristyls, von ihrem Schatten gedeckt, und lauerte unsichtbar. Vier Stufen unterhalb des Peristyls, vom vollen Mondlicht hell beleuchtet, stand in der Tiefe des Atriums, bei dem Brunnen, der eintönig, leise in eine Marmorschale goß, ein Jüngling, der, um eines Hauptes Länge höher, breitbrustig, starkknochig, die muskelkräftigen Arme zornig reckend, die mächtigen Hände zu harten Fäusten geballt hielt. „Chlodovech!“ rief der Zorngemute hinan zu dem umlaufenden schwarz beschatteten Säulengang: „Wo steckst du? Dreimal warf ich dich in ehrlichem Ringkampf, daß dir die zierlichen Knochen fast splitterten. Du flohst und verschwandest. Dann hast du mich — hinterrücks anspringend aus dem Dunkel! — niedergerissen. Und jetzt? Komm vor zu offnem Kampf, wenn du Mut hast. Wo steckst du? Wo hockst du?“

„Hier!“ kicherte wie ein übler Elbe der Gerufene, „hier! Auf deinem Nacken!“ Und in hohem Satze schwang er sich von oben herab auf den Rücken des Ausforderers, der, nach kurzem Widerstreben, unter der Last zusammenbrach. Kaum gefallen, sprang er wieder auf und schüttelte den Listigen ab. „Chlodovech! Du Neiding!“ grollte er. „Du hast . . .“ „Gesiegt!“ lachte der andre, wieder im

Dunkel der Stufen hinauf verschwindend. „Durch elende Arglist.“ — „Aber gesiegt! — Wàs denn? Wàs denn?“ Er stieß diese letzten vier Worte rasch nacheinander aus den zusammengepreßten Zähnen hervor, das ‚was‘ scharf betonend. „Was denn?“ wiederholte der andre. „Was? Schandthat!“ — „Aber sie half! Wàs denn?“ Da stöhnte der Vater, der oben auf dem Pfühle lag und durch das nun weit geöffnete Fenster jedes Wort verstanden hatte. Die Mutter aber drückte an den Marmorrahmen des Rundbogenfensters die Stirn so fest, daß sie schmerzte: sie fand keinen Laut für ihr Weh. Allein sie ballte grimmig die Faust.

„Ruf ihn herauf!“ mahnte der Wunde. „Ich will ihn . . . züchtigen . . . Ach . . . ich kann den Arm nicht heben. Aber, Basina, versprich . . . schwöre: — das ist unsre letzte Zwiesprach — schwöre — bei Wodan deinem Ahn! — laß ihn nicht zum Neiding . . . lieber tot . . . — schwöre mir's: — nicht gegen Götter und Menschen ein Falscher . . .“ — „Niemals! Beruhige dich, Lieber!“ — „Nicht . . . bis du mir . . . geschworen!“ — „Du fieberst! Großes, Herrliches ruht in ihm — deine Art — ich sagte es schon, vererbt von deinem großen Ahn Merovech-Serapio, — deinem Urgroßvater, der euch Saliern zuerst in diesem Lande Sitz und Macht geschafft. Er ist — ein Knabe noch — bereits ein Held. Hast du vergessen, — du selber hast's mit stolzem Blick erzählt! — wie er im Kohlenwalde auf der Jagd, als dir der Bär den Speer in der Hand zerbrochen hatte, zwischen dich und das Untier sprang und, unter seiner Pranke stürzend, ihm noch das Kurzschwert in das Herz stieß?“ — „Ja — das war — wacker!“ Und es flog ein Lächeln um die bleichen Lippen. „Und vor wenigen Wochen . . . vor Soissons — Guntbert — eben Guntbert, der unten — hat's erzählt

— als ihr vor Soissons in das Geschwirr der Römerpfeile gerietet, die aus plötzlich geöffneten Schießscharten sausten und als du fielst — ach von jenem Pfeil getroffen! — und als alle Gefolgen scheu zurückwichen, vom Schrecken gescheucht; — wer allein hielt da bei dir aus, den Schild nicht über sein Haupt, über deine wunde Brust haltend?" . . ." — „Guntbert, und . . ." — „Und Chlodovech, dein Sohn. Blutend wie dich brachten sie mir — mit durchschossener Wange — auch ihn. Er lachte zu seinem eignen Schmerz — nur um dich bangte er! — und sein erstes Wort, als er wieder sprechen konnte, war: ‚Blutrache für den Vater an allen Schützen von Soissons!' Er ist ein Fuchs, ja, aber auch adlerkühn." Ihre Augen leuchteten. „Stolz der Mutter," lächelte der Vater, „mögst du nie Schwäche der Mutter werden!" — „Sieh, das hat mir damals den Schmerz mit Freude verklärt." — „Gewiß: es steckt ein Held in ihm. Aber . . .! O könnt' ich in die Zukunft schaun. Wird er unserm Volk ein Heil oder ein Unheil?"

„Ich hoffe: ein herrlich Heil."

„Ich will's glauben — und so leichter sterben. Aber schwöre mir, — sonst kann ich nicht Friede finden noch Freude in Walhall! — schwöre mir bei Wodan: — laß ihn nicht freveln gegen Götter und Menschen — eher . . . hörst du? . . . soll er sterben! Töte ihn!"

„Childirich! Welche Wahngebilde! Du fieberst."

„Mag sein!" schrie der Leidende, „aber diese Sorge beißt bittrer als die Wunde. Ich kann nicht Ruhe finden," — und er fuhr hastig empor, warf die Decke von sich und wollte von dem Lager springen, aber er taumelte: sie fing ihn auf; er lehnte an ihrer Brust. „Schwör's, schwör's! Laß ihn nicht leben, frevelt er gegen Götter und Menschen. . . . Hast du mich je geliebt — — schwör's . . .

ich bitte . . . ich befehle!" Und er sah flehend und zugleich drohend in ihr Auge.

Von Mitleid überwältigt legte sie die Hand auf sein heftig pochendes Herz: „Ich schwöre bei Wodan, dann soll er nicht leben," sprach sie und ließ ihn sanft auf das Lager zurückgleiten.

II.

Da sprang der Knabe mit Einem Satz durch den Vorhang über der Schwelle: beide Eltern erschraken: er kicherte wieder wie ein Elbe: „Hi, hi! Wie ihr zucktet. Ihr fürchtet euch. Geschieht euch recht. Gewiß habt ihr wieder Böses vom armen Chlodovech geredet."

„Wie kannst du so frech sein!" drohte die Mutter. „Und so roh! Den Vater so erschrecken, — der schwer leidet." Im Augenblick war der spöttische Ausdruck verschwunden aus dem immer von wechselndem Mienenspiel bewegten Gesicht: scharf spähten, aber mitleidvoll jetzt die grauen Augen auf den Vater, die Mundwinkel sanken traurig herab: „Wàs denn? Wàs denn? Der Vater? Noch immer Schmerzen? Es ging doch besser . . .!"

„Ich werde bald aller Schmerzen frei sein," sprach der Wunde. „Das ist gut," lachte der Sohn, „ist so langweilig ohne dich. Dann jagen wir wieder Bär und Auerstier und reiten wieder gegen das verfluchte Nest Soissons — aber diesmal nachts — und ohne vorher die Waffenruhe zu künden . . ." „Schäme dich," schalt der Vater in hoher Erregung. „Hierher! An meine Seite. Noch näher. Ich habe nicht viel Stimme . . ." — „Vater! Du wirst mir doch nicht sterben?" Aus tiefem, wirklichem Gefühl

kam das heraus. Aber rasch fuhr er lachend fort: „Noch nicht! Bin noch zu jung! Die Franken wählen mich noch nicht dir zum Nachfolger. — Nun, Mutter! Wàs denn! Wàs denn? Was schlägst du mich?" — „Du herzloser Bube! Das sagst du dem sterbenden Vater?" „Ja" . . . stotterte der Gescholtene, die geschlagene Wange reibend, „jeder Königssohn will, glaub' ich, König werden." Childirich lächelte trüb: „Laß ihn. Diese Offenheit, ob frech, ist nicht sein Schlimmstes." „Siehst du, Mutter, wir Männer verstehen uns besser," lachte Chlodovech, immer noch die Wange reibend. „Beim lodernden Loge, das that weh." Und damit ließ er sich auf einem Schemel neben dem Lager nieder und streichelte des Kranken blutleere, abgemagerte Hand. „Mein Sohn, vernimm meine letzten Ratschläge und Befehle; folge in allen Stücken deiner Mutter, der edeln Frau: denn sie ist hochgemut, der Geist Wodans lebt in ihr. Wehe dir, wenn du sie je betrübst! Und halte fest im Vertrauen auf die alten Götter unseres Volkes, unsere hohen Ahnen, die unsere Sippe groß gemacht: ehre ihre heilgen Haine, zumal den uralten dort am Rheine, im Gau Toxandria, der unseres Volkes Wiege. Halte Friede mit den Bischöfen der Römer: — schone ihre Kirchen: aber nicht allzuviel laß dir von ihnen einreden." — „O ich werde schon nicht!" — „Halte dich, wann du nun den Königsstab tragen wirst . . ." — „Also du meinst, sie wählen mich?" Rasch kam die Frage, der scharfe Blick loderte. „Ja, sie werden dich wählen aus . . ." „Aus Liebe, aus Dank für deinen Vater," fiel die Mutter ein, „aus dem Glauben, der Sohn wird ihm gleichen an Heldenschaft."

„Ich bin nicht feig, Mutter!" grollte Chlodovech.

„Und an Treue und Ehre," sprach der König schweratmend. „Vergiß es nie: wohl ist Klugheit dem König

vonnöten und nicht leg' er das Herz auf die Zunge: arg ist gar mancher unserer Nachbarn, am ärgsten der Römer: also schweigen und klug sein ist gut, aber den Sieg hat uns Siegvater gelegt ins Schwert, nicht in den meuchelnden Dolch: kein Sieg gedeiht, den Treubruch und Tücke erlistet haben: immer am Ende gewinnt die Wahrheit! Stirb stolz, ehe du treulos lebst. — Und nun wisse, vom Urgroßvater — von Merovech her — vererbt, dem sagt man ein Wandrer — Wodan war's — es als Gastgeschenk in der Halle zurückließ beim Abschied — ist unserer Sippe zu eigen ein Siegesschwert . . ." „Wo? Wo ist dies Schwert?" voll feuriger Gier sprang der Knabe auf. Aber der Wunde fuhr — mit Anstrengung — fort: „Und außerdem — ein Hort, ein reicher Hort ist der Könige bester Freund in der Not! — ein Hort, — der dir aber nicht gleich zur Hand sein soll — nur als letzte Zuflucht — sonst vergeudet ihn deine Jugend — geborgen liegt bei dem Siegesschwert ein gewaltiger Hort für dich." — „Wo! Vater, wo?" — „Das sollst du noch nicht erfahren: erst in höchster Not: und nur — nur zwei Augen — zwei einzige auf Erden — wissen darum und sahn ihn liegen."

„Wer! Wer ist das?" Er faßte mit den beiden Händen die Rechte des Vaters. „Das ist — — — oh der Schmerz. Leb wohl, mein Weib! Leb wohl, Chlodovech! Halte Treue, hörst du? Treue! Ah! Schwör's! Treue! Schütze die Weihtümer der Götter, schütze ihre Verehrer. Schwör's." „Ich schwöre," sprach der Knabe, tief ergriffen. „Nun ist's gut." Und mit tiefem Aufseufzen sank er zurück und war tot.

III.

Nach wildem Aufschrei des Schmerzes, mit dem sich die hehre Gestalt der Königin über den Gatten geworfen, war sie allmählich von seiner Brust herab auf die Knie geglitten, mit beiden Armen seine Schultern umfaßt haltend: sie konnte nicht weinen.

Nicht lange hatte Chlodovech bei dem Vater geweilt: heiß waren ihm die Thränen in die Augen geschossen, heftig hatte er geschluchzt; aber bald wischte er das Naß von den Wangen und sah von dem ernsten, durch den Tod geweihten, strengen Antlitz hinweg: es schien ihm zu drohen oder doch die letzte Mahnung — wie versteint zu verewigen. Unstet wandte er das Auge und ließ es im Gemach umherwandern: da traf es auf den neben dem Speer an der Wand lehnenden Königsstab, einem weißen Eschenstock, der oben in eine greifende Hand von Gold auslief.

In leisen, kleinen Bewegungen des feingliedrigen Leibes glitt Chlodovech langsam hinter den Rücken der Mutter, wandte sich und geschmeidigen und geräuschlosen Schrittes huschte er in jene Ecke, haschte mit katzengleich sichrem, unhörbarem Sprung und Griff den Stab und war im Augenblick durch die enge Wandthür verschwunden. Bald scholl sein freudiger Schritt in dem entlegenen Hofe, wo er die im Palatium lebenden Knaben der Edelinge zum Nachtmahl versammelt wußte: plötzlich sprang er unter sie: erschrocken fuhren sie auf: „Wàs denn? Wàs denn?“ rief er, den Stab über seinem Haupte schwingend. „Ja, fürchtet euch nur! Und gehorcht mir. Mein Vater liegt tot und ich bin euer König. Hier halt' ich seinen Stab: laß sehen, wer ihn mir wieder abnimmt.“

Der Sohn hätte nicht nötig gehabt so ängstlich jedes Geräusch zu vermeiden bei dem Verlassen des Gemaches: denn die Witwe, die ihm freilich den frechen Griff nach dem Königsstab verwehrt haben würde, den nur die Wahl des Volksheeres gültig verleihen konnte, lag so tief in ihren Schmerz versunken, daß sie noch geraume Zeit nichts Äußeres wahrnahm. So hatte sie es auch nicht bemerkt, als, lange nach Chlodovechs Entfernung, der Vorhang des Haupteingangs ganz leise auseinander geschoben ward und eine schlanke graue Gestalt auf der Schwelle sichtbar ward.

Freilich, so schattenhaft, so unirdisch leicht schien das zarte Wesen, die Bewegungen waren so leis, wie die Jungfrau nun im Rücken der Trauernden über den glatten Marmorestrich gegen das Sterbelager dahinglitt, daß sie mehr einer Geistererscheinung als einem Menschenweibe glich.

Als die Schlanke an dem Fußende des Lagers angelangt war, ließ sie sich hier niedergleiten, drückte demütig das blondgelockte schmale Haupt, die weiße Stirn mit den stark durchschimmernden blauen Adern auf die Zehenspitzen des Toten und umfaßte mit den fromm zum Gebet gefalteten Händen seine Knöchel. Lange lagen sie so, die beiden Frauen, die Witwe zu Häupten, das Mädchen zu Füßen des toten Mannes.

In tiefem Schweigen stand das Gemach: auch von außen drang kein störender Laut herein: es war wie ein Grab, so feierlich: die Schauer der Ewigkeit webten um die drei Gestalten.

Endlich erhob sich, tief aufseufzend, Basina, beugte sich über den Gatten und drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirn. Nun zurücktretend gewahrte sie die rührende Gestalt, die so demütig da auf der Erde neben dem Pfühle hingegossen lag. Sonder Erschrecken, ohne Befremdung sogar sah sie auf das Mädchen in den grauen Schleiern

herab; sie nickte leise, als habe sie das erwartet. „Genoveva!“ sprach sie nun ernst, aber ohne Strenge.

Die Beterin richtete sich langsam auf: auch sie ohne Hast, ohne Scheu: sie schlug die tiefdunkelblauen Augen mit den großen Augensternen voll auf und hob einen langen Blick zu dem gewaltigen Weibe empor, das sie hoch überragte; sie rang nach einem Worte: sie fand keines.

„Ich wußte,“ sprach die Frau, „du würdest kommen, wann — aber woher wußtest du . . .?“ „Die Heiligen!“ erwiderte das Mädchen mit wohltönender Stimme. „Sie sprachen diese Nacht im Traume zu mir: ‚Geh' hin, Genovefa. Er wird die Sonne nicht mehr aufsteigen sehn. Geh' hin und bete bei dem Toten für seine Seele.‘ Darf ich, Frau Königin?“ Basina zog die starken Brauen in die Höhe. „Immerhin! Überflüssig für ihn: — denn er sitzt jetzt selig an Walvaters Seite. — Aber dir, deiner Seele, thut es gut. So bete denn. Ich lasse dich allein bei ihm. Im Tode — wie so oft im Leben. Du hast ihn mir nehmen wollen: . . . unsern Göttern, mein' ich. Er blieb ihnen treu.“ „Ich wollte seine Seele retten,“ hauchte Genovefa und erschauerte. „Ich weiß. Und ich weiß auch — nur für den Christenhimmel wolltest du mir ihn nehmen. So wähntest du wenigstens. Ich ließ dich gewähren mit dem Lebenden . . .“ „Ich — die Mutter — die Schwestern danken ihm alles! Leben — Ehre“ — sprach hastig die Christin. „Als nach der Erstürmung von Avron die Krieger mich davonschleppten, hat er . . .“ — „Ja. Und dein Dank war warm. — Ich verstand es. Und versteh' es. Ich gehe, seine Gruft zu bestellen. Küsse ihn, Genovefa.“ Und hoch aufgerichtet schritt sie hinaus. Da warf sich das bleiche Kind in heißem Schmerz neben dem Toten nieder, faßte seine herabhängende Hand und küßte sie: „Ah, auf ewig ver-

dammt! Verdammt um das Weib des andern! O heilige Jungfrau — erbarme dich seiner! — Verdammt um ihretwillen!"

IV.

Mit großem Gepränge war König Childirich bestattet worden in einer Hügelgruft zu Tournay: sein Lieblingsfalke ward ihm nachgesandt in den Tod; wenig ahnten die heidnischen Priester, die hierbei walteten, daß seine christlichen Enkel — gleichsam zur Sühne — dereinst eine Basilika dem heiligen Martin von Tours zu Ehren über der Gruft aufführen würden.

Am gleichen Tage hatte das nach Tournay berufene Volksheer der drei kleinen Gaue, auf die des Verstorbenen Königtum beschränkt gewesen war, den fünfzehnjährigen Erben, der vor kurzem erst die Schwertleite empfangen, aber sich sofort in dem Zuge gegen Soissons derselben vollwürdig bewährt hatte, zu Childirichs Nachfolger gekoren.

Nicht ganz ohne Widerspruch war das geschehen. Es fehlte nicht an Männern in dem Volksheer, die bei aller Dankbarkeit gegen den Vater, den Sohn doch noch zu knabenhaft fanden, ihr Führer im Kampf, ihr Richter im Königsding zu sein. Es ward erinnert, daß nahe Gesippen des Gaukönigs von Tournay, — ebenfalls Merowingen, — Vettern Chlodovechs, gereifte Männer in den Nachbargauen zu Cambrai, zu Thérouenne, zu Le Mans walteten: einige unter diesen wurden vorgeschlagen als Nachfolger Childirichs: die weiter Denkenden wiesen wohl auch darauf hin, es sei bei der gefährdeten Lage der einzelnen salischen Gaue wünschenswert, daß ihrer mehrere unter Einem König

zusammengeschlossen würden. — Jedoch der Dank gegen Childirich und das Vertrauen auf die bereits bewährte Kühnheit und Klugheit seines Sohnes drangen durch: er ward gekoren und nahm den Königsstab aus des ältesten Richters Hand.

Aber dermaßen erhitzt und erbost hatte jener Widerstand den Rotlockigen, daß er, als nun die Entscheidung gefallen und gegen Abend das Volksheer aus dem Blachfeld vor den Wällen der Stadt abgezogen war, sich in die nahen Heimatorte zu zerstreuen, brennenden Kopfes zu seinem Waffenbruder Guntbert lief und in ihn drang, mit ihm in den nahen Königstann zu reiten.

„Warum!“ fragte der ruhig, übrigens schon bereitwillig zum Marstall schreitend. „Um was zu thun?“ — „Wàs denn? Wàs denn? Zu reiten, zu rennen, tief Luft einzuatmen, noch mehr die Hitze auszuatmen, die ich all' die Stunden mühsam in mir verhalten mußte.“ Kaum hatten die beiden das schmale Wallthor im Süden der kleinen Feste hinter sich, als Chlodovech seinem Rotroß den Sporn so scharf in die Weichen schlug, daß das edle Tier hoch aufstieg und wie ein Pfeil voranschoß auf der alten gut erhaltenen Römerstraße nach Cambrai.

Nur mit Mühe konnte Guntbert auf seinem Braunen folgen. Erst tief im Inneren des Waldes zog der hitzige Reiter Zügel; dichter Schaum floß dem Pferde vom Gebiß, als es stand. Sofort sprang Chlodovech ab und warf sich auf das weiche Moos, tief atmend und mit beiden Armen um sich schlagend. Auch Guntbert stieg nun langsam ab; kopfschüttelnd fragte er, den steten Blick der treuen Augen auf den Zappelnden richtend: „Was hast du, Chlodovech?“

„Was ich habe! Königtum hab' ich. Macht hab' ich — zwar nicht viel, aber wartet nur! — Ihr sollt euch

wundern — alle. Auch du! Aber zumeist . . . — nun zum Beispiel meine lieben Vettern in Cambrai und Le Mans! Die können froh sein, daß ich schließlich doch gekoren ward!" — „Froh? Die wären wohl lieber selbst König deiner Gaue geworden!"

„Wären's ja nicht geworden! Hätte sie sogleich umbringen müssen. Nun haben sie noch ein paar Jahre gewonnen. Denn jetzt müssen sie mir erst helfen gegen — nun, eben gegen andere. Dann kommen sie daran." — „Wie abscheulich!" — „Wàs denn? Ist ja dumm! Schau, das einzige Gescheite, was gegen mich gesagt ward, war das von der Vereinung mehrerer Gaue unter Einem. Der Mann hatte recht, der alte Wisogast. Und recht soll er behalten. Der wird noch viel Freude an mir haben. Ich werde viel mehr unter mir vereinen, als er ahnt! Warum ich dir das sage, Guntbert? Ja, ist vielleicht dumm. Man soll das Herz nicht auf der Zunge tragen, warnte der Alte. Aber sieh, manchmal muß das Herz heraus! Und ich habe keinen, dem ich's ausschütten mag." — „Deine hohe Mutter?" Chlodovech furchte leicht die Stirn. „Die ist mir zu — nun: zu Göttingleich. Sie taugte besser in Asgardh Königin zu sein an Frau Friggs Statt als meine — Unterweiserin in diesem viel durchkämpften Gallien. Und dann — wozu ein zweites Gewissen? Hab' ich das leise da drinnen in der Brust zum Schweigen geschwatzt, dann fängt die Wodans-Enkelin an, laut zu mahnen. Beim lodernden Loge! Ich wüßte schon selbst, was gut ist, wenn ich's thun wollte. Ist ja dumm. Und dumm ist freilich auch von mir, daß ich dich gut leiden mag, du plumper Mann, du Eichblock. Aber auch wieder nicht dumm. Denn ein König muß einen haben, der ihm dient, treu, scharf, stumm wie das Schwert. Und das sollst du mir sein. Bist es schon Sollst aber noch fester gebunden

werden: Merk' auf — neige dein Ohr — weißt du, wen ich zum Weibe nehmen soll nach vieler Wunsch und Rat? Merkst nichts? Es geht dich doch recht nah an? Sieh, wie es dir ins Gesicht schießt! Ja, ja, Bertrada, deine Bertrada." „O Chlodovech!" stöhnte der Jüngling.

„Wàs denn? Wàs denn? Wenn ich's wollte, würde ich dir's sagen? Ist ja dumm! Will sie nicht! Wohl ist sie schön — sehr schön sogar. So, was man sagt: edel. Möcht' sie wohl . . .! Bin nicht blind. Aber ist ja dumm. Mein Weib muß mir nicht Schönheit einbringen und ‚Tugend' und all' das Zeug: — ein Königreich. Nun stammt ja Bertrada aus edelm Geschlecht der Thüringe — ihr Vater hat meiner Mutter — nun, sagen wir in kindlicher Schonung": — er lachte häßlich — ‚Reise' aus Thüringen zu meinem Vater begleitet." — „Wie meine Mutter." — „Jawohl, damals Frau Basinas beide einzige Helfer. Und darum raten viele kluge Männer — ist nicht dumm! — ich solle die Thüringtochter nehmen und, auf ihr Erbe gestützt, das ganze Thüringland. Ist doch dumm! Ist noch zu früh! Zu weit weg. Es giebt andere Reiche, näher, schöner, reicher. Also, horch hoch auf, verliebter Guntbert: dein König entsagt großherzig — wie er nun einmal ist — Bertraden und giebt sie dir!" — „O Chlodovech! Du bist gut." — „Glaube nur das nicht! Fällt mir gar nicht ein!" — „Dank! Dank! Mein Blut — mein Leben . . !" „Wàs denn? Ist ja dumm. Das heißt: nein. Ist sehr recht von dir. Ist sogar deine Pflicht gegen deinen König. Und nun — ich weiß! — bist du mir noch viel fester zu Treue verbunden, als durch die Blutsbrüderschaft, die wir vor wenig Nächten schlossen. Sieh, da ich heute so froh bin, daß ich den Königsstab gewann, wollt' ich auch dich erfreuen. Nein, danke mir nicht! Denn zuletzt hab' ich es doch nur aus Schlauheit

gethan: viel lieber als Thüringen ist mir . . . nun, was anderes. Und dich will ich mir verpflichten auf Leben und Tod. Komm! Nach Haus! Es wird kühl in dem Waldmoos. Laß uns die Hengste heiß zurückhetzen. Wenn ich nur das Eine wüßte," sprach er beim Aufsteigen, unhörbar für den Freund, „wenn ich doch den toten Vater wieder aufwecken könnte! Nicht auf lange! Beileibe! Ich will König bleiben. Aber daß er starb, ehe er das Eine Wort sagen konnte! Wer, wer weiß um das Eine und . . . um den andern? Da steigt der Stern Freias auf! Schau' her, Stern, — ich befehl' es —, hier siehst du einen König!"

V.

Ein paar Tage darauf schritt die verwitwete Königin — sie trug graue Trauerkleider und hatte jeden Schmuck abgelegt — in dem nach römischem Geschmack angelegten viereckigen Gärtlein des bescheidenen „Palatiums" zu Tournay auf den mit buntem — rotem und gelbem — Sand bestreuten Wegen in der Mitte eines schönen jungen Paares langsam auf und nieder. Zu ihrer Rechten ging der stattliche Guntbert; aber er ließ schwermütig das Haupt sinken und das holde blonde Mädchen, das an Basinas linkem Arme hing, drängte, hart kämpfend, die Thränen zurück.

„Es ist nicht möglich!" sprach die Königin hauptschüttelnd vor sich hin. „Er hat es dir versprochen, sagst du, Guntbert?"

„Fest versprochen. Und meinen Dank dafür genommen. Und gesagt, nun sei ich ihm noch stärker verpflichtet!" —

„Und zwei Tage darauf . . .?" — „Ruft er mir, vom Gaul herab, an mir vorübersprengend, zu: ,'s ist nichts mit Bertrada. Die kriegt ein anderer!'" „Nie!" sprach die Jungfrau ruhig. Und nun, da sie sich hoch aufrichtete, die großen, hellen Augen gen Himmel richtend, sah man erst, wie hochgewachsen auch sie war. Schweigend drückte die Königin ihren Arm an die Brust. „Und bald erfuhr ich," hob Guntbert wieder an, „wie das kam und wer mir vorgezogen wird. Seit ein paar Wochen weilt ein Römer hier, ein Gesandter des Burgundenkönigs . . ." „Cautinus!" nickte die Königin, „ein Neffe des Bischofs Theoplastus von Genf. Ich sah es wohl, mit welchen Blicken er die Schlanke verfolgte," grollte sie drohend und zog die Brauen zusammen: dann sah sie wirklich aus wie eine zürnende Göttin aus Asgardh.

„Der warb um sie bei ihm: — ist er doch ihr Muntwalt, da sie, die Fremde, eines Thürings Tochter, rechtlos ist im Lande und nur vom König geschützt. Der Römer bot ihm Gold, — erzählte mir Ansovald, der Antrustio, der dabei stand, viel Gold . . ." „Verkauft wie eine Ware!" sprach Bertrada. „Aber ich habe eine Seele. Und . . . des Vaters Schwert." Und sie hob die geballte Faust.

Da blieb die Königin stehen und küßte des Mädchens Stirne. „Du Wackre! Das ist deines Vaters Art. Wie er sich selber Treue hielt — und mir — so du. Als alle, alle, die jahrelang der Königin geschmeichelt am Königshof der Thüringe, feige, treulos, falsch von mir abfielen in der Stunde der Gefahr, da haben nur zwei Herzen der Verfolgten Treue gehalten: dein Vater und, Guntbert, deine Mutter. Sie allein teilten viele Wochen lang die Gefahren, die Schrecknisse meiner Flucht durch die in Winterschnee starrenden Wälder, über das bröckelnde

Eis aller Ströme von der Unstrut bis an die Schelde. Den Bären und den Räuber hat dein Vater, Bertrada, mir vom Leibe gewehrt, deine Mutter, Guntbert, mir die wunden Füße gesalbt; zuletzt haben beide mich getragen zwei Tage lang. Wohlan denn: Treue um Treue! Ich werde euch helfen, ich werde euch vereinen, so wahr ich den Treulosen geboren!"

„Das zählt dir nicht bei mir, Mutter," rief eine hohe Stimme. Und Chlodovech sprang hell lachend hinter dem Vorhang hervor, der den Garten von dem Opisthodomos schied. „Das hast du nicht mir zu Lieb gethan. Kanntest mich ja noch gar nicht!"

Unwillig blieb die Königin stehen; das Mädchen drückte die Faust auf die Brust. „Ich hab' dein Wort!" rief Guntbert. „Da hast du auch was Rechtes! Ein König muß viele Worte haben: — Ja und nein nebeneinander! Der andere hatte auch eines meiner Wörter. Wàs denn? Hilft ihm auch nichts. Ist ja dumm!"

„Chlodovech! Halte Treue. Es war des Vaters letztes Wort."

Sehr ärgerlich drehte sich der junge König auf der Ferse um sich selber herum. „Mutter — wenn du mir immer nur mit diesem Worte kommst — ich . . . ich ertrag's nicht. Ist ja . . ." Er fing das rohe Wort. Aber er sprach zu sich selber: „Mit ihrem Starenlied von der Treue! Sie wird mich mal so ärgern, daß ich sie nach ihrer ‚Reise' aus Thüringen frage . . ." Er atmete nochmal heftig. Dann hatte er sich bezwungen. „Wozu all' das Gerede! Ist ja dumm. Wollte ich diese junge Walküre für mich haben — ja, blitze nur mit den Blauaugen! — oder für einen andern, so würde mich weder ihres Vaters dummes altes Schwert . . . — wo mag es übrigens sein?"

„Unter meinem Hauptkissen.“

„Noch Guntberts Zorn, noch der Frau Mutter Treuegesang abhalten. Meint ihr, ich fürcht’ euch? Ich fürchte nur — manchmal — mich selber. Aber beruhigt euch, ihr Lieben. Es hat mich schon lange wieder gereut. Der Römer bot mir — nach genauer Schätzung! — doch nicht so viel als Guntberts Treue wert ist. Cautinus ist samt meinem Königswort abgeritten: — aber ohne die Braut! — Die Braut ist Guntberts! — Das bezahlte Brautgeld hab’ ich freilich dem andern zurückzugeben . . . vergessen. . . . Ja, was willst du, Mutter? Der Schatz ist leer! Ein König ohne Geld ist . . .? Ist ja dumm. Und Wodan, dein hoher Ahn, hat auch gar oft Riesen und schöne Weiber — betrogen. Treue halten ist gut für Unterthanen, Götter und Könige können das nicht erschwingen. Also rüstet den Brautlauf! Schöne Bertrada, dem ersten Knaben leg’ ich mit dem Namen ein Zahngeschenk in die Wiege. Kann man nicht Vater sein des Kindes eines schönen Weibes, — denn du bist wirklich schön, du Trutzige, nur gar zu herb! — ist es eine Art Abfindung, Namengeber dieses Balges werden!“ — „Chlodovech! Du bist . . .!“ — „Ja, Mutter, nicht ganz so . . . feierlich wie du. Wer weiß, welcher Elbe mein . . . Pate war und mir seine Art zum Zahngeschenke gab? Man raunt allerlei davon im Volke der Franken!“

VI.

Wenige Jahre nach Chlodovechs Thronbesteigung schrieb Theoplastus, Bischof der burgundischen Stadt Genf, an Remigius, den frommen, weisen und edeln Bischof von Reims, welche Stadt Chlodovech längst gewonnen hatte: „Remigius, dem in Christo geliebten Bruder, der da zu Reims den Bischofsstuhl schmückt, sendet bischöflichen Gruß Theoplastus von Genf. Es ist wohlgethan, geistlicher Pflicht und weltlicher Klugheit gleich entsprechend, daß die Hirten der christlichen Herde über die trennenden Grenzen der weltlichen Reiche hinweg sich brüderlich die Hände reichen und gemeinsame Zwecke gemeinsam verfolgen, ohne Rücksicht auf die Vorteile der Staaten, denen sie — dem Leibe nach — angehören.

Denn der Seele nach gehören sie nicht den weltlichen Reichen an, sondern dem Reiche Gottes: die weltlichen Reiche aber und ihr Recht sind nur ein notwendiges Übel, eine Frucht des Sündenfalles: im Paradiese gab es weder Recht noch Richter: eine Folge also der Verführungsthat des Teufels sind Recht und Staat, diese leidigen Krücken der erkrankten Menschheit: die gesundete wirft sie von sich am Tage des Gerichts, da Recht und Staat untergehen werden, zugleich mit dem Teufel, von dem sie verschuldet sind, wie Sankt Augustinus schreibt in seinem herrlichen Werke ‚vom Gottesstat‘: dies Buch sollte man als Gesetz verkünden in allen Staaten von Christen. Da würde kein König mehr der Kirche Rechte kränken können: denn alle Geltung — schreibt Sankt Augustin — die dem Staate, dem weltlichen Gesetze, zukommt, kann nur das ewige Gesetz der Kirche ihm verleihen. Daran müssen wir denken

Tag und Nacht und danach unsern Gehorsam gegen die Könige der Welt bemessen.

Auf diese Gedanken ward ich geführt, weil, was ich dir, in Christo geliebter Bruder, vorschlagen werde — unter dem Siegel priesterlichen Schweigens! — dir vielleicht auf den ersten Blick bedenklich erscheinen kann, als ob es mit der Treue des Unterthans gegen seinen König etwa nicht sonderlich gut vereinbar sei. Allein in der Priesterweihe legen wir den natürlichen, den weltlichen Menschen und unsere Volkesart ab und ziehen einen geistlichen Menschen an: nur der weltliche aber war an den Staat gebunden, nur ihn verpflichtete der Eid der Treue, den jener — noch als Laie — geschworen hatte.

Es handelt sich — kurz gesagt — darum, die Herrschaft eures jungen Königs über dies unglückliche Reich der Burgunden auszudehnen. Du staunest, du frägst: ‚Wie kommt ein Bischof dazu, sich einen Heiden zum Herrscher zu wünschen, statt der beiden christlichen Könige, unter denen er steht?‘ Die Antwort lautet: die burgundischen Könige sind Ketzer, Arianer. Sie sind nicht Christen: denn sie gehorchen nicht bischöflicher Vermahnung: und der heidnische Frankenkönig? Nun, der muß eben katholisch werden!

Mit unsäglicher Mühe habe ich seit Jahren im Verein mit den Mitbischöfen in Burgund König Gundobad von seiner arianischen Ketzerei hinweg für das Bekenntnis des heiligen Athanasius zu gewinnen gesucht: ein großes Religionsgespräch zwischen uns und seinen arianischen Balspriestern, in dem ich alle Kraft des Geistes — sie ist, wie du weißt, nicht ganz gering! — aufwandte, brachte ihn nur zu einem Achselzucken, wie weiland Pontius Pilatus!

Nun, da er nicht hören will, soll er fühlen! Er unterdrückt uns nicht gerade, aber er läßt uns auch nicht frei

gewähren: — freilich auch seine arianischen Bischöfe nicht: die Kirche aber ist nicht frei, wenn sie nicht herrscht. Darum haben wir, die rechtgläubigen Bischöfe im Reiche der Burgunden, unsere Augen auf einen andern geworfen, den ungehorsamen Ketzer durch einen ungehorsamen Sohn der Kirche zu ersetzen: auf euren König: Chlodovech.

Es ist staunenswert, was dieser junge Heide in den wenigen Jahren seiner Herrschaft vollbracht hat: er gemahnt an den Knaben David, den Sohn Isais. Noch nicht zwanzig Jahre alt, hat er Syagrius, den letzten Befehlshaber, der noch römischen Besitz in Gallien behauptete, vor seiner Stadt Soissons geschlagen: — er selbst — der junge König — soll in dem Kampfe das Beste gethan haben. Auf seinem Rotroß seiner Gefolgschaft vorausjagend, entriß er mit eigner Faust dem Tribun den letzten Adler der letzten römischen Legion, der noch in Gallien die goldnen Schwingen hob, ihn und vier Centurionen im Einzelkampf um dieses Feldzeichen erschlagend. Er — der erste, weit vor all' seinem Heer! Dann zerschlug er mit seiner Streitaxt das Thor von Soissons, drang ein, nur von einem Gefährten gefolgt und wehrte sich, den Rücken an den Wall gelehnt, lange, lange Zeit, bis die Nachdringenden ihn, den nach vielen Wunden Gefallnen, unter dem Schilde seines blutenden Gefährten hervorzogen.

Und seit er Soissons gewonnen — bei der Teilung der Beute mit seinen Franken soll er allerdings das meiste heimlich für sich beiseite gebracht haben! — hat er wie ein fressend Feuer um sich gegriffen. Oder vielmehr: Gott und die Heiligen haben ihn von Erfolg zu Erfolg getragen, wie da geschrieben steht in den Psalmen: ‚Ich werde die Völker unter dich zwingen und die Leute werfen unter

deine Füße, ich will deine Feinde zerstoßen wie Staub vor dem Winde.'

Er findet keinen Widerstand — oder überwindet ihn, wie von den Flügeln der Engel hinüber getragen. Bis an die Seine, ja bis an die Loire hin, gewann er alles Volk, mehr durch Klugheit als durch Waffengewalt, die Römer und die alten Einwohner in der Bretagne fallen ihm zu. Bald wird er in Paris einziehen, wo die fromme Jungfrau Genoveva, seines Vaters Schutzbefohlene, eine Heilige, die bei lebendem Leib allerlei Wunderzeichen verrichten soll, die Seelen der Einwohner für ihn gewinnt. Nun, in Christo geliebter Bruder, und dieser Mann, dem sichtbarlich Gott und die Heiligen die Wege bahnen — was ist er? Ein Heide! Freilich!

Seine Erfolge aber sind so groß, daß man nicht mehr sagen kann: Gott läßt sie nur zu, zur Strafe unserer Sünden, wie Pest oder Hungersnot, nein: Gott will durch diesen Mann seine Kirche verherrlichen auf Erden. Und wir — wir müssen dazu helfen mit irdischen Mitteln zu himmlischen Zwecken. Das ist des Priesters, des Bischofs wichtigste Pflicht! Denn von Anfang hat der Merowing — klug oder gut — sich gar freundlich gestellt zu den Bischöfen seiner Städte. Er, — der Heide! Ganz anders als jene gottverfluchten Könige der Goten und unsere burgundischen: die beide zwar Christen heißen, aber üble Ketzer sind! Zehnmal schlimmer der Ketzer als der Heide! Der Heide hat das Wort des Heils noch nicht vernommen oder nicht verstanden, der Ketzer hat es vernommen und in Unheil verkehrt. Die Ketzer verfolgen die Katholiken: — die Heiden lassen sie gewähren, ja, ich kenne manchen heidnischen Germanen, der, wie vor seinen Göttern, vor Sankt Martinus fromm die Kniee beugt: wenn er zwölf Götter verehrt, warum nicht vierundzwanzig? Schon jetzt,

da Chlodovech noch Heide, sehnen gar viele Katholiken in Burgund und im Westgotenreich — so schreibt mir zum Beispiel der Bischof von Langres — seine Herrschaft herbei: er schützt sie jetzt schon, die Arianer bedrücken sie. Dieser Merowing scheint von Gott berufen, große Macht in Gallien zu gewinnen: wohlan, er soll sie üben: aber im Dienste der heiligen Kirche.

Diese Gedanken nennst du vielleicht allzu weltlich? Denn wohl bekannt ist mir dein frommer, reiner, nur auf das Himmlische gerichteter Sinn.

Wohlan, so vernimm denn: die Heiligen haben jene Gedanken feierlich gebilligt. Viele Monate lang — seit jenem Religionsgespräch, in dem ich den schnöden Zweifler Gundobad zu überzeugen nicht vermochte, — zu meiner tiefen Demütigung! — wälzte ich Tag und Nacht diese Erwägungen im Kopf und bat die Heiligen, mich zu erleuchten. Vor drei Tagen schlief ich — nach langem Planen und Beten — ein: alsbald erschienen mir, vom Strahlenkranz die Häupter umleuchtet, die heiligen Bischöfe Martin von Tours und Hilarius von Poitiers, die ich zuletzt angerufen im Gebet, und sie sprachen: ‚Mein Sohn Theoplastus, du bist auf dem rechten Wege: das Reich der Burgunden soll und wird den Franken zufallen und du selbst wirst den Merowing zum Taufbecken geleiten. Die Ehrung, die dir Gundobad versagt, wird Chlodovech dir reichlich leisten.‘ Nach diesem Gesicht ist mir der letzte Zweifel geschwunden: ich schwöre dir: so haben die Heiligen gesprochen.

Nun erwäge meine Worte, vor allem aber die der Heiligen, und verweigre nicht deinen Beistand zu einem frommen und heiligen Werk. Ich denke dabei nicht gleich an Krieg und Eroberung: ich will erst den Heiden für den rechten Glauben gewinnen, bevor ich ihm das Reich Burgund in

die Hände spiele. Und dazu hat uns Gott ein trefflich Werkzeug gegeben!

Du weißt, wie die Dinge bei uns liegen. Unsere beiden Könige zwar, Gundobad und Godigisel, die Brüder, sind Arianer, aber ihre Nichte, Hrothehild, die Tochter des verstorbenen dritten Bruders Hilperich, durfte die katholische Mutter bis zu ihrem Tod im rechten Glauben erziehen: und ich habe Gott und den Heiligen versprochen, die Seele der Doppelwaise ihnen zu erhalten trotz aller Anfechtung. Ja, dieses schöne, kluge, willenszähe und mir, — das heißt der Kirche, — schrankenlos ergebene Mädchen, mein Patkind und Beichtkind, soll des Merovings Gemahlin werden: dann müßte es doch seltsam zugehen, wenn wir, falls sie und du und ich zusammen wirken, den Heiden, der schon jetzt den Katholischen so geneigt ist, nicht bald völlig gewönnen. Und als Gemahl der Tochter des verstorbenen Burgunden-Königs — den dritten Teil des Reiches beherrschte ihr Vater Hilperich — hat er ein Recht auf ein Drittel dieses Reiches: die beiden andern Drittel mag ihm dann Schwert oder Vertrag verschaffen. Der Mann aber, der dir dieses Schreiben überbringt, verdient dein volles Vertrauen: mündlich und schriftlich kannst du ihm alles mitteilen. Es ist mein Neffe Cautinus. Ich grüße dich mit apostolischem Gruße."

VII.

Nachdem der aufrichtig fromme, gelehrte, aber auch sehr weltkundige und staatskluge Bischof — er stammte aus einem jener senatorischen und infulirten Geschlechter Galliens,

in denen die Senatur in den Kurien der Städte wie der Bischofstab von Geschlecht zu Geschlecht thatsächlich erblich waren — in seinem Schreibgemach zu Genf das Schreiben nochmal sorgfältig durchgelesen und dann, zufrieden mit dem Inhalt und dem Verfasser, genickt hatte, schloß er es umsichtig mit einem Siegelring, dessen schön geschnittner Stein, wie er meinte, den heiligen Petrus darstellte: in Wahrheit war es freilich ein Poseidon.

Nun gab er dem Velarius, der draußen den Zutritt zu dem Schreibgemach hütete, einen Wink: der führte einen jungen Mann in Priesterkleidung herein: sie war aus den kostbarsten Stoffen säuberlich, ja vornehm gearbeitet und ließ dem etwa Achtundzwanzigjährigen sehr gut: sein scharf geschnittenes, echt römisches Gesicht ward nur für einen Weltentsagenden allzu unstet belebt durch zwei begehrlich funkelnde Augen, so schwarz wie das dichte, nun verschorene Haar: geschmeidig beugte sich die hagere, mittelgroße Gestalt vor dem Bischof, aber nicht allzutief. „Mein ehrwürdiger Oheim hat befohlen," hob er an. „Ich gehorche ihm — wie immer."

„Das ist stark gelogen, Herr Neffe," lachte der andere. „Du hast mir — und übrigens auch deinen Eltern — immer nur gerade soweit gehorcht, als es dir beliebte. Das muß nun anders werden, Archidiakon: der Oheim konnte Ungehorsam, argen Leichtsinn und — Schlimmeres verzeihen: der Bischof verlangt blindes Gehorchen: die heilige Kirche versteht keinen Spaß. Das sollst du spüren! Also horch auf. Ich will dir nicht alle deine früheren Streiche und meine älteren Verdienste um dich und deine Schulden, — das heißt deine Gläubiger! — vorrücken: — die Nacht, die herannaht, ginge darüber hin. Nur an das jüngst Vergangene will ich dich mahnen, um dir einzuschärfen, wie Großes du mir zu vergelten hast. Weiber-

toll warst du von jeher . . ." „Erst seit meinem dreizehnten Jahr, Oheim!" lachte der Neffe, die glänzend weißen Zähne zeigend. „Aber was du in den letzten Jahren alles gegen das sechste Gebot gefrevelt hast, das ist himmelschreiend. Die Gattin des Grafen Victorius hast du entführt, den Mann, der euch einholte, erschlagen . . ." — „In offnem Kampf." — „Bald die Entführte laufen — oder sitzen! — lassen und ihre Schwester . . ." — „Sie war wirklich viel jünger und hübscher . . ." — „Sogar eine Gott geweihte Religiosa hast du dann . . ." — „Brich ab, Oheim, es sind ihrer, wie du selber so weise sagtest, zu viele. Aber weißt du auch — doch wie solltest du, der du so heilig bist! — und zumal so alt! — was mich dazu getrieben hat, in wildem Wechsel wilde Lust zu suchen? O nein!" Und nun nahmen die leichtfertigen Züge des jungen Priesters einen unheimlichen Ausdruck abgrundtiefer, düsterer Leidenschaft an. „Du kannst es nicht ahnen. Sieh, Oheim," — in hastiger Bewegung trat er dicht an den Bischof und flüsterte mit funkelnden Augen — „mich verzehrt rasende Glut um Ein Weib: — das einzige, nach dem ich verlange, mit heißer Gier. — Man hat sie mir versprochen! Man hat sie mir genommen, einem andern gegeben. Und in dem Sehnen nach dieser Einen bild' ich mir ein, andere könnten diesen Durst löschen. — Umsonst! So jage ich durch das Leben, die Weiber verderbend, mich selbst verzehrend . . ." Er hielt inne, seine Pulse flogen, sein Antlitz erglühte. „Abscheulicher! So wagst du zu reden zu einem Priester des Herrn?" — „Ich beichte." — „Schöne Beichte: ohne Reue, Buße und Besserung! Das Wergeld für den erschlagenen Grafen, die vielen Bußen und Schweigegelder für deine andern Unthaten, die Kosten und — die Schulden deines maßlos schwelgerischen Lebens

haben dein Erbe erschöpft, meine Mittel stark geschmälert. Es gab nur Ein Mittel, dich zu retten: ich beschloß, dir die reichen Beneficien meiner Kirche zu Dijon zuzuwenden. Die Früchte sind reich genug, die Schulden zu decken und dich trefflich zu nähren: und vergeuden kannst du die unveräußerlichen Kirchengüter nicht. Aber Eile that not: die Gläubiger drängten! Und so mußte ich dir an einem Tage hintereinander alle Weihen erteilen, den krassen Laien bis zum Archidiakon erheben: — nur einem solchen stehen jene Güter nach der Stiftung zu. Wohl würde streng darüber schelten, erführ' er's, der heilige Vater zu Rom oder Remigius zu Reims. Allein mir tröstet das Gewissen das Eine: wahrlich, nicht nur um dir aus der Schuldennot zu helfen hab' ich die Canones verletzt: — vor allem aus der Not der Schuld. Denn ich vertraue: du wirst als Priester des Herrn, unter meiner Aufsicht, deine Laster ablegen: und so rette ich deine Seele, mag darüber ein Verbot der Kirche verletzt werden."

Der Neffe verbeugte sich jetzt sehr tief, vielleicht um das spöttische Lächeln zu verbergen, das seinen Mund umspielte.

„Und da ich deinen Eifer, deine Klugheit in weltlichen Dingen kenne, habe ich dich — du mußt mir ergeben sein, denn du hast sonst auf Erden keine Stütze! — auserwählt, einen Auftrag, gleich wichtig für die heilige Kirche wie für den sehr — unheiligen! — Staat der Burgunden auszurichten. Nimm dies Schreiben. Du gehst als mein Bote . . ." „Wohin?" fragte Cautinus unwillig. „Doch nicht zu einem der langweiligen Klöster? . . " — „Nein. An den Hof des Frankenkönigs." „Ah! Wie gern!" rief der Neffe blitzenden Auges und ergriff eifrig die versiegelte Rolle. „Und dann nach Reims, zu dem frommen Bruder Remigius. Ihm giebst du dieses Schreiben.

Meine Aufträge an Chlodovech aber sind so geheim, — und so gefährlich! — ich kann sie dir nur mündlich anvertrauen. Mache dich reisefertig. Dann komm wieder und vernimm, was ich dir für den Merowing zu sagen habe." „Ich werde sie wiedersehen!" frohlockte Cautinus im Herzen.

VIII.

„An Theoplastus, Bischof von Genf, Remigius, nur durch die Gnade Gottes, nicht nach eigenem Verdienst Bischof von Reims.

In Christo geliebter Bruder! Nicht durch deinen Neffen, der noch gar wenig durch die so rasch hintereinander von dir ihm erteilten Weihen der Weltlichkeit entrückt und dem Himmlischen gewonnen scheint, laß ich dir Antwort auf dein Schreiben zukommen. Denn ich halte kein Siegel für sicher in seiner Hand. Er mißfällt mir durchaus: und ich fürchte, die Verwandtschaft hat dir in seiner Würdigung die Klarheit des Blickes getrübt. Dein Brief aber ist schwerster, bedenklichster, schlimmster Dinge voll.

Verstatte dem so viel älteren Bruder ein freies Wort der Warnung. Offen sage ich dir: durchaus verwerf' ich deine Sinnesart: und mit den Pflichten eines Christen, eines Priesters, eines Bischofs scheint sie mir wenig vereinbar. Die Weise, wie du dich deinem weltlichen Herrn, dem König der Burgunden, gegenüber, hinter der Pflicht der beschworenen Treue hinwegschleichen willst, kann mir gar nicht gefallen. Hart ist es ohne Zweifel, unter der Herrschaft von Irrgläubigen leben und zehnmal würde ich den Tod erleiden, eh' ich unter ihres Zwanges Druck auch

nur ein Haar von meinem Glauben wiche. Aber kluge Ränke spinnen, den König, den dir Gott nun einmal zum Herrn gesetzt hat, der Herrschaft zu berauben, — das sollte dir ferne sein! Hast du vergessen, was der Apostel an die Römer schreibt? „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, sie sei denn von Gott verordnet.'

Auch ich habe König Chlodovechs — vielleicht nur aus Klugheit gewährte — Milde gegen unsere heilige Kirche hoch zu loben und täglich schließe ich mein Nachtgebet mit der Bitte, Gott möge ihn in den Schoß unserer Kirche führen: ich würde mich auch herzlich freuen, wollte der Himmel sich einer wackern und frommen Ehefrau bedienen, des jungen Heiden Seele zu erretten. Aber irgend die Hand zu einem Spiel der — Schlauheit bieten, um das herbeizuführen, das verbietet mir das Gewissen. Chlodovech ist — ach! — so weit von Christi Geist entfernt, wie der Abgrund der Hölle vom Himmelreich. Was würde es helfen, beredete ihn ein jung und reizvoll Gemahl zur Taufe und seine Seele bliebe so durch und durch unchristlich, ja widerchristlich, wie sie heute — leider! — noch ist? Ich arbeite an seiner Seele. Das ist mein Recht, weil meine Pflicht. Deine Pläne der Staatskunst aber liegen mir fern. Wie sprach der Herr? ,Mein Reich ist nicht von dieser Welt!' Vergieb mir um Christi Willen, haben meine Worte dich verletzt.

Remigius, ein Knecht des Herrn."

Nachdem Theoplastus dieses Schreiben gelesen, zerriß er es unwillig in viele kleine Stücke. „Und diese Einfalt darf auf dem hohen Stuhle von Reims sitzen!" rief er entrüstet. „Auf einer Säule in der ägyptischen Wüste müßte er stehen! Aber warte nur! Wir wollen doch

sehen, ob barbarische Kampf- und Herrschgier, ein schönes Weib und ein eifriger Priester diesen jungen Heiden nicht dahin führen, wohin der Himmel ohne Zweifel ihn geführt haben will. Die Heiligen meines Traumes können nicht gelogen haben."

IX.

In dem salischen Gau Toxandria, auf dem rechten Ufer der Schelde, nahe der Mündung, waren die niemals tief eingeprägten römischen und christlichen Spuren schon seit mehr als hundert Jahren völlig verwischt oder vielmehr überwachsen von germanischem Wesen, das die schon vor Julian hier eingedrungenen Salier verbreitet hatten. Auch dieser letzte große Vorkämpfer des Römertums in Gallien hatte die Franken hier nicht mehr zu vertreiben vermocht.

Zum Teil niemals gerodeter Urwald, zum Teil seit ein paar Menschenaltern aufgewucherter Frischwald bedeckte weithin das Land: ein gewaltiger Hain, hart am Stromufer, war Wodan geweiht: neun Tage und neun Nächte — rühmte die Sage — könne hier Donars heilig Tierlein, das Eichhorn, von Wipfel zu Wipfel springen, ohne den Boden berühren zu müssen. Der Hain war umhegt: Gewaffnete, im Dienst des Weihtums, hüteten die drei einzigen Eingänge im Osten, Süden und Norden, im Westen schützte der Strom. Im Norden grenzte der Götterhain mit einem stattlichen Allod, dessen Halle mit der Rückseite ebenfalls an den Fluß stieß: es war das Besitztum, das die Königin Basina — das wertvollste aus ihren Hofgütern — Guntbert und Bertrada bei ihrer Vermählung geschenkt hatte.

Nur ungern hatte Chlodovech das geschehen lassen.

„Ich will den gutmütigen Menschen um mich haben, hier, im Palast," grollte er. „Er ist mir wie ein Schild oder ein verlässig Roß oder ein wachbarer Hund so treu. Und dann: warum ihn auf einmal so reich werden lassen? Er hätte immer noch ein bißchen treuer werden müssen, weil er immer noch was zum Leben von meiner Gunst hätte erwarten mögen. Ist ja dumm."

„Seine Mutter und ihr Vater haben wiederholt mein Leben gerettet," hatte die Witwe grollend im Hinausschreiten gesprochen. „Ja, ja," lachte ihr der Sohn nach, „bei jener eiligen . . . . Reise aus Thüringland!"

Dorthin war das neuvermählte Paar von dem Königshof gezogen. Die für die Arbeit erforderlichen halbfreien und unfreien Hintersassen sowie die Herden und das Gerät fand es auf dem Gute vor. Und mit freudigem Eifer schalteten die jungen Gatten in Haus und Hof, in Garten, Wiese, Feld und Wald.

An einem warmen Augustabend saßen sie bei sinkender Sonne auf der Bank, die, auf mehreren Stufen erhöht, die ganze Vorderseite des Wohnhauses umzog: von diesem ragenden Vorsprung aus konnte man über die Hofwere — den Pfahlzaun — hinweg auf das Acker- und Wiesland schauen, von dem das Gesinde nun, nach vollendetem Tagewerk, in die neben dem Herrenhause verstreuten Häuslein und Hütten zurückkehrte, die Arbeitsgeräte auf den Schultern. Der Leute frohes Scherzen und Lachen bezeugte, daß es ihnen nicht übel erging unter der Herrschaft des glücklichen Paares: gute Menschen im Glück wollen Glück um sich verbreiten.

Guntbert hatte den linken Arm um seines jungen Weibes Nacken geschlungen, die Rechte hob den römischen Becher: — wie der dunkle Wein, der ihn füllte, ein Geschenk Basinas. „Dank, Frau Sunna!" rief er dem Abend-

gold entgegen. „Du hast uns ein gutes Jahr gegönnt. Du bist so schön wie gut: — du bist gewiß Bertraden hier ähnlich!“ Und er trank den Becher leer.

„Nicht also, Liebster,“ mahnte die Frau, sich an seine breite Brust lehnend, — sie ließ die auf dem Boden wirbelnde Spindel einen Augenblick ruhen — „erzürne nicht die hohe Göttin durch frevelnden Vergleich!“ „Hei,“ lachte er, „Frau Sunna darf das nicht verdrießen. Hab' ich doch nichts auf Erden noch gesehen so schön und gut wie du!“

„Klein Theoda,“ meinte die Mutter mit zärtlichem Blick auf ein etwa vierjährig Mädchen, das im weißen Linnenhemdchen auf der Wiese unterhalb der Hausstufen saß und sich bemühte, mit den kleinen Fingern die vielen weißen und roten Blumen, die im Kreis umherstanden, zu einem Strauße zusammenzupflücken, — „klein Theoda wird tausendmal schöner als ich. — Da sieh, da kommt Guntwalt angeritten! Hoch zu Roß!“ „Ohne Sattel! Auf dem feurigen Hengst! Der Keckling,“ lachte der Vater. „Aber er fällt nicht: — er sitzt fest!“ Da trabte ein sechsjähriger Knabe auf die Scheune neben dem Herrenhause zu, sprang ab und öffnete weit die Thorflügel des Gebäudes; dann eilte er mit hohen Sprüngen auf das Schwesterlein im Grase zu und drückte auf das blonde Haar einen Kranz von blauen Kornblumen: die Kleine patschte vor Freude in die runden Händchen. Schon stand der Knabe vor den Eltern und wies mit ausgestrecktem Arm auf das Stoppelfeld, das sich weitgestreckt zur Linken des Hauses dehnte: „Schau, Vater, da kommt der letzte Wagen. Hoch, hoch beladen! Die drei starken Rinder können ihn kaum vorwärts bringen. Aber ich hab' auch tüchtig aufladen helfen! Das heißt: ich stand oben und strich die Garben zurecht! Da hat mir die Milchdirn den blauen

Kranz geflochten: — aber der ist für Theoda, dacht' ich gleich." „Wie du glühst," meinte die Mutter und strich ihm über die roten Wangen. „Immer so wild, immer zuviel! Und den wilden Hengst des Vaters besteigen!" — „Ja, auf den Rindern kann ich doch nicht reiten, wie ein Knecht! Wie sagte neulich der Vater?

‚Der freie Franke gehört auf den Hengst,
In der hauenden Hand das geschwungne Schwert.'"

„Gut merkst du dir so was!" lächelte die Mutter, „du Wildling. Aber hast du auch den Spruch behalten, den ich dir neulich vorsagte, da du einschliefst?"

„Ich . . . ich glaube wohl:

‚Waltender Wodan
Und du, dröhnender Donar,
Schützet und schirmt in der Schlacht,
Guntbert, den guten.'"

„Und" — „ja, das von den Göttinnen? . . . Das hab' ich vergessen!"

„Und," schloß die Mutter:

„Freia und Frigg, befreundet, befriedet
Haus ihm und Hof."

„Sieh, da wankt und schwankt der Wagen heran," sprach der Vater. „Wahrlich, Gott Frô gab gute Ernte! Aber heiß war der Tag, die Arbeit schwer! Lauf, Guntwaltlein, und sag' dem Kellerknecht, er solle jedem der Leute zum Abend einen Becher Metes mehr reichen." Als der Knabe mit einem Satz die vielen hohen Stufen übersprang, schüttelte Frau Bertrada das blonde Haupt und klagte: „Der Bub' ist allzuwild. Sein Mut ist ohne Maß. Du solltest ihn mäßigen."

„Nein. Nur ihn lehren, die Gefahr auch kennen, und sie doch nicht fürchten. Jetzt ist er furchtlos . . . aus Unwissenheit. Der wird schon recht! Hat ein Auge

wie der Falke! Schießt jetzt schon mit seinem Knabenbogen fast wie ich. Der wird schon recht!" wiederholte er, dem Sohne freudig nachschauend, wie der dahin flog über die Wiese. „Ja! Denn er wird ganz wie du! — O mein lieber, lieber Mann." Sie blickte sich scheu um, — ob jemand herschauen könne, dann küßte sie ihn zärtlich. „Wie hab' ich dich lieb! Wie glücklich sind wir! Sind wir all' die Jahre her gewesen. Ich hab' es nicht geglaubt, daß ein Herz soviel Glück aufnehmen mag. Oft wird mir bang zu Sinn: ob's wohl dauern kann?" — „Du thöricht Kind! Warum denn nicht? Was quälst du dich!" — „Schilt mich, aber ich kann's nicht lassen. Ja, in deiner Nähe, hör' ich deine klare Stimme, seh' ich in dein stetes Auge, dann fühl' ich mich so sicher, wie unter Donars Schild. Aber abends — spät abends, — wann die Kinder schlafen und auf die öde Halle die langen Schatten fallen — dort vom Nordwald her, — wann die grauen Nebel aus dem Schilf steigen und du bist noch immer nicht zurück von der Jagd unter jenen düstern Föhren, — dann, dann beschleicht mich oft ein fröstelnd Grauen. Wenn du mir einmal gar nicht mehr wiederkehrtest . . .?" Er lachte: „So leicht bezwingt mich weder Ur noch Bär." — „Es giebt Schlimmeres —." — „Doch nicht, daß ich wüßte!" — „Böse Menschen!" — „Die zwingen mich erst recht nicht." — „Nicht im Kampf! Aber . .! Ich muß immer denken an einen Blick abgrundtiefen Hasses, — du sahst ihn nicht — aber ich fing ihn auf!" — Sie schauerte zusammen. „Nun? Wer? . . ."

„Jener Priester . . . der freche Römer — aus dem Burgundenreich." Jetzt lachte der Mann noch fröhlicher. „Cautinus? Nun, der, mein' ich, sucht nicht mehr meine Nähe. Wohl gedenk' ich's! Er kam als Bote seines Oheims aus Burgundenreich zum König, gerade als ich

dich nach einem Besuch bei der Königin auf das Pferd hob, dich wieder hierher — nach Hause zu holen." — „Schon als Laie hat er . . ." — „Um dich geworben, dich keck verfolgt. Er ward nun — der Priester! — ganz bleich, als er dich, von meinem Arm auf den Sattel gehoben, wieder sah. Unter dem Vorwand, dich mit dem Kreuzeszeichen zu segnen . . ." — „Wie durft' er's wagen! Von Donar stammen mir die Ahnen!" — „Berührte er dich an der Stirn und einer Schulter. Eh er an die andere gelangte, lag er — ein paar Schritte weit von dir — im Staub. Er hat diesen Arm gespürt: er kommt mir nicht wieder."

„Ich sah seinen Blick, als er sich — stöhnend — aufraffte, und ich . . . Horch, was ist das?" — „Hufschlag! Ein paar Gäule nahen rasch." Guntbert stand auf und schritt die Stufen hinab, auf die Thüre der Hofwere zu. Schon tauchten aus dem Saum des nahen Gehölzes mehrere Reiter auf dem Stoppelfeld auf, bald waren sie heran: noch vom Gaul herab, vor dem Abspringen, rief der vorderste ihm zu: „Eile dich, Guntbert! Steig zu Roß! Der König entbietet dich sofort. Er entsendet dich auf wichtige Fahrt." — „Wohin?" — „An den Königshof der Burgunden!"

X.

Wenige Tage darauf saßen der König und Guntbert in tiefem Gespräch in dem Palatium zu Paris. Die Stadt hatte den Salier eingeladen, seinen Sitz von Soissons

hierher zu verlegen, nachdem der Heide auf Bitten der ‚religiosen‘ Schwester Genoveva der Basilika des heiligen Vincentius reiche Geschenke gemacht und den Kirchen der Stadt seinen besonderen Schutz zugesagt hatte.

Das Palatium hatte dereinst Julian bewohnt, — hier war Chlodovechs Urahn, Merovech-Serapio, des Cäsars Gefangener, bald sein Gast und Freund gewesen. Heute ragen noch Trümmer aus jenen Zeiten in demselben Ort, dem Garten des Musée de Cluny.

Der junge Frankenkönig war im Laufe dieser Jahre vom Knaben zum vollbewußten Manne durchgereift: zwar die feingliedrige, geschmeidige Gestalt war geblieben, aber der Geist hatte, vom Erfolge getragen, durch den Sieg verstärkt, sich mächtig entfaltet. Höher gereckt trug der Merowing das Haupt.

„Nun, was sagst du?“ lächelte er. „Bist du nun ein wenig zufrieden mit dem viel Gescholtenen? Ich meine, ich habe gute Arbeit gemacht in diesen Jahren. Wohlweislich wartete ich, bis mein übermächtiger Nachbar, der gefürchtete Westgote Eurich, die klugen und gewaltigen Augen geschlossen hatte: aber dann ging's Schlag auf Schlag. Wàs denn? Wàs denn? Bald hatten wir Soissons genommen: — ohne deinen Schild, du Treuer, wäre ich damals freilich nicht davongekommen! — Mein dummer Vetter und Nachbar, Chararich von Thérouenne (— wie kann er sich mit diesem Einen Gau begnügen! Ein Gaukönig ist ein Zaunkönig!) half mir damals dazu, mächtig zu werden: er wird sich wundern über den Gebrauch, den ich von meiner Macht machen werde! Man muß aber keinen Niedergeworfenen wieder aufstehen lassen: sonst war die Mühe für nichts! Hochherzigkeit? Ist ja dumm! Obwohl schwer wund, schrieb ich gleich am Tage darauf an den Westgotenkönig Alarich nach Toulouse . . .“

Guntbert nickte: „Der Brief war ein Meisterstück von Klugheit, Kühnheit und — Frechheit."

„Freilich! Wàs denn?" lachte Chlodovech. „Ich hatte nicht erfahren, nein: erraten, daß Syagrius dort Zuflucht gesucht. Ich verlangte also die Auslieferung des Flüchtlings: sonst, ließ ich ihm sagen, hole ich mit ein paar Freunden in Helmen mir den Römer selbst aus dem Königshaus in dem schönen Toulouse. Ich wollte dabei auch dem Sohn des starken Eurich ein wenig in den Mund fühlen, ob der Zahn des Mutes gesund bei ihm sei? Hei, zuckte der Zahn! Sofort, gegen die Pflichten des Gastrechts, in Ketten, lieferte er mir den Gast aus. Ich aber dachte, daß mein Vater vor Soissons sich die Todeswunde geholt hat: — Blut um Blut. Der Gefangene starb."

„Das war nicht edel." — „Aber gescheit! Auch Pflicht der Blutrache. Und wenn eine Pflicht einmal — ausnahmsweise! — mit der Schlauheit übereinstimmt, wär' es sehr dumm, die Pflicht nicht zu erfüllen. Leider liegen sich beide meist in den Haaren. Seither haben wir wacker um uns gegriffen, so daß in Gallien schon ein Sprichwort im Schwange geht: ‚Den Franken habe zum Freund, aber nicht zum Nachbar'. Nun käme — anderes liegt noch zu fern — an die Reihe das reiche Reich der Burgunden. Dort brodelt allerlei Wirrwarr, aus dem, mein' ich, etwas zu fischen ist: vielleicht zunächst nur ein Weib, später etwa mehr. Darauf zielt die geheime Fahrt, zu der ich dich entboten."

„Du weißt," sprach Guntbert mit bewölkter Stirn, „ohne Besinnen folg' ich dir in die Schlacht gegen jede Übermacht von Speeren. Aber solche geheime Schliche, — sie gefallen mir nicht. Ich tauge nicht zu List und Schlauheit."

„Das weiß Loge," lachte der König. —„ Also suche dir hierzu klügeren Genossen." — „Wàs denn? Klug bin ich

selber! Genug für uns beide! Aber ich muß einen haben, der — nun: einen lebendigen Schild. Denn merken sie's, die Burgunden, daß ich sie täuschte, könnte doch zuletzt der Rückweg aus Burgundenreich etwas von Blut besprengt werden. Also höre: der Bischof von Genf und manche andere einflußreiche Leute dortselbst wünschen die Heirat aus allerlei — frommen und anderen — Gründen. Ich aber — ich wünsche: — Burgund! Und mag ich auch nicht gerade ein häßlich Weib nehmen, — ich würde mir dann neben ihr wohl schon zu helfen suchen! — und will ich schon um deswillen die Braut sehen, eh' ich sie heimführe — vor allem: ich muß — unerkannt — nach Burgund, zu spähen, ob die Trauben dort bald reif sind zum Keltern? Und so schleiche ich mich, verstohlen und verkleidet, in Genf ein, gleichzeitig mit einer Gesandtschaft: deren Führer bist du, mich im Notfall herauszuhauen. Die Gesandtschaft soll — du verstehst! — den Grenzstreit an der Seine südlich von Troyes zum Austrag bringen: — in Wahrheit aber wollen wir prüfen, ob die Braut mir zusagt und wie morsch etwa schon die Pfeiler jener wankenden und zwiegespaltenen Königsmacht geworden sind."

„Aber . . . deine Mutter? Man sagt, die Königstochter Hrothehild ist sehr eifrig im Glauben der Christen."

Hitzig sprang Chlodovech auf: „Wàs denn? Meine Frau Mutter soll ja doch die Katholische nicht heiraten! Nur ich. Was die Jungfrau glaubt, ist mir gleich. Und was sie jetzt auch glauben mag: — Eins wird sie noch glauben lernen: daß mein Weib mir zu gehorchen hat. Wir reiten Morgen. Halte dich bereit!"

———

XI

„In Christo teurer, aber noch mehr geldteurer, schwer zu ertragender, Neffe! Ich begreife nicht, wie man in einer so kleinen Stadt wie dieses Nest Dijon so große Schulden machen kann! Hier das Gewünschte: — wieder einmal ‚zum letztenmal‘. Komm unverzüglich hierher nach Genf. Ich brauche deinen Rat, deine Hilfe, deine Kenntnis des fränkischen Hofes.

Eine Gesandtschaft des Königs Chlodovech ist eingetroffen: wegen der Seinegrenze, so soll man glauben: Aber . . .! Komm. Die Ernte reift endlich, die ich vor Jahren — allzu früh damals! — gesät. Jedoch Hrothehild zählt jetzt vierundzwanzig Jahre: sie war nie so schön. Sie wird den Gesandten gefallen, sind sie nicht blind. Und sie folgt mir aufs Wort. Und ist klug, wie — nun, wie der Herr den Seinen befohlen hat, zu sein.

Allerlei mag in den nächsten Tagen sich entscheiden. Zur Zeit weilt keiner der beiden burgundischen Könige in Genf: sie werden erst in den nächsten Tagen erwartet. Einstweilen verhandelt an ihrer Statt ein Consiliarius mit den Gesandten. Aber mehr beinah als diese Gesandten beschäftigen meine Gedanken ein . . . . . . — Doch genug! Ich muß mit deinen Augen sehen können. König Gundobad eifert gegen diese Ehe: er wird sie verhindern, wenn er kann. Und Remigius von Reims und Avitus von Vienne ärgern mich um die Wette mit ihren frommen Bedenken. Unter den Heiligen und im Himmel mögen sie besser Bescheid wissen, auf der Erde und unter den Sündern bin ich genauer unterrichtet. Für den Himmel bleibt uns noch die ganze Ewigkeit. Auf Erden aber wollen wir herrschen. Komm, sag' ich! Es eilt!“

XII.

Die ‚galoppierenden‘ Wellen des Rhodanus galoppierten vermutlich vor vierzehnhundert Jahren ebenso anmutig wie heute und die Schönheit des Geländes um den blauen See von Genf war gewiß damals nicht geringer, da es noch mehr Wald und weniger Häuser gab.

Es war ein warmer Septembertag. Und Sonntag. Die zahlreiche katholische Bevölkerung fand kaum Platz in der Basilika des heiligen Mauritius, die im Herzen der Stadt, auf dem linken Ufer, gelegen war, da, wo sich heute die Kathedrale de St. Pierre erhebt. In großen Scharen strömten die Gläubigen aus den engen winkeligen Gassen der alten allobrogischen Festungsstadt zusammen auf den Platz vor der Kirche und drängten die steilen Stufen des alten Gebäudes hinan. Es überwog die römische Tracht der germanischen und das Ohr vernahm viel häufiger das Vulgärlatein der Provinzialen als die schöne Sprache der Burgunden. Da an dem christlichen Feiertag die Geschäfte am Hofe ruhten, hatten auch die fränkischen Gesandten, fünf an der Zahl, geführt von Guntbert, Muße, sich die vor der Kirche versammelte Menge anzusehen: sie standen auf der obersten Stufe und sahen auf das Gewühl herab, warfen auch wohl neugierige Blicke durch die Thürvorhänge in das Innere des Heiligtums, aus welchem süßlicher Weihrauchduft hervorströmte und, obwohl es heller Tag, der Glanz vieler Wachslichter strahlte.

Hart an dem Eingang kauerte auf den harten Steinen ein alter Bettler: das weiße Haar ragte bis in die Stirne vor, unter jedem Arm lag dem Krüppel eine lange Krücke; er hielt den Frommen, wie sie an ihm vorbei mußten, mit zitternder Hand einen alten vielgeflickten Reisehut hin; er

schien nur Vulgärlatein zu verstehen, denn als ihn Guntbert mitleidig — auf fränkisch — nach der Ursache seiner Verkrüppelung fragte, schüttelte er unwirsch den zottigen Kopf und wischte über den langen weißen Bart.

Nun kamen Theoplastus und sein Neffe von dem anstoßenden Bischofshause her: ehrfürchtig wich die Menge schon vor den Knaben in weißen und roten Mäntelein, die, Weihrauchfässer schwingend, dem kleinen Aufzug des Bischofs und der ihm folgenden Geistlichen voraufschritten. Aber manche Frauen drängten dann doch wieder heran, haschten den Saum des goldgestickten Mantels des Prälaten und führten ihn ehrfurchtvoll an die Lippen. Nun erreichten Oheim und Neffe den Eingang: der Bettler hielt ihnen, den Weg mit dem ausgestreckten Arme sperrend, aufdringlich den Hut hin: da stieß ihn Cautinus mit dem Fuß gegen die Hüfte: „Platz da, du Hund!“ Außer sich vor Zorn schrie Guntbert: „Was wagst du?“ Die Faust fuhr ihm ans Schwert.

Ruhig schritt Cautinus weiter, ohne des Franken zu achten: nur seinem Oheim warf er einen Blick zu. „Sie ist wohl schon in der Kirche?“ fragte er ruhig. „Jawohl. — Bist du gewiß?“ — „Unzweifelhaft. Schon gestern, wie ich meinte, aus dem weißen Haar eine kleine rote Locke hervorlugen zu sehen. Und nun dieser dummwütige Guntbert!“ — „Gut, daß er sie gestern noch nicht ansprach. Heute soll er nun! Halte dann ihr Gefolge zurück. Ich sag' es ihr gleich.“

Und in feierlichem Schritte durchmaß der Bischof den Mittelgang der Basilika: er blieb vorn rechts vor den Königssitzen stehen. Da erhob sich ein reich gekleidetes, auffallend schönes Mädchen, beugte tief das Haupt, daß die dunkelbraunen Locken unter ihrer goldnen Stirnbinde hervorrieselten und küßte demütig dem Prälaten die Hand,

die Augen unter den langen, seidnen Wimpern niedergeschlagen. Aber wie blickten diese auf, als er ihr, die Hand segnend auf den Scheitel legend, ein paar Worte zuflüsterte. Er schritt dann feierlich auf den Altar zu.

Die schöne Hrothehild jedoch sank tief atmend auf ihren Sitz zurück; ihre Wangen brannten, ihr Busen wogte. Allein bald bemeisterte sie ihre Erregung: war sie doch wohl geschult und gezogen.

Der Gottesdienst war zu Ende: das geringe Volk, das der Thüre näher stand, flutete hinaus. Theoplastus trat auf die Königstochter zu; desgleichen Cautinus auf deren Gefolginnen, er sprach eifrig mit ihnen.

„O in Christo geliebte Tochter," begann der Bischof sehr laut, „die für heute bestimmten Bibelverse schärfen die Pflicht der Wohlthätigkeit ein. Laß sie uns üben: gemeinsam. Dort, vor dem Eingang, liegt ein armer, alter Krüppel. Wir wollen ihm spenden. Aber du weißt: mehr als das harte Gold erquickt den Verachteten in seinem Elend der Balsam mitleidvoller Rede. Sprich mit ihm, liebe Tochter." „Du weißt, daß ich in allem dir gehorche," erwiderte die Jungfrau tiefernst und innig und schritt — ihm zur Linken — gegen den Ausgang hin. Die Gefolginnen blieben zurück: sie kicherten, sie lachten verschämt bei des jungen Archidiakons verfänglichen Reden. „Man merkt euch immer noch den Weltling an, ehrwürdiger Herr Cautinus," meinte die hübscheste unter ihnen. „Nicht doch! Ich übe höchste Frömmigkeit! Wie lautet das oberste Gebot, holde Rathilde?" — „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." „Das überbiete ich noch: denn," flüsterte er ihr ins Ohr, „ich liebe dich viel mehr als den ehrwürdigen Archidiakon von Dijon."

Einstweilen standen Theoplastus und die Königstochter vor dem Bettler. Die Stufen waren nun leer. Der Bischof warf eine Münze in den hingehaltenen Hut und stieg ein paar Stufen hinab, denen oben den Rücken kehrend. „Armer," hob Hrothehild an, „du jammerst mich im Herzen. Könnt' ich dir doch helfen." Und sie löste eine breite goldene Spange von der Schulter. „Du kannst, o wunderschöne Hrothehild," erwiderte der, „aber nur mit viel geringerer Gabe als mit dieser. Den kleinen Ring, den du am vierten Finger trägst, den schenke mir. Nein: — stecke selbst ihn mir an." Im Augenblick, da sie nach seinem Wunsche that, schob er ihr plötzlich seinen Ring an jenen Finger und flüsterte ihr zu: „So, Königskind! Nun bist du die Braut Chlodovechs, des Merowings." Und er sprang auf: — der Platz war leer —: er umarmte und küßte sie. „Kein Auge hat's gesehen," sprach der Bischof, der sich unvermerkt wieder gewendet hatte, „als Gottes. Und das meine. Welch' ein Wunder!" „Was soll ich nun thun, mein Vater?" fragte Hrothehild. „Gott gehorchen, mir und deinem Bräutigam, diesem edeln König. Unser Gott hat das so gewollt — von Ewigkeit." „Dann," lachte Chlodovech, „soll euer Gott uns jetzt nur auch geschwind von hinnen helfen! Was denn? König Gundobad will nicht, daß seine Nichte mein werde und zumal ihr Erbe, das er ihr vorenthält! Höre schönes Bräutlein! Heut' abend — bevor das Westthor geschlossen wird — unter den Kastanienbäumen vor jenem Thor. Du findest dort mich, ein rasches Roß und tapfre Weggesellen. Fort! Man kommt aus der Kirche."

Und er warf sich wieder zu seinen Krücken auf die Erde.

Der Bischof führte die Zitternde über die Stufen hinab. „Ich bin mit dir zufrieden, meine Tochter. Doch Eins gelobe mir: er wähnt, er habe uns überlistet. Nie

darf er erfahren, daß wir ihn erkannt hatten. Stets muß er sich für den Klügeren halten und wir müssen die Klügeren sein." — „Ich werde gehorchen, mein Vater. Aber . . ." — „Kein Aber will ich hören," rief er scharf und streng. „Jahrelang hab' ich dir verkündet, was Gott durch dich schwaches Werkzeug Großes, Wunderbares erreichen will: — er hat's mir im Traum offenbart. Deshalb gab er dir diese Schönheit deines Leibes, die feine Klugheit des Geistes, den zähen Willen und den Gehorsam gegen deinen Seelenhirten. Du, Hrothehild, sollst diesen tapfern König und sein Volk vor den ewigen Flammen erretten und gewinnen für den Himmel — und die Kirche. Vergiß dann, stehst du auf der Höhe der Macht, nicht des Wegweisers, der dich hinangeführt." — „Niemals. Meine Seele ist des Himmels Magd und die deine." — „Nun, überstolzer König Gundobad und überfrommer Remigius und übertugendhafter Avitus und überschlauer Merowing, — wer hat nun den Sieg behalten?"

XIII.

Sechs Monate darauf ward zu Paris mit großem Gepränge die Vermählung Chlodovechs mit der burgundischen Königstochter gefeiert.

Jubelnd begrüßten die Römer, das heißt die Katholiken, ihre Glaubensgenossin: sie gewann gleich nach ihrem Eintreffen in der Seinestadt deren höchste, wärmste Liebe, als ihr erster Gang sie in die stille Zelle Genovevas führte, in dem nahen Dorfe Avron, wo sie vor allem Volke vor der Jungfrau sich in den Staub warf, die durchsichtigen,

magern Hände, diese Hände, die nach dem frommen Glauben des Volkes bereits viele Heilwunder verrichtet, so die eigne Mutter der Heiligen wieder sehend gemacht hatten, nachdem sie jahrelang erblindet war, als Strafe des Himmels, weil sie der Tochter den allzuhäufigen Kirchenbesuch zu verbieten sich unterfangen hatte. Genoveva, die wahrhaft demütige, hob sie rasch an ihre Brust und sprach: „Schwiegertochter Childirichs, spüre, wie dies Herz für dich schlägt. Jetzt stehst du im Glanze des Glückes: ziehen die Schatten der Schmerzen über dein Haupt, dann komm zu Genoveva: ihr Gebet soll sie verscheuchen. Ich liebe dich, meine Tochter."

Am Tage vor der Vermählung war Chlodovech gar guter Dinge. Denn vieles war ihm wieder geglückt inzwischen. Er saß mit seiner Braut und zwei Geistlichen in dem wohl gepflegten Garten des kleinen Palatiums, in dessen Springbrunnen ein heidnischer Triton — Julianus der Abtrünnige hatte ihn einst errichten lassen — Wasser aus seiner Muschel sprühte und die Frühlingsblumen befeuchtete, die rings um den Marmorrand sproßten. „Wenig wähnte ich, holde Entführte," lachte er, zärtlich über ihren vollen Arm streichend, „als ich dich damals unter jenen Bäumen auf mein Rotroß schwang und mit dir davonjagte in das Abenddunkel, daß es Winter und Frühling werden würde, bis ich dich meine Gemahlin würde nennen können. Scharf war mir deine Sippe auf den Fersen seit jenem Abend." „Ja," seufzte Hrothehild, „viel Blut ist geflossen um unseres Ehebundes willen. Desto heiliger und segenreicher für alle die Deinen müssen wir diese Ehe darleben. Teures Blut . . ." — „Bah! Was denn? Nicht so schlimm. Am meisten leid that mir dabei mein eigen Blut, als uns die Verfolger eingeholt hatten und eine Wurflanze mir die Schulter streifte. Abermals hat der wackre Guntbert mich gerettet in jenem Walde." —

„Wir schulden ihm Dank. — Man sieht ihn nicht am Hof,“ meinte Hrothehild. „Wo weilt er?“ — „Bei seinem schönen Weibe, fern in Toxandrien.“ „Beide sind,“ sprach eine herbe Stimme, „eifrige Götzendiener: ich glaube, wir Priester des Herrn haben ihn verscheucht.“ „Hei, Cautinus,“ lachte Chlodovech, „Guntbert? Der scheut nichts. Nicht dich, noch deinen Teufel.“ „Aber,“ fuhr Hrothehild fort, „auch abgesehen von jenen Reitern, die ihr abwehrtet: — wie viel Blut ist seither geflossen! Dem Angriff meines Oheims Gundobad kamst du zuvor . . .“ „Und holte mir das Erbe deines Vaters, das er für sich behalten wollte. Zum Glück hatte das König Godigisel, deinen dümmeren Oheim, schon lange so verdrossen, daß er mit mir zusammen gegen Gundobad zog. Wir schlugen ihn bei Dijon; aber kaum hatte ich den Rücken gewandt, als der Besiegte pfeilschnell sich auf Godigisel warf, ihn zu Vienne gefangen bekam und . . .“ „Töten ließ!“ klagte die Braut. „Wàs denn? Kann's ihm nicht verdenken. Hätt's ebenso gemacht. Zum Glück hab ich keinen Bruder. Das heißt: zum Glück für ihn. Zwei Merowingen hätten nicht Raum in meinen paar Gauen.“ — „Ich bringe Blutschuld als Mitgift.“ — „Wàs denn! Was können wir dafür, daß die andern nicht wollten wie wir? Du brachtest mir den dritten Teil von Burgund.“ — „Und diesen frommen Bischof hier: — meinen geistlichen Vater Theoplastus. Er ist mehr wert als ein Königreich.“ Der — er stand hinter hier — legte segnend die Hand auf ihren braunen Scheitel. „Na,“ lachte der Bräutigam, „das kommt auf den Geschmack an. Übrigens freilich: für diesen heiligen Mann und seinen minder heiligen Neffen war nicht mehr des Bleibens in Genf und Dijon nach unserm . . . Abendritt: gar eilfertig kamen sie uns nachgereist! Nun, einstweilen müssen sie ohne Bistum und Archidia-

konat als meine Gäste hier im Palatium leben: es ist nichts frei. Das heißt: der fromme Remigius von Reims hat sich scharf gegen euch beide erklärt: — er scheint nicht sehr zufrieden mit euch, he?" Theoplastus zuckte mit den Achseln: „Er ist gar zu heilig. Niemand thut ihm genug." „Er leidet an geistlicher Überhebung," tadelte Cautinus. „Das sage nicht!" rief die Braut. „Ich verehre ihn tief: — ich bewundere ihn." Chlodovech nickte: „Ja, das ist der beste Mann, den ich kenne, unter Heiden und Christen." Einen mißgünstigen Blick warf der Beichtvater auf beide. „Geh nun, liebe Tochter, zu deinen Gefolginnen. Ich habe noch einiges mit deinem Bräutigam zu reden. Geleite sie, Archidiakon."

Als das Mädchen mit Cautinus den Garten verließ, eilte ihr Chlodovech nach, sie zu umarmen. Aber rasch trat der Bischof dazwischen: „Zurück, Herr König! Nicht vor der Zeit. Hört erst der Kirche Bedingungen."

Rot vor Zorn sah Chlodovech der Verschwindenden nach. „Wàs denn? Wàs denn? Herr Bischof!"

„Geduld. Du weißt: ein Großes ist es, daß die Kirche dieser ihrer Tochter gestattet, einem Manne sich zu vermählen, der — noch — nicht der Kirche angehört." — „Das schien dich damals vor der Basilika zu Genf wenig zu kümmern." — „Ich wartete auf deine Bekehrung." — „Da kannst du noch lange warten! Hei, Frau Basinas Augen bei meiner Taufe! Möchte sie nicht sehen!" — „Du aber wolltest nicht noch länger warten auf die Braut." „Nein," rief der Bräutigam, mit einem heißen Blick der Verschwundenen nachschauend, „denn bei Freia! sie ist schön, üppig schön." — „So danke mir, daß ich nicht, wie jener strenge Remigius, den du mir vorziehst, deine Wünsche aufhalte. Er beharrte auf deiner vorgängigen Taufe. Ich nicht, weil . . . weil ich dich mehr liebe als jenes ‚Tugend-

wunder' zu Reims. Aber vernimm nun die Bedingung, unter der allein ich die Trauung vornehme, das heißt: die Kirche ihre Tochter dem Heiden giebt." Zornig fuhr der König auf. „Braucht sie mir nicht zu geben! Habe sie in meiner Gewalt! Wàs denn? Ist ja dumm! Wirfst du mir Knittel in den Weg zur Kirche, so halte ich den Brautlauf mit der Vollarmigen nach Friggas und Donars Weise und trage sie flugs auf diesen Armen in mein Ehebett."

„Du weißt recht gut, daß sie es dann nur als Leiche verläßt. Sie stirbt, wird sie — ohne der Kirche Trauung — dein." Chlodovech knirschte mit den Zähnen: „Beim lodernden Loge. Ja, sie ist so! Hel hole diese Kreuzpriester! Schlau, falsch, zäh, herrschgierig und herrschaftgeübt! Nun also, wàs denn? Heraus mit der Bedingung!" — „Die Kinder, die sie dir bringen wird, gehören der rechtgläubigen Kirche." Chlodovech blies hörbar vor sich hin: „Puh! Wenn's weiter nichts ist! Meine Buben mögen glauben, was sie wollen! Oder doch: was sie können! Können oder wollen sie eure Sprüche nicht behalten, werden die bald vergessen sein. Meinetwegen!" — „Da du so rasch nachgabst, will ich dir die zweite Bedingung erlassen." — „Noch eine? Wàs denn? Wàs denn?" — „Daß du — zur Abtötung des Fleisches — die ersten drei Tage dein Weib meidest." „Hei," lachte der Bräutigam grimmig. „Weiter nichts? Das ist ja höllisch ausgesonnen. Bestandest du darauf, hätt' ich dich die drei Tage über Feuer gehängt, damit du spürtest, wie ich sie verbringe!"

XIV.

Kaum war der Bischof in den Palast getreten, als von außen, von der Straße her, die durchsichtige Gitterthüre geöffnet wurde und eine hohe Frauengestalt in grauen Trauerkleidern über die Schwelle schwebte. Langsam, feierlich schritt sie heran.

Wenig erfreut kam ihr Chlodovech entgegen. „Mutter! Du im Palast? Ein seltner Gast.“ — „Du sagst es: ich bin hier eine Fremde.“ Die königliche Frau hatte sich stark verwandelt in diesen Jahren: nicht das Alter, aber Gram und Weh hatten tiefe Furchen in das edle Antlitz gegraben: ihr Haar war schneeweiß geworden.

„Was willst du von mir?“ fragte der Sohn unsicher.

„Abschied nehmen.“ — „Mutter!“ — „Ich verlasse diese Stadt. Ich will die Halle nie mehr sehen, in der die Christin den Hochsitz einnehmen wird, den ich, die Wodanstochter, Wodan und Frigg geweiht.“ — „Aber wàs denn! Ich habe doch niemals versprochen, nur Heidinnen zu heiraten. Ich habe keinem ein solch' Wort gegeben!“ — „Kein solch Wort. Aber du weißt, was der Sinn des sterbenden Vaters heischte. Brichst du einst auch dein Wort gegen die Götter und ihre Verehrer, dann — — wirst du mich wieder schauen. Ich — hör' es, mein Childirich, oben in Walhall! — ich halte mein Wort und erfülle meinen Schwur.“ So begeistert, so feierlich, so drohend sah das hehre Weib, wie es den rechten Arm hoch gen Himmel hob, daß den kecken Sohn doch ein leiser Schauer durchfröstelte. Aber gleich wieder warf er das rote Gelock in den Nacken. „Wàs denn! Was für einen Schwur? Weiß nichts davon!“ — „Bete, daß du es nie wissen lernest.“ — „Ah, ist ja . . . Und wohin willst du

dich wenden?" — „Nach Toxandrien. Die Priesterinnen in dem Wodanshaine dort, — neben Guntberts Hof — sie wünschen, mich in ihre Mitte aufzunehmen." Erleichtert atmete er auf. „Ist gut!" dachte er. „Ist weit, weit weg. Hier würde sie unaufhörlich mahnen, klagen, schelten. — „Nun, Mutter, so lebe wohl." — „Du aber lebe: solang du die Götter ehrst und ihre Heiligtümer schützest!" Und sie wandte sich und schied — ohne Gruß.

XV.

Nicht ein Jahr war ins Land gegangen, da war die Frau Königin Hrothehild eines starken Knaben genesen. Groß war des jungen Vaters Freude: er wohnte auch ganz willig der Taufe bei, die mit aller kirchlichen Pracht und Herrlichkeit in der Basilika des heiligen Vincentius von Theoplastus gehalten wurde; nur zuletzt ward er ein wenig ungeduldig, als die lateinischen Reden und Gesänge der Geistlichen gar kein Ende nehmen wollten.

Auch hatte er nicht gelitten, daß der fromme Name „Theodor" gewählt werde: „Wàs denn? Ist ja dumm!" hatte er gerufen. „Soll ich mir meinen eigenen Buben immer erst aus dem Griechischen übersetzen? ‚Kampfreich' soll sein Leben sein: und nach alter Merowingensitte soll er heißen wie sein Großvater: ‚Childirich, Kampfreich'." Die schöne, junge Mutter lobte ihn nach dem Schluß der feierlichen Handlung, daß er so gut Wort gehalten und die Taufe des Sohnes gestattet habe. Er küßte sie heiß auf den Mund. „Wàs denn? Ich halte immer Wort. Oder doch — meistens," lachte er. „Und wenn's klug ist,

— immer. Wir haben Heiden und Christen im Lande: — da muß man mit zwei Rudern fahren. Übrigens," — murmelte er für sich, — „Vorsicht kann nicht schaden. Man kann dem einen Gott rechts opfern und den vielen andern links." — „Was raunst du da? Was meinst du?" — „Oh nichts." Aber er meinte doch etwas.

Als die warme Frühlingsnacht gekommen war, glitt er geräuschlos in das dunkle Gemach, in welchem das Kind, von einer Dienerin gehütet, in der Wiege lag, bedeutete der Alten durch gebietende Drohung Schweigen und trug den schlummernden Säugling hinaus ins Freie, in den schweigenden Hof des Palastes. Dort hing an einem Pfeiler sein dellenreicher Erzschild: er nahm ihn herab, legte das Kind hinein und hob das ‚Schild-Kind' mit beiden Armen hoch gen Himmel: „Da habt ihr ihn, Wodan und Donar und all' ihr andern! Euer soll er sein. Wenigstens halb! Nehmt's nicht krumm, daß ich ihn halb dem — nun, dem Gott Hrothehildens geben mußte. Wirklich, — ich konnte nicht gut anders. Was denn? Ich mußte sie doch haben: — sie ist gar so schön! Das seht ihr selber ein. Du, Wodan, verstehst dich auf schöne Weiber und ihren zwingenden Reiz! Und was schadet's euch? Der andre ist ja doch wohl auch ein Gott! Helft ihr dem Buben, wie jener. Und zum Zeichen, daß er auch euch gehören soll — da — seht, — hänge ich ihm dies Bernstein-Angebinde um den Hals: sieht aus wie ein Kreuz: das werd' ich seiner Mutter klar machen — aber," lachte er, „ist ja keins! Ihr wißt es besser: ist ja — aus meines Vaters Erbe — der Hammer Donars. So gehört er euch wie dem Kreuzgott. Aber das bleibt unter uns."

XVI.

Die zwiefache Empfehlung des Kindes: die öffentliche in den Schutz des Christengottes und die heimliche in den der Heidengötter sollte doch nicht fruchten: wenige Stunden nach der Taufe erkrankte es schwer und starb trotz der Gebete und Gelübde der Mutter und den — heimlichen — Opfern des Vaters noch in den weißen Taufgewanden.

Es traf Chlodovech noch anders als die tiefgebeugte Frau. Unwillig, ja zornig kam er von der Beisetzung des kleinen Sarges in der Krypta der Basilika des heiligen Vincentius zurück zu der in Thränen Aufgelösten. „Nun, wàs denn? Wàs denn?“ schalt er. „Jetzt freilich Thränen, nichts als Thränen! Statt zu fragen, warum? Der Bub war stark gezeugt und gesund geboren: wäre ein fester Kerl geworden! Warum erkrankt er plötzlich und wird ausgeblasen wie ein Licht? Trotz allem Gebetplärren der Kreuzpriester in den Basiliken! Und trotz soviel Pfunden Gelübde-Wachses für die Kirchenkerzen! Und trotz der Austreibung des Fieber-Dämons durch Theoplastus. Und trotz“ — er wollte sagen: „meiner Opfer für die Götter“: — aber er fing das noch auf. „Und trotz der trefflichen Pflege der Jungfrau Genoveva, die dich fast noch in Mühung überbot. Tot liegt der prächtige Bub. Warum? Weißt du Antwort?“

„Die Wege meines Gottes sind unerforschlich,“ schluchzte die Mutter. „Ja, aber kostspielig für seine Gläubigen! Ist ja dumm! Ich will dir sagen warum das arme Tierlein sterben mußte.“ Scheu sah er um, als könnten seine Worte plötzlich bestätigt werden. „Das ist die Strafe, der Zorn, die Rache der alten Götter! Ihrem Schutz — allein — hätt' ich das Kind vertrauen müssen. Dann

wär' es nicht gestorben! Aber sie haben zeigen wollen, daß euer Christengott nichts vermag gegen sie: er konnte den Knaben nicht schützen, für den doch so viele Geschorene beteten. Und in den von Genoveva gestickten und geschenkten Taufkleidern ward er von der Sucht befallen: —, wie ihr und euch allen und eurem Christus zum Hohne. Uh, uh! Dieser Beweis macht mich sehr stutzig. Ich fing schon beinah an, zu glauben, euer Gott sei mindestens ebenso stark wie Wodan und Donar. Aber das scheint mir doch nun gar nicht mehr. Ich muß wieder den Göttern eifriger . . . he, Ansovald, rüste zum Fest der Göttin Ostara ein reichlich Opfer zu: Eier, Hühner, Ostara-Fladen. Auch ein Sonderopfer für Wodan um Sieg: sechs Rosse. Aber höre," flüsterte er, als ob es der Siegesgott nicht hören solle: „nicht gerade von den allerbesten; suche die nicht mehr sattelstarken aus!"

XVII.

Vor Ablauf eines Jahres hatte die Frau Königin einen zweiten Knaben geboren.

Nun sträubte sich Chlodovech auf das äußerste, seinem Versprechen gemäß auch dies Kind taufen zu lassen. Laut scheltend, heftig den rotgelockten Kopf schüttelnd, lief er von dem Lager der Wöchnerin, drang diese auf Erfüllung seines Wortes. „Soll der zweite nach Hel fahren wie der erste, vom Zorne meiner Götter getroffen, von eurem nicht geschützt? Nichts da! Meine Buben werden gezeugt und geboren, die Franken zum Siege zu führen, nicht dahin zu siechen wie herzfaule Knospen! Ist zu dumm!" Vieler

Bitten und bittrer Thränen und süßer Küsse der schönen Frau bedurfte es, bis er endlich nachgab. „Nun in der Dummheit Namen: — sei's. Ich will diesmal noch mein Thorenwort halten. Aber, das sag' ich dir: stirbt auch dieser Knabe, — Chlothachar, ‚Ruhmesherr' soll er heißen — dann: ja dann — — — nun merk auf! — muß mir meine Knaben irgend ein ander Weib gebären, das zwar gewiß nicht so schön sein wird, wie du, das mich aber nicht bei einem Worte halten kann, das ich dieser Mutter meiner künftigen Kinder nicht gegeben habe." „Chlodovech!" schrie die Frau entsetzt, „du drohst mir ohne Scham und Scheu mit Ehebruch?" — „Wàs denn, wàs denn? Ist ja zu dumm! Sehr dumm sogar! Unser Recht verbietet nicht die Nebenfrau. Und eines Merowingen Söhne, erkennt er sie nur an, sind folgefähig, mögen sie Ehefrauen zu Müttern haben oder nicht. Also — du bist gewarnt! — Unter solchem Wagnis laß ihn taufen, — hast du so stark Vertrauen auf deinen Gott."

Die fromme Königin, empört über die ruchlose Drohung und zugleich klug genug, zu erkennen, daß eine Mutter lebenbleibender Söhne sie unvermeidbar aus ihrer beherrschenden Stellung verdrängen würde, seufzte und weinte: denn neben der Sorge um des Gatten drohende Versündigung quälte die sehr Herrschaftbeflissene die Furcht vor dem Herabsinken in Ohnmacht gegenüber einer glücklicheren Nebenbuhlerin. Aber doch: — nicht einen Augenblick schwankte sie. Ihre Herrschsucht und echt weibliche Schlauheit und bangende Eifersucht kamen nicht auf gegen den starken, zweifelfreien Glauben ihrer Seele: fromm angelegt war sie durch die Mutter und den Beichtvater im Widerstand gegen Heidentum und Ketzerei, im begeisterten Festhalten am rechten Glauben erzogen worden und Jungfrau Genoveva, die täglich ihre ‚Tochter' aufsuchte, be-

kräftigte sie in solcher Vertiefung: mehr noch durch ihren Wandel, durch ihr engelhaftes, unirdisch-edles Wesen als durch ihre Worte.

„O Königin," sagte die Jungfrau einst, „der heißeste Wunsch meiner Seele war gewesen, die Seele des Vaters zu retten, den nicht nur Götzendienst gefangen hielt: — noch schwerere Schuld, die eine Jungfrau nicht ohne Schamerröten nennen, ach nicht ohne Herzensqualen denken kann. Jener Wunsch blieb unerfüllt: König Childirich, der Herrliche" — heiß schoß ihr da das Rote in die sonst so farblosen marmorblassen blutleeren Wangen — „starb als Heide und . . . in Basinas Armen."

„Nun ja, seiner Gattin!" meinte die Königin.

Erschauernd zuckte die gottgeweihte Jungfrau; sie öffnete hastig die blassen Lippen: . . . aber sie unterdrückte das darauf schwebende Wort und begann aufs neue: „Mein zweiter Wunsch gilt, — nach dem Vater — dem Sohne. Königin, . . . wir müssen seine Seele den ewigen Flammen entreißen. An dem Abend des Tages da sein, . . . da Childirichs Sohn die Taufe genommen, mag der Herr seine Magd abrufen in Frieden. — Du aber werde nicht irr und schwank im Glauben. Vertraue, daß Gott der Herr dein Kind dir wird erhalten: — mir sagt's der Geist und ich weissage dir: ja, wahrlich dieser Knabe Chlothachar wird am Leben bleiben und dereinst alle Gaue der Franken — viel mächtiger denn sein Vater — beherrschen! Beharre darauf, — es ist deine Pflicht gegen des Kindes Seele! — daß es der Kirche zugeführt werde." Und Hrothehild, solcher Mahnung kaum bedürftig, beharrte.

Und Chlodovech fügte sich schließlich: denn er war auf einen schlauen Gedanken gekommen, der ihm lebhaft gefiel. „Höre," rief er dem Antrustio Ansovald zu, der ihm, seit Guntbert den verchristneten Hof mied, am nächsten stand.

„Höre — bestelle die Opfer, die ich dir auftrug, alle wieder ab: Frigg, vor allen Göttern und Göttinnen, sollte den Knaben schützen. Laß die Opferkuchen ungebacken, die da der Göttin nährende Brüste darstellen und die Fische mit den Roggen-Brühen ungesotten."

„Herr, glaubst du nicht mehr an . . .?" „Unsinniger!" rief Chlodovech und verhielt ihm den Mund. „Wie kannst du so unvorsichtig reden? Wenn sie's nun hören? Sie haben feine Ohren da oben in Asgardh. Sind sie auch — glücklicherweise! — nicht allwissend, wie der Herr Christus und sein Herr Vater und dann der dritte, der auch wieder Eins mit den beiden andern ist. (Das soll ein Mensch begreifen! Das heißt: nein! Man soll's ja nicht begreifen, nur glauben. Ist auch hart!) Diese Allwissenheit der drei christlichen Götter (das heißt: nein: ich bitt' euch um Verzeihung alle drei. Das heißt nein: Ihr seid ja nur Ein Gott. Drei fränkische Gaukönige sind aber mehr als einer und um zwei zu viel!) ist mir von all' ihren Tugenden die zuwiderste: nämlich, die wissen dann also auch, was zu thun man sich nur einmal so ein bißchen überlegt hat? Da hört doch alle Sicherheit und Ruhe des Denkens auf! — Also, was ich sagen wollte. Durchaus glaub' ich an die Götter — hört es, all' ihr zwölf da oben in Asgardh! Oder seid ihr mehr, dann hört es auch ihr. Nur glaub' ich — ein wenig —, daß auch Hrothehildens Götter (das heißt Gott), lebet: irgendwo da oben — der Himmel ist ja ziemlich groß! Und nun wollen wir einmal an diesem Knaben Chlothachar eine Probe anstellen. Den ersten, den armen Childirich, — war ein freudiger Bub! — den hab' ich — das sag' aber nicht der Frau Königin! — heimlich auch den Göttern geweiht. Er starb. Nun wollen wir einmal den zweiten ganz ausschließend dem Christengott weihen, den Göttern aber gar nicht. Nun soll der

Christengott mal zeigen, was er kann. Die Götter werden aus Rache, — kann's ihnen nicht verdenken, thät's ebenso! — und uns ihre Macht zu zeigen, das arme Kind töten wollen: — ei, nun soll Herr Christus einmal seine Kraft erwahren! Sein Ruhm, seine Macht gegenüber unsern Göttern steht in Frage. Beim lodernden Loge: — ich ließe mich dabei nicht suchen. Er allein soll das Kind am Leben halten: — wenn er kann. Hörst du's, Herr Christus? Ich fordere dich dazu heraus . . . Freilich," fuhr er nach einer Weile ganz trübselig fort, „das Kind kann darüber in die Brüche gehen. Ist Wodan stärker als Christus, dann geht der Kampfpreis drauf.

Aber . . . wàs denn? Ich — ich komme dann darüber zur Klarheit, wer stärker ist von den beiden Göttern. Und dieser Zweifel quält mich schon lang. Meine schöne Frau liegt mir Tag und Nacht in den Ohren: — die alten Götter dagegen haben keine solche Fürsprecherin. Denn Frau Basina . . . ist nur meine Mutter — und weit weg: Dank dem Gotte, der irgend dies Verdienst hat: (werden wohl die von Asgardh sein!). Freilich, den Buben setz' ich dabei aufs Spiel. Aber erstens, schau', Ansovald, ist er nicht so stark und stattlich, wie sein Bruder war. Und zweitens, geht er drüber zu Grunde — nun, so ist's erwiesen, daß es nichts ist mit dem Christengott. Und dann wird sich mir manche Heidin nicht weigern, mir Merowingen zu gebären (ich kenne etliche, die mir gern den Wunsch erfüllen: — recht gern auch noch! So die schlanke Wintrud in Soissons), die, nur den alten Göttern geweiht, am Leben bleiben werden. Frau Hrothehild, nun bete, daß der Bub nicht krank wird. Es wäre schlimm für deinen Gott und . . . dich!"

Nicht diese Gedanken beschäftigten sie doch, als ihr Mutterherz in Angst versetzt ward, da in Bälde das Kind

von der gleichen Krankheit befallen wurde, die seinen Bruder hingerafft hatte: sie wich — von Genoveva abgelöst — nur dann von seinem Lager, wann sie in die kleine Kapelle des Palastes eilte: der Raum war das Schreibgemach Julians gewesen, in dem er vor seiner Erhebung zum Imperator heimlich den Olympiern geopfert hatte: nun hatte eine Burgundin die Wände, die damals die Opfer für Phoebos-Helios geschaut, mit den Sinnbildern des Christentums: dem Monogramm Christi, dem Fisch, der Taube, dem Lamm, in Mosaik schmücken lassen. Hier lag sie dann mit entblößten Knien auf den harten, kalten Marmorstufen des Altars, mit beiden Armen einen Elfenbeinschrein umschlungen haltend, der einen Zahn des heiligen Stephanus und den kleinen Finger des Apostels Johannes barg. In brünstigem Gebete hingegossen rang sie mit Gott und den Heiligen um das Leben ihres Kindes. Oder auch sie kniete vor einer kleinen Bildsäule der heiligen Jungfrau aus getriebenem Silber, die auf dem linken Arm das Jesuskind, — eine eigne, leicht abzunehmende Gestalt von etwa Fingerlänge — trug.

Rätselhaft, unheimlich war ihr in dieser Zeit der Schmerzen das Verhalten ihres Gatten. Sie wußte ja: er liebte sie heiß, leidenschaftlich: sie wußte auch, wie heftig er einen Sohn, einen Erben seiner Macht, gewünscht, wie er sich über den Verlust des ersten erregt, wie er sich über den Ersatz durch den zweiten gefreut hatte. Allein, wann er, immer und immer wieder an das Bettlein tretend, von seinem jüdischen Hofarzt Jaffa und seinem christlichen Alexandros immer wachsend ungünstige Aussprüche vernahm, — germanische, kräuterkundige Priesterinnen der Frigg, die sich hilfreich gemeldet, hatte er barsch davongejagt! — dann zeigten seine Züge weniger Schmerz und Sorge als Zorn, ja, eine Art von grimmer Schadenfreude brach

sogar in seinen Worten zu ihr hervor. „Ja, natürlich. Versteht sich! Wundert mich gar nicht! Jetzt wird's zu Tage kommen, wer stärker ist.“ — „Wer? Was meinst du, Chlodovech?“ — „Ah, nichts! . . . Hätte das Kind mit der heidnischen Wasserweihe den Namen erhalten, wär's nicht erkrankt. Es wird wohl dem ersten Merowing, den man getauft hat, bald nachfolgen. In den schönen Christenhimmel, tröstet ihr? Hei, ich brauche einen Erben in Paris, nicht über den Wolken. Aber es geschieht dir schon ganz recht. Und mir auch! Doch . . . ich werd' mir zu helfen wissen.“ In jener Kapelle wollte die Königin ungestört sein; sie schloß daher die Thür: — zumal auch, um der seltsamen, halb frevelhaften, halb unklaren Reden ihres Mannes willen. Aber von dem Gange her gewährte ein kleines Bogenfenster Einblick in die Kapelle: ohne daß sie in ihrem Schmerz und Gebet es bemerkte, lugte Chlodovech gar oft hier herein; einmal, erschüttert von ihrem Schluchzen und heißem Beten, reckte er drohend die Faust durch das offne Fenster gegen die Marien-Bildsäule und knirschte leise: „Mach', daß du sie erhörst. Sonst, — beim lodernden Loge! — geht's ihr schlecht und dir schlecht: — du fliegst ins Feuer: sie fliegt ins Kloster und in meine Arme fliegt die blondlockige Wintrud!“

Ein paar Tage darauf, als die verzweifelnde Mutter wieder mit emporgerungenen Händen vor dem Marienbilde lag und flehte, — sie hatte keine Thränen mehr! — ward laut dröhnend an die Thür geschlagen: „Auf, mach' auf!“ schrie Chlodovech draußen. Sie sprang auf und öffnete: mit zornrotem Gesicht stürmte er über die Schwelle, gefolgt von dem Arzte Jaffa, der ein finsteres Gesicht zeigte. „Es geht zu Ende,“ schrie Chlodovech. „Nichts hat all' dein Beten geholfen, nichts die reichen Gelübdegaben, die deinen Schatz erschöpft, nichts das ganze Gewicht des Kindes in

Gold, das du deinem Sankt Martin von Tours geschenkt: warum hat nichts genützt? Weil dein Gott und deine Heiligen ohnmächtig sind, das Kind zu schützen gegen den Zorn meiner Götter. Die haben die Übermacht. Nun ward's mit Händen zu greifen. Komm hinauf und sieh dein Kind sterben! — Laß ab von dem unnützen Knierutschen hier und dem Gewinsel. Du aber," — hier sprang er gegen das Marienbild vor, „du sollst es spüren, wie weh es thut, einen Sohn verlieren." Und er riß die kleine Jesusgestalt aus dem Arme der heiligen Mutter und hob sie hoch in die Höhe, um sie im Wurf zu zerschmettern.

Entsetzt fiel ihm die Frau in den Arm und hemmte ihn. „O Maria, Mutter des Herrn, erbarme dich meiner! Verhüte diesen Frevel! Bitte für mich bei deinem Sohn. Laß mich nicht zu Schanden werden vor den Götzen, den Dämonen der Hölle. Rette mein Kind, Christi Namen zu verherrlichen. Er soll zeigen, daß er allmächtig ist."

Schon hatte Chlodovech seinen Arm von der Faust des Weibes gelöst, schon holte er aus, das Christusbild zu zerschmettern, da stürzte der andre Arzt über die Schwelle und rief: „Gerettet! Gerettet! Gelobt sei Christus der Herr! Kommt hinauf und seht. Die Gefahr ist vorüber. Im Namen Christi wagte ich den Schnitt — den freilich lebensgefährlichen, den Freund Jaffa scheute — er gelang: — die Geschwulst, an der das Kind zu ersticken drohte, hab' ich glücklich aus dem Halse geholt: es holt tief und leicht Atem. Es wird leben!" Da löste Hrothehild, hochauf jubelnd, den kleinen Silberknaben aus des Gatten nicht mehr widerstrebender Faust, küßte ihn mit Inbrunst und legte ihn der Mutter Gottes wieder auf den Arm. „Dank dir, Herr Christus! Preis und Lob dir in Ewigkeit!" Und wie beflügelt eilte sie aus der Kapelle und die Stufen hinan zu ihrem Kinde.

Staunend, zweifelnd sah ihr Chlodovech nach: „Ei sieh," sprach er nach einer Weile, „so ist Christus wirklich der Mächtigere?" Langsamen Schrittes, eifrig sinnend, leise den Kopf schüttelnd, folgte er ihr nach.

XVIII.

Dieser Tag bildete einen wichtigen Markstein auf der Bahn, die den Sohn Basinas immer weiter ab von deren Göttern führen sollte.

Er zweifelte nicht an dem Wunder, das er erlebt hatte: und seine Gattin, Genoveva, die Bischöfe, die andern Geistlichen und alle Christen zu Paris sorgten dafür, daß ihm gar kein solcher Zweifel aufsteigen konnte: die Königin verdoppelte ihre Gaben an die Kirchen, die Tag und Nacht von dankbaren Gläubigen erfüllt waren. Genoveva hatte ein Traumgesicht: sie sah die heilige Jungfrau ihres Sohnes Hände küssen, weil er ihre Fürbitte erhört. Und sogar aus Reims eilte der hoch vom König verehrte Bischof Remigius herbei, die Stätten des Wunders — das Bett des Kindes und den Altar der Kapelle — und das silberne Doppelbild mit eignen Augen zu sehen.

Gerade hierbei traf ihn der König. Er begrüßte den Greis mit einer gewissen Scheu: — denn er fürchtete ein wenig diese Augen, die seit so vielen Jahrzehnten gewohnt waren, in der Beichte und — nach solcher Schulung — auch außer der Beichte den Menschen in den tiefsten Grund der Seele zu schauen. Dann begann er mit listigem Augenzwinkern: „Ehrwürdiger Bischof, nun sag' mir mal: warum wohl hat euer Gott dieses Wunder gethan? Was

meinst du? Aus welchem Grund?“ Mit wohlklingender, orgeltöniger Stimme antwortete Sankt Remigius, die seelenbeherrschenden Augen voll aufschlagend: „Du kannst fragen? Aus dem Grund seiner unergründlichen Barmherzigkeit, aus Mitleid mit dem Schmerze der ihm vollvertrauenden Mutter.“ „So, so! — Was denn?“ — meinte der König, sichtlich enttäuscht und ein wenig verstimmt. „Und ich hatte geglaubt: um die drohende Zerstörung seines Bildes zu verhüten, seine Wunderkraft zu beweisen. Schade! Es wäre so hübsch gewesen, durch solche Bedrohung jeden Augenblick euren Herrn Christus zwingen zu können, zur Beweisung seiner Macht ein kleines Wunder zu thun.“ „Abscheulicher!“ rief da Bischof Remigius. „Was . . . was denn? — Was hast du zu sagen gewagt?“ stotterte der König, vor Staunen mehr noch als vor Zorn halb sprachlos. „Wie immer: die Wahrheit!“ Hoch richtete sich die ehrwürdige Gestalt des alten, doch nicht vom Alter gebeugten Mannes auf, aus seinen strahlenden Augen blitzte jener Mut des Glaubens, der die Blutzeugen der jungen Kirche mit Freudengesängen hatte in den Tod gehen lassen. „Die Wahrheit!“ wiederholte er, „Herr König! Dir ist alles Heiligste nur Mittel zu deinen schnöden, weltlichen Zwecken und du schämst dich nicht, dem ewigen Gott deine sündigen Beweggründe zu leihen! Wahrlich, ich sage dir: Gott versuchen ist eine schwere Sünde. Lade sie nicht, lade sie nie wieder auf dein schuldig Haupt: — du würdest darüber zu Grunde gehen.“ — „Bischof, du reizest mich sehr! Du bist . . .“ — „Ein Diener des Herrn, in dessen Hand ich stehe wie du. Und Menschenfurcht rührt nicht an jene, die des Herrn sind.“ Und er wandte sich und ließ den Betroffenen stehen.

„Hm,“ meinte der, „das ist ein anderes Holz, aus

dem der geschnitzt ist, als die Theoplastus und Cautinus. Die kann man biegen, bestechen und brechen. Aber solch ein Christenpriester . . . ! Der Mann ist ein Held. Helden muß man gewinnen oder — totschlagen, anders wird man nicht mit ihnen fertig. Wäre der immer im Palatium, Frau Hrothehild und er, miteinander, wüchsen mir, fürcht' ich, über Haupt und Krone. Der drückt mich. Er muß mir bald wieder fort!"

Ein paar Tage darauf kam auf schäumendem Roß angesprengt ein eilender Bote aus Reims, den Bischof schleunig heimzurufen: eine Überschwemmung der Vesle habe die Basilika geschädigt. Bestürzt eilte der Pflichteifrige nach Hause. Die Vesle hatte weniger Wasser als je. Der Bote ist bis heute noch nicht zu ermitteln gewesen.

XIX.

Bald darauf entbot der König wieder einmal seinen treuen Guntbert nach Paris. „Man sieht dich nicht, läßt man dich nicht holen," schalt er. „Ist denn Frau Bertrada immer noch so schön?" „Ich liebe sie," erwiderte der andere. „Das ist ewig. Deine Mutter . . . du frägst nicht nach ihr . . . !" — „Wàs denn? Ja, ja. Nun, was thut sie?" — „Sie grämt sich. — Du schweigst? Freilich, du brauchst nicht zu fragen, über wen. Und über was! —" — „Ist ja dumm! Hab' ich irgend was den Göttern, ihren Priestern, ihren Verehrern zuleide gethan?" Guntbert starrte ihn an: „Das fehlte noch!"

„Ja, wàs denn! Du weißt nicht, wie man mich drängt, Tag und Nacht, . . . ich solle: . . . Nu, laß das gehen.

Ich habe dich nicht nötig für schwierigen Rat, sondern für das einzige, für was du nütze bist." — „Also Kampf!" — „Ja. Und Treue. Merk' auf. — Gewiß hast du dich gewundert — du und andre, die mich kennen, — daß so lange gar nichts los war mit dem Speer', daß ich mich jahrelang mit allzuschmalem Gewande begnügt. Wàs denn? Meinst, ich hätte nicht längst wieder losgeschlagen, wären wir stark genug? Sind's aber nicht!" „Nun," meinte Guntbert, „mit den Burgunden, glaub' ich, würden wir fertig. Freilich, da König Gundobad seines Bruders Hilperich Drittel, deiner Königin Erbteil, dir überwiesen, hast du keinen Grund zum Angriff . . ." „Hi, hi," lachte Chlodovech, „man sieht, daß du in den Wäldern von Toxandrien nur mit Frauen, Kindern und — Bären lebst. Ist ja dumm. Als ob je ein König, der einer war, einen andern Grund zum Angriff gebraucht hätte als die Macht. Aber — daran eben fehlt's." „Ei," erwiderte Guntbert, „du bist doch sonst eher zu keck als zu zag. König Gundobad ist . . ." „Ah bah! Den renn' ich über den Haufen. Aber" — und nun machte der witzige, heiter sprudelnde Merowing ein Gesicht, so ernst, wie es der Freund in keiner Kampfesnot, nicht in jener schweren Stunde in Soissons an ihm gesehen hatte.

Guntbert war hoch erstaunt: „Nun: . . . aber?"

Chlodovech sah scheu um sich: „Es hört es niemand. Hinter jenem Burgundenkönig und hinter dem markschwachen Westgoten zu Toulouse steht Einer" . . . nochmal sah er um . . . „der einzige auf Erden, den ich . . . nicht fürchte, aber scheue, gern vermeide." — „Und das ist?"

„Theoderich, der Ostgotenkönig zu Ravenna."

Guntbert nickte: „Sein Ruhm erfüllt die Welt. Seine Macht . . ." — „Wàs denn? Die würde mich nicht

schrecken. Aber . . . man raunt, er sei — deshalb brenn' ich auch darauf, endlich bestimmt zu wissen, wie das ist mit den alten Göttern." — „Was meinst du? Ich verstehe nicht . . ." — „Glaub's wohl! . . . Horch auf! Man sagt, wird er zornig, geht ihm Feuer aus dem Munde: denn er stamme von Donar und Donar habe ihm in die Wiege gelegt, daß er nie besiegt werden könne. Und das, — bei Christus und Loge! — das trifft zu. Wie viele Schlachten hat der Mann geschlagen, seit er, ein Achtzehnjähriger — nur mit seiner Gefolgschaft — ohne seines Vaters Wissen, einen Sarmaten-Chan vernichtete. Hunnen und Satagen, Römer und Byzantiner, Rugier und Skiren, Avaren und Gepiden und den heldenmütigen Odovakar, der sich wehrte wie ein Bär, — alle hat er besiegt, selbst niemals bezwungen. Das ist wie Zauber, wie Donars Schildschutz. Wüßt' ich nur erst, ob Christus wirklich stärker als Donar? So lang ich das nicht weiß, mag ich den Goten nicht reizen." — „Gut, aber Burgund . . ." — „Wàs denn? Du erfährst eben nichts in deinem toxandrischen Wildwald und in Frau Bertradens weißen Armen! Gar nichts erfährst du von den Händeln und Plänen der Könige. Dieser Ostgote, den sie . . . den Weisen rühmen, den ‚Friedens-König', — ein Schlaukopf ist er! — hat wohl herausgespürt, was für einen Feuerbrand in meinem Hirn mein rotes Haar verdeckt: unabläßig ist er bemüht, die Könige aller Germanenreiche zu einem Schutzbündnis wider mich unter seiner väterlich-weisen Oberhoheit zu versammeln. Und nun hat ihm Donar — oder der Teufel der Christen? — eine unvernünftig große Zahl schöner Weiber seines Hauses zur Verfügung gestellt, durch die der alte Kuppler sich alle Nachbarkönige verschwägert und verbündet: so hat er des Burgunden Gundobad Sohn Sigismund seine Tochter Ostrogotho, dem Westgotenkönig Alarich

seine andre Tochter Theodegotho vermählt: heb' ich den Speer gegen seine Eidame, gleich fährt Herr Theoderich mit seinem unbesiegbaren Donarschild dazwischen. Ja, und von Osten her hetzt er mir den Thüringkönig Hermanfrid, der seine Nichte zum Weibe hat, auf den Nacken: seine schöne Schwester Amalafrida beherrscht ihren Gemahl, den Vandalenkönig zu Karthago, und ich habe keine Flotte, die Schiffe dieser Seeräuber von meinen Häfen abzuwehren: sein Wahl- und Waffensohn ist der König der rauflustigen Heruler, die mit Vergnügen zu tausenden im reichen Gallien heeren würden. Kurz, binde ich mit einem seiner Schützlinge an, so habe ich alle die vier andern und ihn selber, den Nie-Besiegten, auf dem Hals. Ist ja dumm. Ich bin nicht furchtsam . . ." — „Nein, du bist eher tollkühn." — „Aber bevor ich in diesen Stacheligel von Königen greife, muß ich gewiß sein, daß Christus stärker ist als Donar. Und zwar der katholische Christus, der Christus von Hrothehild und Remigius und Genoveva — denn vier von jenen Königen sind Arianer; — der Thüring und der Heruler sind Heiden." — „Schäme dich, Sohn Basinas, an den Göttern deiner Väter zu zweifeln: ich vertraue ihnen felsenfest. Und ist jener Theoderich von Donar entstammt, wohlan, du bist — von der Spindelseite — Wodans Sproß!" — „Ja, so sagt Frau Basina. Ich will's auch glauben. Aber mir hat mein Urvater Wodan leider nicht wie Donar dem Goten jenen feurigen Hauch als Angebinde gegeben. Und das Siegesschwert, das er in des Ahnherrn Merovech Halle zurückließ, — wo ist es verborgen? O daß mein Vater sterben mußte, eh' er das zu Ende gesagt!" „Aber," wandte Guntbert ein, „wie willst du das zur Entscheidung bringen, das von der Obmacht des Christengottes oder Donars?" Chlodovech machte ein pfiffiges Gesicht: „Will dir's sagen.

Aber schweig! Bevor ich mich an jene Verbündeten wage, — vielleicht gelingt es auch, den einen oder andern einzulullen in Sicherheit und auf meine Seite zu locken; mir schwebt so was vor! — mach' ich die Probe an einem König, der nicht unter Theoderichs Schilde steht." — „Wen meinst du?" — „Ich meine den Alamannen, Chnodobert, den Heiden." — „Was hat er dir zuleide gethan?" — „Wàs denn, wàs denn? Auch noch mir was zuleide thun! Als ob ich darauf warten müßte. Die Dinge dort laden zum Zugreifen wie vollreife Erdbeeren im Walde. Chnodobert ist ein Urenkel jenes Chnodomar, neben dem mein Ahnherr Merovech-Serapio bei Straßburg gestritten hat. Noch singen und sagen die Alamannen von ihrem gewaltigen König, der gekämpft habe wie Donar und doch den Zauberkünsten des Cäsars der Römer erlegen und, gefangen, in Rom an Heimweh gestorben sei. — König Chnodobert ist ein tapferer Stier, aber kein Feldherr, hat nicht, wie mein Vater und wir Franken alle von großen römischen Kriegsmeistern gelernt. Und manche Gaue der Alamannen sind von ihm mit Gewalt herangezwungen vorden, also nicht sehr eifrig für seine Herrschaft und vor allem: — er hat keinen Sohn, keinen Bruder, der ihn rächen oder ihn beerben kann: fällt er, so fällt das Königtum der Alamannen nach. Günstiger könnten die Sachen gar nicht stehen." — „Du willst ihn also . . .?" — „Angreifen und zerschlagen. Und die Alamannen von Straßburg an über den Rhein hinüber — so weit es eben geht! — meinem Reich einverleiben. Das geht Herrn Theoderich den Weisen gar nichts an: die gehören nicht zu seinen Schützlingen. Vor der Schlacht leiste ich Wodan Gelübde um Sieg: aber ja nicht sie vorher schon erfüllen! — Siege ich auf seinen Namen, dann will ich hieran erkennen, — und ich werd' es ihm recht ausdrücklich dabei

sagen! — daß er der Stärkste ist, stärker auch als Donar, von dem Chnodobert wie Herr Theoderich abstammen soll. Dann werd' ich es auch mit diesem, dem andern Donar-Sprößling, aufnehmen. Zumal," lachte er wohlgefällig, „mein Heer alsdann durch so viele tausend Alamannen — du, das sind dir feste, zorngemute Kerle! — verstärkt sein wird." Guntbert sann einen Augenblick: dann begann er: „Aber . . ." — „Wàs denn? Ist ja dumm!" — „Du weißt ja noch gar nicht . . ." — „Gleichviel! Kein Aber mehr, wenn ich einmal will." — „Aber wie kannst du denn die Alamannen von Osten her angreifen, wenn du der Uferfranken nicht sicher bist, die dir jeden Augenblick vom Norden her in die Flanke . . .?" — „Ist nicht dumm! That dir Unrecht! Ist ganz gescheit," lächelte der Rotkopf verschmitzt ihm zu. „Schau, deshalb hab' ich den greisen König Sigibert zu Köln — ist so eine Art Oheim von mir! — gewonnen, mit zu thun. Er hat einen alten Groll gegen diese seine Nachbarn im Süden, weil er lahmt seit vielen Jahren an einer Wunde, die ihm Chnodoberts Vater einmal in einer Schlacht geschlagen. Ist ja dumm! Er soll mir helfen, die trotzigen Recken zwingen. Aber von ihrem Lande soll er nicht eine Hufe gewinnen. Er ist ganz überflüssig, dieser König in Köln, nachdem er mir geholfen haben wird. Auf dich aber zähl' ich stark in jener Schlacht: sie wird heiß. Ich kenne die grimmen Männer mit dem zurückgestrichenen Haar: es wächst auf eisenharten Schädeln. Du sollst — neben mir — den ersten Keilhaufen führen." — „Gern. Aber . . ." — „Wàs denn, was ist denn noch zu abern?" — „Deine Kriegserklärung, . . . wie willst du sie begründen?" — „Wie der Wolf, als er das Lamm fraß! Der Stärkere hat immer Recht zum Angriff! Nur der zu Schwache, der angreift, der ist kein Wolf, sondern ein — Schaf.

Was Kriegserklärung! Ich brauche keine. Und sie? Sie werden's schon merken, daß Krieg ist, steh' ich in ihrem Land und laß die Speere fliegen. Die raschen Franken rühmt man uns im Lied mit Recht. Die da drüben aber, die suebischen Dickköpfe am Neckar, — wie die bajuvarischen östlich vom Lech — die sind nicht rasch. Schwerfällig sind sie. Man muß sie gar nicht erst zur Besinnung kommen lassen: — sind sie einmal entschlossen, dann sind sie viel grimmiger als wir leichterblütigen. Aber bis sie aus ihren östlichen Gauen die Heerleute herangebracht haben — das geht alles gar schön langsam bei ihnen! — habe ich mit meinen schnellen Franken das Aufgebot ihrer westlichsten schon auseinandergesprengt. Halte dich bereit. Urplötzlich fahr' ich aus: — unter des waltenden Wodan Geleit."

XX.

In größter Stille und Heimlichkeit hatte Chlodovech im Winter und in den ersten Frühlingswochen die Vorbereitungen zu dem Feldzug gegen die Alamannen betrieben: sorgfältig und genau waren den erst kurz vor dem Losschlagen in das Vertrauen gezogenen Grafen die Sammelorte für die Aufgebote ihrer Gaue, die Straßen, — meist alte Römerstraßen — auf denen sie gen Osten zu ziehen hatten, bezeichnet worden. Der Zug ging von Westen nach Osten über Verdun auf Metz, einen Hauptort der verbündeten Uferfranken, mit deren Heer die Salier sich dort vereinen sollten, um dann gemeinsam zwischen Straßburg und Speier den Rhein zu überschreiten und schnell so tief wie möglich in das Land der Alamannen einzubrechen,

den Widerstand der nächsten Landschaften zu überwältigen, noch bevor König Chnodobert aus dem Innern des Landes herbeieilen konnte.

„Hört," rief der König bei der letzten Musterung vor den Thoren von Paris seinen Heermannen zu, „hört auf mein Wort, ihr freien, aber zuweilen frechen Franken."

Die Leute lachten, sie liebten ihren jungen König, seinen hitzigen Mut und auch seine scharfen Scherze, die er wie geflügelte Pfeile entsandte.

„Wenn ihr nun in das Land der Uferfranken kommt, — wackre Leute, ihr versteht! — aber nicht so klug wie wir: sie arbeiten in diesem Kriege wie die Bienen: — nicht für sich: — für andere Leute . . ." Verständnisvoll nickten ihm viele lachend zu. „Dann betragt euch nicht frech, sondern friedlich. Küßt ihre Weiber nicht, trinkt ihnen die Keller nicht leer — oder doch nicht ganz! — Bedenkt, wenn ihr diese wackern Bienen aufstört und sie, gereizt, von hinten über uns herfallen, während jene wütigen Alamannen-Stiere uns von vorn auf die Hörner nehmen, — dann kann uns Wodan beim besten Willen vielleicht nicht retten. Wohl verstanden: — denn Übermenschliches mut' ich euch nicht zu! — auf dem Hinweg durch das Land der Uferfranken nehmt euch zusammen. Haben wir — mit ihrer Hilfe — die Feinde geschlagen, — nun, auf dem Rückweg dürft ihr euch schon eher gütlich thun in Haus und Keller unserer treuen Verbündeten." Laut lachend schlugen die Leute die Speere an die Schilde.

Es war Anfang Mai, als das Heer aufbrach. — Innig, aber thränenlos war der Abschied, den Frau Bertrada von ihrem Manne nahm: „Ich bange nicht um dich," sprach sie, „in offnem Kampf: ich baue auf deine Kraft: ich weiß, du kommst mir wieder." „O Vater, Mutter, dann thut doch endlich nach meinem heißen Bitten,"

flehte der Knabe Guntwalt, „und laßt mich — ich darf ja noch nicht in die Schlacht! — dem Vater den Schild nachtragen ins Lager." „Schweig," sprach Guntbert, „du mußt hier Mutter und Schwester beschützen mit deinem Bogen. Begreifst du das nicht?" Befriedigt schwieg der Knabe.

Aber mit schwererem Herzen sah die Königin ihren Gemahl ins Feld ziehen. „O Teurer," klagte sie, „mir ist bang um dich. Remigius sagt ..." — „Wàs denn? Was sagt der fromme Mann schon wieder? Er sagt etwas viel in diesen letzten Zeiten!"

„Er meint, du habest gar keinen gerechten Grund, jenen König anzugreifen." — „Ja, in der Bibel steht wohl nichts von meinen Gründen!" — „Theoplastus entschuldigte freilich: Heiden und Ketzer zu bekämpfen, bedürfe es nie besonderen Grundes." „Hei, hei. So, so," lachte Chlodovech, „danach ist's nur gut, daß gar kein katholischer Herrscher auf Erden lebt: — ausgenommen der Herr Imperator drüben in Byzanz: der thut mir gewiß nichts. Sonst könnte ich ja keine Nacht mehr ruhig schlafen. Leb' nun wohl! Sieh, da bringen sie schon den Gunfanon. Guntbert trägt ihn." Mit Erschauern sah's die Königin. „Wehe, weh! Da ist es wieder, des Heidengottes, des Dämons verhaßtes Zeichen." Ziemlich unsanft verhielt ihr Chlodovech den Mund: es war fast ein leiser Schlag. „Schweig doch! Erzürne mir im Augenblick des Aufbruchs den Gott des Sieges! Sei so gut! Ja? — Hei, auf blutrotem Tuch die beiden grauen Wölfe und der dunkelflüglige Adler Wodans darüber hin! Ich grüße euch, Gero und Frecho, und dich, du König der Lüfte! Sendet mir Sieg." — „O Chlodovech! Und willst du wirklich unter jenem Zeichen kämpfen ...?" — „Ja, Wodan soll jetzt zeigen, was er kann: wie der Sohn der Jungfrau (ist

doch hart zu glauben!) seine Macht an unserm Kind erwahrte. Hörst du, Wodan? — Nun gilt es deinen Ruhm! Versteck' dich nicht!" — „So verschmähe doch den Segen nicht, den dein bangend Weib dir mitgiebt. Sieh hier: Genoveva und Remigius bitten dich wie ich." — „O Remigius? Hm! Der ist weise. Was will er?" — „Sieh hier, das silberne Jesuskind von damals . . ." — „Wàs denn? Wàs denn? Was soll's?" — „Aufgereiht an geweihter Schnur hat es Remigius: du sollst es mit dir nehmen und tragen." — „Wie? Vor meinen heidnischen Heermännern? Nein!" — „Wohl denn: verborgen, unter der Brünne, auf der Brust." „Hm," meinte er nachdenklich. „Nun, mag sein! Nützt es nicht, so kann's nicht schaden. Her damit. Aber geschwind! Die Franken brauchen's nicht zu sehen. Und nun noch einen Kuß. Ei, noch einen. Jetzt — Wodan oder Christus — helft. Ich rat' es euch: — wer besser hilft, hat mich und dieses Reich der Franken."

XXI.

Nicht nach Wunsch war die geplante Überraschung gelungen: König Chnodobert hatte früher als Chlodovech gehofft Nachricht von den Rüstungen der Uferfranken — seiner nächsten Nachbarn — erhalten und hieraus Verdacht geschöpft: — der altersschwache König Sigibert hatte laut mit baldiger Rache für sein lahmes Bein geprahlt —: so hatte der Alamanne rascher als die Angreifer vermutet die Heerbannleute seiner Gaue im Elsaß, im Schwarzwald, am Neckar, in der Schweiz herangebracht: die östlicheren freilich fehlten. Aber ohne deren Eintreffen abzuwarten,

eilte der riesenhafte Recke den Feinden entgegen: der ruchlose Überfall, der rechtlose Friedensbruch hatte ihn aufs höchste erbittert: er hatte dem suebischen Kriegsgott Tius das Gelübde geleistet, alle Gefangenen ihm als Opfer zu schlachten, auch die erbeuteten Rosse zu ungeheurem Opferschmause zu verwenden. Rastlos riß er die Seinen mit sich fort und da auch die Verbündeten die Entscheidung suchten, bevor jene Ost-Alamannen eingetroffen, stießen die sich Suchenden gar bald aufeinander. Im Elsaß war's: im Gelände der Lauter, da, wo etwa hundertzwanzig Jahre später eine Burg gebaut wurde: ‚Weißenburg' ward sie genannt und hat auch später noch gar manchen Kampf geschaut. —

Heiß tobte an heißem Sommertag die Schlacht: das Flüßchen ging rot von Blut.

Die Alamannen hatten die Nacht vorher auf dem Galgenberg, auf dem rechten, dem Norduser, gelagert: ihre Spähereiter jagten am Morgen in das Lager zurück und meldeten, die Franken rückten eilig heran: die dichten Wälder, die damals noch alles Land westlich der Lauter bedeckten, hatten ihren Anmarsch verborgen: Chlodovech hatte die Feinde überrumpeln wollen: das war mißlungen. Sofort rief das Auerstierhorn, das ihr König über der Schulter trug, die Alamannen zum Aufbruch.

Gleichzeitig blitzten schon hell auf einem Berge des linken Ufers — den ‚Geißberg' nannten ihn die Umwohner, die ihre Ziegen auf die grasreichen Hänge des Bergwaldes klettern ließen — die Speerspitzen und die Schlachtbeile der Franken in der Morgensonne. Chlodovech, der den Römern manches ihrer Kriegskunst abgesehen hatte, was ihm zu seinen Siegen erheblich nütze war, erkannte sofort die Bedeutung dieser steilen Höhe: er stellte hier eine Kernschar, — Bataver waren's und Sugambern —

als Rückhalt für alle Fälle — auf. Und da er die Kampfgier — und Raubgier! — seiner Krieger kannte und fürchtete, allzufrüh würden sie, um an Sieg und Beute vollen Teil zu haben, ihre Stellung verlassen und sich in das Gewoge im Thale stürzen, bedrohte er jeden Mann mit dem Tode, der den Berg verlasse, bevor der König diese Schar herbei befehle. Dem alten König Sigibert überwies er den rechten südlichen, dessen Sohne, Chloderich, den linken nördlichen Flügel: er selbst führte im Mitteltreffen seine Salier zum Angriff.

Chnodobert dagegen verschmähte — in altgermanischer, von den Ahnen vererbter Weise! — jeden Gedanken an ein mögliches Scheitern des Angriffsstoßes seines Keiles und daher auch jede Deckung des Rückzugs, jede Aufsparung eines Rückhalts zur Aufnahme der Geworfenen. Vielmehr riß er auch den letzten Mann in seinem Lager mit sich fort zu wütendem Anlauf. So rasend rasch stürmten die Alamannen heran, daß sie das Flüßchen gleichzeitig mit den Franken erreichten, obwohl es vom Galgenberg eine halbe, vom Geißberg wenig mehr als eine viertel Meile entfernt rinnt.

Wie auf dem rechten Ufer, so begann mitten im Flusse der Kampf. Denn beide Schlachtreihen stürzten sich, Fußvolk wie die wenig zahlreichen Reiter, in das brückenlose Wasser: in den Fluten selbst wurden sie handgemein, schwimmend, viele auf den Schilden liegend, und dabei die bewehrte Rechte schwingend, oder stehend im Wasser, das oft bis nah an den Mund reichte.

Da entdeckten die Alamannen — sie zuerst — links und rechts von Chlodovechs Mitteltreffen je eine Furt: — die alamannischen Umwohner hatten sie den Stammgenossen gewiesen: — auf diesen Furten drangen starke Scharen von ihnen auf das linke Ufer und fielen den

Uferfranken in die Flanke, ja auch schon in den Rücken. Betäubendes Geschrei schlug von beiden Seiten an das Ohr Chlodovechs, der auf seinem Rotroß, seinen Reitern voraus, das rechte Ufer erreicht und die Feinde hier zurückgedrängt hatte: er sah erschrocken zurück: kein Zweifel! Das war das Siegjauchzen der Alamannen! Er sah die Uferfranken weichen! Nun drohte ihm selbst im Mitteltreffen dringendste Gefahr, von beiden Seiten, auch vom Rücken her, umfaßt zu werden.

Knirschend vor Zorn warf er das Roß herum und befahl seinen Reitern, durch das Wasser auf das linke Ufer zurückzujagen, den Uferfranken zu Hilfe. „Hei, sie verdienen's nicht, die Tölpel! Aber es gilt, uns selbst zu retten.“ Und nun wälzte sich das Ganze über den Fluß hinüber auf das linke Ufer.

Einen Augenblick machte den weichenden Uferfranken das Eingreifen der Salier Luft. Aber da sahen sie zu ihrer Linken Chloderich durch das bloße Ansprengen von König Chnodoberts wuchtigem Hengst mit seinem Gaul zusammenbrechen: gleichzeitig verschwand auf ihrer rechten Flanke ihre Königsfahne und der alte König selbst: — da war kein Halten mehr! Fechtend zwar und in guter Ordnung, Vater und Sohn, — beide verwundet — in der Mitte tragend, wichen sie unaufhaltbar gegen den Geißberg zurück.

„Flieg', Ansovald!“ donnerte Chlodovech, „flieg' auf den Berg. Hole die Bätaver und Sugambern. Rasch, sonst ist's aus! Wodan, o gieb ihm deinen Flugmantel. Komm, Guntbert! Hierher an meine Seite! Spreng' an mit mir auf jenen Keil da links! Der Riese an seiner Spitze wird wohl der König sein. Den will ich . .!“

Aber es gelang nur langsam, vorwärts zu kommen durch die dichten Massen von Freund und Feind. Und als Chlodovech jene Königsschar der Alamannen erreicht hatte,

stieß er auf furchtbaren Widerstand. Vergebens schmetterte er mit seiner scharfen Fràncisca einen nach dem andern nieder: sofort schloß sich die Lücke wieder: denn es waren die Gefolgen des Königs, die hier kämpften. Und heiß sehnsüchtig richtete Chlodovech dazwischen durch immer wieder die Augen nach dem Berge, von wannen die Rettung kommen sollte.

Umsonst!

Wohl mußte er sich sagen, daß sein Bote die dort Harrenden unmöglich schon könne erreicht haben. Aber sie sahen doch deutlich, wie dringend man sie hier unten brauchte! Wie schalt er nun seinen eignen Befehl, der sie da oben — bei Todesstrafe — festbannte. „Helft, all' ihr Götter! Ich opfr' euch hundert Rosse!“ schrie er, zornig gen Himmel blickend und abermals das Schlachtbeil auf eine eherne Sturmhaube schmetternd. Da — Entsetzen! Da zerbrach der Schaft. „Meines Vaters immer sieghaft Beil,“ schrie er außer sich, und warf den nutzlosen Stumpf in seiner Hand drohend gegen die Wolken. „Welch arges Zeichen! Ihr Götter, ist das eure Hilfe? Reicht mir Speere! Speere her!“ Mit zwei Speeren in der Rechten sprengte er abermals vorwärts. Sein Hengst, aus mehr als einer Wunde blutend, gehorchte kaum noch dem Sporn. Da scholl ihm gegenüber aus einem dichten Knäuel von Reitern eine mächtige Stimme: „Platz! gebt mir Raum, Schildgenossen. Da seh' ich die rote Fahne des Merowing! Die hol' ich mir!“

König Chnodobert brach aus den Seinen hervor: seine Wurflanze flog: der Bandalar der Salier fiel, das Banner verschwand. Laut jauchzten die Alamannen. Sofort riß Guntbert die Fahne aus der Hand des Sterbenden, schwang sie hoch empor und rief: „Hie Wodan und Chlodovech!“ „Hie Donar!“ rief der sieben Fuß lange Riese und warf einen



Da schrie Chlodovech in höchster Not: „Gott Hrothehildens! Rette mich und gieb mir den Sieg!“ (Seite 369)



zweiten Speer: abermals verschwand das Banner, denn Guntbert stürzte, schwer getroffen, vom Roß.

Chlodovech sah's: laut schrie er auf vor Wut, so laut, daß der Alamanne es hörte durch alles Getümmel der Schlacht: „Hierher, König! Dich ruft Chlodovech, der Merowing! Speere! Reicht mir Speere!" Der andere wandte ihm den mächtigen Rappen zu: „Ah, Friedebrecher, Landräuber. Warte!" „Wodan hilf!" flehte Chlodovech. „Nur bei diesem Wurf! Dir vertrau' ich ganz!"

Seine Lanze flog gleichzeitig mit der des Feindes: aber krachend zersplitterte sie an dem erzbeschlagenen Schild des Alamannen in viele Trümmer, während dessen Wurf dem Franken mit solcher Wucht den Helm vom Haupte schmetterte, daß der halb Betäubte fast aus dem Sattel geflogen wäre. Aber im selben Augenblick stürzte sein Hengst tot zu Boden. Nahezu hätte er den Reiter unter sich begraben. Mit knapper Not machte er sich los von dem Tier. Da stand er nun allein, weit vor seinem Fußvolk — seine nächsten Mitkämpfer zu Pferd lagen tot oder wund — und schon sprengte der Hüne auf ihn ein, das ungeheure Hiebschwert schwingend. Da schrie Chlodovech in höchster Not: „Gott Hrothehildens! Rette mich und gieb mir den Sieg: Und — ich schwör's — ich laß mich taufen! Dir vertrau' ich. Hilf!" Und mit der Linken an das Christusbild, unter der Brünne an der Brust, drückend, holte er mit der Rechten aus, mit gewaltigem Wurf seinen letzten Speer zu versenden.

Und der Speer — traf: er drang dem Riesen gerade oberhalb der Brünne in die Kehle und fuhr im Nacken wieder heraus: der Gewaltige sank, rasselnd in seinen Waffen, rücklings vom Gaul, der, des Reiters ledig, in weiten Sprüngen zurückjagte, Schrecken und Trauer tragend in die Reihen der Alamannen.

„Sieg!“ jubelte Chlodovech. „Herr Christus, ich bin dein! Jetzt schaff' mir noch ein frisches Pferd.“ „Hier, König, nimm das meine!“ rief Ansovald, abspringend. „Du? Du zurück?“ sprudelte Chlodovech hervor im Aufsteigen. „Wo sind sie? Bringst du sie nicht?“ — „Habe sie schon gebracht! Dort sind sie! Hörst du sie!“ Mit brausendem Schlachtruf brachen da Bàtaver und Sugambern in die rechte Flanke der Alamannen.

Diese, schon stundenlang im Gefecht, von der Hitze erschöpft, hielten dem Anprall frischer Truppen — auserlesener Krieger — nicht stand. Das Gerücht von dem Fall ihres Königs erreichte einstweilen auch jene Scharen, die nicht Augenzeugen gewesen waren: sie wankten, sie wichen, sie ließen von der Bedrängung der Uferfranken ab. Die aber wetzten eifrig ihre Scharte aus: von der Verteidigung gingen sie rasch zum Angriff über und nun von Uferfranken, Bàtavern, Sugambern und von Chlodovechs Fußvolk von allen Seiten her angefallen, warfen die Alamannen die Waffen weg und flohen.

„Verschone uns,“ riefen, die ihn kannten, Chlodovech zu, „unser König ist tot: sei du unser König. Wir sind dein!“ Gern hätte der sie zur Rache alle erschlagen lassen: denn er war der Verzweiflung recht nahe gewesen. „Aber wàs denn? wàs denn?“ flüsterte er Ansovald zu. „Ist ja dumm! Brauche sie demnächst gegen — nun, gegen andre Leute.“

Und so gebot er denn, der Waffenlosen zu schonen.

Nur die Gefolgen des gefallenen Königs verweigerten die Ergebung: sie wollten ihren Herrn nicht überleben und kämpften fort, bis der letzte Mann erschlagen lag.

XXII.

Zum Himmel jauchzend war der Königin Freude, als Clodovechs Boten nicht nur des Königs Sieg und wunderbare Rettung, auch — aber unter Einschärfung noch des tiefsten Schweigens — seinen Glaubensentschluß meldeten. Sie sank unter Freudenthränen in Genovevas Arme und wiederholte immer wieder: „Das verdanken wir deinem Gebet, du heilig' Mädchen. Uns Sünder würde der Herr nicht erhört haben. Du aber, ich weiß, hast Tag und Nacht für ihn gebetet."

„Ja," erwiderte sie unter Thränen der Rührung. „Ich mußte die Seele des Sohnes retten, da ich den Vater nicht aus schwerster Sünde und aus Wahnglauben zu lösen vermochte."

Alsbald begannen — noch vor der Sieger Wiederkehr — die Vorbereitungen zur Taufe: Theoplastus und Cautinus wollten sich der Leitung bemächtigen: aber der König ließ wissen, er übertrage das dem ehrwürdigen Remigius. Grollend traten jene zurück.

Nicht so rasch als Frau Hrothehild wünschte, konnte der Gemahl nach Hause kehren. Zunächst mußten die Gaue der Alamannen, die sich unterworfen hatten, für den neuen Herrscher in Eid und Pflicht genommen werden: der durchzog das Land von West nach Ost, an den alten Malstätten die freien Männer versammelnd, wo sie dann auf ihre Waffen eideten. Jene östlichsten Gaue, deren Aufgebote die Niederlage und Ergebung an der Lauter nicht geteilt hatten, hielten noch zurück: ihre Scharen besetzten ihre Marken und als sich Chlodovech anschickte, mit Gewalt vorzugehen, da erschienen plötzlich in seinem Lager Gesandte des großen Gotenkönigs zu Ravenna, der ihm sagen ließ,

diese Ostgaue hätten sich unter seinen Schutz begeben: „Unter der Amaler fleckenlosen Schild sind sie geflüchtet: hüte dich, auf sie zu stoßen: jeder Stoß träfe nicht sie, — träfe meinen Schild.“ Zähneknirschend vernahm der Merowing die Vorlesung des Schreibens: giftige Blicke warf er den Gesandten zu: es war des Goten alter Waffenmeister Hildebrand, im langen Weißbart, und ein Graf Vitigis: hitzig wollte er sie anfahren: aber er bezwang sich und entließ sie mit dem Bescheid, er werde des weisen Theoderichs Wort befolgen.

Als sie das Zelt verlassen, tobte er darin wild umherrennend. „Ansovald, wie ich ihn hasse, der mir in den Arm fällt, da ich die Frucht des Sieges pflücken will! Aber was denn? Bin noch zu schwach! Ich ganz allein gegen ihn und sein Rudel von verbündeten Königen! Was hilft's, gegen solche Übermacht losfahren? Ist ja dumm! Erst muß ich aus seinem festgeschnürten Bündel von Speeren den einen oder andern locker gemacht und leise herausgezogen haben, bevor ich die andern zerbrechen kann. Thu's ganz gewiß! Also in des Teufels Namen — an den ich ja jetzt glauben muß! — kehren wir um und lassen wir einstweilen liegen, was noch nicht zu haben ist.“

Auf dem Rückweg verweilte Chlodovech einige Tage zu Metz, wohin die beiden Verwundeten — Vater und Sohn — gebracht worden waren — auch Guntbert, dessen gesunde Kraft sich rasch von der Wunde erholt hatte: er war bald zu Hause, in Bertradens treuer Pflege: die Königin Basina wandte ihm ihre eifrige Heilkunst zu.

Auch den beiden Uferfranken drohte nicht Lebensgefahr. „Schade,“ meinte Chlodovech, als er es erfuhr, vor sich hinsprechend. „Ein oder zwei Todesfälle jetzt hätten mir spätere Arbeit erspart.“ Er besuchte, von dem Sohne, — der schon wieder gehen konnte — begleitet, den Alten auf

seinem Lager. Der hob nun an, seinen Anteil an dem eroberten Land in Anspruch zu nehmen. Aber übel kam er an. „Wàs? . . . was? Wàs denn?“ herrschte der Gast ihn an. „Was fällt dir ein? Du fieberst wohl! Der dir gebührende Anteil am Alamannenland: — weißt du, wie viel der beträgt? Sechs Fuß Erde an der Lauter! Wer hat die Schlacht verloren? Du! Wer hat die verlorne zurückgewonnen? Ich! Oder der Herr Christus, würde Frau Hrothehild sagen,“ fügte er bei, sich fromm, aber ungeschlacht bekreuzend: denn das hatte er einstweilen erst ein wenig gelernt. „Sei du nur still und ganz zufrieden, wenn ich dir, zur Strafe für euer Verhalten, nicht ein Stück von deinem Land nehme: zum Beispiel diese feste Stadt, in der jetzt fünftausend Salier stehen: das bedenke, sinnst du etwa auf Gewalt gegen mich.“ Und ohne ein weiteres Wort ließ er ihn liegen und schritt hinaus. Der Sohn folgte ihm, zu begütigen. „Ich,“ meinte er, mit einem scheuen Blick auf den Gewaltthätigen, „ich würde dich nie reizen, wenn . . . wenn ich König wäre.“ Der Meroving blieb plötzlich stehen und warf einen scharf bohrenden Blick auf ihn. Der Jüngling schlug rasch die Augen nieder.

„So, so!“ sprach der andere langsam. „Es dauert dir wohl zu lange? Wàs denn?“ „Ja,“ seufzte der Sohn. „Als ich dort in der Schlacht erfuhr, er sei, schwer getroffen, vom Pferde gestürzt, da glaubte ich schon . . . Der Alte ist zäh und er hält mich kurz in . . . Aber gleich darauf sank ich selbst und der Alte . . .“ — „Blieb am Leben! Ja, es geht manchmal alles verkehrt in der Welt. Allein, Geduld und . . . Mut! Wir sprechen ein andermal darüber, falls es noch gar zu lange währt. Wodan — wàs denn? — wollte sagen, Christus erfülle deine Wünsche.“

XXIII.

Nach Paris zurückgekehrt und von den Seinen jubelnd empfangen, wiederholte der Neubekehrte seine strenge Einschärfung, die bevorstehende Taufe noch immer geheim zu halten. Erstaunt und nicht ohne Mißtrauen fragte die Königin: „Weshalb? Schämst du dich des Herrn!“

„Wàs denn? Ist ja dumm! Er hat ja seine Wodan überlegne Macht so deutlich bewiesen, daß ich blind sein müßte, hätt' ich's nicht gesehen. Schämen! Eher dessen müßte ich mich schämen, solang dem Unrechten, das heißt dem Minder-Mächtigen gedient zu haben. Aber — Vorsicht thut not. Denn, weißt du, schöne Bekehrerin, ich möchte beileibe nicht, indem ich das Himmelreich gewinne, das Frankenreich darüber verlieren! Und das könnte mir leichtlich begegnen. Zwar können mich meine Franken nicht hindern, zu glauben, an wen ich will: aber ich kann auch sie nicht hindern, wenn ich von ihren alten Göttern abfalle, sich einen andern König zu wählen. Wàs denn? Sie haben das Wählen gar nicht nötig. All' meine Nachbarkönige, meist meine Ohme und Vettern und andere Schwertmagen sind noch eifrig heidnisch: Theudibert zu Béthune, Ragnachar zu Cambrai, Chararich zu Thérouenne, Rignomer zu Le Mans und noch ein halbes Schock solch' unnützer Mitesser an Gallien: meine Gauleute brauchen nur über meine — überall so nahen! — Grenzen hinaus zu ziehen: mit offenen Armen nehmen die lieben Nachbarn meine Krieger auf: das heißt: mir weg. Und leicht bezwingen sie mich dann, von allen Seiten eindringend.“

„Der Herr Christus wird dich dann beschützen,“ tröstete die Königin.

„Ja, wàs denn? Wàs denn? Gar zu oft möcht' ich

ihn doch nicht mühen, da oben auf seinem Himmelsthron. Und ein rechter Mann muß sich vor allem selber schützen. Beten ist gut, aber fechten dabei! Deshalb gönnet mir nur so viel Zeit, — ich werde ja doch so rasch noch nicht sterben! — meine Franken ein wenig vorzubereiten: mindestens eine solche Zahl von ihnen und so tüchtige, daß die andern sich besinnen werden, ehe sie mit uns anbinden. Ob Guntbert . . .?“ Er schüttelte den Kopf. „Ach nein! Den hält meine Frau Mutter allzufest in der Hand. Uh, wenn ich die Schelte der grimmen Wodans-Priesterin doch schon überstanden hätte! Sie hat so besondere Augen! Ich fürchte diese Augen immer noch so, wie wann ich als Knabe so eine kleine nette Lüge gelogen hatte. Muß ich denn durchaus diesen unheildrohenden Augen begegnen? Wàs denn? Wollen doch 'mal sehen . . .“ schloß er sinnend.

Während dieser Vorbereitungen verlangte Remigius, der Neubekehrte müsse nun, bevor er würdig sei, die Taufe zu empfangen, gründlich in die Lehren der Kirche, in die genaue Kenntnis der heiligen Geschichte eingeführt werden und sandte zu diesem Behuf einen frommen und gelehrten Priester, Hluthart, der ihn täglich mindestens eine Stunde unterweisen solle.

Aber Chlodovech sträubte sich gewaltig!

„Wàs denn? Wàs denn? Wozu denn? Ich habe von meiner lieben Hausfrau Tag und Nacht all' diese Jahre her schon so viel hören müssen von diesen heiligen Geschichten, daß es langt. Ist ja gar nicht nötig, daß ich's so genau weiß, wie der Priester da: will ja nicht predigen. Ich glaub' es ja doch nicht, weil der es sagt oder weil es in dem dicken Buch da steht, sondern ganz einfach von wegen des Tags an der Lauter. Und täglich eine Stunde

sitzen wie die Knäblein in der Klosterschule! Das halt' ich nicht aus. Hätt' ich das gewußt . . .!" Mit Mühe bewogen ihn die Bitten der Königin nachzugeben. Er meinte dann, zu der Stunde könne ja seine Mittagsmahlzeit verwendet werden! Als der Priester das entrüstet ablehnte, setzte der ungeberdige Schüler durch, daß die halbe Zeit im Umherwandeln, nicht im Sitzen verbracht werde. Darauf ließ sich der Mann Gottes ein.

Als sie nun eines Tages in dem Palasthof auf- und niederschritten und Hluthart ausführlich erzählte, wie der Herr von Petrus verleugnet worden sei, rief der Merowing unwillig: „Ah, der Neiding! Und den hat man nicht aus der Gefolgschaft gestoßen? Und der ist ein Heiliger? Da sind mir Guntbert und Ansovald lieber!" Und als bald darauf berichtet ward, wie der göttliche Dulder von den Juden mißhandelt und verhöhnt wurde, fuhr der König heftig auf: „Ja, diese Juden! Die Elenden! Man kann ihnen noch heute nicht genug Geld abdrücken — zur Strafe. Wär' ich nur dabei gewesen mit meinen Franken" — zornig ballte er die Faust —, „wahrlich, er wäre nicht gekreuzigt worden!"

„Aber Herr König, bedenke doch! Dann wäre die Menschheit nicht erlöst worden." — „Ja so! — — Nun, den Sieg an der Lauter hätte er mir doch auch so gespendet." Kopfschüttelnd seufzte der Lehrer: „Ach, all' mein Mühen ist umsonst! Ich fürchte, wir werden nur deinen Scheitel taufen: — deine Seele bleibt eine arge Heidin."

XXIV.

Alles geschah und gelang nach des Königs Willen. Unablässig waren er und die ins Vertrauen gezogenen Männer und Frauen bemüht, unter den vornehmsten und wichtigsten Geschlechtern der Franken — vorsichtig und unter der Hand — Anhänger für die katholische Lehre und Billiger des geplanten Schrittes zu gewinnen. Er mußte gelingen: die Annahme des Christentums durch die Franken war nur eine Frage der Zeit: in dem durchaus römischen und durchaus christlichen Gallien war die Aufrechthaltung des germanischen Heidentums eine Unmöglichkeit: in Städten wie Paris oder Soissons konnte man nicht germanischen Wald-Kult treiben: da rauschten weder Wodans Eschen noch Donars Eichen, da konnte keine Göttin Nerthus aus geheimnisvollem See tauchen: die Franken mußten das Christentum annehmen, als ein wesentlich Stück der römischen Kultur: nur etwa, ob sie wie Burgunden und alle Goten, Arianer oder Katholische werden würden, konnte zweifelhaft scheinen. Es ward von weltgeschichtlicher Bedeutung, daß Chlodovech katholisch ward. Damals ward der Grundstein gelegt zu Karls, ja sogar schon für Ottos römisches Kaisertum: denn es ruhte auf der Schutzpflicht und dem Schutzrecht über die katholische, die römische Kirche.

Auch ziemlich plumpe Gewinnungsmittel: Geschenke von Gold, Land, Verleihung von Ämtern wurden gelegentlich nicht gespart, am meisten aber wirkte der Hinweis auf den offnen Willen der Königin und den, nur den zu Gewinnenden kundgegebenen geheimen des Königs selbst: wer die Gunst des Hofes wollte, durfte dem Schritt wenigstens nicht widerstreben, wollte er ihn noch nicht mitschreiten.

Nach wenigen Monaten unablässigen Zusammenwirkens mit den beiden Frauen, mit Remigius, Theoplastus, Cautinus und andern Geistlichen konnte der König jenem frommen Bischof sagen lassen: „Die Ernte ist reif. Bring' sie unter Dach." Es war die verabredete Losung.

Es ging gegen Weihnachten: eine Zeit, da das christliche Fest und die heidnische Sunwend viele Leute an den Hof zogen, weil der König alsdann eines der kleinen ‚Placita', das heißt Versammlungen der einflußreichsten Großen, abzuhalten pflegte. Es fiel daher nicht auf, daß dies auch jetzt berufen ward: außer diesen Vornehmen hatte der König aber auch auserlesene Heermänner der nächsten Gaue zu einer Musterung beschieden. Wenige Tage vor dem Fest hielt Chlodovech auf dem weiten freien Platz im Norden vor dem Palatium diese Heerschau ab; er ritt, umgeben von den gewonnenen Großen, auf königlich geschmücktem Roß langsam durch die Reihen, lobte gar manchen Krieger für alte und neue tapfere Thaten oder für stattliche Waffnung und mit vollen Händen teilte er Spangen, Armringe, Schmuckplatten, auch Goldmünzen aus, die ihm in zwei Schilden nachgetragen wurden. Das währte geraume Zeit; dann sprang er ab und bestieg die oberste Stufe der Treppe vor dem Palast, wo er weithin sichtbar und vernehmbar war:

„Hört mich, freie und tapfre Franken, hört eures Königs Wort. Viele von euch haben's mit erlebt, mit angesehen, alle andern haben es erfahren, wie die heiße Alamannenschlacht verlief. In höchster Not rief ich Wodan und die alten Götter an: sie ließen mich im Stich, sie konnten mir nicht helfen gegen jenen Hünen. Da, um mein Leben ringend, gelobte ich dem katholischen Gott Treue und Mannschaft, wolle er mich retten. Mit diesem Worte flog mein Speer, der Riese fiel. Der Gott Hrothe-

hildens hat mir das Leben, euch die Schlacht gerettet. Wohlan, ich halte mein Wort: er hat vorausbezahlt: — anders hätt' ich's ja nie gethan! — ich leiste nach. Am Weihnachtstag nehm' ich die Taufe. Wer von euch folgt seinem König nach —? Im Leben: in den Sieg, im Tod: in die Seligkeit des Himmelreichs?"

Da erscholl von vielen, vielen Stimmen brausender Zuruf: der Beifall der im voraus heimlich Gewonnenen riß gar viele Überraschte, Gedankenlose fort: „Wir werfen von uns," riefen die Eingeweihten, „die unmächtigen Götter, wir folgen dir, Herr König, zu dem Gott, der dir den Sieg gegeben hat." Die Mauern erdröhnten von dem Geschrei: dreitausend Männer waren's, die so riefen.

XXV.

An dem Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages war in der geräumigen Basilika des heiligen Johannes, die sich dem Palatium gegenüber erhob, doch bei weitem nicht Platz zu finden für alle, die das große Ereignis angezogen hatte: die freudig bewegten Katholiken der Stadt, die eifrigen neu Gewonnenen, und zumal große Haufen von heidnischen Franken, eingerufene Heermänner und viele fränkische Umwohner, zu denen die Nachricht rasch gedrungen war: diese zog die Neugier, das Staunen herbei, auch das Verlangen, die nie geschauten Wunder des alle Sinne bezwingenden Gepränges kennen zu lernen, die damals die Kirche allein zu entfalten vermochte. Sie wurden nicht enttäuscht, sondern berückt und bezaubert.

Die Königin wußte, wie stark diese Mittel wirkten:

hatte sie doch sogar gehofft, selbst Chlodovech, den ungleich mehr als sein Volk an Prunk und Pracht gewöhnten, durch die bei der Taufe des ersten Sohnes dargelegte mystische Herrlichkeit bis zur Annahme ihres Glaubens zu betäuben: das war damals freilich mißglückt. Aber man zählte darauf, wie all' diese Blendung wirken müsse auf die schlichten Naturmenschen, auf die salischen Heerleute, die da aus ihren Holzgehöften im Rheinsumpf oder im Scheldewald in die Stadt, an den Hof, in die Kirche gekommen waren und nie dergleichen geschaut noch geahnt hatten.

Die triumphierende Kirche zeigte heute wohlweislich all' den Pomp, all' den Reichtum an Mitteln der verschiedensten Künste, Kunsthandwerke und sinnberauschenden Luxusgenüsse, über die damals eben nur sie in ihren Basiliken gebot. Schnee und Schmutz waren aus den ‚Breitstraßen', ‚Plateä', säuberlich hinweggefegt, bunte Teppiche und Decken wurden nach altrömischer Sitte über die gereinigten Flächen gespreitet und aus den Fenstern aller Gebäude gehängt, die Kirchenmauern und die Säulen des Portikus waren mit weiß glänzendem Linnen überzogen, und mit Kranzgewinden aus immergrünenden Blättern umschlungen. Wohlgerüche, süß, nur allzusüß, — bis zur Betäubung, bis zur Umnebelung der Denkkraft, — strömten aus den Weihrauchbecken, die weißgekleidete Knaben, einander ablösend, unermüdlich schwangen: zahllose Wachskerzen — die Grundholden der Kirche hatten vor anderen Dingen als ‚Wachszinsige' vor allem Wachs für diese Kerzen zu liefern, man kannte diese Art Beleuchtung kaum im Königspalast — verbreiteten, ausstrahlend vom Altar und dem Taufbrunnen, ein blendendes Licht, das die Augen zu schließen zwang. Und so vernahm die Menge, vom Weihrauch eingelullt, mit gesenkten Wimpern den süßen Gesang, den unsichtbare Kinder, den Liedern der

Engel vergleichbar, hoch von den Logen oberhalb der Absis erschallen ließen.

„Da verhängte," schreibt der ehrliche Gregor von Tours, „Gott über alle Anwesenden solche Gnade, daß sie wähnten, unter den Düften des Paradieses zu weilen."

Ähnliches empfand wohl — in seiner Weise — ein hünenhafter Heermann aus dem Kohlenwald, der nie eine Stadt, nie eine Kirche von innen gesehen hatte: „Du, Sigiboto," meinte er, seinen Nachbar in der Mark und im Heerkeil anstoßend, „das ist schöner und herrlicher als ich Walhall schildern hörte. Mich gelüstet, dem König in seinen Himmel zu folgen." „Mich nicht," erwiderte der andere. — „Warum nicht? Was gebricht hier an allem besten?" — „Hei, nichts, was zu hören und sehen und riechen ist. Aber — was meinst du, daß in jener großen Kufe ist?" — er wies auf den in den Stein-Estrich eingelassenen Taufbrunnen — „ich hab' hineingeschaut: Wasser, elendes Wasser. Zu trinken giebt es nichts, so scheint's, im Christenhimmel. Ich fahr' gen Walhall."

Gegen Mittag füllten sich das Innere der Basilika und der Portikus draußen vor den geöffneten Thüren und die Stufen des Anstiegs und der breite Platz zu dessen Füßen und alle einmündenden Straßen.

In der Absis der Basilika, hier, wie gewöhnlich, nach Osten liegend, auf dem Hochaltar standen die Bischöfe Remigius von Reims, Avitus von Vienne — als Gast der Königin, — Heraklius von Paris, Theoplastus und viele andere in ihren goldgestickten weißen und roten, oft seidenen Gewändern, ungezählte Geistliche zu ihren Füßen auf den niederen Stufen. Ihnen gegenüber in dem Querschiff, zwischen den beiden Kanzeln, der nördlich links für die Vorlesung des Evangeliums, der südlich rechts für die der Epistel, thronte die Königin, das Antlitz verklärt von

unaussprechlicher Freude und ihr zur Rechten — so hatte sie befohlen — saß Genoveva, deren Gebet das beste gethan. Der Raum unmittelbar vor dem Altar war durch zwei Stufen über den Boden der Kirche erhöht und durch zierlich geschnitzte, mit Purpurtüchern überhangne Schranken — »cancelli« — abgeschlossen: das Sanctuarium enthielt in der Mitte den Chor, das heißt den Altar und an den beiden oberen Enden der Seitenschiffe links das ‚Senatorium' für die vornehmsten Laien und die klosterlosen Mönche, rechts das ‚Matroneum' für die edeln Frauen und die Nonnen. Das ganze Mittelschiff und die Vorderseiten der beiden Seitenschiffe waren ausgefüllt von den fränkischen Heermännern, die, dreitausend an der Zahl, im Schmuck und Glanz ihrer besten Waffen dem Vortritt ihres Königs folgen wollten: darunter sah man Ansovald, dann die Grafen von Paris und von Soissons, von Rouen und von Amiens, von Arras und von Tournay, von Tongern und von Namur, von Reims und von Meaux. Ebenfalls durch Schranken abgesperrt zog sich hart am Eingang quer ein schmaler Raumstreif hin, ‚das Rohr'. ‚Narthex', in dem die nicht zur Gemeinde Gehörenden das Evangelium und die Epistel anhören durften: aber die Ausgeschlossenen und die Büßenden lagen vor den Thoren, draußen, in dem Portikus, mit dem Antlitz auf den Marmor-Estrich hingestreckt.

Die Säulen, die, je zwölf an der Zahl, in zwei Reihen das breitere Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen abgliederten, waren das wenigst schöne an dem Bau: das heißt, manche von ihnen war an sich gar prächtig: allein man hatte bei der Errichtung der Kirche — etwa ums Jahr vierhundert — diese vierundzwanzig Säulen nicht neu und einheitlich hergestellt, sondern sie genommen, wo man sie fand: in andern, zerfallenden Basiliken, in Tempeln

der Olympier, aus dem Palatium, aus den städtischen Hallen und Bädern: so standen sie durcheinander: dorische, jonische, korinthische, von schwarzem, weißem, gelbem, rotem, braunem Marmor: heute aber störten diese Widersprüche wenig, denn sie waren fast in ihrer ganzen Höhe von prachtvollen roten, goldgestickten Umhüllungen umkleidet, die auch von den zierlichen Halbbogen, die sich von Säule zu Säule schwangen, herabhingen. Das Innere der Wände und die flache, getäfelte Decke war über und über geschmückt durch Mosaiken, die Christus, die Apostel, den Ausgang des heiligen Geistes in Taubengestalt, zahlreiche Heilige, dann aber die sinnbildlichen Gestalten altchristlicher Kunst darstellten: den seine Lämmer weidenden Hirten, den von der Schlange umringelten Baum der Erkenntnis, und andre mehr. Am reichsten prangte solcher Schmuck auf Goldgrund in Mussiv-Werk an dem ‚Triumphbogen', der, Antikes in das Christliche übertragend — früher hatten die Bilder der Imperatoren die Absis geschmückt — den Sieg Christi über den Tod bedeutend, bei der Mündung des Langschiffs in das Querschiff in gewaltigem Schwung auf zwei mächtigen Säulen von Seitenwand zu Seitenwand sich hob und senkte. Aber die reichste Pracht war erfindungsreich gehäuft auf Ausschmückung des Taufbeckens, des ‚Baptisteriums', das neben der linken, der nördlichen Kanzel, sieben Fuß tief in den Boden der Kirche eingelassen und mit geweihtem Wasser gefüllt war. Der schöne Tiefbau des Brunnen-gleichen Beckens aus weißem, parischem Marmor stammte aus den Bädern der ‚Amphitrite', die Julian der Abtrünnige nach seiner Thronbesteigung hatte aufbauen lassen, ‚in dankbarem Gedenken der Stadt seiner lieben Parisier, die seinen Stern zuerst aufsteigen sah'. Der ganze kreisrunde Rand war mit goldenem Beschlage belegt: und auf diesem Beschlag erhob

sich ein hohes, in einer vergoldeten Stangenspitze auslaufendes Zelt aus feinster, weißer Wolle, von roten Seidenbändern gestreift: die Spitze der Stange aber trug ein Kreuz und in der Mitte des Kreuzes lag, von undurchsichtigem Glase bedeckt, ein Splitter des Kreuzes Christi.

Nach langem Harren der Menge erschollen von dem linken Seitenschiff her aus einem angebauten kleinen Oratorium drei Schläge auf ein ehernes Becken und in feierlichem Zug erschien eine Anzahl von Bischöfen und Priestern, Chlodovech in den lang wallenden weißlinnenen Taufgewanden hereinführend. Bei seinem Anblick brachen alle die vielen hundert Priester in den brausenden Ruf aus: „Gesegnet bist du, der du suchest den Herrn. Der Sieg ist mit dir."

„Dies letzte ist das beste an der Sache," sprach Chlodovech mit tiefstem Ernst, an den Brunnen herantretend.

Nun schritten Remigius und Avitus — mit Groll im Herzen blieb Theoplastus zurück, — von dem Altar zu dem Täufling herab und reichten ihm die Hände, wie er die Marmorstufen in den Brunnen hinabstieg. Als er, vom Wasser bis an das Kinn umspült, auf der letzten Stufe stand, sprach er mit lauter, weithin durch die Kirche schallender Stimme, — es sollte eine Bitte sein, aber es klang wie ein Befehl: „Ehrwürdiger Herr Bischof von Reims, ich begehre von euch durch den Taufbund aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der katholischen Kirche." Da sprach feierlich Remigius: „Dir werde nach deinem Willen zum Heile deiner Seele: beuge den Nacken, fortab gesänftigt, Sugamber, tauch' unter, spüle ab das Siechtum des alten Aussatzes und die lange getragnen Flecken mit frischem Naß." Hier erfaßte er das rote Haupt mit den langen merowingischen Königslocken und tauchte es unter, so daß es triefend wieder emporkam.

„Nun steig' heraus, ein zweiter Constantinus!" Wenig ahnte der fromme Mann, wie viel weissagende Wahrheit er aussprach, in diesen zwei Worten. Constantin hat das Römerreich, Chlodovech das Frankenreich, und so das ganze Abendland dem Christentum überliefert.

Den Augenblick, da der König wieder der Seitenkapelle zuschritt, die Taufkleider abzulegen, nutzte Theoplastus, sich an ihn heranzudrängen: „Vergiß nie, Herr König," raunte er ihm ins Ohr, „wem du diese Stunde verdankst. Ich war's, der Hrothehild . . ."

„Hast du sie vielleicht entführt, du?"

Gereizt erwiderte der Bischof, so laut er konnte, — denn er wollte den König vor allem Volke zwingen, mit dem Heidentum gewaltsam zu brechen: „O neugewonnener Bruder. Bete an, was du verbranntest, verbrenne, was du angebetet!" „Schweig doch, bei Wodans Zorn!" flüsterte ihm Chlodovech wütend zu. „Sollen die Heiden hier mich auf dem Fleck, gleich an dem Taufbecken — noch naß! — ins Himmelreich schaffen? Ich mag noch nicht da hinauf. Wäs denn? Die Franken mögen glauben, an wen sie wollen, wenn sie nur meine Schlachten schlagen. Laß mich in Ruh'. Ich bin ganz naß. Ich friere."

XXVI.

Bald nach der Taufe führte der Bekehrte mit seiner klugen und thateifrigen Königin ein wichtig Gespräch, zu dem Ansovald beigezogen war. „Ihr seht," begann er, „bisher haben die Heiligen — wie ich also nun nachträglich einsehe! — mich von Erfolg zu Erfolg, von Sieg

zu Sieg geführt, was eigentlich sehr schön von ihnen ist, da ich fort und fort nicht ihnen, sondern den Göttern dafür dankte. Nach des Syagrius Gebiet erwarb ich durch freiwilligen Anschluß Aremorica, Paris und viele andere Städte, ebenso die niederrheinischen Thoringe und Ein Tag gab mir ganz Alamannien bis auf die paar Gaue, die der verwünschte Amaler mir vorenthält. Das ist nun wieder gar nicht hübsch von deinen — will sagen unsern — Heiligen, daß sie dem solche Macht verstatten: ist er doch ein schnöder, falschgläubiger Ketzer, ein Arianer, der noch nicht einmal eingesehen hat, daß der Herr Christus und Gottvater eins sind! Der verstockte Sünder, der!

Also schöne Erfolge: — doch noch lange nicht genug! Da hocken um mich herum, in nächster Nähe, mehr als sechs salische Gaukönige und ein uferfränkischer in Köln und hemmen überall meinen Schritt über meine Grenzen und nehmen mir die Luft zum Atmen. Die müssen fort, alle miteinander! Ein kleiner König ist gar kein König!

Zu dem aber: nicht an mich allein denk' ich, — auch an das Wohl der Franken! Ich darf sagen, daß ich viel klüger bin und bessere Herrschaft führe als all' die andern: es wird ihren Gauen gedeihlicher gehen unter mir. So denken die Leute dort selbst. Mancher schon hat in solchem Sinne zu mir geredet. Die Zeit für diese alten Gauverbände, diese kleinen Volkssplitter ist vorüber: sie paßte in die Urwälder rechts vom Rhein, wo tageweites Ödland — wegloses, — die Siedelungen trennte: nicht für dies Gallien, wo Dorf an Dorf, Stadt an Stadt sich reiht. Die Zeit ist reif, die kleinen Tropfen zusammenrinnen zu lassen: wer das erkannt hat und unternimmt, der ist Herr in Gallien: von selbst, nach nur leisem Rütteln, fallen ihm die reifen Früchte in den Schos! **Wohlan, ich hab's erkannt und will's vollenden! Wàs denn?"**

Beide Hörer nickten Beifall, nicht ohne Bewunderung des hellblickenden und kühnen Geistes. Aber die Königin sprach: „Und Eines, mein Chlodovech, hast du dabei ganz beiseite gelassen: das Wichtigste, Heiligste: alle deine Nebenkönige sind Heiden: du allein vertrittst die katholische Lehre. Ohne Zweifel wirst du bald anfangen, in deinen bisherigen Landen den Götzendienst zu verfolgen, auszurotten . . ."

„Chlodovech blies wieder einmal hörbar vor sich hin: „Puh! Wàs denn? Fällt mir nicht ein. Laß doch jeden glauben, was er mag. Soll ich meine tapfern Heiden erboßen gegen mich? Ist ja dumm. Und Frau Basina! Und mein Versprechen, dem sterbenden Vater gegeben: hab' dir oft davon erzählt."

Aber die Königin beharrte: „Der wahre Glaube kann den falschen nicht neben sich dulden." „Frau Königin," warf Ansovald ein, „wenn das christlich ist, — so ist's nicht schön. Solchen Schwur hab' ich mit der Taufe nicht angenommen." „Nun wohl," meinte die Königin, geschickt ausweichend, wo sie noch nicht hoffen konnte, durchzudringen, „auch ohne Verfolgung werden die Heiden in jenen Reichen eher unter einem katholischen als unter einem heidnischen König für das Evangelium zu gewinnen sein. Drum vor allem billige ich deine Pläne und werde die Heiligen anflehn, sie durchzuführen!" „Ach nein," lachte Chlodovech, „das werd' ich doch wohl schon selbst in die Hand nehmen müssen. Ich mache so was nicht so heilig, aber rascher, kräftiger. Ich besorge, die Heiligen würden nicht alle die Wege wandeln wollen, die doch allein zum Ziele führen. Auch braucht's mehr Schlauheit, als ich den meisten Heiligen zutraue: Zöllner, Fischer, was werden die viel von Königskunst verstehen? Endlich leben sie ja alle schon so lang im Himmel, daß sie kaum noch wissen werden,

wie's hier unten zugeht: — gewiß ganz anders, als dort, wo sie immer nur beten und Psalmen singen. Nun merk' auf, Ansovald, wie ich mir die Sache, die Reihenfolge ausgetüftelt habe. — Es versteht sich, daß wir mit der leichtesten Arbeit anfangen, und an die schwerste zuletzt gehen." — „Warum?" — „Wàs denn? Ist ja klar. Jeder Gau, den ich gewonnen, verstärkt sofort mit seinen Speeren mein Heer, so daß ich, von Stufe zu Stufe immer mächtiger werdend, so gewachsen zuletzt auch dem Mächtigsten überlegen bin. Wir fangen an mit dem leichtesten Werk: mit Ragnachar von Cambrai." „Aber, Herr," warf Ansovald ein. „Der ist doch damals mit uns gegen Syagrius gezogen!" — „Wàs denn! Das dank' ihm der üble Höllenwirt! Er hat's doch nur aus Furcht vor uns gethan. Und überdies bekam er seinen Anteil an der Beute." — „Wenigstens an der Fahrhabe, nicht am Lande!" „Auch noch? Schon die vielen tausend schönen Solidi wurmten mich," grollte Chlodovech. — „Merk' auf: sein Heerbann ist der schwächste unter den Saliern. Überdies haßt ihn sein eigen Heer, weil er außer andern Lastern der Habgier fröhnt, — der Freude an den Solidis, was man doch nicht soll: nicht wahr, fromme Königin? Das geht wohl gegen das sechste Gebot? — Nein, nein gegen das zehnte! — Er und sein Freund und Kämmerer Farro, mit dem er jeden Raub teilt, nehmen was ihnen beliebt und gelüstet den Unterthanen mit Gewalt. Nach jedem solchen Griff pflegt er zu sagen: ‚So, das ist gerade recht für mich und meinen Farro.' Ich meine immer, wenn man bei seinen Großen ein wenig vorbohrt mit Geschenken, lassen sie ihn gern im Stich mitten in der Schlacht: es wird da gar nicht viel Eisen brauchen, nur ein wenig Gold. Und auch das Gold . . .?" Er lächelte pfiffig vor sich hin und blinzelte mit den kleinen blaugrauen

Augen. „Und welchen Grund zur Kriegserklärung wirst du angeben?“ fragte die Königin. „Grund? Was denn? Ich bin der Stärkere. Ist das etwa kein Grund? Übrigens: — du bist eine kluge Frau! Für diesmal hast du recht! Ich habe ja den allerlieblichst tönenden Grund, den man sich denken kann. Ich komme als Retter und Befreier seiner Unterthanen von dem Räuber und Bedrücker. Das muß die Heiligen doch zu Thränen rühren und zur Segnung meiner Waffen!“

„Und wer kommt nach ihm an das Messer . . . an die Reihe, wollt' ich sagen?“ verbesserte Ansovald.

Der Merowing lachte vergnügt: „Thu' dir keinen Zwang an in deinen Worten: bin nicht empfindlich. Der zweite wird jener elende Chararich von Thérouenne.“ — „Der soll aber geliebt sein von seinen Leuten. Was willst du gegen den vorbringen?“ — „O der Klügling! Er hat mir damals den Beistand gegen Syagrius versagt. Das soll er nun büßen.“ „Nun,“ meinte der Antrustio, „dem andern hat der geleistete Beistand auch nichts genützt. Und der dritte?“ — „Den weiß ich selbst noch nicht. Kommt Zeit, kommt Rat. Hab' nur keine Angst, daß ich einen vergesse und übrig lasse. Da, auf diesem Zettel, hab' ich sie mir alle aufgeschrieben. Es ist ein ganzes Rudel dem Tod geweihter Könige.“ „Und fast alle deine Gesippen!“ meinte Ansovald. „Bah, ich bin Christ. Nur den Heiden gilt als höchster Frevel, Gesippenblut zu vergießen. Ich bin Christ: sie sind elende, nichtswürdige Heiden, also Christi Feinde, also auch die meinen. Nieder mit ihnen: — im Namen des Herrn!“

XXVII.

Und die Geschichte weiß: getreulich hat der neubekehrte Vorkämpfer der Kirche Wort gehalten! Nicht einen hat er übriggelassen.

Zunächst trugen seine geheimen Boten geschäftig goldene Armringe und Wehrgehänge den Vornehmen des Königs zu Cambrai zu, nahmen deren Klagen über die Völlerei und Wollust und Habgier Ragnachars und ‚seines Farro‘ entgegen, priesen das Glück der Unterthanen Chlodovechs unter dessen in der That hochbeliebter Herrschaft und brachten alsbald die Aufforderung der Großen zu Cambrai zurück, sie von den Bedrückungen ihres Königs zu befreien. „Ah,“ rief Chlodovech bei der Ausrichtung dieser Botschaft, die er in Gegenwart seiner Bischöfe und Weltgroßen entgegennahm, „wahrlich, da ruft die Pflicht. Ziehen wir aus unter den Fittichen des heiligen Geistes und helfen wir den Bedrängten.“

Als er mit seinem Heerbann von Süden her die Isère überschritten und das Gebiet Ragnachars erreicht hatte, stießen sofort die meisten von dessen ‚Leudes‘ zu ihm. Der dicke, durch Völlerei vor der Zeit unbehilflich, wehrlos gewordene König zog ihm entgegen und saß mit seinem Übelberater bei schwelgerischem Mahle, als die Reiter seiner Vorhut in das Lager zurückflohen, mit der Meldung, Chlodovech sei da! Schwerfällig erhob sich der Schlemmer, sein Bruder Richar versteckte sich in einem Nebenraum. Farro zog das Schwert. „Ei,“ fragte der dicke Ragnachar, „sind es viele Feinde?“ „Genug für dich und deinen Farro!“ lautete die Antwort. „Mein Pferd!“ gebot der König. „Flieht! Rasch!“

Aber schon schmetterten die Hörner Chlodovechs durch das Lager, gleich darauf dicht vor dem Zelt. Die Krieger Ragnachars warfen die Waffen weg, ja die Boten ergriffen den König, zerrten dessen Bruder aus dem Versteck und banden beiden die Hände auf den Rücken: Farro, der sich zur Wehr setzte, ward erschlagen. Schon stürmte der Merowing, die mörderische Frànciſca in der Hand, in das Zelt, von einigen Antrustionen gefolgt. „Es freut mich, Vetter, dich zu sehen," stammelte der Dicke. „Willst du nicht — wir waren gerade an der Tafel — mit schmausen?" — „Mich freut es gar nicht, Vetter, einen Merowing in Fesseln zu sehen. Warum hast du unsere Sippe so erniedrigt? Wahrlich, besser war es dir, zu sterben!" Und er hob die mächtige Streitaxt und schlug sie ihm in den Schädel. „Und du?" fuhr er Richar an, „warum hast du deinem Bruder nicht geholfen? Dann wär' er nicht gebunden worden!" Und hob die Streitaxt und schlug auch ihn tot. — Am gleichen Tage noch hob das ganze Heer des Erschlagenen den Sieger auf den Schild und huldigte ihm freudig als seinem König. Der umzog nun in feierlichem Ritt die Marken des neugewonnenen Landes und nahm überall den Freien den Eid der Treue ab.

Als er aber nach einer Woche wieder das Gebiet von Cambrai verlassen und nach Paris zurückkehren wollte, da holten ihn — an der früheren Grenze — jene Vornehmen Ragnachars ein, die er vor dem Angriff durch reiche Geschenke gewonnen hatte. Es war ein schöner, aber heißer Sommertag. Chlodovechs Heer lagerte in einem schattigen Wäldchen hart an dem rechten Ufer der Isère, deren Fluten Kühlung brachten. Der König lag auf weichem, dunkelgrünem Moos unter einer breitschattenden Linde, deren Blütenduft er behaglich einsog; ein mächtiger Krug voll dunkelroten Weines und ein goldener Becher — vor kurzem

hatte noch Ragnachar daraus getrunken — standen neben ihm im Grase. Er lag, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, vergnüglich hingestreckt. Da kam Ansovald, lebhaft erregt, und meldete, zwölf jener Großen von Cambrai seien eben angesprengt und verlangten in heftigem Zorn, den König zu sprechen.

„Wàs denn?" lachte der. „Ahà! Führ' sie her. Und stelle dich — vorher — mit zwanzig Antrustionen mir zu Häupten." — „Du willst liegen bleiben? Und du . . . du bist fast unbekleidet. Willst du nicht den Königsmantel . . ." — „Bei der Gluthitze? Ist ja dumm! Laß sie nur kommen. Die Antrustionen sollen Bogen und Pfeile mitbringen — außer der Francisca." Seine Befehle wurden vollzogen. Alsbald stürmten — kaum waren die Bogenschützen von Ansovald aufgestellt — die Großen des Gebietes von Cambrai in Hast und Hitze heran, geführt von Rigobert, dem Grafen von Vence. „Herr König!" rief der.

Chlodovech rührte sich nicht. Er blieb liegen, wie er lag, die Arme unter dem Nacken gekreuzt. „Was wollt ihr?" fragte er ruhig. „Was wir wollen? Klagen! Uns bitter beklagen! Ist das Königstreue? Die Spangen, die Armringe, die Wehrgehänge, die Zierplatten, die du uns geschenkt, durch die du uns zum Abfall von unserm Herrn und König verlockt hast, — sie sind — die Münzmeister von Cambrai haben's festgestellt! — nicht von Gold, sondern von elendem Kupfer und nur leicht vergoldet. — Das ist . . ." „Falsches Gold für falsche Treue," lachte der Merowing, immer ohne sich zu rühren. „Solches verdient, wer seinen König verrät. Ärgert mich nicht an diesem schönen, aber heißen Abend. Seid froh, daß ich euch den Treubruch gegen euern Herrn nicht durch Folter und Tod büßen lasse. Macht, daß ihr mir aus den

Augen kommt." „Aber, Herr König . . ." grollte der Graf von Vence.

„Antrustionen," rief der, den Kopf leicht hebend und zu diesen wendend, „die Pfeile auf die Sehnen. Zielt!" „O, Herr König," rief hastig der Sprecher ganz erschrocken, „wir gehen ja schon! Wir sind ja schon ganz zufrieden, läßt du uns das Leben." Und sie eilten davon. Nun sprang Chlodovech auf: „Wahrlich, die brauchten einen Herrn. Nun, die Heiligen haben ihnen den rechten zur rechten Zeit geschickt."

XXVIII.

Chlodovech brach nie sein Wort, hatte er es zu seinem Vorteil gegeben. So wandte er sich, durch den Heerbann von Cambrai verstärkt, sofort nach der Vernichtung Ragnachars gegen Chararich, den Gaukönig von Thérouenne im heutigen Departement du Pas de Calais. In wenigen Tagemärschen gen Nordwesten war das feindliche Gebiet erreicht. Überrascht durch den plötzlichen Angriff — ohne vorgängige Kriegserklärung — suchte der Erschrockene zwar seine Heerleute aufzubieten: aber im Gefühl, sie zu spät sammeln zu können, schickte er dem Angreifer Gesandte entgegen und bat um eine Unterredung, in der die Ursache des Angriffs erörtert werden solle: er sei zu jeder Sühne auch für unbeabsichtigte Beleidigung bereit.

„Er soll nur kommen," lachte Chlodovech. „Dann wird er die Ursache des Angriffs, die Beleidigung, die Sühne und die Strafe — alles zusammen! — ganz geschwind erfahren. Er soll mich nach drei Nächten vor den Thoren von Lillers in meinem Lager aufsuchen. Aber

daß er nur ja nicht vergißt, seinen Sohn Charimer mitzubringen: dem hab' ich ganz was Besonderes zu sagen." Dem Gaukönig von Thérouenne blieb keine Wahl: er konnte, urplötzlich überfallen von übermächtigem, bisher stets siegreichem Angreifer, nicht Widerstand leisten: so hoffte er denn, ihn durch Zugeständnisse zu beschwichtigen. Wenig kannte er den Merowing!

Als er an dem Abend des verabredeten Tages mit seinem Sohn, einem stattlichen, trotzigblickenden Jüngling, in dem Zelt Chlodovechs eintrat, traf er diesen bei seinem höchst einfachen Abendschmaus. Erstaunt fragte er nach der ersten Begrüßung: „Der Duft dieses Bratens: — das ist Pferdefleisch! Du bist doch Christ: denen ist das verboten!"

„Das schert dich nicht — oder den Teufel! — du schlimmer Heide. Das hat mir der Bischof von Genf verstattet: — in Anbetracht meines schwachen Magens." „Aber fränkische Gaue kann dieser Magen gut vertragen," warf der junge Charimer ein. „Hei, hei," sprach Chlodovech, mit dem Dolch im Wehrgehäng spielend, „schau, wie witzig! Schade, so kluge Kinder kommen selten zu Jahren." Er hatte sich nicht von der Tafel erhoben, ebensowenig die Ankömmlinge aufgefordert, mit zu speisen.

„Wo sind eure Begleiter?" — „Am Eingang des Lagers wurden sie gleich von deinen Leuten zum Abendschmaus abgeführt." — „So ist mein Befehl erfüllt. Nun sollt auch ihr sofort bedient werden. He, Ansovald!" Da stürmte Ansovald mit zehn Antrustionen in das Zelt: im Augenblick waren Vater und Sohn gebunden. Chlodovech sprang nun auf: „Ihr Elenden, hab' ich euch? Ihr falschen Klugmeister! Ist das echte Sippentreue, daß ihr mich damals im Kampfe mit dem Römer im Stiche gelassen habt? Hättet euch wohl gefreut, hätte ich mir an

den dicken Mauern von Soisson den Schädel eingerannt? He?" — „Aber Vetter . . .!" — „Die Vetterschaft ist schwach, die mir nicht beisteht! Ich hatte euern Tod beschlossen. Ja, ja, fahrt nur zusammen. Aber meine fromme Königin hat für euch gebeten: sie will wieder einmal ein gottgefällig Werk thun. So hab' ich ihr denn versprochen, ihr sollt am Leben bleiben, wenn ihr Christen werdet, euch die langen, merowingischen Königslocken scheren laßt und als Mönche in mein neugegründet Kloster Micy tretet." Bestürzt, wie vernichtet, stammelte der Vater: „Sich taufen lassen? Sei's darum. Aber das Königshaar schneiden lassen . . ." Da tröstete ihn, noch in seinen Fesseln trotzig, der Sohn: „Ach Vater, laß gut sein, die Taufe kann man wieder abspülen. Und an frischem Holze wächst auch das abgeschnittene Laub wieder nach." — „So meinst du, du hoffnungsvoller Neffe? Entspringen und wieder als König auftreten? Warte! Da muß nicht das Laub, da muß der Stamm fallen. Führt sie hinaus — beide — und schlagt ihnen die Köpfe ab. Ich kann Frau Hrothehild nicht helfen! Er will ja nicht Mönch bleiben. Morgen ziehen wir ein in Thérouenne und nehmen alles Volk in Treuepflicht." Und so geschah's.

XXIX.

Von Thérouenne aus wandte sich der Unermüdliche sofort gen Süden nach Le Mans: dort herrschte als Gaukönig Chararichs Bruder Rignomer, der zur Blutrache rüstete. Aber seine Gauleute zeigten wenig Lust, dem überall erfolgreichen Sieger entgegenzuziehen: sie drohten,

sich zu widersetzen. Chlodovech erfuhr, daß es auf dem Sammelort vor Le Mans zu Gewaltthaten kommen könne. Alsbald meldeten sich bei Rignomer zwei treffliche Pfeilschützen, Überläufer, die, unfreie Knechte Chlodovechs, wie sie sagten, dem Christen nicht länger dienen wollten: gern nahm sie jener auf. Sie hießen Geremar und Frechramn: aber der König hatte ihnen längst nach den beiden Wölfen Wodans die Kosenamen ‚Gero‘ und ‚Frecho‘ gegeben.

Bei der Heeresschau vor den Thoren von Le Mans, am Rand eines Waldes, schien es nun zu Gewalt nicht kommen zu sollen: zwar schalten die Krieger laut und hoben auch wohl drohend die Fäuste gegen den König, aber keine Waffe ward wider ihn gezückt. Da, wie er auf eine solche ungeberdige Schar zuschritt, kamen plötzlich aus dem Waldesdickicht ihm gegenüber zwei Pfeile geflogen, die ihn in die Stirne trafen: tot fiel er zur Erde. Die Mörder wurden nie entdeckt Das Heer lief auseinander, nachdem es noch den Beschluß gefaßt hatte, Chlodovech einzuladen, des erblos Verstorbenen Königsstab aufzunehmen. Alsbald hielt er seinen glänzenden Einzug in Le Mans und alle drei Gaue schworen ihm den Eid der Treue.

„Hei,“ meinte Chlodovech, „so heißes Eisen muß man schmieden. Sichtbarlich wollen es die Heiligen, — wie ich — daß diese elende Zerbröckelung des Frankenvolkes in kleine Fetzen, die nicht gedeihen, nichts leisten können, aufhöre. Wohlan, thun wir nach ihrem Willen.“ Gleich nach dem Einzug in Le Mans schrieb er einen Brief an Chloderich, den Sohn des Königs der Uferfranken; er hatte erfahren, daß der Vater zur Zeit jenseit des Rheines im ‚Buchonischen Wald‘, im Chattenland, bei Fulda, des Weidwerks pflog. Der Brief trug weder Aufschrift noch Unterschrift: — zwei Bogenschützen — Gero und Frecho,

sie hatten sich gar bald wieder bei ihrem Herrn eingefunden — führten ihn in einem hohlen Pfeile — und der Brief lautete: ‚Jener Freund, dem du nach dem Sieg an der Lauter geklagt, daß der alte längst morsche Baum noch immer nicht fallen will, teilt deinen Schmerz. Was nicht fallen will zu rechter Zeit, muß man fällen: jetzt ist günstige Gelegenheit. So rät dein Freund Er wird dich bei der Arbeit unterstützen.‘

Alsbald schickte Chloderich die Bogenschützen als Jagdgehilfen dem Vater in den Hessenwald zu. Der alte Mann verschlief einmal die schwüle Mittagsglut im kühlen Buchenwald in seiner offnen Hütte von grünem Gezweig. Als er bei Sonnenuntergang noch nicht wieder erschien, bog sein Falkenwart die Äste auseinander, lugte hinein und schrie laut auf: tot lag der Greis, zwei Pfeile in der Stirn; das ehrwürdige lange weiße Königshaar war über und über von Blut gerötet.

Alsbald kamen zu Chlodovech, der einstweilen nach Paris zurückgekehrt war, seine beiden Wölfe und brachten des neuen Königs der Uferfranken Antwort· „Siehe,“ meldete er, „mein Vater ist leider vor der Zeit gestorben und ich halte sein Reich unter meinen Händen. Schicke mir verlässige Boten: gern will ich von des Vaters Schätzen dir ablassen, was dir gefällt.“ Sofort sandte Chlodovech seine beiden Boten wieder nach Köln mit dem Bescheid: „Ich danke für deinen guten Willen. Aber man soll die Waisen beschützen, nicht berauben: du sollst meinen Leuten, wann sie kommen, nur alles zeigen: ungeteilt soll alles Einem Herrn gehören.“ So viel Enthaltung bewundernd sprach Chloderich zu den beiden: „Wohlan, so kommt mit in die Schatzkammer.“ Und er wies ihnen den ganzen Hort, bestehend in erlesenen Waffen, in Schmuck, Gerät und Geschirr von Gold und Silber und kostbaren

Gewanden, die an den Wänden hingen. Mit gierig funkelnden Augen sprach da Gero: „Wohl, wohl! Das alles ist eines echten, mächtigen Königs würdig."

„Aber," fuhr Frecho fort, „dein Vater hatte doch auch — so erfuhr unser Herr — eine gewaltig tiefe Truhe, von unten bis oben mit Goldstücken gefüllt. Wo ist die?" — „Da hinten, hinter dem Vorhang, kommt her." Und er öffnete den schweren, erzbeschlagenen Deckel einer halbmanneshohen Truhe. „Die schwersten Goldstücke liegen ganz am Grunde."

„Ei, hole doch von diesen ein paar herauf," bat Gero. „Nur Eines!" meinte Frecho bescheiden. „Gern," erwiderte der König, beugte sich weit vor, das Haupt in die Truhe vorreckend und mit dem rechten Arm nach dem Boden tastend.

Da fiel sein Kopf in die Truhe, daß sie voll Blutes ward. Denn Gero hatte die Fràncisca erhoben und ihm mit Einem Streich das Haupt vom Rumpf geschlagen. Frecho warf den Rumpf nach und schloß sorgfältig den Deckel.

Unentdeckt gelangten die Boten aus dem Palast, aus der Stadt und aus dem Uferfrankenland zu Chlodovech, der einstweilen mit einer kleinen Schar bis Tongern entgegengezogen war, ihren Bescheid erwartend. Chlodovech belobte, beschenkte sie und gewährte ihnen die Freiheit durch ‚Schatzwurf', das heißt, er schlug jedem eine Münze, die er als Loskaufpreis hinhielt, aus der offnen Hand.

Sofort erschien er urplötzlich in Köln, wo die Ripuarier, führerlos und bestürzt, ihn gern aufnahmen. Er berief aus allen ihren Gauen eine Volks- und Heeres-Versammlung vor die Thore der Stadt und sprach: „Hört, was geschehen, sofern ihr es noch nicht deutlich vernommen habt. Während ich friedlich zu Paris saß und meine

Gaue beglückte, redete Chloderich seinem Vater unablässig vor, ich trachte ihm nach dem Leben. Ängstlich wich der alte Mann — vor mir! — über den Rhein und verbarg sich in dem Wald der Chatten. Da sandte der Sohn zwei Schächer über ihn, die ihn in jener Einsamkeit töteten. Chloderich selbst aber ward, da er des Vaters Schätze aufthat, von einem Rächer des Alten getötet. Ich — wie ihr wisset — bin an all' dem unschuldig. Denn ich werde doch nicht das Blut meiner Gesippen vergießen! Das wäre ja Frevel! Nun seid ihr ohne Schützer und König. Zwar leben zwei Söhne Chloderichs: allein das sind wehrunfähige Knäblein von zehn und acht Jahren: die können euch nicht schützen, die müssen selbst beschützt werden. Wohlan, ich meine wir empfehlen sie dem stärksten Schutze: dem Gottes und der heiligen Kirche, indem wir ihnen die langen Königshaare scheren und sie in mein Kloster zu Micy schicken, das besonders zu solchen Zwecken von mir — ohne Zweifel auf Antrieb der Heiligen — gegründet scheint. Und da die Dinge nun — leider! — einmal so gekommen sind, will ich euch was vorschlagen, falls es euch genehm ist: wendet euch zu mir und lebet fortab unter meinem Schutz. Ihr habt gesehen, daß ich sieghaft bin und stark: die Gaue, die ich neu gewonnen, sind hochzufrieden: alle Franken, euch ausgenommen, stehen unter meinem Schild: wollt ihr allein euch ausschließen? Kommt auch zu uns andern! Dann sind wir stärker als all' unsere Nachbarn und können, sie bekriegend, Ruhm und reiche, sehr reiche Beute gewinnen."

Als die Uferfranken dies angehört, schlugen sie freudig die Waffen zusammen, hoben ihn auf einen Schild und trugen ihn umher mit dem Jubelruf: „Heil Chlodovech, dem König aller Franken!

„Denn," fährt der gutmütige und fromme Bischof

Gregor von Tours, der uns etwa sechzig Jahre später diese Dinge erzählt hat, fort. „Denn Gott warf Tag um Tag Chlodovechs Feinde unter dessen Hand, zum Lohne dafür, daß er gerechten Herzens vor Gott wandelte und that, was wohlgefällig war vor Gottes Augen."

Gregor wollte gewiß nicht die Lästerung aussprechen, solche Thaten seien wohlgefällig vor Gottes Augen: sondern er denkt an die Verdienste, die sich der König durch Annahme des rechten Glaubens und Bekämpfung der Heiden und der arianischen Ketzer erwarb: diese wiegen in seinen Augen so schwer, daß er meint, auch Gott müsse um jener heiligen Zwecke willen die blutigen Mittel verziehen und dem frommen Eiferer für den rechten Glauben Sieg auf Sieg verliehen haben: freilich eine seltsame Vorstellung vom lieben Gott!

Aber wenigstens die Franken, deren Könige er ausgemordet, deren Gaue er gewonnen hat, waren, sofern sie von den blutigen Thaten erfuhren, derselben Ansicht wie Gregor: nirgends stieß er auf Widerstand bei den Leuten der Getöteten: im Gegenteil: mit Freuden schlossen sie sich ihm an, vom Glanz seiner Erfolge geblendet, von dem Gefühl der rasch steigenden Frankenmacht mit Stolz erfüllt. Tiefere Betrachtung wird die Erklärung solchen Beifalls darin finden, daß der Ruchlose klar erkannt hatte: die Zeit war reif, überreif, war danach verlangend, die Zersplitterung unter viele kleine Könige zu beenden und die Volkskraft einheitlich zusammenzuschließen zur Erreichung hoher Ziele: dies erfaßt und gewaltig durchgeführt zu haben, zwingt uns, Chlodovech bei aller Verwerfung seiner scheußlichen Mittel, als einen großen Staatsmann von weltgeschichtlicher Bedeutung anzuerkennen.

Offenbar war er sehr bald der Liebling des ganzen Volkes geworden, das ihn in früh — gleich nach seinem

Tod — entstandenen Sagen feierte, auch mit Lächeln scherzhafte, humorreiche Geschichtlein seiner unbefangenen Ruchlosigkeit und ruchlosen Unbefangenheit und manches seiner Witzworte verbreitete: war er doch nur der echte Ausdruck, die gipfelnde Steigerung der guten und schlimmen Eigenschaften dieses Volkes selbst und seiner glänzenden, stürmischen, anbrausenden Tapferkeit, seines raschen, leicht beweglichen Geistes, seines schlagfertigen, spielerischen Witzes und jener jedes Gewissens baren Falschheit, um deren Willen die Zeitgenossen die Franken das treuloseste der Völker nannten, ‚gewohnt, mit Lachen die Eide zu brechen!‘

Sie hatten ihre Freude an ihm.

Nachdem er nun den letzten ihm bekannten Gaukönig vernichtet und dessen Land gewonnen hatte, — es waren aber noch viele andere und meist seine Gesippen — berief er eine große Heeresversammlung aller Salier nach Paris, trat nach der Musterung in ihre Mitte und klagte laut und jämmerlich: „Ach, wehe mir Armem! Siehe, rasch hintereinander hat der Himmel, haben allerlei Unfälle all' meine Gesippen und Nachbarkönige dahingerafft! Allein steh' ich, entblößt, ein der Zweige beraubter Stamm. Sagt, ihr Leute, wißt ihr nicht, wo etwa noch ein Verwandter von mir — aus königlichem Blut — sich verborgen hält? Verhehlt es mir nicht, erfreut mich mit der Kunde, auf daß ich ihn hierher an meinen Hof laden könne!" Eifrig lauschte er überall hin. „Ihr schweigt? Ihr wißt also keinen mehr? Nicht Einen? Wie schade!" So entließ er sie.

„Das sagte er aber nicht," bemerkt der treuherzige Gregor von Tours hierzu, „aus Schmerz über den Tod jener, sondern aus arger List, um so vielleicht noch einen Verwandten ausfindig zu machen und ihn umzubringen."

Sogar weltlich gesinnte Geistliche, wie Theoplastus und

Cautinus, verwarfen die Thaten ihres Beschirmers nicht ganz, die dessen Macht erhöhten. Zur Kenntnis der frommen Frauen im Palast, der Königin und Genovevas, drang nur das Allerwenigste und dies Wenige undeutlich, verschleiert; vor Remigius zu Reims vor allen und ähnlichen würdigen Bischöfen hielt der Schlaue jede verdächtige Spur verborgen: — die paar nicht zu verschweigenden Thaten auflodernder Hitze des Zorns gegen die offen erschlagenen Opfer rechnete ihm Hrothehild wie die ganze Zeit nicht allzuhart an: immerhin riet sie dem Gemahl, einmal Remigius gründlich zu beichten. „Wàs denn? Wàs denn?“ erwiderte der. „Daß er mich etwa exkommuniziert? Der ist's gleich im stande! Ist ja dumm! Hab' so viele Mühe gehabt, bis ich hineinkam in die Kirche, — jetzt laß ich mich nicht wieder hinaussperren. Muß denn gebeichtet sein, geh' ich zu Cautinus, der thut's billiger mit der Buße.“

XXX.

Ohne viel Mühe und in kurzer Zeit hatte Chlodovech die neu erworbenen Lande, selbst die Alamannen, so fest an sich geknüpft, daß er alsbald einen lang gehegten großen Plan ins Werk setzen konnte: den umfassendsten seit dem Tag an der Lauter.

Aber schlau berechnend, wie er, bei allem tapfersten Wagemut, war, unterließ er doch nicht, für ein Unternehmen, bei dem er ziemlich wahrscheinlich auf die mächtigste Macht jener Zeit im Abendland stoßen mußte, Bundesgenossen zu werben.

„Was ist dir, Chlodovech?" forschte Frau Hrothehild eines Nachts, da sie wiederholt sein unruhiges Umherwerfen auf dem Lager und tiefe Seufzer, schwere Atemzüge geweckt hatten. „Fehlt dir etwas, Chlodovech?"

„Ja!" kam die zögernde Antwort. Erschrocken richtete sie sich auf, aus Stein und Stahl Funken zu schlagen, die Ampel zu entzünden.

„Laß nur!" mahnte er lachend, „es muß noch im Dunkeln bleiben." — „Sprich, was fehlt dir?" — „Gallien: von der Loire bis an die Pyrenäen!"

„Nun, wenn's weiter nichts ist," meinte die Königin und legte beruhigt das Haupt wieder auf das Kissen. — „Oho! Wàs denn? Das ist sehr viel!" — „Aber es schmerzt nicht." „Doch, bitter, heiß! Es verzehrt mich. Nun horch' auf: der Schlaf ist doch verscheucht. Und du bist, klugfrommes und frommkluges Hrothehildelein, (— wie du das nur so fein verbinden kannst? bist eben ein Weib! —) du bist doch meine beste Beraterin und meine einzige Vertraute (woraus nicht folgt," dachte er lächelnd, „daß sie gerade alles von Gerolein und Frecholein und von schön Wintrud wissen muß!). Also vernimm nun meine Wünsche, Schmerzen und Heilmittel. Es ist ja ein kläglich schmales Land, über das ich herrsche." — „Nun: von der Loire bis an den Zürichsee und von der Waal bis an die Quellen des Rheins!" — „Ah, ich ersticke, wie in einem zu engen Gewand. Burgund muß ich haben und all' Westgotien diesseit der Pyrenäen." Erschrocken fuhr die Königin wieder auf: „Soll ich nicht doch lieber Licht machen? Und Alexandros rufen lassen, den frommen Arzt?" — „Wàs denn? du meinst, ich red' im Fieber? O nein. Wer nicht nimmt, was er nehmen kann, ist, . . . ist ja dumm!" — „Aber das Nehmen wird diesmal nicht leicht sein. Denn hinter Gundobad und Alarich steht . . ."

„Wàs denn?“ rief der Ehegatte geärgert. „Weiß schon! Der große Held, vor dem sich alle bücken — und ich mich auch noch — eine Zeit lang.“ „Der weise Friedenskönig zu Ravenna!“ „Ah, wie ich sie hasse, diese Redewendung! Wie,“ flüsterte er, als ob ihn hier sogar ein Späher hören könne, „wenn er nur deshalb so friedlich ist, weil er spürt, daß es weise ist, friedlich zu sein, wenn man nicht so stark ist, wie man scheint? Aber das ist eben das, was ich noch nicht weiß: wie stark ist er? Aus eurem dicken, heiligen Buch hast du mir manchmal was vorgelesen ...... (— wieder einmal! Ich wunderte mich oft — vor meiner Erleuchtung — wie lang du's aushieltst! Länger als ich das Zuhören! —) von einem Riesen mit thönernen Füßen: ei, wenn? Herr Theoderich ...? Nun, das müssen wir eben erproben, aber ohne über der Probe zu Grunde zu gehen. Also allein konnte ich's deshalb weder gegen die Burgunden noch gegen die Westgoten wagen: einen dieser Könige mußte ich dafür gewinnen, mir gegen den andern zu helfen. Und ich habe einen gewonnen.“ „Das erste, was ich höre.“ — „Ja, liebe Frau Reichskanzlerin, — du bist es mehr als mein alter Leontius! — ein paar Sachen muß ich doch früher wissen als du.“ — „Nun, wen hast du bethört, ... gewonnen, wollt' ich sagen?“ Chlodovech schmunzelte: „Ist dasselbe. — Den Burgunden, deinen lieben Oheim Gundobad.“ — „Wie, meinen Feind? Den du bekämpft hast?“ Er zuckte die Achseln: „Könige bekämpfen sich, Könige verbinden sich, wie sie der Vorteil treibt. Oder doch, was sie dafür halten. Nun höre. Ich mußte feststellen, welcher von den beiden der leichter zu bezwingende Feind, welcher der wertvollere Verbündete ist. Da fügte sich's glücklich, daß einer der beiden mich selbst zu sich einlud ...“ „Der Westgote,“ nickte die Gattin. „Ja, Alarich des großen Eurich kleiner Sohn:

daß er das ist, bewies schon jene Einladung: er erbat meinen Besuch gar demütig: — offenbar aus eitel Furcht vor meiner so rasch emporschießenden Macht. Er wollte mich an sich ziehen. Der Tag, den ich mit ihm auf jener Loire-Insel bei Amboise, die den Namen des heiligen Johannes trägt, schmausend und trinkend verbrachte, genügte mir vollauf, die Schwäche, die Verzagtheit des Mannes zu durchschauen. Wir schieden unter den Beteuerungen von Frieden und Freundschaft: aber ich hatte schon zwei Stunden vorher beschlossen, ihn zu verderben. Noch auf der Rückreise hierher begann ich geheime Verhandlungen durch vertraute Boten mit Gundobad. Es gelang — nicht eben leicht: denn er ist so klug, wie falsch, — ihn zu überzeugen, sein Vorteil liege darin, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen: ich versprach, alles den Goten abgenommene Gebiet je zur Hälfte mit ihm zu teilen, — und wie reich sind jene üppigen Lande von der Loire bis an die Rhone und beide Meere und die Städte Orléans, Tours, Poitiers, Clermont, Limoges, dann Bordeaux, die Perle der Garonne, und gegen die Pyrenäen hin Agen, Cahors, Toulouse, Arles, Nîmes, Marseille! Ei, ich kann nicht mehr einschlafen, sag' ich mir all' die Namen vor. Und unabläßig muß ich mir sie vorsagen! Den Burgunden aber, scheint es, zwingt derselbe Zwang der Begier. Der Thor! Als ob ich jemals halbe Arbeit thäte! Als ob nicht der ‚Weise zu Ravenna' ganz recht darin hätte, allen meinen Nachbarn das Zusammenstehen gegen mich zu raten. Sobald ich Alarich mit Gundobads Hilfe niedergeworfen, kommt mir der Burgunde an die Reihe! Werd' ihm die Hälfte der Beute lassen! Hei, sein eigen Land nehm' ich dazu. Nach mehreren Botensendungen trafen wir uns zuletzt . . ." — „Ei sieh! Alles hinter meinem Rücken. Wo? Wenn ich nun fragen darf?" —

„Gewiß, darfst du — jetzt — fragen. Und ich werde sogar antworten. Die Wahrheit noch dazu! Es war in Auxerre." — „O du Schlimmer! Und du gabst vor, du wollest dort auf Füchse jagen!"

„Wàs denn? War ja wahr! Den schlausten alten Brandfuchs fing ich mir dort ein." — „Ich liebe dich, mein Chlodovech, um dein kühnes, großes Planen. Allein verlangt nicht die Treue . . .?" — „Wàs denn? Ist ja dumm! — Du vollends solltest fleißig beten, daß mir alles gelinge. Sind ja schnöde, verruchte Ketzer, Arianer, diese Goten, die dem Herrn Christus nicht die gebührende Ehre erweisen, die Verruchten. Ich will sie . . .!" — „Aber, Chlodovech, deine Helfer, die Burgunden, sind ja auch Arianer!" — „Wàs denn? Ja so! Daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Aber, siehst du, wie recht ich habe? Nach den Goten kommen auch die daran. Ich kämpfe für den rechten Glauben! Das muß selbst dem nahezu schon heiligen Remigius einleuchten und gefallen." — „Jedoch," meinte die Königin bedenksam, „werdet ihr Verbündeten auch mit Alarich fertig . . ."

„Ich zweifle keinen Augenblick. Ei, gings doch morgen schon in die Schlacht. Mich juckt der rechte Arm!" — „Dann habt ihr's zu thun . . ." — „Mit dem verfluchten Tugendschwätzer zu Ravenna und seinen ungezählten Tausendschaften." — „Gewiß, der Herr Christus wird dir auch gegen diesen dritten Arianer beistehen. Indessen . . ." — „Du hast ganz recht! Darauf allein soll man sich nicht verlassen. Beten ohne Fechten ist fromm, aber frommt nicht. Deshalb — aber das ist von allen Geheimnissen dieser Nachtstunde das geheimste! — deshalb hab' ich, falls der Ostgote losschlägt, gegen diesen Feind mir schon einen andern Verbündeten gesichert. Nun rat' einmal, du kluge Königin." „Hm," meinte sie überlegend, „der Van-

dale in Afrika kann's nicht sein. Thrasamund ist des Ostgoten Schwager und die schöne Amalafrida ..." „Ist ebenso mächtig durch ihren Geist wie durch ihre Schönheit. Nein! So hoch fliegen deine Gedanken gar nicht, wie das Ziel liegt, das meine Staatskunst schon hierbei erreicht hat. Vernimm denn: Byzanz, — Kaiser Anastasius selbst — wird mir helfen gegen Theoderich." — „Nicht möglich! Im Auftrag, mit Willen von Byzanz beherrscht ja der Gote Italien." — „So lange Byzanz es nicht ändern kann! Sobald es die Macht hat, den Vertrag zu brechen und Italien zurückzuerobern, hat es dazu den Willen und — mit der Macht — das Recht. Also: falls Theoderich seinem Eidam Alarich zu Hilfe zieht, — aber ich hoffe, mit dem fertig zu sein, bevor ein ostgotischer Helm auf den Höhen der Seealpen auftaucht — landen drei mächtige Kriegsflotten des Kaisers drei gewaltige Heere bei Rom, Neapel und Ravenna, und dann wehe den Ostgoten, wenn Byzanz seine Hunnen auf sie losläßt!" — „Und du vertraust dem Wort des Kaisers?" — „Wàs denn? Gewiß!" — „Warum?"

„Weil es sein eigner Vorteil ist, es zu halten! Aber diese Reden haben mich so heiß erregt: — mir brennt der Kopf. Es dämmert auch schon leis im Osten. Heraus aus den Decken! Ich eile in den Hof, mich im Speerwurf zu üben: — jeder Wurf gilt Alarich! Schlafe noch, schöne Königin: — bald auch von Westgotien und Burgund."

XXXI.

Wenige Monate später wurden die Geheimnisse jener nächtlichen Zwiesprache der Gatten aller Welt kundig.

Im März hielt Chlodovech vor den Thoren von Paris eine große Heerschau ab, zu der er zum erstenmal die Aufgebote all' seiner Landschaften — auch der Alamannen rechts vom Rhein — berufen hatte. Die Aufbieter hatten jedem Heermann eingeschärft, die besten Waffen, die vollste Rüstung mitzuführen: denn es gehe sofort aus dem Märzfeld in den Krieg, in einen reichste Beute verheißenden, in herrlichen Ländern: daher brauchten sie Verpflegung nicht mitzubringen: — die würden sie reichlich und üppig in Feindes Land finden, das ihnen zur Plünderung überlassen sei.

Lockten nun solche Aussichten alle Germanen im Reiche, die nicht minder nach Beute als nach Kampf und Ruhm begehrten, so ward den Christen unter ihnen und den Römern angedeutet, der Krieg werde ein frommes, gottwohlgefälliges Werk sein: denn er gelte schlimmen Ketzern: welchen, ward noch nicht verraten: aber Burgund und Westgotien waren gleich verlockend, wie gleich ketzerisch. So strömten denn die Zehntausende, nach denen nun bereits das Heer des einst so kleinen Gaukönigs von Tournay zählte, von den Ufern der Schweizer Seen, vom Bodensee, von der schwäbischen Alb, vom Neckar, vom Rhein, von Straßburg und Metz, von Reims im Osten, die Kelten aus der Bretagne im Norden, die Chamaven, die Bataver, die Thoringe von Maas, Schelde, Waal, Yssel und den Rheinmündungen in ihren besten Waffen und mit freudigster Kriegsstimmung zusammen auf dem weiten Blachfeld im Norden der Seinestadt.

Prachtvoll war der Anblick, als im strahlenden Frühlingssonnenschein der König, in glänzender Waffenrüstung, auf feurigem Roß, vorübersprengte an den mannigfaltigen, in Waffnung und Tracht, Gestalt und Gesichtsbildung so verschiedenen Reihen: hinter ihm trug Guntbert den Gunfanon, die alte scharlachrote Merowingenfahne: die heidnischen Wölfe und den Adler Wodans hatte Chlodovech trotz aller Bitten seiner Königin nicht daraus entfernt: sie mußte sich bescheiden, daß an Stelle der Speeresspitze des Schaftes ein großes Kreuz trat.

Der König war in bester Stimmung: — noch nie hatte er auf einer Märzschau Waffen und Ausrüstung aller Heermänner so warm, so ausnahmslos gelobt. Als er nun auch die letzten Scharen — die bunten Clane der Kelten aus der Bretagne — gemustert hatte, ließ er alle Versammelten einen Kreis bilden und in dessen Mitte, auf dem hohen Kriegshengst, allen sichtbar und vernehmbar, rief er ihnen zu: „Hört mich, ihr Männer: tapfre Franken, trotzge Alamannen, kluge Römer, scharfe Bretonen! Hört mich alle, ob ihr an Christus glaubt oder Wodan und Tius opfert oder dem Theutates die heilge Mistel schneidet. Ich rufe euch zu Kampf, zu Sieg und Beute. Allzulang haben äußere Feinde sie nicht mehr verspürt, die Schneide unsrer Waffen. Unerträglich ist es, daß starke Männer auf rauhem, schlechtem Boden, unter kaltem Himmel sitzen, karger Scholle mit harter Arbeit karge Frucht abringend, indessen Weichlinge mühelos auf herrlichen Gefilden schwelgen, wo der Ölbaum sprießt und die Rebe nickt. Und unerträglich ist es für uns zumal, ihr meine katholischen Glaubensbrüder, daß diese Bevorzugten, die den schönsten Teil dieses Landes Gallien eignen, schnöde Ketzer sind. Wohlauf, meine Schildgesellen, ziehen wir aus, schlagen wir die verfluchten Westgoten und nehmen wir ihnen mit

unsern Freunden, den feurigen Burgunden, ihr Land und ihr Gold."

Brausender Jubel des Heeres war die Antwort: die Germanen schlugen die Waffen an die Schilde: da erschien plötzlich hoch auf einem reichgeschmückten Wagen, der bisher im Hof einer königlichen Villa zurückgehalten war, die ehrwürdige Gestalt des Remigius, seine geistlichen Begleiter überragend, im reichen bischöflichen Ornat: er hob in der Rechten den gebogenen Bischofstab über die Häupter der Christen, die sich bei seinem Anblick auf die Knie warfen, streckte die linke Hand über sie aus, segnete ihre Waffen und sprach: „Ziehet aus, ihr frommen Franken, des Himmels erstgewonnene Söhne unter dem blonden Volk der Germanen! Ziehet aus im Dienst der heiligen Kirche, deren Lieblinge vor allen Völkern ihr geworden: ihre Fürbitte sichert euch den nächsten Platz, den ersten Rang — das Prestigium! — vor allen an Gottes Thron. Ziehet aus zum heiligen Kampfe gegen die Ketzer. Der Herr ist mit euch und, ich weissage es, vom Geist erfüllt, der sichere Sieg!"

XXXII.

Der Ehrwürdige schien richtig geweissagt zu haben.

Von dem Märzfeld aus brach das Heer Chlodovechs sofort auf und zog gen Süden gegen die Loire, von Norden her das Gebiet Alarichs bedrohend, während Gundobad mit seinen Burgunden von Osten aus durch die gebirgige Landschaft der Auvergne den Goten in die rechte Flanke fiel. Diesem Doppelangriff fühlte sich Alarich nicht gewachsen: er war völlig unvorbereitet, — traute er doch

Chlodovechs Freundschaftsworten von Amboise! — schlecht gerüstet, es fehlte an Geld, er mußte zu Münzverschlechterung, zu Zwangsanlehen greifen. Er nötigte auch die Katholiken, gegen ihren Willen, zum Kriegsdienst wider die Vorkämpfer ihres Glaubens! —

Während seine eilenden Boten über die Alpen flogen, die Hilfe Theoderichs anzurufen, versuchten seine beiden Königen entgegengeschickten Gesandten, die Angreifer, die ohne jede Kriegserklärung losgeschlagen hatten, durch Vorstellungen, durch Verhandlungen aufzuhalten. Vergeblich! Chlodovech lachte: „Ich thu' euch nichts zuleide, ihr Herren, aber kehrt um. Kommt mit! Jedoch sorgt für gute Pferde, sonst sind wir lange vor euch bei eurem König." Diesen raschen Stößen bog Alarich aus: zur schweren Verstimmung seiner Goten gab er, nach Westen zurückweichend, alles Land bis Poitiers den Feinden preis. Hier, im Innern seines Reiches, der sehnlich erwarteten Hilfe der Ostgoten näher, wollte er Verstärkungen heranziehen und in der gewaltigen Feste Poitiers die Angreifer hinhaltend abwehren, entschlossen, ohne die Ostgoten sich auf keine offene Feldschlacht einzulassen.

Aber einstweilen wirkte zu seinem Verderben die religiöse Färbung, die Chlodovech — übrigens ohne Heuchelei — diesem Kriege zu geben verstanden hatte: er führte ihn als einen heiligen Krieg, als einen Kreuzzug des rechten Glaubens gegen die Ketzer: — den Heiden in seinem Heere war das gleichgültig, ja manche von ihnen wurden von den wunderbaren Erfolgen ihres christlichen Königs selbst zu seinem Glauben herübergezogen.

Etwa einen Tagemarsch nördlich von Poitiers lagerte eines Abends das Frankenheer; am andern Morgen sollte

die Stadt erreicht und eingeschlossen werden: man mußte sich auf eine langwierige Belagerung gefaßt machen. Vor dem Zelt, in welchem Guntbert die Wodanfahne mit dem Kreuz untergebracht hatte, lagen zwei Männer auf dem weichen Rasen hingestreckt, aber ihre Waffen bereit zur Hand: — denn sie sollten das doppelt geweihte Feldzeichen bewachen —; auf einem Schemel stand zwischen ihnen ein hoher eherner Henkelkrug, dunkelroten Weines, den sie in vollen Zügen tranken. Der eine hob das Gefäß gen Himmel und sprach: „Hör's, Wodan, das trink' ich dir um Sieg!" Und er trank und wischte den bärtigen Mund. „Höre, Geremarlein," sprach der andere, „ich meine nachgerade, wir sollten einem andern zutrinken, wollen wir des Sieges sicher sein." — „Einem andern? Tius? Den laß du nur den Alamannen." — „Nicht doch! Ich meine: dem neuen Gotte unseres Königs: dem Herrn Christus." — „Wie, Frecholein? Was sprichst du da? Warum?" — „Ei, weil es mit Händen zu greifen ist, daß der neue Gott stärker ist, als der alte. Ich rede nicht mehr von der Lauterschlacht: — obwohl ich dort schon unter dem Hengste des hünenhaften Königs lag und gerettet ward nur durch Chlodovechs Speerwurf, den ihm Herr Christus selbst geschickt in jene Gurgel lenkte: — ich will nur von dem sprechen, was wir alles in diesen Wochen staunend selbst mit Augen gesehen haben." — „Ja, es ist wahr! Seine Heiligen haben unserm Herrn sichtbarlich alle Wege gebahnt durch ihre Wunder! Nun, er hat sie auch wohl verdient durch seine Gunst und Gaben! Im Gebiet von Tours — zu Ehren des Halbgottes, den sie dort anbeten . . . wie heißt er doch?" — „Sankt Martinus. Ist aber kein Halbgott, nur so ein — nun, sagen wir ein Viertelgott! Und sie beten ihn nicht an, sie verehren ihn nur." — „Schau, du bist ja schon ein halber Diakon, so

fein verstehst du dich auf diese feinen Sachen! Nun, da durften wir nicht wie sonst in Feindesland heeren, plündern und brennen nach Herzenslust: nur Futter für die Gäule nehmen." — „Und auf dem ganzen Zug mußten wir aller Kirchen und ihrer Güter, — sind viele! — aller Geistlichen schonen." — „Und gute Weissagung soll dem König geworden sein zu Tours! Wie war das doch? Du hast ja die Bischöfe aus unserm Lager dorthin begleitet."

„Ja, er war von ihnen angewiesen worden, wohl darauf zu achten, was in der Basilika Sankt Martins werde gesungen werden gerade in dem Augenblick, da seine Gesandten die reichen Geschenke auf den Hauptaltar legen würden." — „Nun und?" — „Es ward gesungen — so hat mir's einer der Priester übersetzt — ‚du, Gott, hast mich gerüstet mit Stärke zum Streit und wirst unter mich werfen, die sich wider mich stellen. Du wirfst meine Feinde in die Flucht vor mir, daß ich meine Hasser verderbe.'"

„Hm, das ist ein guter Anfang," meinte Frecho und that einen tiefen Zug. „Aber ich will dir," lachte Gero pfiffig, „verraten, wer dies Wunder gewirkt hat." — „Nun, Sankt Martinus, ohne Zweifel." — „Nein! ganz ein anderer: der schwarze Priester." — „Cautinus? Der? Wieso?" — „Als die Geistlichen fort waren, erbat er sich heimlich gegen reichen Lohn von mir das rascheste Roß, ritt auf näherem Wege, von einem Turoner geführt, durch die Wälder voraus und verkündete Bischof Licinius die Stunde, wann Chlodovechs Boten in der Basilika ankommen würden." Frecho stutzte: „Das wäre! . . . Aber andere Wunder kannst du nicht hinwegstreiten. Ein Haufe Heiden — wilde Alamannen von Arbon — vergriffen sich — trotz des königlichen Banngebotes! — an dem Kloster des frommen Abtes Maxentius an dem Seure-Fluß: sie

raubten vom Altare weg die heiligen Geräte: der Abt läuft hinzu, abzuwehren: da schwingt der Führer das Schwert gegen sein Haupt: der Mönch hebt beschwörend den Zeigefinger der rechten Hand: regungslos und unbeweglich in der Luft bleibt der erhobene Schwertarm. Der König eilt auf die Nachricht erschrocken herbei, wirft sich dem christlichen Zauberer zu Füßen und erfleht Verzeihung. Da bekreuzt der den Alamannen, er berührt den Arm, das Schwert entfällt dem, er sinkt zu Boden und bittet um die Taufe, er und das ganze grimme Rudel. Hätt' ich das mit angesehen, — ich glaube, ich hätt' es ebenso gemacht. Der König aber schenkte dem Kloster zur Sühne ein ganzes Landgut, die reiche Villa Milo." „Ei," lachte Gero, „der Heilige machte ein gutes Geschäft: — für einen nicht empfangenen Hieb und ein Kreuzschlagen viele Hufen Landes." „Ja," erwiderte Frecho, „auf das Geschäft verstehen sich die Heiligen. Und das gerade gefällt mir an ihnen: darum möcht' ich mich an sie halten: sie wissen nicht nur im Himmel, auch auf Erden trefflich Bescheid. Sind kluge Handelsleute! So meinte jüngst auch unser Herr bei einem andern großen Wunder. Als er neulich mit der Vorhut an die Vienne kam, hatte das Flüßchen, durch einen Wolkenbruch wild angeschwollen, die Brücke fortgerissen und strömte tief und reißend dahin. Fußvolk und Reiter, die durchschwimmen wollten, ertranken in den schäumenden Strudeln. In ratloser Verlegenheit ward das Heer stundenlang aufgehalten: endlich rief der König in die noch immer gießenden Wolken hinauf: ‚Heiliger Martinus, schaff' Hilfe und Rat und ich schenke deinem Kloster zu Tours das kostbare Roß, das ich jetzt reite.‘

Sofort zerteilte sich das Gewölk, die Sonne lachte auf uns nieder und sieh, aus dem nahen Walde trabte eine weiße Hinde, von unsern Hörnern aufgescheucht, auf den

Fluß zu, setzte hinein und schritt — ohne schwimmen zu müssen — auf das andere Ufer. Sankt Martin hatte uns durch sein ihm geweihtes Tier eine Furt gewiesen. Mit freudigem Jubel folgte der König und sein ganzes Heer dem vom Himmel gesendeten Wegweiser. Drüben angelangt, reute nun aber den Herrn König seines Versprechens, denn das Tier war ihm wert und vertraut, wie kein anderes. Er sprach also zu dem Herrn Bischof Licinius, der in unser Lager übergegangen war und neben ihm ritt: ‚Herr Bischof, — was ist denn deinem Kloster der edle Gaul nütz? Ich lös' ihn mit Gold.‘ ‚Wird nicht angehen, mein Sohn,‘ meinte der fromme Herr kopfschüttelnd. ‚Sankt Martinus läßt nicht los, was ihm gelobt ist.‘ Als aber der Herr König bat und bat, erwiderte endlich der Bischof: ‚Nun wohlan, auf daß du die Güte des Heiligen erkennest: — er will verstatten, daß du das Tier lösest — doppelt kostbar, weil es dich so lange tragen durfte! — mit tausend Solidi.‘ Seufzend willigte der König ein und sprach: ‚Sankt Martinus ist gut in der Not, aber teuer beim Handel.‘“

„So teuer ist Wodan nicht: — ich bleib' ihm treu,“ sprach Gero, abermals trinkend. Ihm wie dem andern war schon die Zunge schwer von dem vielen, ungemischt getrunkenen Wein. „Ich glaube, ich weiß viel besser, woher es kommt, daß Glück und Sieg unsern Herrn so treu begleiten wie Wodan seine beiden Raben.“ „Nun, woher meinst du?“ forschte Frecho. — „Nicht von den Heiligen im Christenhimmel wahrlich!“ — „Sondern? Woher?“ — „Ei, man raunt allerlei im Volk der Franken, in meiner Heimat an der Westerschelde.“ — „Was sagt man dort?“ — „Chlodovech sei gar nicht König Childirichs Sohn!“ — „Du, hüte deinen Kopf, Frau Basina ist . . .“ — „Ganz unschuldig daran!“ — „Höre, das ist . . .“ —

„Kein Rätsel. Sie lustwandelte einmal allein auf der einsamen Düne im heißen Mittagsonnenschein: wie in blauem Traum und Zauber lag das Meer: da stieg ein Meerwicht aus der tiefen See und bezwang die schöne Frau. Der Sohn dieser Stunde ist unser Herr. Darum helfen ihm die alten Götter. Und ich . . . ich hab's gesehen." — „Was hast du gesehen?" — „Daß es wahr ist, was die Leute flüstern. Neulich sah ich ihn baden, schwimmen in der Seine. Er hat wirklich rote, borstenartige Haare, ein ganzes Büschel auf Nacken und Rücken. Das ist sein Erbe von dem borstigen Meerwicht. Ich bleibe bei den alten Göttern: sie sind auch stark. Und dann," meinte er lallend, „wir haben doch allerlei gethan, was, mein' ich, dem Herrn Christus, den die Seinen als gar so brav und streng loben, nicht ganz gefallen hat. Weißt du noch, wie wir aus dem Walde jene zwei Pfeile auf Rignomer . . .?"

„Pah, gut geschossen war's," meinte der andere. „Reich' den Wein herüber!"

Da schob sich ein behelmtes Haupt, das, unvermerkt aus dem Zelte herausgestreckt, schon geraume Zeit die Reden beider mit angehört hatte, noch merksamer lauschend hervor. „Hei, das hat der Herr König zu verantworten, der's befohlen." Der Behelmte zuckte zusammen. „Ja, unser Herr König! Der hat ein gutes Gewissen. So eins möcht' ich auch haben." — „Na höre . . .!" — „Freilich. Ein so gutes, geduldiges, unbissiges Gewissen! Er mag thun, was er will: es beißt ihn nie." — „Und die zwei andern Pfeile! Wie grausig blutrot ward das weiße Haar des alten Königs!" „Auch das," lachte der andere, „hat nicht nur sein Sohn Chloderich, hat auch wieder der König zu verantworten: er zahlte mehr dafür als der Sohn. Und mich freute es, wie ich — auf unsers Herrn Geheiß — dem mörderischen Sohn den Kopf herunter

in die Truhe schlug.“ „Ah,“ stöhnte es hinter ihnen. Beide Zecher fuhren herum: aber sie sahen niemand, nur der Zeltvorhang wehte leise im Winde.

XXXIII.

Am andern Morgen — ganz früh — stand Guntbert in dem Zelte Chlodovechs, der, heiß erregt, mit kleinen hastigen Schritten auf- und niederging, vermeidend, den Freund anzusehen. „Wàs denn? Wàs denn? Ist ja dumm!“ sprach er. „Zwei Schurken! Besoffen, wie du selber sagst.“ — „Nicht doch! Ich sagte nur: vom Wein gesprächig gemacht. Solche Sachen erfindet der Rausch nicht: er plaudert sie nur aus. Füge doch nicht — ein König — zum feigen Morde die feige Lüge.“ „Guntbert!“ schrie der Merowing und die Hand fuhr ihm ans Schwert. „Es ist hart, daß ich Basinas Sohn, der hehren Frau, das sagen muß. Mit ihr schied dein guter Folgegeist von dir.“ — „Sie ging ja selbst.“ — „Ja, sie ging, nicht zu sehen, wie du die alten Götter verleugnest und die alte Treue. Und später, — wie oft schon wollte sie, kamen immer neue Kunden von deinem Fortschreiten zu dem neuen Glauben hin und in neuen Freveln, warnend, mahnend, strafend zu dir eilen . . .“ — „Ei, warum kam sie nicht?“ Ein häßlich höhnend Lächeln spielte um die schmalen Lippen. „Spare den Spott,“ zürnte Guntbert, „schlecht steht er dem Sohne, der die Mutter gefangen hält.“ — „Gefangen? Sie mag sich frei ergehen in dem meilenlangen Wodanshain.“ — „Ja, aber an den drei Ausgängen der Umhegung stehen Tag und Nacht deine Wächter, die sie nicht

herausstreten lassen. Längst hätt' ich sie mit Gewalt befreit . . ." „Hüte dich, Freundchen!" zischte ihn der Merowing an, das rotlockige Haupt zurückwerfend, „Gewalt wider Königsbann kostet die Schwerthand, auch die tapferste." — „Doch sie verbot es. — Schon lange mußte ich dir Groll tragen: um die Götter und um die Mutter. Aber nun, da ich dich mit Mordblut besudelt sehe, — nun wend' ich mich für immer von dir ab. Ich bereue bitter, daß ich Blutsbrüderschaft mit dir geschlossen habe. Sieh her, so stoß' ich jeden Tropfen deines Blutes, der in meine Adern drang, mit Abscheu aus;" er riß den Dolch heraus und ritzte den nackten linken Arm: hoch spritzte das Blut heraus. „Ah, du Keckling!" schrie Chlodovech. „Das deinem König?" — „Einem Gotte thät' ich's, würd' er ein Mörder. Ich gehe. Du schaust mein Antlitz niemals wieder!" „Hoho! Wàs denn?" schrie Chlodovech heiser und vertrat ihm mit einem katzenhaften Sprung den Weg zum Ausgang. „Du bleibst und dienst dem König, deinem Herrn, in dessen Heerbann, bis der Krieg zu Ende! Will mein Fahnwart fahnenflüchtig werden? Ei ja, du eilst wohl lieber in Frau Bertradens weiche, weiße Arme, als — morgen schon! — in der Goten harte graue Geere." — „Du weißt es, daß du jetzt wieder lügst. Wohl. Ich bleibe — ich trage deine Fahne — trotz des Kreuzes, das darüber thront! — in der Goten dichtesten Haufen. Dann aber, kehr' ich lebend heim, verlaß ich mit den Meinen dein Reich und deine Herrschaft und suche die alten Götter und die alte Treue daheim in Thüringland." Traurig und stolz schritt er hinaus.

„Wàs denn? Ist ja dumm!" grollte ihm Chlodovech nach. „Ah, der Zungenfreche!" Er drohte ihm nach mit geballter Faust. Dann warf er sich unwirsch auf das Pfühl und preßte die Linke auf die Brust. „Wie das hämmert

da drin, das thörichte Herz. Es thut weh, tief weh da drinnen! Wie kann ich nur so dumm sein! — Aber es schmerzt, daß ich ihn verliere. Bah, das ist nur die Macht alter, langer Gewohnheit! Aber doch: war was wert in seiner Kraft und Treue. Den beiden Schützen laß ich die Schwatzzungen ausreißen! Aber nein, dann verlier' ich auch die! Und ich kann sie noch brauchen müssen. Ich lasse sie geißeln bis aufs Blut. Dann mögen sie wieder für mich traben und beißen, meine Wölflein!"

XXXIV.

Am andern Tag, als nach eingebrochener Abenddämmerung das Heer der frommen Franken vor den Mauern von Poitiers erschien, ward es wieder von einem Wunderzeichen der Heiligen begrüßt. Sobald die vordersten Reiter sichtbar wurden von der Stadt aus, flammte auf dem Turm der Basilika des heiligen Hilarius, des Schutzherrn der Stadt, plötzlich eine Feuersäule auf, den befreienden Merowingen bewillkommnend zu empfangen. Es war die bischöfliche Hauptkirche. Am Morgen darauf erbat und erhielt Bischof Theodor vom Gotenkönig die Erlaubnis, in das Lager der Franken zu gehen, den Frieden zu vermitteln

Vor Chlodovech gebracht, forderte er diesen auf, rasch anzugreifen, bevor die Ostgoten einträfen. „Schönen Dank, ehrwürdiger Herr Bischof," sprach Chlodovech erfreut, „für den guten Rat. Ei, wenn du so gesinnt bist, bleibe doch bei uns im Lager, bis ich dich zurückführe in die eroberte Stadt." „Ich meine, mein Herr und König," lächelte der Priester, „ich kann dir während der Belagerung viel

mehr nützen in der Stadt als vor der Stadt." Chlodovech blies vor sich hin: „Puh! Vortrefflich! Bist ein feiner Kopf, das seh' ich. Werde dir manchmal diesen schlauen Cautinus hier — als Unterhändler mit den Goten — schicken. Dein gebührender Lohn — nach meinem Sieg — soll nicht ausbleiben. Geleite den Wackern zurück an die Thore, Cautine!" Als beide das Zelt verlassen hatten, drohte Chlodovech dem Gaste mit erhobenem Zeigefinger nach: „Warte nur, du falscher Patron! Du würdest mich verraten, wenn dir's taugte, wie Alarich. Warte nur! Hab' ich die Stadt, sperr' ich dich in mein Kloster Micy, — war ein guter Einfall, daß ich's gründete! — und nie mehr kommst du mir heraus!"

Die Einschließung zog sich doch in die Länge. Chlodovech unternahm unterdessen, bis die Sturmmaschinen fertig gebaut waren, mit einer kleinen Schar die Bedrohung der benachbarten Feste Caput Tauri.

Die starken Mauern dieser Burg wichen den Axthieben nicht; Cautinus ging als Unterhändler hinein; am andern Tage zurückkehrend, brachte er zwar die Ablehnung des gotischen Befehlshabers, verkündete aber, Sankt Hilarius von Poitiers habe ihm, — Cautinus — in einem Traumgesicht geraten, die frommen Franken sollten mit Hörnerschall dreimal an der Kapelle vorbeiziehen, deren Rückwandung einen Teil der nördlichen Außenmauer bildete; das Wunder von Jericho werde sich zu Gunsten Chlodovechs, ‚des zweiten Josua', wiederholen.

Die frommen Franken befolgten diesen Rat: psallierende Geistliche, voran Weihrauchfäßlein schwingende Knaben, zogen der roten Merowingenfahne mit den Wodanswölfen voraus und bei dem dritten Hörnerklang stürzten die

Mauern der Kapelle zusammen: merkwürdigerweise alle von innen nach außen: der Archidiakon der Kapelle stand unversehrt in der Mauerlücke. Ohne weiteren Widerstand zog Chlodovech ein.

Als aber Frecho auch dies Wunder verwerten wollte, seinen Freund zu seinem neuen Glauben herüberzuziehen, — noch mit einem von der Geißelung wunden Rücken war er in das Taufbecken der Kapelle gestiegen — weigerte sich der, indem er eine von ihm entdeckte, lockere Steinplatte aufhob und auf die Äxte und Brecheisen hindeutete, die da, mit allen Spuren frischer Arbeit, versteckt lagen. „Ich stand heute Nacht hier auf Wache," lachte er „und hörte stundenlang ein Hauen und Hämmern. Und übrigens: deine Heiligen haben deinen Buckel so wenig geschützt, wie meine Götter den meinen. Weißt du, was daraus folgt? Ich glaube nächstens an beide nicht!" Chlodovech erfuhr nichts von dieser Entdeckung; daher stieg Cautinus gewaltig in seiner guten Meinung: „Du mußt doch," sagte er ihm bei Spendung reicher Geschenke, „trefflich stehen mit den Heiligen. Mir ist noch keiner erschienen, ja nicht einmal dem selbst schon heiligen Remigius! Was nützt mich ein Heiliger, der keine Wunder thut und ein Priester, dem nichts erscheint? Das nächste erledigte Bistum erhältst du, trotz Herrn Remigius und Frau Hrothehild und Jungfrau Genoveva, die dir alle gar wenig hold sind. Deinem Oheim Theoplastus hat mein neuer Freund Gundobad auf meine Verwendung den Stuhl zu Genf wieder gegeben. Dich aber behalt' ich in meiner Nähe. Ich bedarf gegen Remigius eines Vertreters des Glaubens, der nicht gar so himmlisch gesinnt und — für die Erde — so unbrauchbar ist."

XXXV.

Von dem eroberten Kastell in das Lager von Poitiers zurückgekehrt, rüstete Chlodovech nun alles zu dem Sturm auf die überaus festen Werke, während seine Streifscharen, wie die Burgunden unter Gundobad, das flache Land weithin verheerten. „Hm," meinte er zu Ansovald nach einem prüfenden Umritt um die Mauern, — Guntbert hielt sich fern — „wird viel Blut kosten. Aber wir wollens doch allein machen, ehe die Burgunden kommen. Dann kriegt Freund Gundobad nicht einen Stein von Poitiers."

Jedoch der Sturm sollte den Franken erspart bleiben. Gleich nach diesem Umritt kehrte Cautinus zurück, der wiederholt, um Verhandlungen mit den Belagerten über Frieden oder doch Waffenstillstand zu führen, in die Stadt gegangen war, in Wahrheit aber, um von dem Bischof allerlei über den Zustand der Feste und die Pläne der Belagerten zu erforschen. „Herr König," rief er, sobald er in dessen Zelt trat, „ich heische Botenlohn für wichtige, frohe Kunde!"

„Wàs denn?" meinte der, „Gold hab' ich dir schon genug geschenkt. Aber ich sah wiederholt die heißen Blicke deiner kohlschwarzen Augen so begehrlich ruhen auf den schönen, jungen, schlanken, blonden, weißarmigen Gotenmädchen, die wir in jener Feste gefangen. Ich will dir ein paar schenken: suche dir zwei aus." — „Herr König, was . . .?" — „Wàs denn? Wàs denn? Verstell' dich nicht vor mir! Ist ja dumm. Frau Hrothehild und Genoveva und Remigius — unscheidbar, wie die heilige Dreifaltigkeit! — sind zum Glück für uns beide nicht allwissend wie diese." „Dank also," sprach Cautinus mit funkelnden Augen. „Nun höre: in dem Heere der Goten

gärt es: Empörung gegen Alarich steht bevor." — „Vorzüglich! Aber warum?" — „Sie grollen ihm, daß er uns das Land verheeren läßt und sich in der Feste einschließt . . ." — „Das Klügste, was er thun kann, bis die Ostgoten kommen." — „Sie verlangen stürmisch, er solle herausbrechen und im offnen Felde kämpfen." „Dann ist er verloren," lachte Chlodovech. „Das erkennt er; deshalb weigert er sich noch, aber bald werden sie ihn zwingen. Zumal, wenn du ein wenig nachhilfst." — „Wie gern! Aber wie?" — „Bischof Theodor — er ist ein kluges Haupt . . ." „Nur allzuklug," meinte der König, bedeutsam nickend. „Er rät dir, zum Schein die Belagerung aufzuheben, abzuziehen, angeblich, weil die Ostgoten heranrücken, diesen entgegen, etwa nach Vouglé, auf die vocladischen Felder. Dann wird sein Heer Alarich zwingen, dir nachzueilen, um dich zwischen die Ostgoten und seine Scharen in die Mitte zu nehmen, zu umklammern und zu vernichten. Die Ostgoten aber sind noch jenseit der Alpen: du machst Kehrt und hast Alarich und die Seinen vor dem Schwert: — außerhalb der schützenden Wälle."

Chlodovech strahlte vor Freude: „Herrlich! herrlich! Höre, dem Bischof bin ich Dank schuldig: ich schenke seiner Kirche mein Gewicht in Gold. Und ihm selber? — Sollen wir ihm auch eine hübsche Gotin . . .? — Wàs denn? Nicht? Ist doch nicht dumm?" „Er ist wohl zu alt," lächelte Cautinus, „solche Gabe noch recht würdigen zu können." — „Also frisch ans Werk. Rufe Guntbert, Ansovald, die andern Führer zusammen und alle Krieger außer den Wachen. Laut verkünd' ich's, daß wir morgen den Ostgoten, die schon bei Vouglé stehen, entgegenziehen, um nicht hier von diesem Entsatzheer mit einem Ausfall der Belagerten zugleich gepackt zu werden. Nachdem wir die Ostgoten zurückgeschlagen, — verkünd' ich, — wollen

wir nach Poitiers umkehren. Die Nachricht von der Annäherung der Ostgoten muß rasch in die Stadt gelangen, sonst zieht uns Alarich nicht nach. Wie fang' ich das an? Wàs denn? Wàs denn?" Er ging nachsinnend auf und nieder. „Hei, ich hab's. Wodan gab mir's ein: — will sagen Sankt Martinus. Zwei Überläufer müssen's in der Stadt verbreiten." „Denen kostet's den Kragen, wird der Betrug entdeckt," meinte der Priester. „Schadet wenig!" lachte Chlodovech. „Ist ein gottgefällig Werk, die in den Tod zu schicken. Aber wer weiß? Die — wie die Katzen — fallen immer ungeschädigt auf die Füße. He, Gero und Frecho! Herein! Meine Wölflein, — ihr sollt wieder traben!"

XXXVI.

Vollständig glückte der Plan. Schon als die Franken — mit heißer Hast und lautem Lärm — ihr Lager abbrachen und eilig gen Südwesten abzogen, hatten die Goten in der Stadt, müde der langen Einschließung, während deren die Feinde das Land verwüsteten und die Angehörigen der Heermänner mißhandelten, ihren König zwingen wollen, die Abziehenden zu verfolgen. Er widerstand mannhaft und verständig. Als aber die zwei Überläufer den Grund des Abzugs überall in den Gassen verkündigten und daß die Scharen der Ostgoten bereits den Clain, südwestlich von Poitiers, überschritten hätten, — da brach in Alarichs Heer eine nicht mehr zu bändigende Bewegung aus. Sie wollten nicht den Ostgoten allein Sieg, Ruhm, Beute und Rache überlassen: sie wollten die frechen Angreifer, die Verderber ihrer Häuser, Frauen und Töchter

vernichten helfen: sie wollten dabei sein in der Stunde der Vergeltung. Sie rissen die Thore auf und strömten hinaus, in kleinen Haufen, einzeln, ohne Führer, ohne Ordnung, den Verhaßten nachjagend.

Seufzend entschloß sich der König, der ungern seine wohl gewählte, gut befestigte Verteidigungsstellung aufgab, den Befehl zur Verfolgung zu erteilen: er erkannte, andernfalls geschehe die Verfolgung ohne, ja gegen seinen Befehl, und ohne jede Leitung: nur wenige würden bei ihm in der Stadt bleiben.

Aber auch jetzt gelang es nicht mehr, Ordnung in die blind vorwärts tosende Menge zu bringen. Nicht nach ihren gotischen Tausendschaften, Hundertschaften, Fünfzig- und Zehnschaften gegliedert, — bunt durcheinander gemengt, wie die Rudel davongelaufen waren aus der Stadt, Reiter und Fußvolk, schwere Schildner und leichte Pfeilschützen durcheinander, wogten die Verfolger nach.

Die Überläufer hatten ausgesagt, die ostgotischen Helfer, sechzig Tausendschaften, den Franken um das doppelte überlegen, lagerten bereits in dem dichten Walde, der den langen Höhenzug auf dem linken, dem Westufer des Clain bedeckt: hier hätten die fränkischen Spähreiter sie entdeckt und — voll Schrecken! — ihre ungeheure Zahl geschildert.

Die Freude der Vergeltung trieb die Goten rasch vorwärts. Von den Franken zeigte sich keine Spur. Aber dieses atemlose Laufen — vier Stunden lang — unter der glühenden Mittagsonne des Erntemonats hatte die Kraft der Kräftigsten erschöpft und als sie nun, steil bergan rennend, den Fuß jener Höhen erreicht hatten und jetzt mit letzter Anstrengung emporklommen, — da trat plötzlich beim Schmettern der Hörner das ganze fränkische Heer meisterhaft geordnet, aus dem Waldesdunkel hervor und warf sich mit gellendem Hohngeschrei, die Reiter voran,

das Fußvolk in geschlossenen Reihen mit gefällten Speeren folgend, auf die bergan Keuchenden, im höchsten Grad Erschrockenen.

Ein einziger Stoß — beim ersten Zusammentreffen — entschied die Schlacht. Die Goten kamen gar nicht zu geordnetem Widerstand. Sie wurden die steilen Hänge, die sie mühsam zu erklimmen suchten, hinunter gefegt, wie der Wind die Spreu vor sich her bläst. Der Anprall der Franken warf das ganze lose Gefüge der einzeln oder in kleinen Haufen Emporsteigenden, Pferde und Menschen durcheinander, hinunter: viele wurden erstickt, zertreten von den in sinnlosem Schrecken nachdrängenden Genossen: sie wurden untereinander handgemein, sie rangen um den Vorsprung in der Flucht, indes die Franken auf die wirren, wehrlosen Knäuel einhieben. Unten am Fluß staute sich eine Zeitlang der Schwarm der Fliehenden. Hier hatte Alarich seine Gefolgschaft um sich geschart: dieser kleine Reiterzug hielt den Zugang zu der schmalen Brücke über den tiefen Fluß besetzt und versuchte, Freund und Feind aufzuhalten.

Eine Weile glückte das: und auch von dem fliehenden Fußvolk hielten hier ein paar Haufen und stellten sich zur Wehre. Es waren die tapfren Auvergnaten, die, eifrig fromme Katholiken, die Ehre der Treue der Katholiken, die manche ihrer Priester bisher schwer gefährdet hatten, auf diesem blutigen Felde glänzend wahrten: sie fielen, ihren ketzerischen König mit ihrem Leben deckend, fast alle auf diesem Fleck.

Da jagte Chlodovech heran auf feurigem Roß, dem der Schaum von den Nüstern flog. Die zarte, feine Gestalt des Merowing sah jetzt herrlich aus, scharf, schneidig und doch biegsam wie Stahl: die roten Locken flatterten, aus dem Helm quillend, in dem Wind. aus den hellgrauen

Augen blitzte die stolze Lust an Kampf und Sieg. „Wer hemmt uns da? Uns und die Heiligen? Drauf, meine Franken!“

Und er spornte den Hengst, daß er hoch stieg und im Niedersinken den nächsten Gaul über den Haufen warf.

„Hei, die blaue Gotenfahne!“ rief Chlodovech. „Da muß der König halten. Nieder die Fahne und nieder der König.“

Aber in dichten Reihen umdrängten die berittenen Gefolgen das teuere Zeichen und ihren Herrn. Chlodovech brach sich Bahn; den nächsten Reiter stach er mit dem Speer vom Roß, der Speer brach; da zerschmetterte er mit der mörderischen Doppelaxt dem Nächsten Sturmhaube und Haupt: nun war er an dem Fahnenwart: er schlug den Fahnenschaft krachend entzwei: die blaue Gotenfahne Eurichs und Thorismunds, die siegreich auf der Walstatt von Châlon über der gebrochenen Gottesgeißel Attilas geweht hatte und in mancher andern Schlacht, — sie sank in den Staub.

An dem bestürzten Bannerwart vorbei drängte Chlodovech den Hengst vorwärts: da erkannte ihn wenige Schritte vor sich, auf seinem weißen Roß, König Alarich: „Stirb, Friedebrecher, Räuber, Mörder!“ rief er und schleuderte die Wurflanze. Aber der Merowing fing die heransausende auf mit der flinken Rechten, drehte sie um, sah gen Himmel und rief: „Nun höre mich, Herr Christus, der du da Wesenseins bist mit dem Vater: das will der Schuft da nicht glauben! Wohlan, wie jenen wilden Heidenkönig, — so bring' ich dir als blutig Opfer dar den Ketzerkönig hier. Nun lenke wieder wie damals meinen Wurf.“ Er warf: Alarich flog der eigne Speer in die Kehle, genau an der Stelle, wo der Alamanne getroffen war.

Der Fall des Königs entscharte das Häuflein, das hier

letzten Widerstand versucht hatte: sie stürzten in wilder Flucht auf die rettende Brücke zu, diese brach unter dem nie erfahrnen Gewicht: hoch spritzten sie auf, die blutigen Wogen des Clain, die viele Hunderte verschlangen. Die Verfolgung, wenigstens durch die Reiterei, von Chlodovech rastlos nachgehetzt, jagte die Besinnungslosen bis vor die Thore von Poitiers. Als diese sich aufthaten, die Flüchtigen zu retten, drang Chlodovech mit den besten Rossen seiner Gefolgschaft zugleich mit ein: der Bischof und sein zahlreicher Klerus hatte sich derart zwischen die zwei geöffneten Flügel des Südthores gestellt, daß sie nicht rasch genug geschlossen werden konnten: die wenigen zurückgebliebenen Goten streckten die Waffen. Chlodovech war Herr der Feste.

Nicht fünfzig Mann hatten die Franken verloren.

Viele, viele Hunderte von Goten waren erschlagen, ertrunken, gefangen. „Wie der Habicht die Taube schlägt, traf ich die Feinde," frohlockte Chlodovech. „Ah!" rief er, „wer jetzt nicht einsieht, daß der Herr Christus stärker ist als Wodan und der Katholische besser als der Arianische, der ist dümmer als . . . Wàs denn? Nun, als ich bin."

XXXVII

Der Eine Tag, vielmehr der Eine Augenblick des Zusammenstoßes auf jenen Waldhöhen bei Vouglé schien das Schicksal des Westgotenreichs in Gallien entschieden zu haben.

Alarichs einziger Ehesohn, Amalarich, der Enkel des großen Theoderich, war ein fünfjähriger Knabe: da griff ein Bastard des Gefallenen, Gesalich, nach dem Königstab:

er fand Anhang: der Knabe und dessen Mutter Theodegotho wurden von treuen Goten aus der Königstadt Toulouse über die Pyrenäen nach dem spanischen Gebiet des Westgotenreiches geflüchtet: — ihn ebenso vor der Mordgier seines Stiefbruders wie vor dem Kloster Micy zu schützen, in das der Herr Bischof von Poitiers noch am Abend des Schlachttages in Fesseln von Gero und Frecho abgeführt worden war: er staunte sehr, die ‚Überläufer' als seine Bewacher auf der unfreiwilligen Reise wiederzufinden. Aber sein eignes Körpergewicht in Gold schenkte Chlodovech dem heiligen Hilarius von Poitiers, den er neben Sankt Martin von Tours zu seinem besonderen Schutzheiligen beförderte. Die reiche Gotenbeute machte es dem Sieger leicht, sein Gelübde zu erfüllen.

Indes sollte er erleben, daß der altgermanische Freiheitsgeist noch durchaus nicht aus seinen Heermännern gewichen war, so heiß sie ihren sieggekrönten und witzreichen, längst volkstümlich gewordenen König liebten.

Auf dem größten Platz in Poitiers, vor der Basilika des Schutzheiligen der Stadt, war alle Beute, die man auf den vocladischen Feldern und in Poitiers gemacht: Waffen, Gerät, Schmuck, Gewand, Gold in großen Haufen aufgeschüttet und vom König und von einigen durch das Heer erwählten Kriegern verteilt worden.

Der Anteil des Königs war nicht klein ausgefallen: freilich hätte er gern, wie dereinst in Soissons, mehr vorher auf die Seite gebracht. Aber das war diesmal nicht zu machen gewesen.

Als nun die Verteilung beendet, zumal das dem König Gebührende festgestellt war, fanden sich noch ein paar unverteilte Beutestücke auf den Stufen vor der Basilika. „Herr König," meinte Cautinus und deutete auf eine prachtvolle Vase von köstlichem penthelischem Marmor edelster,

griechischer Arbeit: — ihre Reliefs stellten die Hochzeit des Pluto mit Persephone dar, — „dieses hohe Kunstwerk darf nicht einem deiner barbarischen Schild- und Schädel-Spalter zufallen, der vielleicht jenes greuliche Gebräu aus verdorbener Gerste darin aufbewahrt, von dem ihr mehr trinkt als dem Heil eurer Seelen . . .“ „Und Magen!“ unterbrach Chlodovech, „frommt.“

„Wenn dein unwürdiger Knecht einiges Verdienst hat um den Tag von Vouglé . . .“

„Wàs denn? Wàs denn? Du warst der Oberfeldherr, der Planer, der Siegvater: — du warst der Wodan des Tages. Verzeih, ehrwürdiger Mann, den Vergleich.“ — „Nun, dann schenk' mir die Vase für die Kirche meines künftigen Bischofsitzes. Sieh, diese Vermählung da wird dann meine mystische Ehe mit jener Kirche bedeuten.“ Chlodovech warf einen Blick auf das Relief: „He, he,“ lachte er dann, „die Braut gefällt dir wohl? Schade, daß sie von Stein ist, nicht wahr? Nun, du hast zwar auch die dem armen Mönch von Micy, — dem ehemaligen Bischof Theodor, — zugedachte Gotin genommen — hätt' sie lieber mir — will sagen: Frau Hrothehild — als Magd zugesellt! — aber ein König soll nicht knausern. Der Krug ist dein. He, freie Franken, ihr habt doch nichts dagegen? Ich verlange diesen Krug noch zu meinem Beuteteil!“

Da schritt von dem Platz unten die Stufen der Basilika, wo der König, der Priester und der Krug standen, herauf ein schlichter Heermann, in unansehnlichem Gewand, ein ungegerbtes Büffelfell, die Haare nach innen, als Mantel, in schmucklosen Waffen, ohne Sturmhaube, Brünne und Schild, nur die Frànciska in der nervigen Faust: ein mächtiger, brandroter Bart wogte über die nackte Brust bis an den Wehrgurt: er war etwa sieben Fuß lang. „Nein,“

rief er mit dröhnender Stimme, „nein, Herr König! Daraus wird nichts!“ Chlodovech ward vor Heißzorn so rot wie sein Haar. „Wàs denn? Wàs denn?“ stammelte er hervor, „ist ja . . .“ Doch er fing das Wort. „Was soll das heißen?“ — „Das soll heißen, daß den ‚freien Franken‘, wie du uns — zum Spott, so scheint es! — nennst, schon lange gar vieles nicht gefällt, was du, ohne sie zu fragen, thust. Königsübermut und junge Giftnattern muß man bei Zeiten zertreten, bevor sie ausgewachsen sind. Schon daß du die alten Götter verließest, hat uns Männer im alten Land der Kannenefaten wenig gefallen. Mein Ahn . . .“ — „Wie heißt du?“ — „Brinno, wie mein Ahn: der stammte von dem rotbärtigen Donnergott. Noch singen sie von ihm in unsern Höfen, wie er gen Walhall aufgestiegen, der treue Mann, der starb für deinen Ahn, den Bàtaver mit dem römischen Namen: — aber gegen die Römer kämpfend — und mit jener Jungfrau Véleda, die Wodan unter die Walküren nahm. Aber sei's drum! Glaube an den Gott, der sich selbst nicht einmal vom Kreuzgalgen retten konnte. Doch du sollst lernen: ‚Volksrecht geht über Königsmacht‘. Und nachdem du dein vollgemessen Beuteteil erhalten — beim Strahle Donars — mehr erhältst du nicht!“ Und damit hob der Riese die Fràncifka und schlug das köstliche Gefäß in hundert Scherben. „Wàs denn?“ schrie Chlodovech und fuhr ans Schwert. Aber tausendstimmig riefen da vor den Stufen die freien Franken — Kannenefaten waren's hier meist und Bàtaver: — „Heil, Heil! Recht hat er gesprochen. Recht hat Brinno gethan.“ Und drohend hoben sie die Waffen.

Chlodovech war ganz bleich geworden: er stieß das halbgezückte Schwert in die Scheide zurück. „Ja, er hat recht, ihr freien Franken. Ich dank' ihm für die Lehre.

Werde sie nicht vergessen! — He, guter Freund, wie heißest du doch? Brinno? Gut, den Namen muß man merken."

XXXVIII.

Unwiderstehlich, reißend, wie ein allüberschwemmender Bergstrom, ergoß sich von Poitiers aus die Waffengewalt Chlodovechs und der Burgunden über das gallische Westgotien. Die Verbündeten kämpften fast stets auf verschiednen Kriegsschauplätzen: denn jeder der beiden Könige ging darauf aus, so viele Städte als möglich allein zu bezwingen, um sie allein zu behalten.

Während der unfähige Anmaßer Gesalich sich zu Narbonne von seinen Anhängern mit großem Gepränge krönen ließ, öffneten die Römer, das heißt die Katholiken, die Thore ihrer meisten Städte Chlodovech, der seinem Heere voraus nur seine Römer und katholische Franken ziehen ließ, die er, unter Vorauftragung der Überbleibsel von Heiligen und geführt von psallierenden Priestern, um die Mauern ziehen hieß. Bei diesem Anblick öffneten sich die Thore wie die Herzen. Ohne Widerstand, ihn freudig bewillkommnend, empfingen ihn so die Bewohner der Städte Saintes, Bourges, Bazas, Eauze, Lectoure, Auch und viele andere. Nur die Auvergne mußte — nach tapfrem Widerstand — mit Gewalt bezwungen werden: „der Franke soll es lernen," sprachen diese kernhaftesten der Gallier, „daß die Auvergnaten so treu wie gläubig sind."

Während die Burgunden Narbonne nahmen, — Gesalich floh nach Spanien — zog Chlodovech sieghaft durch Aquitanien und Périgord an die Garonne und besetzte das

wichtige und damals schon reiche Bordeaux: ja, auch die Hauptstadt des ganzen gotischen Galliens, die schöne Tolosa, gewann er: der Bischof der Stadt, Heraclianus, war es, der in der Stille der Nacht ein Mauerpförtlein dem Schützling von Sankt Martin öffnete: die gotische Besatzung ward erschlagen, zum Teil im Schlaf.

Allein Chlodovech entdeckte, — zu seinem lebhaften Verdruß! — daß vorher der größte Teil des gotischen Königshortes von hier fort und in die starke Feste Carcassonne war geflüchtet worden, um deren steile Felsenmauern die Aude schützend spült. „Wàs denn? Wàs denn?" schalt er, als er nur karge Reste der gehofften Schätze in dem Palatium zu Toulouse fand, „das hätte doch Sankt Martinus leicht verhindern können! Durch ein ganz kleines Wunderchen! Ist ja nun sein eigner Schade. Ist ja dumm! Er wußte ja doch, — kann ein Heiliger vergessen? Zumal so was! — daß ich ihm den zehnten Teil des zu Toulouse zu erbeutenden Schatzes versprochen hatte. Aber, lieber Sankt Martinus, wie kann man doch so leichtsinnig sein? Nun, ich halte mein Wort: schickt ihn nur nach Tours, den schnöden Bettel! Mich wundert, ob er's annimmt? Ich bin nur ein Mensch, ein Sünder. Aber mir wär's zu wenig!"

Sofort sandte er eine Heerschar ab, Carcassonne zu belagern und als es ihm damit zu lange währte, eilte er ungeduldig selbst hin, den festen Platz zu nehmen. „Es ist besser. Denn wàs denn? Meine Franken sind mir allzu ähnlich: sie würden mir schwerlich alles herausgeben, was sie finden. Und ein König, der keine Schätze hat, zu belohnen und — mehr noch: zu bestechen! — ist ein Bettler."

Vor Carcassonne angelangt, hielt er, von seiner ganzen starken Gefolgschaft umgeben, Heerschau über die hier lagernden Krieger. Einzeln ließ er sie herantreten vor sein

Königszelt, das er abseit vom Lager hatte aufschlagen lassen. Er war nicht gut gelaunt: der zähe Widerstand der harten Nuß da oben auf den Felsen, deren undurchbrechbare Schale den reichen goldnen Kern barg, hatte ihn gereizt, erbittert. „Wàs denn?“ meinte er. „Wär' ich ein Heiliger und könnte wundern, ich ließe wahrlich nicht meinen freigebigsten Schützling so lang' vor diesen gottverfluchten Steinen liegen.“

Da trat wieder ein einzelner Wehrmann in den waffenstarrenden Kreis der Gefolgschaft. Bei seinem Anblick zog der König die Augenbrauen hoch empor und öffnete ein wenig, verhalten atmend, den Mund. „Wàs denn? Ich meine, wir kennen uns? Freund Brinno: — nicht?“ Der Riese sah ihm fest in die zwinkernden Augen: „Du wolltest dir den Namen merken.“ — „Hab's gethan! — Wirst schon sehen! — Ei, Freund Brinno! Wie schlecht bist du gerüstet: keine Sturmhaube, keine Brünne, kein Schild.“ — „Ich hab's nicht dazu. Das hast du in Poitiers schon gesehen.“ — „Richtig! Ja wohl, in Poitiers! Und was hast du für einen kurzen Speer? Schäme dich, Donars Enkel.“

Und er lupfte rasch die Fràncisca und schlug ihm den Speer aus der Hand. „Herr König!“ grollte der Hüne und bückte sich, die Waffe aufzuheben. Da fuhr ihm blitzschnell das mörderische Beil in den Schädel und dem Sterbenden rief der König zu: „Siehst du? So hast du zu Poitiers jenem Kruge gethan. — Hurtig, meine Wölflein, werft die Leiche in die Aude dort, bevor der nächste Wehrmann an die Reihe kommt.“

XXXIX.

Aber statt des nächsten Wehrmannes kam ein Bote: ein Bote des Unheils, der die Fortsetzung der Heerschau jäh unterbrach.

Ein burgundischer Reiter sprengte in die Zeltreihen des Lagers: tot sank sein überhetzter Gaul: der Mann ward schleunig zum König geführt, warf sich vor ihm auf die Knie und rief: „O, König der Franken, hilf! Sie sind da.“ „Wàs denn, wàs denn?“ schalt der Merowing. „Steh auf, Mensch, und rede. Wer ist da?“ — „Die Ostgoten! Das Heer Theoderichs! Sie sind unwiderstehlich!“ — „Ist ja dumm! Was ist geschehn?“ — „Du weißt, Herr, wir belagerten mit deinen Hilfsscharen Arles. Schon hatten wir die Oststadt bezwungen: heiß um die Rhonebrücke tobte bereits der Kampf. Schon glaubten wir den Tag gewonnen, da kamen sie uns in den Rücken draußen, vom Süden her, die ungezählten Scharen.“ „Die Feigheit kann nicht zählen,“ grollte Chlodovech, „der Mut will nicht zählen.“ — „O Herr, wir und die Deinen sind nicht feige gewesen! Aber eher möchtest du mit deinem Schild der Flut des Meeres wehren, wann sie brausend über die Dämme steigt, als dem Angriff der Ostgoten. Von ihren weißen Schilden leuchtete ein augenblendender Glanz, in den Falten der lichtblauen Amalungenfahne rauschte der Sieg, unsre Herzen erschütterte ihr Schlachtruf: ‚Theoderich und das Recht‘. Ihre beiden Führer, Herzog Ibba und ein Graf Vitigis . . .“ — „Vitigis? Den Namen, mein' ich, hört' ich schon einmal. Jawohl! Der Elende hat mir die Ost-Alamannen entrissen!“ — „Er warf alles vor sich nieder. Schwerwund liegt unser König von dieses Grafen Schwert. Wir wichen, hart verfolgt,

weit nach Westen — bis Narbonne — zurück. Vor diesen Mauern ereilten uns die Feinde: wir wurden abermals geschlagen." „Ah, Memmen!" knirschte der Merowing. „Die Stadt sperrte uns die Thore, ließ die Amalungen ein. Wir fliehen, den wunden König in Mitte, gen Norden, heimwärts nach Burgund. Komm und hilf und rette, was noch zu retten ist!"

„Was denn?" seufzte Chlodovech. „Wird nicht mehr viel zu retten sein — für euch! — Auf, meine Franken, laßt die Hörner durch die Lagergassen schmettern. Wir brechen auf. — Ah, verflucht sei jeder Stein der Mauern und alles Leben verflucht in dir, Carcassonne: da oben liegt der Hort der Goten, ich weiß es, ich schnüffle das Gold, wie der Wolf das Schaf: — und wie der Wolf vom Schafstall muß ich abziehen, weil die Hirten herlaufen mit Geschrei. — Auf, meine tapfern Franken, laßt uns gut machen, was diese burgundischen Weichlinge verdorben! Soll er denn wirklich ganz unbezwingbar sein, der Amalungen weißer Adlerschild? Laß sehen, ob meine Francisca ihn nicht diesem Vitigis zerspellt. Und du, Herr Christus der Katholischen, du wirst doch ihren Ketzer-Christus nicht siegen lassen? Das Gewicht der Leichen von Herzog Ibba und Graf Vitigis zusammen in Gold gelob' ich dir, Sankt Martin von Tours. Hilfst du mir nicht für solchen Lohn, — Martine, Martine! — dann kannst du nicht helfen!"

Aber Sankt Martinus entsprach dieser doch so eindringlichen Herausforderung seiner Wunderkräfte nicht. Es war, als ob ein Siegeszauber um die lichten Amalungenwaffen wob. Seitdem sie den Boden Galliens erreicht, drangen die Ostgoten unaufhaltsam vor. Von Chlodovech

schien das Glück, das ihm so lange, treu wie eine zahme Taube, voraufgeflogen, urplötzlich gewichen.

Darüber machten sich wie große und kluge, so kleine und wenig eingeweihte Menschen im Frankenheer ihre Gedanken.

Chlodovech hatte, auf geschickt gewählten Wegen von Carcassonne nach Nordosten eilend, so lang er allein war einem Zusammenstoß mit dem Feind nach Möglichkeit ausweichend, die Vereinung mit dem burgundischen Heer angestrebt, das er bei Valence erwarten wollte. Vor den Thoren dieser Stadt, die bei seinem Siegeslauf ihm zugefallen war, also gedeckt für den Notfall durch ihre starken Mauern, wollte er auf dem Blachfelde, wo die Isère in die Rhône mündet, den Feinden das Überschreiten jener breiten Flußlinie wehren: — ein strategisch richtig gedachter Gedanke. Aber einzelne Rückzugsgefechte mit der ostgotischen Vorhut — Vitigis führte die unermüdlich verfolgende — waren nicht zu verhüten gewesen und in jedem hatte ‚der tapfere Graf' gesiegt.

Am Abend vor der Schlacht saßen Gero und Frecho am Lagerfeuer, brieten einen eigentlich dem heiligen Amabilis von Riom gehörigen Hammel und tranken dazu den roten Wein, der in den Rebgärten der heiligen Galla von Valence hier in der Nähe gewachsen war. „Höre," begann Gero, den gargebratenen Hammel in seinem Lindenschild mit dem Scramasachs zerlegend, „ich glaube, hättest du dich nicht schon so unvorsichtig rasch taufen lassen, — du ließest es jetzt bleiben." „Warum?" fragte der Neubekehrte und goß vorsichtig aus dem gewaltigen thönernen Weinkrug in seine eherne Sturmhaube. „Weil es jetzt gar übel rückwärts geht mit unserm Herrn und seinem Herrn Christus. Seit diese verfluchten Ostgoten den Fuß ins Land gesetzt haben, lastet Unsieg auf uns. Gestern stand

ich auf Vorwache, den Feinden gegenüber, nur durch den Fluß getrennt. Da sangen sie Spottlieder auf uns zu mir herüber. Nicht alles verstand ich. Aber diese Stäbe:

„Die freudigen Franken
Sind fromm und — frech:
Aber elend erliegen sie und erbärmlich
Der edeln Amalungen
Schimmerndem Schild
Und schwingendem Schwert.“

Ich erzürnte mich, aber ich konnte nicht sagen: es ist gelogen. Ich weiß nur noch nicht recht, — reich' mir auch mal zu trinken! Du fängst öfter an zu schlucken als du aufhörst! — woher es kommt.“ — „Beim Satan, es sind ihrer sehr viele. Und sie werden gut geführt.“ — „Führt unser Herr auf einmal schlecht? Nein, nein! Entweder der arianische Christus ist besser als der katholische . . .“ — „Nimmermehr!“ — „Ja, wer weiß? Dann werd' ich Arianer . . .“ — „Du stinkender Ketzer! Dann thu' ich nicht mehr den kleinsten Mord mit dir!“ — „Oder es ist die späte Rache der alten Götter. Ist doch auch möglich. Drum bleib' ich noch bei ihnen.“ — „Du bist dumm. Siehst du denn nicht, was der Hauptgrund ist, daß diesen Goten alles glückt, alles ihnen zufällt? Der ‚Weise‘ in Ravenna ist schlau wie ein Altfuchs. Obwohl Arianer, hat er einen eifrig frommen Katholiken als Oberfeldherrn und Vertreter nach Gallien gesandt, diesen Herzog Ibba, der nicht nur den Kirchen und Geistlichen noch weniger als unser Herr einen Stein zerbrechen oder ein Haar krümmen läßt, — der, noch viel freigebiger als unser Herr, ihnen reichste Schenkungen zuwendet. Die Heiligen sind aber, wie Cautinus täglich predigt, gerade auf solche Bethätigungen der Frömmigkeit sehr aus: Ibba hat unsern Herrn überboten bei Sankt Martin und Sankt Hilarius, das ist alles.

Und das darf man den heiligen Herrschaften auch nicht verdenken: denn Herzog Ibba ist ja auch katholisch, ja, schon viel länger als unser Rotkopf. So sind es doch wieder die katholischen Heiligen, welche die Dinge entscheiden und wenn du Arianer wirst, wirst du nicht nur in Ewigkeit von dem übeln Höllenwirt gebraten, — du hast es auch im Leben mit den einzig mächtigen Wunschgöttern — wollte sagen: Wunsch-Erfüllern — verdorben. Gieb den Wein herüber."

„Hi," lachte pfiffig Gero. „Wohl ist das schlau von dem Amaler mit der Wahl des katholischen Feldherrn: aber nicht wegen der Katholiken, die tot und im Himmel, wegen derer, die lebendig und in Gallien sind. Seit ein eifrig frommer Katholik uns bekämpft, sind unsere bisherigen willigsten und wichtigsten Helfer: die katholischen Priester in den Städten, doch in schlimmer Verlegenheit. Den Eid der Treue, den sie den Goten geschworen, haben sie zwar ganz munter gebrochen, solang sie zwischen den ‚stinkenden' Ketzern und unserm rechtgläubigen Herrn zu wählen hatten. Aber ein Eid ist doch — sozusagen — kein Roßmist: man hält ihn doch — meist — lieber, als daß man ihn bricht."

„Ja, ja," nickte Frecho, vom Trinken absetzend, ganz bedächtig, „zumal, wenn nichts dabei herausschaut."

„Sieh, sieh, Frecholein, du fängst an, mich zu begreifen: — hast dir also doch noch nicht allen Verstand versoffen. Also: da die Katholischen jetzt ihren Eidbruch gut machen können, indem sie zu einem noch viel mehr katholischen Herrn zurücktreten oder aber den Eid zu Gunsten eines Glaubensgenossen halten dürfen, so treten sie von uns zurück oder treten gar nicht zu uns über. Das ist der Grund, warum alles von uns abfällt oder nicht mehr zu uns übergeht." — „Hm, mag sein. Auch hab'

ich übrigens noch keinen Menschen solche Hiebe hauen sehen, wie diesen Grafen Vitigis." — „Nu, da mußt du gute Augen haben. Denn du sahst ihn immer nur recht von ferne: — sobald er ansprengte auf seinem Braunroß, warst du ganz wo anders." — „Soll sich — gieb mir die Keule des Hammels, hast sie schon halb aufgefressen!" — „Ja, und der Hammel des heiligen Amabilis hat mir Heiden nicht schlechter gemundet als dir." — „Gieb her, sag' ich. — Soll sich ein rechtgläubiger Mensch von einem solchen elenden Ketzer über den Haufen reiten lassen? Man sagt, Wàllàda, sein braunes Roß, habe ihm König Theoderich selbst geschenkt. Und es sei ein Höllenroß, das alles niederrennt. Aber am Ende, wann der Gotenkönig zu sterben kommt, dann wird das Braunroß plötzlich zum Rappen, pocht mit dem rechten Vorderhuf an das Thor des Palastes in der Rabenstadt und holt den König ab in die Hölle, mit derem Wirt er diesen Vertrag geschlossen: Sieg im Leben, die Seele nach dem Tode der Hölle."

Gero schüttelte den struppigen Kopf: „Das ist das Gerede deiner Geschorenen. Mit Wodan hat der große König in der Rabenstadt den Bund geschlossen: „Sieg im Leben, dann Tod im Kampf und Aufstieg nach Walhall." Auch König Childirich, unseres Herrn Vater, soll, so sagen und raunen unsere Alten, solchen Bund mit Wodan geschlossen und ein Siegesschwert von Siegvater erhalten haben. Aber niemand wisse, wo das verborgen liegt. Bei Wodan und Donar, — unser Rotkopf könnt's jetzt dringlich brauchen! Aber er weiß, — das sieht man! — offenbar nicht, wo's liegt. Und dann! Wird das Wodanschwert dem Abgefallenen, dem Christusdiener helfen? Allein," fuhr der Heide leiser fort, sich umschauend, ob auch niemand lausche. „Man raunt noch ganz andere Dinge. Daß die Götter leben, glaubst auch du mit den Geschorenen."

„Sie leben. Aber sie sind . . . sie brauchen's nicht zu hören, was sie sind" — und er flüsterte ihm ins Ohr —: „üble Wichte sind sie, Schädlinge." — „Du! Das will ich nicht gehört haben! — Also, Chlodovech ist nur eines Meerwichts Sohn, doch König Theoderich des gewaltigen Donnergotts. Drum ist er gar friedlich: denn der Bauerngott liebt nicht den Krieg, der die Ernte zerstampft. Lange währt's, bis er, gezwungen, zum Schwerte greift. Dann aber fährt er in Götterzorn, dem nichts widersteht. So soll schon vor Jahren unser Herr bei einer Zwiesprach mit dem Amalung den durch lose Reden: — die hat er an der Zunge, du weißt!" — „Ja, so leicht wie die Mordaxt in der Faust." — „So lang gereizt haben, bis es zum Kampf unter ihnen kam. Der Merowing vertraute dabei auf sein Erbteil von dem Meerwicht: die Hornschuppenhaut — mit jenen Borsten, die ich selbst gesehn. Und lange blieb der Kampf unentschieden. Sie rangen zuletzt Mann an Mann. Da fuhr Herr Theoderich in Götterzorn: Feueratem, Donars Erbe, blies er aus dem Munde, davor die Hornhaut unsres Herrn aus Niederland schmolz: Herr Theoderich zwang ihn: — der Einzige, der ihn je besiegt! — und schenkte ihm das Leben." „Hm," meinte Frecho, aufstehend, „diese dumme Geschichte hättest du mir nicht erzählen sollen: — am Abend vor der Schlacht. Ist ja nur falscher Heidenglaube! Aber ich hätt' es doch lieber nicht gehört. Da! Sauf' noch den Rest Wein. Sieht all' aus wie Blut! Mir ist der Durst vergangen. Hör's, Gott Donar, ich . . . ich habe fein nichts Böses von dir gesagt."

XL.

Am andern Tag ward die Entscheidungsschlacht in diesem Krieg geschlagen.

Chlodovech wollte, wie gesagt, mit seinem Heer und den hier erwarteten Trümmern des burgundischen den vereinten Ost- und Westgoten den Übergang über die Isère verwehren, auf deren Norduser, nördlich von Valence, bei Romans, er lagerte. Er wurde bis zur Vernichtung geschlagen. Die Ostgoten hatten, früher im Kampfe gegen Rom, nunmehr, seit dreißig Jahren in Italien in der Schule Roms, die überlegene römische Kriegführung kennen und nachbilden gelernt und sich so eine Kriegskunst angeeignet, die dann später nur durch die großen Feldherrn Belisar und Narses überboten ward. Aber gegenüber den noch halb barbarischen Franken, Burgunden, Alamannen war sie weit mehr als ausreichend.

Herzog Ibba, ein ganz besonders von dem großen König zu Ravenna ausgebildeter Feldherr, hatte nicht die Besiegung, — die Vernichtung des feindlichen Heeres hatte er ins Auge gefaßt. Nach alter römischer Überlieferung plante er die zangenhafte Umfassung des Gegners von allen Seiten. Und vollständig hatte er dem Gegner die Vorbereitung dieses Planes zu verbergen verstanden, Dank der geheimen Mitwirkung der Anwohner, die nun hier dem rechtgläubigen Kirchenbeschenker so beflissen wie anderwärts Chlodovech dienten.

Die Schlacht begann am frühen Morgen des schwülen Sommertages. Herzog Ibba eilte vorher den Fluß entlang an der Reihe seiner Krieger vorüber und befahl: „Betet! Betet zu dem Gott, an den ihr glaubt. Ihr heidnischen Gepiden in unsrem Heere zu Wodan! Ihr Christen

zu Gott dem Vater, an den ihr alle glaubt, mag der Sohn dem Vater wesensgleich oder nur ähnlich sein. Ihr alle aber, sehet und höret euren Feldherrn beten.“ Er sprang vom Roß, warf sich auf beide Knie und rief zum Himmel auf: „Höre mich, du Gott, allmächtiger Herr des Himmels und der Erden, gieb der gerechten Sache den Sieg. Wir zogen aus, den Enkel unsers Königs, ein hilflos Kind, zu schützen vor dem Räuber seines Erbes. Töte mich und zerschmettre mein Heer, wenn wir im Unrecht sind. Aber zerschmettre die Macht dieses Merowingen, wenn er ein Räuber und ein Mörder ist.“ Dann sprang er auf, bestieg das Pferd und gab den Befehl zum Angriff. Auf Flößen und watend versuchte das Mitteltreffen der Goten den Übergang. Erfolgreich wehrte Chlodovech diesen Angriff ab. Vorsichtig hatte er auch diesmal eine Nachhut in seinem Rücken aufgestellt: aber diese ward nun sein Verderben. Denn plötzlich erscholl von diesem Rückhalt her wildes, verzweiflungsloses Geschrei und in aufgelöster Flucht, vom Schrecken entschart, jagten seine Reiter, sein Fußvolk durcheinander gemischt, heran, seine eignen Reihen über den Haufen rennend. „Flieht! flieht!“ schrien sie, sinnlos vor Entsetzen. „Alles ist aus! Die Goten über uns! Aus dem Walde! Die Goten überall.“

Da erbleichte Chlodovech: „Wàs denn? Wàs denn?“ schrie er. „Ist ja dumm. Das müssen die — endlich eintreffenden! — Burgunden sein. Wer kann in unserm Rücken . . .?“ — „Graf Vigitis! — Und alles ist verloren!“ schrien die Flüchtigen und warfen die Waffen weg. Und es war so.

Graf Vitigis hatte am Abend vor der Schlacht von den Umwohnern erkundet, daß eine nicht allzuweite Strecke flußaufwärts in einem Fischerdorf eine sehr beträchtliche Zahl von Nachen und Boten zu finden sei: er berichtete

das dem Herzog, der ihn sofort — es war dunkel geworden — mit einer starken und erlesenen Schar dorthin absandte, mit dem Befehl, den Fluß dort in aller Stille zu überschreiten, den Franken heimlich in den Rücken zu eilen, sich den Morgen über in dem Walde hinter Romans verborgen zu halten und gegen Mittag, wann er das Getöse der Schlacht vernehmen werde, die Feinde überraschend von hinten anzugreifen. So war's geschehen.

Einen Blick warf Chlodovech noch nach vorn: da sah er bereits das Mitteltreffen der Goten das rechte Ufer der Isère ersteigen, nun nicht mehr abgewehrt von den Seinen, die, verwirrt durch das Geschrei vom Rücken her, zugleich von vorn bedroht, nach beiden Flanken hin auseinander stoben. „Hei," rief er zornig gegen die schwarzen, schwülen Gewitterwolken hinauf, „ist das euer Dank, ihr Heiligen? — Der Sieg ist hin, jetzt gilt's Leben und Heer retten. Hierher, Guntbert! Hierher, Ansovald! Zurück! Alles zurück! Wir müssen diesen Vitigis über den Haufen rennen. Sonst sieht keiner von uns die Heimat wieder. Zurück!"

Aber Graf Vitigis war nicht über den Haufen zu rennen. Wie ein eherner Stachel traf er auf die entmutigt und ordnungslos gegen ihn heranflutenden Scharen, die Flüchtlingen viel ähnlicher als Angreifern waren. Er selbst prallte mit Chlodovech zusammen, aber es kam nicht zum Waffenkampf: Wallada, des Goten herrlich Roß, allerdings König Theoderich's edles Geschenk, warf im Ansprengen den Gaul des Königs auf die Hinterbeine. Mit Mühe zogen die Gefolgen den schwer gequetschten Reiter unter dem Pferd hervor und retteten ihn aus der verlornen Schlacht: sein Heer war tot, wund, gefangen.

XLI

Chlodovechs Quetschwunden schmerzten so sehr und heilten so langsam, daß man, sobald er nur erst aus dem Bereiche der Verfolgung war, ihn vom Sattel hob, auf einen breiten, mit Kissen bedeckten Erntewagen legte und ihn, jedes Rütteln vermeidend, auf der alten guten Römerstraße im Schritte zurückfuhr. So währte es geraume Zeit, bis er Paris erreichte.

Die Ostgoten, ihres großen Königs Geist und Auftrag gemäß, trugen den Krieg zunächst noch nicht in Feindesland: sie begnügten sich, das westgotische Gebiet von den feindlichen Besatzungen, die noch in manchen Städten und Kastellen lagen, zu säubern, was ihnen fast überall gelang: der Burgunde erbat und erhielt Friede, seine Mannschaften zogen unbehelligt ab. Diese Aufgaben in Gallien löste Graf Vitigis, während Herzog Ibba nach Spanien ging, dort den Anmaßer Gesalich schlug, ihn — nach allerlei Abenteuern des Flüchtigen — vernichtete und für den Knaben Amalarich, den seine Getreuen mit der Mutter Theodogotho in das feste Saragossa gerettet hatten, im Namen des Großvaters eine vormundschaftliche Regentschaft einrichtete.

In grimmiger Laune, der Verzweiflung nahe, kam der Merowing, immer noch leidend, in sein Palatium zu Paris, das er mit so stolzen Hoffnungen verlassen hatte. Bissig fuhr er, nachdem ihm Cautinus, der neben ihm gesessen, von dem Wagen geholfen hatte, Frau Hrothehild an, die ihn unter Thränen in die Arme schließen wollte. „Wàs denn? Wàs denn? Wàs denn? Ist ja ganz dumm. Laß mich! Thust mir nur weh! Jetzt heulst du! Hättest du lieber fleißig zu deinen Heiligen gebetet." — „Ich habe

gebetet — Tag und Nacht! Mit Genoveva und . . ."
„Remigius, weiß schon! — Höre, ich bin sehr unzufrieden mit deinen Heiligen. Aber sehr! Herbere Hiebe hätt' ich auch als Heide nicht davontragen können. Und wie hab' ich sie geschont und beschenkt! Bitter bereu' ich's. Ich habe große Lust, arianisch zu werden, wie der Tugendprediger zu Ravenna."

„Vielleicht," wandte da nachdrucksam Cautinus ein, der des Wunden steter Begleiter und eifriger Pfleger gewesen und immer höher in dessen Gunst gestiegen war, „vielleicht, o Herr, hast du den Heiligen nicht in der rechten Weise gedient." — „Was denn? Bist doch sonst nicht dumm, Cautine. Soll ich vielleicht noch mehr schenken?" Der Priester schüttelte den schwarzen Kopf und machte eine abwehrende Handbewegung: „Behüte! Darin hast du übergenug gethan. Im Gegenteil: ich meine vielmehr, die so reich von dir Beschenkten sollten sich nun dankbar erweisen und dir in deiner Not beispringen." „Cautinus," rief der König, sich von dem Lager, auf das sie ihn in dem schattigen Garten des Palatiums gebettet, sich halb erhebend, „du bist der gescheiteste Mensch in meinem Reich und mein treuester Diener. Ich höre, mein Kanzler Leontius ist inzwischen gestorben: hier, nimm' meinen Ring: — du bist fortab mein Kanzler. Du taugst besser in meinen Palast als in einen Bischofsitz." Wie funkelten die dunkeln Augen, als der Priester das Zeichen und Mittel höchster Amtsgewalt ergriff und eilig an den Finger steckte! „Und ich glaube," fuhr er nach tiefer Verbeugung des Dankes fort, „ich glaube dir auch versprechen zu können, daß viele, ja vielleicht alle Bischöfe und Äbte dir von ihrem Reichtum spenden werden: — ich habe unterwegs viel darüber nachgedacht und, während du schliefest, über dreißig Briefe geschrieben . . ."

„Wacker! Treu! Eifrig! wie keiner! Remigius hat nur gebetet!“ — „Denn ich wußte ja doch und weiß es: seit jenem Tag an der Isère füllt meines stolzen Helden Hirn nur Ein Gedanke . . .“ „Rache!“ schrie Chlodovech so wild, daß die Königin heftig erschrak. Er fuhr empor mit geballter Faust.

„Die Rache ist mein,“ mahnte die Frau, „ich will vergelten, spricht der Herr!“ — „Nein, bei Wodans Speer! Mein ist diese Rache, mein ganz allein. Die soll Gott nur mir überlassen. Ich will, ich kann nicht mehr ruhen und rasten, bis ich die ungeheure Schmach abgespült habe mit dem Blut von ungezählten dieser amalischen Hunde. Rache! Rache! Hört's alle Geister, Götter und Dämonen: wer mir Rache schafft, der hat mich!“

„Hör' ihn nicht, Herr Christus,“ jammerte die Gattin, „oder vergieb ihm. Er weiß nicht, was er spricht.“ — „O ja, nur allzugut. Und ich werde . . .! O daß mein Vater den Mund schloß, bevor er noch das Eine Wort gesagt.“ — „Welches Wort?“ — „Den Namen des einzigen Mannes, der da weiß, wo sein Hort liegt und . . . das Siegesschwert.“ — „Mein Gemahl! Du wirst doch nicht die Waffe in die Hand nehmen, in die jener oberste der Heidengötter seinen scheußlichen Zauber gelegt hat?“ — „Wàs denn? Ist ja dumm. O hätt' ich es gehabt das Siegesschwert, gegen jenen Vigitis!“ „Herr König,“ unterbrach der neue Kanzler, „ich vertraue, du bedarfst des Heidenschwertes nicht: die Heiligen werden dir ihre Gunst wieder zuwenden, wenn . . .“ — „Wodurch hab' ich sie verwirkt? Vielleicht durch die Gaben, die meinen ganzen Schatz erschöpften?“ — „Durch allzu große, sträfliche Milde.“ „Na, nun höre! Wàs denn?“ staunte der Merowing. „Ich dächte doch . . .“ — „Sträfliche Milde gegen die Ketzer und die Heiden in deinem Reich.“

„Aha,“ meinte Chlodovech, eifrig hörend. „Das klingt schon anders. Das mag ja sein!“ — „Es ist so! Sehr zahlreich sind die Ketzersekten der frechen Monophysiten und Monotheliſten auch hier, in deiner Königstadt Paris, die vor deinen Ohren Christus lästern, indem sie ihm nur Eine Natur und nur Einen Willen beilegen.“ — „Ja, weißt du, lieber Kanzler,“ meinte Chlodovech kopfschüttelnd, „das sind recht schwer zu denkende, spitzige, kitzliche Sachen.“ — „Sie sollen nicht denken, glauben sollen sie, was die Väter der Kirche lehren. Und vor allem: — es sind steinreiche Leute darunter: Kaufherren, aus Griechenland, Syrer, getaufte Juden.“ — „Hm, das ist freilich ganz was andres. Denen könnte man ja .....“ — „Ohne Zweifel. Und zwar von Rechts wegen. Es sind ausschließend Römer, leben also nach römischem Recht: wohlan: dies Recht bedroht die Ketzerei mit Gütereinziehung.“ — „O Cautine, dich mach' ich auch noch zum Reichsschatzmeister. Morgen schon nehmen wir ihnen alles.“

„Geht nicht so rasch. Erst muß doch diese Lehre auch in deinem Reich als Irrlehre feierlich erklärt sein.“ —

„Wàs denn? Ich erkläre sie dafür, — auf dem Fleck, hier, — eh' ich den Becher da leer trinke.“ „Du kennst sie ja nicht,“ lächelte der Kanzler. „Auch kann das nur die Kirche. Deshalb — und noch aus andern Gründen! — mußt du — hör' es, Herr König — ein Konzil berufen.“ — „Meinetwegen!“ — „Dies Konzil eröffnest du selbst: du findest dort alle Bischöfe deines Reiches beisammen und kannst sie so am bequemsten — und mündlich eindringlicher als durch Briefe — um Geldspenden angehn.“ — „Vortrefflich! Jawohl! Und sagen sie nein, sperr' ich sie alle ein: — auf einen Griff.“

„Du wirst,“ mahnte die Frau, „nichts gegen Remigius . . .“ — „Wàs denn?“ erwiderte Chlodovech giftig.

„Der? Der hat mir im Leben nichts gegeben als gute Lehren: — noch nie einen guten Rat wie dieser Cautinus da."

„Allein," fuhr dieser fort, „die Verfolgung jener Ketzer allein wird dir die Huld der Heiligen nicht wieder zuwenden und deinen Schatz nicht füllen." — „Nun, was noch? Rasch heraus damit. Ich brauche viel Geld, sehr viel. Wie meine Kriegsvorräte, meine Waffen, liegen viele Tausend meiner Heermänner auf dem Felde von Romans. Meine Franken allein bringen kein Heer mehr auf, das der Übermacht jener Verbündeten gewachsen wäre: denn auch der treulose Gundobad wird's nun gewiß mit ihnen halten. Ich muß Söldner werben: Friesen, Sachsen, Thüringe!" „Das sind Heiden," rief Hrothehild entsetzt. „Meinethalben Teufel, wenn sie nur fechten. Aber das kostet Geld."

„Wohlan, so nimm auch jenen ihre Güter, die du, — wie die Ketzer, — all' diese Zeit ihren freveln Götzendienst hast treiben lassen." — „Was denn? Wen meinst du?" „Die Heiden!" fuhr der Kanzler grimmig heraus: seine Augen blitzten unheimlich: er kniff den schmalen, bartlosen Mund zusammen. „Die Heiden?" erwiderte Chlodovech, fast erschrocken. „Nein, das geht nicht. Das . . . das thu' ich nicht. Wenigstens nicht, so lange sie lebt . . ." fügte er vorsichtig hinzu. „Wer?" — „Meine Mutter!" „Und warum geht das nicht?" forschte Cautinus ungehalten. Da mischte sich die Königin in das Gespräch: „Weil mein Chlodovech ein allzu zartes Gewissen hat." Erstaunt richtete der sich auf und sah sie groß an: „Was denn? Nicht daß ich wüßte!" meinte er. „Ja, in andren Dingen freilich — leider! — oft nicht. Aber an diesem Einen thörichten Eide hängt er mit unbeugsamem Eigensinn." — „An welchem Eid?" — „Er hat seinem sterbenden

Vater vor den Ohren der Mutter geschworen, die Heiden nie zu verfolgen, ihren Götzendienst zu dulden." „Was?" rief Cautinus wild. „Wie? — Dieser Eid ist Sünde! Ist nicht bindend. Sünde war es, ihn zu schwören, Sünde ist es, ihn zu halten. Pflicht, zur Rettung deiner Seele, ist es, ihn zu brechen. Du bist ein Sohn der Kirche, du hast die Macht, diese Greuel zu vertilgen: so versündigest du dich durch deine Duldung gegen deine Mutter." „Wàs denn?" fragte Chlodovech ganz verdutzt. „Meine Mutter? — Die ist ja selbst Heidin und aller Heiden Haupt." — „Deine wahre Mutter, die Mutter deiner Seele, ist die heilige Kirche. Was will dagegen die fleischliche Mutter bedeuten, die dich — in Sünden! — empfangen und geboren hat? Wage nicht, beide zu vergleichen. Jener Eid ist ein Nichts." „Nein, nein! Das sag' du nicht," erwiderte der Hartbedrängte. „Denk' ich an jenes Sterbelager, seh' ich die brechenden Augen des Vaters auf mir ruhen, hör' ich seine furchtbar ernst mahnende Stimme: — dann überläuft mich's kalt. Nein! Diesen Eid breche ich nicht! Ich fürchte nichts auf Erden: — auch nicht diese verfluchten Ibba und Vitigis!" — er ballte die Faust — „aber in Frau Basinas Augen sehen, nachdem ich jenen Schwur gebrochen, — nein! Warte bis sie tot ist." „Gut. Ich kann's erwarten," sprach der Kanzler achselzuckend. „Nicht mir zürnen die Heiligen. Nicht ich will ihre Gunst wieder gewinnen. Nicht ich brauche Geld zum Kriege. Nicht ich habe gerufen: Rache, Rache!"

„Beim Satan, Mensch," schrie Chlodovech, „reize mich nicht!" Er schlug mit der Faust auf den runden Erztisch, der vor ihm stand, daß der Wein hoch aus dem Becher spritzte.

Aber jener fuhr ganz ruhig fort: „Dann kannst du dir auch das ganze Konzil ersparen. Das Geld jener

Ketzer reicht doch bei weitem nicht aus: du brauchst die Habe, das Grundeigen, der vielen Heiden, die deinem Banne sicher nicht gehorchen würden. Und wenn du den Götzendienst duldest, kann ich es nicht übernehmen, die Bischöfe um Geld für dich anzugehen. Verstatte, o Herr, daß ich mich in die Kapelle zurückziehe und zu den Heiligen für dich bete."

„Was denn? Um was?" — „Um Erleuchtung deines verdunkelten Sinnes, Erweichung deiner Verstockung, Vergebung deiner sündhaften Duldung des Götzendienstes. Aber ich fürchte, — das vergeben sie nicht!" Nach tiefer Verbeugung ging er langsam, feierlichen Schrittes, aus dem Garten. Unwirsch sah ihm der König nach: „Sie sind doch darin alle gleich, diese Priester, die schlauen wie die dummen, die hageren wie die dicken, die Weltlinge wie die Heiligen unter ihnen: für alles, was sie durchsetzen wollen, finden sie ein gottselig Wörtlein. Aber ich gebe nicht nach: — noch lange nicht. Ich setze jetzt all' mein Hoffen auf einen andern." — „Auf Gott, mein Gatte?" — „Was denn? Der hat mich ja im Stich gelassen! Nein: auf Kaiser Anastasius in Byzanz. Der hat mir versprochen, die Ostgoten in Italien zur See anzugreifen: das hat er auch offenbar gethan: sonst wäre die verhaßte blaue Fahne viel früher in Gallien aufgetaucht. Also wird er wohl auch sein zweites Wort halten, mir, falls ich die Westgoten anfalle, dreitausend Pfund Gold Hilfsgelder zu senden. Unterwegs traf mich ein Bote mit der Nachricht, Gesandte des Kaisers an mich seien eingetroffen im Hafen von Marseille: sie führen, hieß es, eine mächtige Truhe mit. Ist die gefüllt mit jenem Golde, so brauch' ich meine Herrn Bischöfe nicht anzugehen und meinen Eid nicht zu brechen."

XLII.

Wenige Tage darauf ließ der König seine Gattin und den Kanzler, der sich seit jener Unterredung nach Kräften zurückgehalten hatte, zu sich entbieten. Sie fanden ihn in zorniger Stimmung, wie seit der Niederlage an der Isère fast immer. „Wàs denn?" fauchte er beiden entgegen. „Dieser Imperator! Dieser Lügenkaiser! Dieser Wortbrecher! Da soll man noch einen Glauben an die Menschheit haben! Auf die Menschen ist so wenig Verlaß wie auf die — verschiedenen! — Götter. Wißt ihr, was in der großmächtigen Kiste war? Eben haben sie diese rückenbeugenden Byzantiner vor meinen Augen geöffnet: ein Rock und ein Brief!" „Ist wenig!" meinte der Kanzler spöttisch. „Da wird doch das Konzil helfen müssen," flüsterte er der Königin zu.

„Was für ein Rock?" fragte diese erstaunt. „Ja, und was für ein Brief zumal?" forschte der Kanzler. „Der Rock? Da liegt er — irgendwo — dort, in die Ecke hab' ich ihn geworfen! — Das ist nämlich eine ‚Chlamys', sagten die dienernden Gesandten: eine Chlamys wie sie der römische Konsul trägt. Und der Kaiser schicke mir den langen Rock mit den übrigen Abzeichen der konsularischen Würde. Ist ja dumm! Aber gleichwohl! Man muß auch kleine Mittel brauchen. Morgen reite ich durch die Straßen von Paris, mit dieser ‚Chlamys' da behangen. Goldmünzen ausstreuend unter das Volk: das sei römischer Brauch, erklärten die Gesandten, — die dazu erforderlichen Goldstücke haben sie leider nicht mitgebracht! — Aber es kann nicht schaden, glauben meine römischen Unterthanen, es sei mit Zustimmung des Kaisers, daß ich ihnen römische Steuern abfordere. Hei! Wenig wahrlich

haben wir seit vier Menschenaltern, seit dem Urahn Merovech, die Kaiser gefragt, ob es sie freue, daß wir uns in diesem schönen Lande ausbreiten." „Aber der Brief?" mahnte der Kanzler. „Wàs denn? Ah ja. Da hab' ich ihn im Zorn in die andere Ecke geworfen. Danke, Cautine. Nun hört, wie man nur so lügen kann! Er schreibt, er wünsche mir Glück zu meinen — ‚anfänglichen‘ — Erfolgen: als Anerkennung dieser schicke er mir jenen goldgestickten Rock. Aber das versprochene Gold sei er mir nicht schuldig, da ich ja den Krieg nicht bis zur Vernichtung der Feinde fortgeführt habe, sondern geschlagen worden sei! Im Gegenteil! Er habe — nach römischem Recht der »Societas« — Wodan weiß, was für ein Ding das ist! — eine ‚Schadensersatzforderung‘ gegen mich, weil er bei dem Angriff seiner Flotte auf die gotischen Häfen in Italien, den er nur mir zu Liebe — es ist doch stark, wenn ein Herrscher so lügt! So was sollte doch nicht sein! — unternommen, schwere Verluste erlitten habe. Der verfluchte Friedenskönig hat ihn nämlich überall zurückgeschlagen! Seine Schiffe haben gar nicht landen können. Der Seegraf von Neapel — Totila heißt er — und Graf Teja von Tarent haben sie in die Flucht gejagt. Ei, mich freut's, nachdem mir sein Sieg doch nichts mehr geholfen hätte."

Da ward der Vorhang hastig aufgerissen. „Was ist, Ansovald? Was bringst du? Schon zurück von der Grenze? Du solltest ja mit diesem Vigitis um Waffenruhe verhandeln! Ich muß Zeit gewinnen, bis ich Gold, Söldner, Waffen, das heißt: immer wieder Gold . . . Was ist mit dem Waffenstillstand?" — „Nichts ist damit. Die Goten verlangen, weil sie die Gefährlichkeit — wie sie sagen — merowingischer Nachbarschaft erkannt, du sollest, um ihre Besitzungen sicherzustellen, dein ganzes

Grenzland im Südwesten, alles, was du seit deines Vaters Tod hier erworben, abtreten an — Gundobad von Burgund, der sich ihnen auf das engste verbündet hat."

„Wàs denn? Diese Hunde! Was hast du erwidert?" — „Ich wies die Schmach mit Stolz zurück. Aber . . ." — „Nun, was aber?" — „Da befahl Graf Vitigis — vor meinen Ohren — daß sechzig Tausendschaften Goten und zwanzigtausend Burgunden sofort gegen unsere Grenzen aufbrechen sollten. Jetzt wahre dich, Herr König! Jetzt gilt es nicht mehr Eroberung und Ruhm, — jetzt gilt es fechten für dein Haupt und Leben!" „Ja wohl," rief Chlodovech. „Wahr sprichst du. Und ich habe kein Heer! Keine Waffen! Und kein Geld! Kanzler, berufe sofort das Konzil. Schaffe Geld, Geld um jeden Preis!" — „Und die Ketzer?" — „Nieder mit ihnen!" — „Und . . . und die Heiden?" — „Ich gebe sie dir preis! Nur Geld, Geld, rasch, viel! Und Waffen! Und ein Heer!"

XLIII.

Alsbald tagte zu Orléans — einer der neu eroberten Städte, die von den Franken nicht geräumt worden waren — ein Konzil von mehr als dreißig Bischöfen. Der König selbst eröffnete es, verließ aber alsdann die Versammlung. In dem vorletzten der einunddreißig Canones ward jeder heidnischer Aberglaube — Weissagung und ähnliches — bei Strafe der Ausschließung aus der Kirche verboten. Der König verpflichtete sich, durch den weltlichen Arm den Gehorsam gegenüber den Geboten der Kirche zu

erzwingen: Cautinus und Theoplastus, — dieser bei dem Übertritt Gundobads zu Chlodovechs Feinden abermals aus Genf geflüchtet, von Chlodovech aufgenommen und zum Bischof von Cambrai ernannt, — waren die geistigen Beherrscher der Versammlung: Remigius, der dringend von jeder Verfolgung der Heiden und Ketzer abgeraten hatte, lag krank zu Reims.

Als der Kanzler dem König die Abschrift der gefaßten Beschlüsse überbrachte, durchflog sie der höchst gleichgültig, ja ungeduldig und ungehalten. „Wàs denn?“ meinte er. „Asylrecht . . . geistliche Weihen . . . Kirchenvermögen. Schon recht, schon recht. Aber . . . Ei, was seh' ich da? Kanon sieben! Die Geistlichen sollen von mir keine Gaben verlangen dürfen ohne Erlaubnis des Bischofs bei Enthebung vom Amt und Exkommunikation? Schwillt den Herrn Bischöfen schon so hoch der Kamm?“ — „Herr König, der Schatz ist leer. Widerstrebe nicht den Einzigen, die ihn dir füllen können!“ — „Nun, beim lodernden . . .! Na, bei irgend wem oder was. Sei's drum! Aha, hier die Ketzer: Kanon zehn, Aufnahme der bisher arianischen Priester: meinetwegen! Büßer . . . Eheverbote . . . Mönche . . . Wàs denn? Ist ja alles . . . ganz . . . gleichgültig. Da! Nun kommt's aber! Kanon sechsunddreißig! Was? Weiter nichts? Nur Exkommunikation für ein paar heidnische Gebräuche? Keine Einziehung des Vermögens bei Ketzern und Heiden? Ja, wie soll ich denn da zu Gelde kommen?“ — „Herr, es war noch nicht mehr zu erreichen.“ — „Wofür bist du Kanzler? Und ich König?“ Cautinus zuckte die Achseln. „Du wirst noch lernen, — oder die nach dir kommen! — daß man die Kirche nicht herumbefehligen kann wie ein Reitergeschwader. Sie, das heißt die Bischöfe, konnten — offen — nicht weiter gehn. Remigius zu Reims, Avitus zu

Vienne, Caesarius zu Arles, . . . sie alle würden sich an den heiligen Vater Symmachus zu Rom gewendet und sich verwahrt haben gegen Gewalt wider Ketzer und Heiden. Bedenke, die Heiden werden Widerstand leisten, Blut wird fließen: die Kirche aber dürstet nicht nach Blut."

„Aber stark nach Gold und Land," grollte der König. „Die Bischöfe wollen solche Schuld nicht auf sich nehmen. Remigius und seine zahlreichen Anhänger richteten einen Brief an das Konzil, der mit den Worten Tertullians schloß: ‚der Glaube darf nicht aufgezwungen, freiwillig muß er angenommen werden!' Grimmig schleuderte Chlodovech die Akten des Konzils auf den Estrich. „Die Schwachköpfe! Bei Donars Strahl! Wozu dann die ganze geistliche Heerschau? Hei, auf meinem Märzfeld müssen die Kerle gehorchen!" „Auch nicht immer," lächelte der Kanzler boshaft. „Denk' an den Krug von Poitiers." Wild fuhr der Merowing auf: „Hüte dich! Du weißt wie jenem Frechling geschah." — „Beruhige dich, Herr. Die Bischöfe haben sich schon — auf meine unablässigen Bemühungen — bereit erklärt . . ." „Wozu? Bin neugierig! Wàs denn?"

„Sie wollen dir auf feinere Weise, mit leiseren Schritten, wie wir's lieben, — nicht so gerade zu! — helfen: sie wollen dir zur Abwehr der feindlichen Ketzer an der Grenze aus dem Patrimonium der Heiligen leihen." „Leihen? Wàs denn?" lachte Chlodovech. „Ich zurückzahlen? Ist ja . . ." — „Aber das reicht nicht. An Grundeigen und Fahrhabe der Ketzer und Heiden kommst du nicht durch die Kirche allein: nur zusammen durch die Kirche und . . ." — „Und wen?" — „Durch mich, deinen Kanzler." Chlodovech blies vor sich hin. „Puh! Wàs denn? Da bleibt unterwegs viel in deinen Taschen stecken. Weiß schon! Hast wieder Schulden wie der Jagdhund

Flöh'". Lachend erwiderte der Schwarze: „Was thätest du mit einem unschuldigen Kanzler!"

„Ah, gut gesagt," lachte der Merowing. „So was mag ich leiden. Also — was forderst du?" — „Unbeschränkte Vollmacht gegen Ketzer und Heiden. Das Konzil wird — mündlich, beim Schluß — von dir verlangen, daß du Untersuchung über Zahl und Treiben der Ketzer und Heiden in deinem Reiche vornehmen lässest, ‚mit erforderlichen Maßregeln' von Fall zu Fall." „Ah," lachte Chlodovech vor sich hin. „Daran erkenne ich die Sprache eurer Priester. — So fein und dehnbar redet sonst kein Mensch. — Alles kann man daraus machen. Das hat Theoplastus vorgeschlagen oder du."

„Wir beide. Jene Untersuchung, diese erforderlichen Maßregeln ..." „Ein trefflich Wort," wiederholte der König bewundernd. „Überträgst du mir — mit unbeschränkter Vollmacht des Vollzugs: — zunächst verhäng' ich Haft in Klöstern für weitere Untersuchung: — und ich stehe dir dafür, wo ich suche, Frevel oder Geld . . . —" „Da wirst du etwas finden! Gewiß! Mach dich ans Werk. Rasch! Ohne Schonung. Ich gebe dir hiermit dafür meinen Königsbann." — „Urkundlich, muß ich bitten. Und dazu Gero und Fredho. Und hundert berittene Speerträger." — „Nimm sie. Ich lasse die Vollmacht aufsetzen. Ans Werk!" Er eilte hinaus. „Ja, ans Werk! Endlich!" sprach der Kanzler und drückte die Hand ans hochklopfende Herz.

XLIV.

Wenige Wochen darauf wandelten in dem Wodanswald in Toxandria unter den uralten Eschen Basina, Guntbert und Bertrada in langem, tiefernstem Gespräch.

Es war düster in dem dicht bestandnen Hain, in dem niemals Menschenhand einen der dem Gotte geweihten Baumriesen fällen durfte: morsch geworden fielen sie von selbst dem Atem ihres Gottes, der im Sturmwind wider sie fuhr; und ihr vom Winde vertragener Same hatte seit unvordenklicher Vorzeit ohne Nachpflanzung durch Menschenhand für reich ausgiebigen Nachwuchs gesorgt. Ungefähr in der Mitte des weiten Waldes ragte der mächtigste dieser starken Stämme: schon Julian und Merovech-Serapio hatten diese Wipfel rauschen hören. Am Fuße des Stammes war aus rohen Felsstücken der schlichte Altar aufgeschichtet, der ein paar eherne Opferkrüge trug: stets erneute Kranzgewinde schmückten sie, so lang das Jahr frisches Grün gewährte. Wagerecht ragte aus dem dichten Geäst des mittleren Stammes, im Frieden hier verwahrt, die Fahne des toxandrischen Gaues, dunkelgrün, mit einem eingewirkten, braunflügeligen Adler, Wodans heiligem Vogel: stolz spreitete er die Schwingen. Bis über Manneshöhe war der Stamm rings umkleidet mit ehernen Schilden, die mit dem Feldzeichen zugleich abgeholt wurden, ging es in Krieg. Mancher Ast des heiligen Baumes war umschlungen von goldenen, silbernen, ehernen Reifen: — Gaben des Dankes. Gelübdespenden für erfüllte Wünsche, für erhörte Gebete, Zwei zahme Wölfe kauerten an den aus der Erde ragenden Wurzeln: so oft die Priesterin im Wandeln vorüber kam, sprangen sie auf und begrüßten sie eifrig. Feierliche Schauer höchsten Ernstes webten durch den schweigenden

Wald, in dem um diese Stunde — Sonnenuntergang — auch alle Tierstimmen verstummt waren. Nur zwei Raben kreisten, heiser krächzend, wie Unheil kündend, um den hohen Wipfel.

Und das Düstere der Stimmung in dem ungeheuren, nie von manneshohem Unterholz und Gesträuch gelichteten Urwald ward nicht gemildert, eher unheimlich gesteigert durch das einzige Licht, das diese Wirrnis von dichtgedrängten Stämmen, von dunkelblättrigem Gebüsch durchdrang: es war ein blutrot Licht, das Licht der Herbstsonne, die in dem Strom im Westen erlosch, wie mit Scheiterhaufenflammen, und fast wagerecht ihre Strahlen bis in die Mitte des Haines leuchten ließ: die blanken Schilde des Stammes warfen wie Spiegel so grell das Licht zurück. Bertrada erschrak, als sie an dem Wodansbaume vorüberschritt: „Der Stamm blutet: — schaut hin! — es ist die ganze Rinde wie von Blut überströmt.“ „Nein, es ist Frau Sunnas schlimmster Scheidegruß,“ sprach die Priesterin. „Es ist nicht Blut: aber es verkündet Blut.“ „Noch mehr Blut also!“ sprach Guntbert finster. Aller Sonnenschein war von dem sonst so frohen, offnen Antlitz gewichen. „Schon vieles ist geflossen.“

„Fahre fort,“ sprach Basina, in deren von jeher strenge Züge die letzten Zeiten noch tiefere Furchen gegraben hatten: unheimlich leuchteten die grauen Augen, wann sie die langen, meist gesenkten Wimpern hob. „Du hast mir nur von dem Anfang der Ausführung jenes schrecklichen Auftrags berichtet. Gingen die Frevel gegen Götter und Menschen noch weiter?“

„Viel weiter, so hat Guntbert mir erzählt,“ antwortete Bertrada, erschauernd. „Ja, ja,“ bestätigte er; „anfangs hatte ich nur dunkles Gerede vernommen von unsern

Nachbarn, den Fischern, die ihren Fang zu dem großen Fest der lieben Frau Berchta hatten bringen wollen, das zur Zeit der beginnenden Ernte seit grauer Vorzeit gefeiert wird am Mallus unserer Hundertschaft. Bestürzt, ohne fassen und begreifen zu können, kehrten sie mit gefüllten Lägeln zurück: das Fest sei verboten, habe der Centenar traurig verkündet, bei Todesstrafe. Ein Missus aus Paris hab' es verkündet. Ich ward nicht klug aus den verwirrten Leuten. Aber gestern kam ein Kaufmann, ein Jude aus Paris, Simon, ein kluger und gerechter Mann, der viele Jahre schon bei unsrer Furt den Fluß überschreitet und mit ein paar Knechten seine Handelswaren auf dem alten Rücken hinüber trägt zu den Bätävern und Hatuariern und dabei stets in unsrer Halle gastet und rastet. Der erzählte uns alles genau: — der ist ein andrer Zeuge als unsre guten Lachsfischer!" — „Was bezeugt er gegen — gegen den Sohn Childirichs?"

„Ein Priester und Berater des Königs — den Namen wußt' er nicht — ein schwarzer, hagrer . . ." „Es ist Cautinus," sprach Bertrada, leise bebend. „Durchzieht mit einer gewaffneten Schar die Gaue, prüft, ob Verehrer der alten Götter zahlreich sind, vernimmt sie, ob sie opfern, ob sie die alten Feste feiern, ergreift die Priester, auch wohl Frauen und Kinder eifriger Opferer und läßt sie in die nächsten Klöster bringen, sie dort zum wahren Glauben zu erziehen." „O Childirich," stöhnte Basina, die Augen zum Himmel erhebend. „Aber es wird noch ärger getrieben. Reichen Leuten nehmen sie Gold und Silber. Simon bangt schwer um die Solidi, die er versteckt in seinen Schuhen trägt! — Auch das Land der Heiden verzeichnen sie für den König zur Einziehung und . . . das Schlimmste . . ." — „Nun? Ich kann bald alles hören."

„Manchenorts haben sie Hand an die Weihtümer gelegt

— „Und mein Sohn — der Herr König — weiß das?“ — „Er hat's befohlen! — So haben sie den Donartempel in dem Westra-Gau verbrannt, die Priester, die ihn schützen wollten, erschlagen.“ — „Hör's, Childirich!“ seufzte Basina.

„An dem Quellfest der Walküre Gertrud, dort auf dem schönen Wiesenanger zu Nivelle, führten die bekränzten Jungfrauen ihren Reihen . . .“ „O das ist lieblich!“ rief Frau Bertrada. „Gern gedenk' ich's, wie ich selber dort, den Kranz der blauen Glockenblumen in dem Haar, Blüten in den silberklaren Quell warf, der sie — mit meinen Wünschen — weiter trug. Die jüngste schöpft dann mit geweihter Schale den heiligen Ursprink, wo er aus dem moosigen Felsstein quillt und sprengt dreimal das klare Naß über die Häupter der sie im Kreis Umschwebenden hin. Der Reinheit Sinnbild ist der klare Brunnen.“

„Besudelt haben ihn, ekelhaft besudelt,“ rief Guntbert, „die Mönche, die sich der gewaffneten Schar angeschlossen, die vor wenigen Tagen die Opfernden überfielen; ein Priester ward erschlagen, die Jungfrauen wurden von den Kriegern fortgeschleppt, um — nach mancher Mißhandlung! — in die Klöster verteilt zu werden: dort sollen sie so lange festgehalten und unterwiesen werden, bis sie den Göttern abschwören und die Taufe nehmen.“ „Hörst du's, Childirich?“ wiederholte Basina und hob die Rechte gen Himmel. „Gedulde dich nur noch kurz. Ich komme!“ — „Und darum, Frau Königin, mahn' ich heute dringender als je: geh' mit uns! — Nach drei Nächten brechen wir auf: schon hab' ich von einem Gesippen in unsrem Thüringland an der raschen Unstrut Land genug erworben, uns alle reich zu nähren: — verlaß mit uns dies Reich, wo solche Greuel gegen die Götter geschehen.“

Sie schüttelte das silberweiße Haupt. „Nein. Mein Sohn . . .“ „O verlaß auch ihn,“ drängte Bertrada. „Du hast ihn längst verloren. Wüßtest du, was Guntbert mit Schaudern mir von ihm erzählt! — Aber nie, nie sollst du's erfahren. Denk', er sei tot.“ Da richtete sich die Gewaltige hoch empor. „O läge er tot! Er lebt aber. Das eben ist's. Er lebt und — frevelt gegen Götter und Menschen. Und ich — ich bin Childirichs Weib. Allzulang hab' ich gezögert. — Höre, Guntbert, Vielgetreuer. Oft und oft hab' ich dein Erbieten abgewiesen, mir mit Gewalt den Ausgang aus diesem Hain, — dem weiten Kerker, darein mein Sohn mich gebannt, — zu bahnen: ich durfte dich nicht den Bann des Rachsüchtigen brechen lassen. Jetzt aber, da du alsbald vor seinem Zorn gesichert bist, jetzt, da heilige Pflicht, Wort und Schwur mich zwingen, jetzt bitt' ich dich, bevor ihr von dannen zieht, hilf mir mit List oder Gewalt entkommen: ich brauche nur ein rasches Roß. Willst du mir helfen? Es gilt einen Eid!“ — „Gewiß, Frau Königin. Aber du bist erschüttert, erschöpft von diesen Schreckenskunden: komm in das Frauenhaus neben dem Weihtum — setze dich, lege dich! du wankst! — dort wollen wir den Plan der Flucht bereden.“

XLV.

Während dieser Unterredungen waren drüben in dem Gehöft Guntberts die beiden Kinder emsig beschäftigt. Guntwalt, zu einem kräftigen Knaben herangewachsen, schoß mit des Vaters Bogen, den er nun führen durfte, auf dem weiten Raum vor den Hausstufen auf eine mannes-

hohe, aber schmale, nicht mannesbreite Scheibe, an deren oberem Ende in rohen Strichen mit Kohle ein Mannes-haupt gemalt war: auf fünfzig Schritt fehlte er nie die Scheibe, fast nie das Haupt. „Wieder getroffen! Gerade in die Stirn! Da schau' her!" rief er die Stufen hinan der Schwester zu, die Speisen und Geschirr für den ein-fachen Abendschmaus aus dem Hause trug und zierlich auf dem glatten, weißen Ahorntisch auf der obersten Stufe nebeneinander reihte; das bildschöne Kind neigte sich an-mutig, auf den rechten Arm gestützt, über die geschnitzte Brüstung der Balustrade hinab, die Augen vor dem grell einfallenden Licht der Sonne schützend mit der vorgehal-tenen Rückseite der Linken.

„Ja, Brüderlein," nickte sie. „Der Vater meinte gestern, du triffst schon fast so sicher wie er. Und das war gut für mich neulich, da mich die zwei hungrigen Wölfe vom Beerensammeln im Scheldewald aufscheuchten und bis an die Hofwere verfolgten: du ersahst es von der Hausthür aus, zweimal schwirrte die Sehne: hart an mir vorbei zischten die Pfeile, aber sicher traf jeder sein Un-tier." — „Damals schlug mir das Herz gar heiß: — das ist schlimm für den Schuß! — denn von links und rechts umsprangen dich schon dicht die beiden. — Ich habe Hunger, kämen die Eltern doch bald." — „Ja, es wird nun auch gleich dunkel. Wo sind die Knechte?" — „Im Wald. Alle sind sie fort, beim Reuten. Was hast du denn da in den Schüsseln? Es ist doch von dem Hirsch noch was da?" — „Viel! Und sieh hier: den Lachs aus dem Strom, der sich heut an der Grundangel gefangen. Und Milch und Käse. Horch! Die Angel des Seiten-pförtleins hat geknarrt. Das können nicht die Eltern sein." — „Nein! Schau, da kommt ein Fremder. Ganz schwarz ist sein Gewand." — „Wer mag das sein?" —

„Der Vater sagte mal, . . . — doch nein! Was suchte ein Geschorener bei uns?“ Er legte Bogen und Köcher ab, und ging dem Ankömmling entgegen, der langsam und geräuschlos herankam, von weitem den Kindern mit den Fingern der Rechten zuwinkend. „Willkommen in unserer Were, guter Gast,“ sprach Guntwalt, „raste hier redlich und scheide unschädlich.“

„Gut kennst du — so jung noch! — Knabe, schon die alten Sprüche,“ nickte der Fremde. „Die wies der wandernde Wodan, der Gott der Gastung, unsern Ahnen.“ — „So, so! . . . Also ich bin hier recht im Hofe Guntberts, Guntfrieds Sohn? Das da drüben — die finstern hohen Bäume, das ist wohl . . .?“— „Wodans heiliger Eschenhain.“ — „Wo ist der Vater?“ — „Drüben im Hain.“ — „So, so. Aber,“ rasch stieß er das hervor — „die Mutter — sie ist wohl im Haus dort?“ Funkelnden Auges machte er ein paar Schritte gegen die Stufen. „Nein,“ erwiderte das Mädchen, etwas zurückweichend, „sie ist auch dort: bei der großen Frau Königin weilen sie beide.“ — „Ah so! — Sie sind wohl häufig dort? Auch zu opfern?“ — „Gewiß, so oft es Sitte.“

„Nun, ich werde sie erwarten,“ sprach er mit einem Blicke rückwärts nach der Seitenthür, aus welcher er gekommen war. „Vergönnt, daß ich mich zu euch setze, zu dir vor allem, du zauberschönes Mädchen. Heißest du auch Bertrada?“ „Nein, Theoda! — Er kennt der Mutter Namen,“ dachte das Kind ängstlich und wich noch scheuer zurück, wie er, nun die Stufen ersteigend, den Arm nach ihr ausstreckte. Im Augenblick stand der Bruder, über die Stufen in zwei Sätzen fliegend, an ihrer Seite. Der Gast ließ sich in den Hochsitz nieder. „Hier magst du rasten,“ sprach Guntwalt, „bis der Vater kommt. Dann aber . . . — du siehst, unsere Hausmarke ist hier ein-

geritzt — . . . das ist des Hausherrn Sitz.“ Der Gast lächelte: „In diesem Hause geht es ja streng nach alter Sitte. Man sieht's. — Erzählt einmal, wie lebt ihr das Jahr über? Muß doch öd sein in dem wilden Wald.“

„Aber gar nicht,“ entgegnete Theoda, nun mutiger. „Welch' schöne Feste feiern wir!“ — „Feste? Welche? Erzählt mir doch. Darf ich von dem Brote dort nehmen?“

„Breit biete das braune Brot,
Frôs freudige Frucht,
Dem gehrenden Gaste

so lehrte die Mutter,“ sprach Theoda, schnitt mit dem Messer ein mächtig Stück von dem dunkeln wohlriechenden Roggenbrot und schob es — vorsichtig zurückgehalten — ihm dar. „Da ist zuerst,“ hob Guntbert an, „das Fest der Wiederkehr der Götter, wann die Tage wieder wachsen im Hornung. Bekränzte Götterbilder auf offenen Wagen ziehen wir, die Kinder voran gespannt, jubelnd durch den Gau.“ „Die erste Schwalbe, Frau Ostaras Botin, wird mit Willkommliedern begrüßt,“ fiel Theoda ein. „Dann verbrennen wir den Winterriesen und springen über das Feuer, nachdem der andre, der Winterdrache, erstochen ist von Paltar.“ — „Und das erste Gewitter! Wie schön, wann Donar Frau Ostara ins Land führt! Und rote Eier legt ihre heilige Häsin weit verstreut im Land. Da heißt es eifrig Ostarbrot backen!“ — „Und wird es dann zu heiß, zu dürr auf den Feldern, bitten wir die Götter um Regen! Diesmal war es Theoda, die wir, über und über in Laub gehüllt, mit Wasser aus dem Brunnen beschütteten. Puh, wardst du triefend naß.“ — „Und traurig, wehmütig, Verbrennen wir zur Sommersonnenwende Paltars, des früh versterbenden, Leiche.“ — „Und entzünden, alle andern Feuer verlöschend, das Notfeuer aus geriebenem Holz.“ „So, so?“ forschte der

Gast. „Und all' das habt ihr, — haben die Eltern auch dieses Jahr getrieben!" — „Ei, gewiß. Aber es ist noch lange nicht zu Ende. Bald folgt die Weihe der Kräuter, die wir unter Heilwünschen schneiden und trocknen und dann auf der Glutpfanne verbrennen, falls nächtliche Gewitter ausbrechen." — „Und die Fahrten und Ritte zu Freirs Weihtum im Tannenwalde, Rosse und Rinder seinem Schutz zu empfehlen für das kommende Jahr." — „Und später Herrn Wodan, der im wilden Heer im nächtlichen Sturm die Waldweiblein jagt: — den gilt es mit Opfern zu beschwichtigen." — „Und dann Frau Berchtas, der Spinnerin, Rundgang von Hof zu Hof, die nach den Wocken der fleißigen und der faulen Spinnmägde ausschaut." „Und bald darauf endlich aller lichten Götter frohe Wiederkehr, die vor der Nacht des Winters in ihre lichte Heimat gewichen waren . . . — o, wie schön sind unsre Feste!" schloß Theoda. „Hm," meinte der Gast. „Und so viele. Und all' diese haben eure Eltern dies letzte Jahr über auch gefeiert?" „Ich sagt' es schon!" antwortete Guntwalt trotzig.

„Dank euch. Ich weiß nun, was ich wissen mußte." Er stand rasch auf und that einen gellenden Pfiff. Sofort drang durch jene Seitenthür, die in den Wald führte, ein Haufe von Gewaffneten herein. „Hierher, Gero, Frecho!" befahl der Gast, „ergreift die Kinder hier. Sie sind Geiseln für die Eltern: — dies ist ein Haus des ärgsten Heidentums." Im selben Augenblick betraten von dem Hauptthor aus, von dem Haine zurückkehrend die Eltern den Hofraum.

„Cautinus!" schrie Bertrada. „Ja, Cautinus, dein Richter, schöne Frevlerin!" „Des Königs Mordbuben!" rief Guntbert und riß das Schwert aus der Scheide. Guntwalt war die Stufen hinabgesprungen: — schon hatte

er Bogen und Köcher errafft. Aber Gero hatte sich Theodas bemächtigt. „Hilf, Vater!“ schrie das Mädchen.

„Ich komme, mein Kind!“ rief Guntbert. Rasch hatte er in einem Sprunge die Reihe der Speerträger durchbrochen: Frecho warf sich ihm mit gezückter Lanze entgegen: er stieß ihn nieder, erreichte Gero, schlug ihm das Schwert aus der Faust, spaltete ihm das Haupt und riß sein Kind an sich.

„Werft!“ befahl Cautinus, sich mit der Platte des umgeworfenen Tisches deckend, „werft, ihr Speerleute, alle auf den Hausherrn.“

Sechs Speere flogen: — sterbend sank Guntbert um: „O, Bertrada,“ stöhnte er sterbend — „rette dich!“ Die Frau war, gefolgt von beiden Kindern, zurückgewichen bis an die Westseite des Gehöfts an dem steilabfallenden Ufer des Stroms. Hitzig folgte ihr Cautinus. „Nun, schöne Büßerin,“ rief er ihr zu. „Nun sollst du reichlich Buße thun für jahrelange Qual, die ich um dich ertrug. Deine spröde Herbe soll gar weich und zahm werden! In Klostermauern! Und in diesen Armen. Komm, — endlich!“

Begehrlich sprang er vorwärts, mit ausgestreckten Armen. „Stirb, du Hund!“ rief da eine junge Stimme. Eine Sehne schwirrte, ein Pfeil zischte: in die Stirn geschossen stürzte Cautinus. „Rächt mich,“ stöhnte er noch, „greift sie, bringt sie alle um — alle drei.“ Die Speerträger eilten vor: da umfaßte Bertrada mit beiden Armen ihre beiden Kinder: „Wir kommen, Guntbert!“ rief sie und sprang, beide Kinder umschlingend, in den tiefen reißenden Strom. Hoch auf spritzten nach dem dumpfen Schlag die Wellen.

Im gleichen Augenblick schlugen aus dem Weihtum Wodans hohe Flammen auf. Gleichzeitig mit der Schar Geros und Frechos war ein starker Haufe Berittener, die nun absprangen, in den heiligen Hain gedrungen, hatte

nach kurzem Widerstand die wenigen Knechte des Altars bezwungen, die meisten Priesterinnen ergriffen und den ganzen Wald sowie die Holzhallen darin in Brand gesteckt: alsbald loderte auch das geplünderte Gehöft Guntberts in Flammen auf. In dem Getümmel des Kampfes, der Plünderung, des Brandes, ward es nicht bemerkt, wie das Pferd eines der Krieger, das vor dem Eingang des Haines angebunden stand, losgeknüpft ward. Es trug alsbald durch den Wald auf der Römerstraße nach Paris eine hohe Frauengestalt.

XLVI.

Sehr übel gelaunt ging oder lief vielmehr mit kleinen hastenden Schritten der König in seinem Speisegemach im Palatium zu Paris umher: die fromme Jungfrau Genoveva, die ihn beschwichtigen wollte, hatte schweren Stand.

„Wàs denn? Wàs denn?“ fuhr er sie an. „Alle Leute, die ich brauche, werden krank und legen sich zu Bett, statt mir zu helfen. Frau Hrothehild hätte auch zu andrer Zeit dies — ganz unnütze! — Mädel kriegen können. Und Remigius zu Reims immer noch krank! Und von Cautinus keine Nachricht! Und die Bischöfe, meine ehrwürdigen, aber geizigen Väter, spenden lange nicht genug Geld. Jetzt gerade bedarf ich der Männer und Frauen, die mir die Heiligen oder die Bischöfe — es ist fast dasselbe! — gewinnen. Und jetzt versagen sie!“ „O, Sohn Childirichs,“ sprach Genoveva, „ich habe, da ich deine Bedrängnis von deiner Gemahlin erfuhr, wochenlang gefastet und gebetet, auf daß mir die Heiligen den Ort im Traume zeigen möchten, an dem die Schätze deines hohen

Vaters vergraben sind . . ." „Von dem Wodansschwert weiß sie nichts," lachte er für sich, „sonst würde sie weder Magen noch Lippen mit Fasten und Beten bemüht haben." — „Umsonst, kein Traumgesicht, wie doch sonst so oft, will sich mir zeigen." — „Mir scheint, die im Himmel hören manchmal nicht gut: zumal, wenn man ihnen nichts schenkt." — „Lästre nicht!" — „Horch, rasche Schritte auf dem Gang. Wer kommt . . . unangemeldet?" Er schlug den Vorhang auseinander — und fuhr erschrocken zurück. „Mutter! Du? Du hier? Und wie du aussiehst! Der Mantel zerrissen, über und über mit Straßenschmutz bedeckt — und so bleich! Bist du krank?"

Auch Genoveva erschrak über den Anblick der gewaltigen Frau, wie diese, hochaufgerichtet, regungslos, einer Statue gleich, in der Mitte der Thüre stand, von dem langen, schneeweißen Haar die Schultern überflutet, einen furchtbaren Blick auf den Sohn richtend.

„Wo . . . wo kommst du her?" „Aus dem verbrannten Wodanshain;" damit trat sie in das Gemach. „Wer . . .? Wer hat das gethan?" — „Du! — Lüge nicht! Du: — durch deinen Kanzler." „Wàs denn?" meinte der König verlegen, die Stirne furchend. „Wo ist er?" — „In Hel. Bei den Mördern. Unter Schlangen und Schwertern in eisigem Strom." — „Tot! Cautinus. Wàs denn? Ich brauche ihn." — „Guntberts Knabe erlegte das Scheusal. Ermordet liegt Guntbert: sein Weib sprang, der Schande zu entgehen, mit beiden Kindern in den Strom. Verbrannt — wie Wodans Hain — liegt sein Gehöft." — „Und du — was . . .?" — „Ich ritt Tag und Nacht und Nacht und Tag zu Childirichs Sohne ihn zu fragen . . . Nein, bleib nur, du fromme Christin, bleib. Er ist ja deines Glaubens: so höre mich und antworte du für ihn. Er hat dem sterbenden Vater, —

gedenkst du noch jenes Totenlagers, Genoveva? — geschworen, den alten Göttern treu zu bleiben: — hier steht er: — ein Christ." Ohne Besinnen sprach die Jungfrau: „Der Eid war Sünde. Der Herr hat ihn erleuchtet: dein Sohn mußte Gottes Rufe folgen, seine Seele retten."

„Wàs denn, Mutter, wàs denn? Was soll dies Verhör?" Ohne auf ihn zu achten, fuhr die Mutter fort: „Er hat ferner geschworen, die Weihtümer der Götter und ihre Verehrer zu schützen: — er verbrennt die Haine, er ermordet die Priesterinnen und die an die Götter glauben. Muß er auch das, seine Seele zu retten?" — „Nein, es ist schweres Unrecht! Ich warnte, ich wie Bischof Remigius und viele fromme Priester."

„Wàs denn? Weibergeschwätz!" fuhr Chlodovech los. „Hätten mir die frommen Priester so viel Geld gegeben, wie schöne Worte, hätte ich Cautinus nicht gebraucht. Hm, Guntbert! Schade drum! Aber nein! Geschah ihm recht. Er wollte mich ja verlassen. Sein Arm hätte doch nicht mehr für mich gekämpft. So hab' ich nichts verloren." „Chlodovech," sprach die Königin, mit Anstrengung die Empörung niederkämpfend — „du siehst: diese Christin, die ihr wie eine Heilige verehrt: — selbst sie verwirft deine grauenvolle Verfolgung unseres Glaubens. Nimm jenes Gebot zurück: ich bitte dich." „Wàs denn! Nein!" rief er, ungeduldig mit dem Fuß aufstampfend, „kann nicht. Muß Geld haben. Muß die Habe der Ketzer und Heiden einziehen. Die Goten! Die Goten! Täglich gewinnen sie Land." Eine lange Weile schwieg nun Basina. „Du brauchst also Schätze? Gold?" fragte sie dann langsam, mit seltsam prüfendem Blick. „Ob ich's brauche! So notwendig wie der Fisch das Wasser. Ich bin verarmt. Und das Glück des Sieges ist von mir gewichen." „So?" fragte die Mutter nachdrücklich. „O, um des Vaters

Siegesschwert und seine Schätze! Mutter, Mutter, hast du denn gar keine Ahnung, wer es sein mag, der darum weiß? Der kann am Ende längst gestorben sein!" Ohne auf die Frage zu antworten, wiederholte sie: „Nimm jenes Gebot der Verfolgung zurück. Halte deinen Eid." — „Nein doch. Ich hab's gesagt." — „Noch einmal mahne ich, bitte ich — hörst du? ich bitte: — bedenke deine Antwort jetzt! — mehr als du ahnst hängt davon ab. Nimm zurück. Halte deinen Eid." — „Nein, dreimal nein —" Da trat die hehre Gestalt dicht an ihn heran: sie bohrte einen Blick tödlichen Hasses in seine Augen, daß er sich entsetzt abwandte und, beide Hände hoch gen Himmel reckend, sprach sie langsam, jedes Wort wägend: „So sei verflucht vom Scheitel bis zur Sohle." „Mutter!" schrie Chlodovech, von Grauen geschüttelt. „O Königin!" seufzte Genoveva. Aber jene fuhr fort. „Weh über diesen Schos, der dich geboren. Hör's, mein Childirich, hoch in Walhall: Ich — ich halte meinen Schwur. Dein Sohn Chlodovech hier — hör's — er ist ein Schurke geworden." „Ha, zu viel!" brach Chlodovech los, faßte ihren gen Himmel erhobenen Arm und riß ihn unsanft herab. „Und wer — und was bist du, Tugendpredigerin, daß du so schelten darfst? Eine Ehebrecherin bist du, ein ihrem Gatten entlaufenes Weib."

„Herr König!" mahnte Genoveva. „Schweige du davon! Jeder andre Mund: — aber nicht der deine." Die Mutter sah ihn an, — schweigend — starr.

Er aber, ihre Augen meidend, fuhr fort, hastig im Gemach umherrennend. „Nein, ich will reden. Sie soll's einmal hören. Schon seit Jahren drängt mich's bei ihren unaufhörlichen Scheltreden. Wer war des Thüringkönigs Basinus rechtmäßig Eheweib? Du! Wer nahm den schönen Frankenkönig gastlich — nur gar zu warm! — in der Halle auf? Du! Wer entlief, nachdem Herr Childirich

nach Tournay zurückgekehrt war, seinem Eheherrn? Du! Wer floh durch Eis und Schnee und Urwaldschrecken, von allen verlassen, bis auf ein Paar, nach Tournay und ward hier, noch des Basinus pflichtgebunden Gemahl, das Weib Childirichs? Wer? Du! Und du willst Tugend lehren?"

„O Gott im Himmel," stöhnte Genoveva, die Hände ringend und in flutende Thränen ausbrechend. „O Gott! Verzeih dem Toten diese Sünde! Wie unsäglich hab' ich unter seiner Schuld gelitten! Vergieb ihm, Gott, um Christi, um meiner Gebete willen." Sie warf sich auf die Kniee und hob die gefalteten Hände empor. „Vergieb auch ihr, seiner Verführerin."

„Schweig, du Thörin!" herrschte Basina ihr zu, die unter den Vorwürfen ihres Sohnes, ohne mit der Wimper zu zucken, ihm nur überall hin gefolgt war mit den unerbittlichen Augen. „Was weißt du von unserer Liebe! Weil du, ein liebekrankes Jungferlein, den Herrlichen in deiner schmachtenden Seele trugst, so daß du, als er mich zum Weibe nahm, vor lauter Schmerz der Welt entsagtest und eine Heilige wurdest . . ."

Genoveva war in die bleichen Wangen heißes Erröten bis in die Stirne geschossen: sie schüttelte das Haupt: „Keine Heilige. Nur eine Büßerin für seine Schuld. Ich betete fortab jede Stunde bis heute für seine Seele — ich fastete — ich geißelte mich jede Nacht — für seine Seele!" — „Deshalb glaubst du, wahnsinnige Schwärmerin, du darfst unsere Liebe, unsere Ehe richten? — Du aber, schamlosester aller Söhne, du vernimm: ja, alles was du sagtest, ist wahr." — „Also!" — „Aber noch andres ist wahr. Mit fünfzehn Jahren zwang mich König Basinus, mein Oheim und mein Muntwalt, der Siebzigjährige, zur Ehe. Von der ersten Stunde an verfolgte er mich unschuldig Kind mit wahnsinniger Eifersucht. Nach

Jahren kam der junge Frankenkönig. Ja, wir liebten uns. Aber — bei Friggs Ring und Gürtel beschwöre ich's! — nicht ein Wort, nicht ein Händedruck hat es verraten. Jedoch der finstere Greis hatte Verdacht geschöpft und als er bald nach Childirichs Scheiden schwer erkrankte, da befahl er, — er wollte, daß ich auch nach seinem Tode nicht dem Franken angehöre! — auf demselben Scheiterhaufen, der seine Leiche verzehren würde, auch mich — lebendig! — zu verbrennen. Solchem Schicksal wollt' ich entrinnen: — ich entfloh, — wer will mich darum schelten? — nur von jenem treuen Paar begleitet: — und wohin, zu wem sonst sollte ich fliehen, als zu dem, um deswillen ich sterben sollte, flüchten mußte? Sprich — nicht du, Unwürdiger — aber du, Genoveva, kannst du mich verdammen?" — „Nicht die Flucht, Frau Königin: — aber die Vermählung. Noch viele Jahre lebte König Basinus und einstweilen warst du . . . ." — „Das Weib dessen, den du, Heilige, liebtest. Ich war Basinus vermählt und liebte Childirich: und Childirich war mein Gemahl und du hast ihn geliebt — ja, du liebst ihn heute noch. Ist das weniger Sünde?"

Da schlug Genoveva laut aufschluchzend beide Hände vor die Augen. Dann warf sie sich auf die Knie und seufzte. „Ich büße diese süße Sünde all' diese Jahre lang! Vergieb mir!" Basina beugte die hohe Gestalt zu der Flehenden hinab und hob sie auf. „Ich habe dir nichts zu vergeben. Ich gönnte dir im Leben gern, sich an seiner Herrlichkeit zu freuen, in seinem Glanz zu sonnen. Und ich ließ dich allein mit dem Toten. Nicht verfeinden, — verschwistern soll uns die Liebe zu ihm." „Ich danke dir," sprach Genoveva. „Laß mich nun scheiden. Mein Herz ist leichter als es jemals war. Ich gehe." — „Wohin?" — „In die Kapelle: zu beten für uns alle vier."

XLVII.

Chlodovech hatte den Worten der beiden Frauen mit starkem Unbehagen zugehört: solche Dinge, solche Empfindungen waren ihm unverständlich, zuwider. Wiederholt hatte er mit seinem „Wàs denn? Ist ja dumm!“ dazwischen fahren wollen: aber eine ihm selbst unerklärliche Scheu vor dem Edeln, Reinen, Hohen in diesen Seelen, hatten ihm den Mund verschlossen. Jetzt mit der Mutter allein zu bleiben, war ihm mehr als unbehaglich, war ihm unheimlich. Er fürchtete die stumme Drohung in diesen starr auf ihn gerichteten Augen. Er wollte hinter Genoveva hinausschlüpfen; aber Basina vertrat ihm den Weg. „Wir haben im Leben nur noch Ein Geschäft miteinander,“ sprach sie eisig. Es durchrieselte ihn der Ton, in dem sie das sagte. „Geschäft? Ich habe gar keine Zeit. Die Feinde, die Goten drohn!“ — „Ebendeshalb. — Du klagtest, dir fehle Gold, Unsieg verfolge dich. Wohlan, so nimm deines Vaters Schätze und sein Siegesschwert.“ „Höhne nicht!“ knirschte er. — „Ich höhne nicht. Die einzigen Augen, die zugesehen, als beide geborgen wurden, waren meine Augen.“ „Mutter!“ rief Chlodovech, außer sich vor freudigem Schreck. „Du? Du kennst den Ort? Und warum hast du mir solang' geschwiegen?“ — „Dein Vater befahl's. Hast du vergessen? ‚Nur in schwerer Not und Bedrängnis.‘ Die, scheint es, sind nun gekommen. Nicht?“ — „Wàs denn? Ich sollte meinen! Und du — du wolltest — jetzt — mir helfen?“ — „Ich will. — Unter Einer Bedingung.“

„Sprich! Jede!“ — „Wir wollen ein Urteil unsrer Götter — du des deinen, ich Wodans — entscheiden lassen

über unsern Glaubensstreit." „Gern!" rief Chlodovech. „Hei, ich hab's erlebt dort an der Lauter: Herr Christus hilft, ruft man ihn gläubig an." — „Gut. Und hier gilt's um seine ganze Herrschaft. Unsere Götter sollen an uns ihre Macht erwahren. Wir — du und ich — wir trinken jeder die Hälfte von diesem Trank." Sie holte aus dem Gürtel ein kleines, wohlverschlossenes Fläschchen aus Achat hervor. „Trank? Wàs denn? Was ist in dem Ding da?" fragte er stutzig. — „Gift. Tollkirschensaft." — „Wàs denn? Wàs denn? Ist ja dumm. Ich danke! Habe nicht Zeit, zu sterben." — „Du wirst nicht sterben, ist dein Christus ein Gott." — „Gewiß ist er das. Aber . . ." — „Kein aber. Wir trinken beide die Hälfte: du rufst den Gekreuzigten an, dich, ich Wodan, mich zu retten." — „He? Ei . . . ei. Ich mag doch nicht." — „Dann bleiben Schwert und Schätze mein Geheimnis." Unentschlossen ging er auf und nieder. „Warum gerade diese Probe? Wähl' doch eine andere." — „Diese oder keine. Ich will dir zeigen, daß es nichts ist mit dem Christengott." — „Ich . . ich . . wage nicht . ." — „Siehst du dein Mißtrauen? Und doch hast du Wodan verlassen? Wohlan, schau her. Hier, in diesem Karneolfläschchen, ist ein unfehlbar Gegengift — du weißt, ich verstehe mich genau auf solche Tränke. Versagt dein Gebet, — spürst du das Gift wirken, — so trink' dies Gegengift: du bleibst am Leben und Schwert und Schätze sind dein, obwohl dein Gott erlag." — „Und du, Mutter, was thust du." — „Ich nehme kein Gegengift: denn ich vertraue meinem Gott." Ein teuflischer Gedanke zuckte durch des Sohnes Hirn. „Dann ist sie verloren! Und ich bin die unerträgliche Anklägerin los! Nur müßt' sie sogleich, sowie sie getrunken, den Ort angeben. Thu' ich's nicht, verschweigt sie Schwert und Schatz. Ich kann die Greisin

doch nicht foltern lassen. Aber freilich . . . es ist waglich." — „Entschließe dich, bevor ich dies Gemach verlasse." — „Ei, ei, das braucht doch Besinnen."

Da eilte Ansovald herein mit bestürzten Mienen. „Eile, Herr König! Hilf! Schaffe Geld, Waffen, Krieger! Die Goten und Burgunden haben nicht nur die Loire, haben den Loir bei Châteaudun und die Eure bei Chartres überschritten: deine beiden schwachen Haufen, die sie dort abwehren wollten, hat Graf Vitigis geschlagen, jene Städte sind gefallen, die Goten ziehen auf Paris. Unsieg verfolgt dich fort und fort." „Das Schwert! Das Siegesschwert!" stöhnte Chlodovech. „Geh!" „Hier ein Brief des Bischofs Theoplastus; es sei die Antwort auf deine und Frau Hrothehildens letzte Frage." Er gab das Schreiben und ging. Chlodovech aber riß es erfreut auf. „Erwünscht! Im rechten Augenblick. Vernimm," rief er der Mutter zu, „schon früher einmal forschte ich bei Remigius: — du kennst den Namen." — „Ich kenne ihn, er hat dich getauft." — „Wie das denn sei mit dem Gott-Versuchen. Einmal ist das verboten: dann heißt es wieder: wer in vollem Vertrauen zu Gott betet, kann sicher sein, daß er ihn auch aus höchster Gefahr errettet. Nun hatte ich darüber Streit mit meiner frommen Königin: — sie konnte mir den Widerspruch nicht lösen: freilich sie, — wie deine neue Schwester Genoveva! — eifert stark gegen solches Versuchen. Aber was wissen schließlich die Weiber! An Remigius, der schwer krank liegt, konnten wir uns nicht wenden. So fragten wir denn Theoplastus, den neuen Bischof von Cambrai, und dies ist nun sein Bescheid. ‚Großer Herr König und fromme . . . .' und so weiter! Folgen andere Redensarten . . aha, jetzt kommt's: . . . ‚und ist also der Meinung des Herrn Königs durchaus beizupflichten (wußte schon, daß der meistens mir Recht

giebt, deshalb hab' ich ihn vorgeschlagen!), daß es nicht sträflich ist, nicht Gott versuchen heißt, begiebt man sich in Gefahr im vollen Vertrauen auf Gott und seine Wunderkraft, die man in gläubigem Gebet anruft: insbesondere dann' — nun bin ich gespannt! — ‚ist Gottes Wunderhilfe unzweifelhaft sicher, sucht man diese Gefahr zum Heile der Kirche und im Dienst des Herrn!'

Wàs denn! Wàs denn! Das ist ja herrlich! Ist ja gerade, wie wenn es ihm der heilige Geist für meinen Fall eingegeben hätte. Ich brauche Schwert und Schatz, diese gottverhaßten Ketzer abzuwehren: zum Heile der Kirche also und im Dienst des Herrn trink' ich das Gift. Her damit. Hier, hier sind zwei Becher, gleich groß" — er holte sie von dem Schenktisch, — „fülle sie gleich. Aber nicht etwa mir mehr! Und für alle Fälle — man kann doch nie recht wissen! — halte das Gegengift für mich bereit — wo ist es?" — „Hier halt' ich's in meiner Hand." — „Nun gut. Erst aber muß ich beten: ich muß es den Heiligen da oben, gründlich, deutlich sagen, um was es sich diesmal handelt." Er kniete nieder und sprach, zum Fenster hinausblickend, zum Himmel: „Also höre mich, Herr Christus, der du wesenseins! (O hör' es wohl!) mit Gott dem Vater! und ihr Heiligen alle: zumal du, Sankt Martinus von Tours und du, o Hilarius von Poitiers: — reiche Gaben hab' ich euch dargebracht, denkt jetzt daran! Seht: ich trinke jetzt das Gift der übeln Kirsche im vollen Vertrauen auf euch (Mutter, ist auch des Gegengifts genug? Ja?), daß ihr mich durch eure Wunderkraft erretten werdet. Denn hört: — wenn ihr's vielleicht vorhin nicht ganz begriffen habt! — ich trinke es nur euch zu liebe — Gold und . . . noch andres (das Wodansschwert könnte ihnen mißfallen, weißt du, Mutter) zu gewinnen, damit eure bittersten Feinde

und Verächter abzuwehren, diese schnöden Ketzer. Nun habt ihr's gehört. Nun helft! Gieb, Mutter, rasch."

„Erst höre mein Gebet! Waltender Wodan! Du weißt, welch' wildes Weh mein armes Mutterherz zerfleischt. Mein eigner Sohn ward dein grimmigster Feind. Das kann ich nicht ertragen. Gieb mir, sobald ich das Gift getrunken, den Tod." „Wie? Was denn? Was denn? — — Aber mir kann's recht sein," dachte er hinzu. — „Nun komm, nun trinken wir beide." — „Den Ort, nenne den Ort." — „Erst trink'! Dann spreche ich weiter."

Wild erregt riß er den Becher von dem Tisch und stürzte das Naß auf Einen Zug hinunter. Langsam, jeden Tropfen ausschlürfend, trank Basina. „Jedoch," sprach sie dann, „o Wodan, auch meinen Sohn, den Neiding, den eidbrüchigen Schurken, tilge aus dem Leben." „Was!" schrie Chlodovech und sprang entsetzt auf.

„Auf daß er nicht mehr deine Weihtümer schänden kann. Zeige, daß du mächtiger bist als die Heiligen, die er anrief." — „Mutter, du willst meinen Tod? Nun aber geschwind: — Du stirbst am Ende wirklich —: Den Ort, den Hort, das Schwert!" „Den Ort, den Hort, das Schwert," wiederholte die Frau bedächtig, jedes Wort wägend, „den Ort, den Hort, das Schwert?" Sie fuhr heftig zusammen, zuckend mit der Hand nach dem Herzen — „die wußte nur ich. Ich sterbe. Die Toten schweigen." Sie taumelte.

„Um Gott! Bei Wodan, beim lodernden" . . . schrie er gellend auf. „Welcher Schmerz! Feuer hab' ich im Herzen! Feuer im Hirn! Helft doch, Herr Christus, Martine! Wodan, hilf du! Ich will dich wieder . . — rasch, Mutter, das Gegengift. Rasch!"

Da schleuderte sie mit letzter Kraft das Karneolfläschchen auf den Marmorestrich, daß es klirrend zersprang: der

rettende Saft spritzte in Tropfen umher. Nun stürzte die hohe Gestalt rückwärts zusammen: „Mein Childirich! Ich hielt den Schwur. Er ward ein Neiding: er stirbt durch meine Hand.“ Sie verstummte: das Bewußtsein schwand.

Gellend, schrill, fürchterlich schrie er auf: „Hilfe! Hilfe! Wàs denn? Wàs . . . ist ja . .! Fluch über die Heiligen! Fluch über die ganze Welt!“

Mit einem hohen Satz sprang er an den Ausgang: da brach er bewußtlos zusammen.

Lange, lange lagen die beiden so, Mutter und Sohn, ohne Bewußtsein. Niemand hatte den Schrei gehört.

Als nach mehreren Stunden Genoveva, die sich von der Kapelle hinweg zur Pflege an das Bett der Königin begeben hatte, in das Gemach trat, um sich zu verabschieden, und den Vorhang auseinanderschlug, erschrak sie gewaltig: Beide lagen, wie sie gefallen waren, tot.

Sie vermochte nicht, Hilfe zu holen, um Hilfe zu rufen. Sie sank auf die Kniee, faltete die Hände und betete, betete für die Mutter und den Sohn.



Die schlimmen Nonnen von Poitiers

—•—

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

(a. 589 n. Chr.)

Motto:
— — ridentem dicere verum
quid vetat?
Horatius, Sat. I, 1, 24.



Dem Andenken

meines lieben Freundes und Landsmannes

Karl Stieler.

Erstes Kapitel.

Es war — nach urkundlicher Überlieferung — am Frühmorgen des ersten Märztages im Jahre fünfhundertneunundachtzig.

Heftiger Wind warf Regen und Schnee, durcheinandergemischt, an die Holzläden, mit welchen, in Ermangelung von Glas, das Rundbogenfenster des Schlafzimmers im Bischofshause zu Tours geschlossen war. Die Ampel, die, von der Decke herabhängend, in schöner Bronze-Umschalung ruhend, die Nacht über gebrannt hatte, war dem Erlöschen nahe. Daran merkte der hochehrwürdige Herr Bischof von Tours, daß der Tag angebrochen sein mußte. Er wachte schon lange. Sowie der Schlummer von ihm gewichen war, hatte er, fromm und tiefgläubig, mit warmer Inbrunst sein Morgengebet gesprochen. Daran reihte er das Vaterunser. Als er an die schweren Worte kam: „Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern," erhob er die Stimme lauter. Und nach dem Amen sagte er: „Ja, ich vergebe ihnen — allen. Unter den Verstorbenen dem argen, argen Grafen Leudast. (Ob der wohl im Fegefeuer vom Ränkeschmieden lassen kann?) Und unter den Lebenden der bösen Königin Fredigundis. Und sogar — ja, ich will ihm vergeben: es muß sein! — Ihm! Du weißt schon, heiliger Martinus, und du, lieber Gott, weißt es wohl auch, wen ich meine. Den Namen spreche ich nicht gern aus. Denn

der Name reizt mich und ärgert mich und erschwert mir das Vergeben.

Es ist aber wohl keine Sünde, wenn ich bei dem: ‚Erlöse uns von dem Übel‘ auch bete und wünsche, daß er von allen seinen Übeln erlöst werden möge: von seiner Hoffart nämlich und von seinem Dünkel, von seiner aufgeblasenen Überhebung, mit der er auf Amtsbrüder herabblickt, die ... — ich behaupte ja nicht, daß mein Latein so zierlich sei wie das seinige: aber macht denn das allein den Bischof, den Priester aus? Mag er ein besserer Grammatiker sein, ich bin ein besserer Christ. Wer weiß, ob er heute in aller Frühe schon für mich gebetet hat, so liebevoll wie ich für ihn! —

Was ist denn heute alles zu thun? — Nach der Messe kommt Dodo, mein Ökonom, mit den Rechnungen des abgelaufenen Monats. Und dann die Antwort auf des Herrn Königs Brief! Das will erwogen sein! Und dann — ei, was ist das für ein Lärm im Hofe? Welch Geschnatter! Wie eine Herde Gänse! Sollten die aus dem Verschlag entwischt sein? Heiliger Martinus, fang dein Geflügel wieder ein!“

Da ward die Thüre des Schlafgemaches heftig aufgestoßen: — der Bischof durfte nicht bei geschlossenen Thüren die Nacht verbringen und zwei Priester mußten, wenn nicht in seinem Schlafgemach, wenigstens in dem Vorzimmer schlafen: — herein stürmte Dodo, der Ökonom, das heißt der Vorsteher und Verwalter des bischöflichen Hausvermögens, mit ganz verstörten Mienen und rief: „Herr Bischof! Helft! hochwürdiger Herr Bischof! Der Teufel ist los! Der Teufel hat sie losgelassen! Der Teufel hat sie zu uns hergeführt. Sie stehen im Hofe! Ich weiß mir nicht zu helfen.“

Bischof Gregor, so rundlich und so behäbig-langsam

er sonst war in Gedanken und Bewegung, fuhr ganz geschwind aus den Decken, schlug, entsetzt über die wiederholte Erwähnung des Erzfeindes, ein Kreuz, stand, nur vom langen Nachthemd bedeckt, vor seinem Diakon und rief: „Wer ist los? Wer steht im Hofe? Wirklich — Er?“ — er ward ganz rot im Gesicht, als er zögernd beifügte — „Bischof Felix von Nantes?“ — „Ach, was viel ärgeres!“ „Das giebt es nicht,“ sagte Gregor überzeugt. „Doch! Schaut nur selbst!“ — Er zog den Riegel am Fenster zur Seite und stieß den Laden hinaus.

Gregor trat an die Öffnung, steckte den Kopf ein wenig vor, fuhr aber gleich, wie vom Blitz getroffen, zurück: „Barmherziger Heiland!“ rief er. „Was ist das? Weiber? Lauter junge Weiber! Eine ganze Herde! Hilf, Sankte Martine.“ Aber so flüchtig er sich gezeigt hatte an dem Fenster, er mußte erkannt worden sein: denn sofort rief vom Hofe aus eine helle Frauenstimme: „Guten Morgen, lieber Oheim! Wie hast du geschlafen?“ Und eine noch lieblichere fügte bei: „Ei, der Herr Pate! Gleich, gleich! Wir kommen schon.“ — „Gerechter Gott! Sie sind es im stande! Dodo, schließe die Thüre zu!“ — „Aber Ihr wißt ja, sie ist nicht verschließbar.“ — „Da hör' ich sie schon auf dem Gang! Dodo! Wirf dich ihnen entgegen.“ Aber zu spät: — schon standen auf der Schwelle zwei sehr schöne, ganz auffallend schöne junge Mädchen.

Mit gewaltigem Satze sprang der Rundliche auf sein Lager und zog sich die Decke bis unter das Kinn.

„Aber Mädchen! Unglückskinder!“ rief der Bischof. „Wo kommt ihr her?“ „Geradeswegs von Poitiers,“ antwortete die Größere der beiden. „Ist das Kloster der heiligen Radegundis abgebrannt?“ „Nein! Aber wir sind durchgebrannt!“ erwiderte die Kleinere lustig. „Ist

der Feind im Kloster, Chrodieldis?" — „Nur der böse Feind!" — „Um Gott! Wen meinst du?" „Die Frau Äbtissin," riefen beide zugleich. „Sie reden irre, Dodo," rief Herr Gregorius und fuhr sich durch die spärlichen grauen Haare. „Und allein? — Sprich du, Basina! Du warst immer artiger." — „O nein, wir haben noch neununddreißig mitgenommen!" „Ich dachte, es sind viel mehr," sprach Dodo zum Fenster hinausblickend, „solchen Lärm vollführen sie."

„Und in weltlicher Tracht," klagte Gregor. „O Chrodieldis!" „Leider nur von außen," lachte die Größere und schlug den braunen Mantel auseinander, „damit man uns nicht so leicht kennt und aufgreift. Unten trag ich es noch, das verhaßte weiß und graue Nonnenkleid . . . —" „Das Pfeffer- und Salzgewand," fügte die Jüngere bei. „Aber nicht mehr lang, beim Schwerte Chlodovechs, meines Ahnherrn."

Einstweilen hatte sich der Bischof soweit besonnen, daß er begriff, was geschehen war. Das war ein Fortschritt. Das Geschehene war unerhört, war entsetzlich. Aber es war ein Fortschritt, es zu verstehen. Er richtete sich ein wenig auf, stützte sich auf den linken Ellbogen und sprach: „Vor allem hebet euch hinweg aus meinem Schlafgemach, damit ich aufstehen kann. Dann werd' ich über euch richten. Dodo, — du sperrst sie ein."

„Nein, Oheim," sprach Chrodieldis ruhig, „das geschieht nicht." „Da hätten wir zu Poitiers bleiben können," lachte Basina. „Eingesperrt waren wir lang genug." — „Gieb uns lieber was zu essen, Dodo." „Ja, guter Dodo, lieber Dodo, Herzens-Dodo," schmeichelte die Jüngere, aus braunen Schelmenaugen zu ihm aufblickend. „Wir sind so hungrig!" Jede hing sich an einen Arm des Alten und lachend zogen sie ihn gegen die Thüre hin.

„Hungrig seid ihr? Arme Kinder! Das soll nicht sein im Hause des heiligen Martinus. Kommt nur mit mir." „Aber die anderen auch," bat Basina. „In Gottes Namen." „Dodo, werd' nicht schwach!" mahnte der Bischof, aus dem Bette warnend. „Laß sie doch hungern, die Ausreißerinnen." „Was?" rief Chrodieldis, drehte sich blitzschnell um, daß die Mantelkapuze herabfiel und ihre prachtvollen schwarzen Haare in breitem Strom herabrieselten: stolz und zornig leuchteten ihre dunkeln Augen. „Was?" wiederholte sie. „Königinnen sind wir." „Oder doch Fürstinnen," sprach Basina. „Nein, Königinnen: Reginae! So dürfen wir uns nennen: das ist unser Recht. Und als Königinnen wollen wir behandelt sein. Das merkt Euch nur gleich für diesen ganzen Handel und ... —" — „Und ins Kloster gehen wir nie mehr zurück!" — „Und wollt Ihr uns nicht zu unserm Recht verhelfen ... —" „So gehen wir zu unsern Vettern, den Königen ... —" — „Ich gehe zu dem alten König, zu Oheim Guntchramn nach Orléans." — „Und ich zu dem jungen! Zu Vetter Childibert! Da soll es noch viel lustiger sein, am Hof zu Metz." „Und find' ich kein Recht in diesem Reich der Franken," fuhr Chrodieldis fort, „darin mein Oheim und mein Vetter Könige sind, so schüttle ich den gallischen Staub von meinen Schuhen und geh hinüber nach Britannien, wo meine Schwester Aldeberga unter Krone geht zu Kent, des tapfern Königs Äthelbert Königin: dort find ich Zuflucht, Schutz und — Rache." „Lebte nur mein Vater noch, König Chilperich," rief Basina. „Ich war sein Liebling! Ich wollte auf seinem Schose sitzen und seine Wange streicheln so lange, bis er das verrottete Klosternest säuberte." Angstvoll sah Gregor auf die beiden: dann rief er: „Wißt ihr, was ihr seid? Besessen seid ihr."

„Nein!" zürnte Chrodieldis. „Königinnen sind wir."

„Aber sehr hungrige," lachte Basina. Und damit zog sie Dodo über die Schwelle hinaus.

Zweites Kapitel.

Das sollte ein schlimmer Tag werden für den guten Bischof Gregorius und noch gar vieler schlimmer Tage Beginn!

Nachdem er die heilige Messe gelesen, ging er in das kleinere Refektorium, das Speisegemach des Bischofhauses, das unmittelbar an die Basilika des heiligen Martinus angebaut war. Er fand hier Dodo und die beiden Rädelsführerinnen; dieselben lagen, lang ausgestreckt, auf den Holzbänken, die der Bischof — ganz gegen die Regel — mit weichen Decken belegt fand; sorgfältig hatte der freundliche Alte warme Teppiche auch über ihre Füße gespreitet; vor jeder der beiden Bänke stand auf niedrigem Tischlein ein Becher, aus welchem würziger Duft aufstieg.

Große Augen machte Gregor als er eintrat; er witterte gegen die Becher hin. „Was ist das für ein Getränk?" fragte er neugierig. „Warmer Würzwein, lieber Pate," rief Basina. — „Verstehst du, Dodo, diesen zu bereiten? Ich wußte das nicht." — „Nein, o Herr. Aber die Kleine da, die Braunäugige! Sie froren alle so sehr, die armen Mägdelein, wie Schwalben oder andere feine Zugvögelein, die zu früh zurückgekommen sind. Denkt doch nur! Von Poitiers bis Tours, — von Sankta Radegundis bis zu Sankt Martinus! — sind die armen Kinder, ohne Rast zu machen, gelaufen, Tag und Nacht, auf der von Schnee

und Schmutz hoch bedeckten Heerstraße, bei diesem Unwetter von Wind und Wasser. Kein Mensch hat sie auf Wagen oder Pferd genommen. Kein Mensch hat ihnen einen Bissen Brot gereicht, weil . . . —" „Weil wir nicht betteln," sagte Chrodieldis stolz.

„Weil mit davongelaufenen Nönnlein kein Mensch was zu thun haben will," lachte Basina. „Und weil wir nicht lassen von einander," fuhr Chrodieldis fort und ihre schwarzen Augen blitzten. „Wir hätten wohl hin und wieder einen Karren oder ein Pferd haben können für die eine oder andere; aber nicht für einundvierzig. Und wir stehen alle für eine und jede für alle. Wir haben's geeidet. Und . . ." — „Und ein Mädchen — ein Wort!" schloß Basina.

„Aber ganz schwach und elend," klagte Dodo, „waren die armen Dingerlein geworden." „Wo sind sie denn, — die andern?" fragte Gregor, sich scheu umsehend. „Ich habe sie einstweilen alle untergebracht in dem alten großen Oratorium, das leer steht: da hab' ich ihnen Feuer anschüren lassen auf den Steinquadern. Sie liegen und sitzen jämmerlich umher auf den Kirchenbänken. Ich habe schon den Bruder Zacharias, den Klosterarzt, kommen lassen; denn gar manche ist krank oder doch unbaß. Und wunde Füßlein haben gar die meisten. Nun, ich gab ihnen ein gutes warmes Frühstück: Eier und Süpplein und dann süßes Geschleck: — wie leckten so eifrig danach die zierlichen Zünglein, wie von jungen Kätzlein, ganz rosenfarben! Und dann brachte ich Wein. Aber die Kleine da, die Braunäugige, Braunhaarige, — schau nur die lockigen Haare . . . —" „Ja," sagte diese, mit den Fingern durch die Locken fahrend „jetzt — da sie trocken sind, — kräuseln sie sich gleich wieder: sind liebe, gute Seelchen, meine Haare." — „Die nahm mir den Krug gleich

aus der Hand, lief in die Küche — die hatte sie mit dem Näslein längst erraten! — und vertrieb den dicken Koch vom Herd: sie schickte ihn in die Würzkammer (— denkt nur, den brummigen, der keinen von uns in seine Küche treten läßt! ganz gutwillig diente er ihr, der Kleinen —) mit vielerlei Aufträgen und da er ihr alles Verlangte gebracht, Honig und allerlei Gewürz, da kochte sie den Wein damit auf, alles so geschickt und nett und rasch und säuberlich, daß der Koch sagte . . . —" Er stockte. „Ich tauge," fuhr Basina eifrig fort, „viel besser zur Hausfrau als zur Nonne. — Er hat recht, glaub' ich," seufzte sie. „Mein Koch und mein Ökonom sind behext, fürcht' ich," sprach Gregor staunend. „So viele Worte hintereinander hab' ich von Dodo nie gehört. Bei der Litanei leidest du an schwerer Sprache. Übrigens: — riechen thut das Zeug nicht schlecht . . . —" — „O kost' es, Pate!" Schon war die Kleine aufgesprungen und hielt ihm den duftenden Becher vor die Nase. „Die liebe Mutter lehrte mich's zu mischen."

„Audovera," sprach Gregor bewegt, „die arme, gute, Frühverstorbene! Nun, ihr zum Gedächtnis! Der Freundin meiner jungen Tage! Näher stand sie mir als Chrodieldens Mutter, meine leibliche Base Ingoberga; denn die war gerade so wildtrotzig wie du, Chrodieldis. — Ah, das mundet besser als des Kochs Gebräu. Danke dir, liebes Kind!"

Er wollte ihr über das krause Köpflein streichen: — aber sie stak schon wieder unter den Decken: sie hatte im Eifer vergessen, daß sie barfuß und nur vom Unterkleide bedeckt war. Gregor hatte das gar nicht gesehen. Er setzte sich nun zwischen beide Bänke auf einen Faltstuhl: den Becher hatte er in der Hand behalten. „Das that wohl; ich war erschöpft: ich faste natürlich bis nach der

Messe. — Du hast doch keine von den Ausreißerinnen, Dodo, zugelassen zu dem heiligen Sakrament? Wer weiß, ob sie nicht — thatsächlich — schon exkommuniziert sind." „Es hat keine danach verlangt," warf Chrodieldis ein. „Wir brauchten dringender Speise als Gebet," meinte Basina. „Ausgenommen eine: — sie weinte, da ich sie zurückwies." — „Wer war das?" — „Constantina."

„Wie? Welche? Doch nicht die Tochter des Herzogs Burgolen?" — „Jawohl." — „Was? Die ist auch dabei! Das sanfte, brave, liebe Kind!" „Sind wir das nicht?" fragte Basina. — „Die ist verführt. Verführt — von jener Chrodieldis da." „Ich hab' sie nicht gezwungen, mitzugehen," erwiderte diese achselzuckend. „O Dodo: — da muß es doch nicht ganz ohne Grund sein, dieses Davonlaufen," flüsterte Gregor seinem Vertrauten in das Ohr. Aber Chrodieldis hatte feine Ohren: „Ohne Grund? Gerechter Gott! Die Äbtissin Leubovera — ist das kein Grund?" „Davonzulaufen?" ergänzte Basina. „Ehe das Verhör beginnt, — das Gericht!" sagte Gregor, sich räuspernd, mit möglichst strengem Ton: er trank den Becher leer und gab ihn Dodo, der ihn geräuschlos wieder füllte aus einem großen Krug. „Eine Frage noch. Wie ist es möglich — daß ihr, — vierzig Stück! — daß eure Flucht nicht entdeckt ward, daß man euch nicht verfolgte, einholte?" „Man hat uns verfolgt, man hat uns eingeholt," rief Chrodieldis laut. — „Nun: aber? —" „Ich schlug die Angreifer sieghaft zurück! Einer blieb liegen: — der greift nach keiner Königstochter mehr."

„Heiliger Martinus!" schrie Gregor auffahrend von seinem Stuhl und auch Dodo erschrak. „Totschlag, Homicidium! Friedbruch, Blut . . . —" „Ja, Blut der Merowingen rinnt auch in meinen Adern," rief Chrodieldis, das schwarze Haar in den Nacken werfend. „Vier

berittene Knechte holten uns ein und wollten uns greifen. Den ersten, der die Hand nach mir ausstreckte, rannte ich vom Gaul mit dem Speer." — „Einen Speer! Wo hast du die Mordwaffe herbekommen?" — „Ich nahm ihn mit aus der Halle — auf alle Fälle. Es ist der Eberspeer des Jägermeisters: er lehrte mich immer gern die Waffen führen." — „Eine Nonne!" — „Ich bin noch keine! Und werde nie nicht keine werden." „Wo ist der Speer?" rief Gregor ängstlich und setzte sich vor Schreck nieder. „In der Waschküche," antwortete Basina. „Nahe dem Feuer, von Wand zu Wand gespreizt: unsere beiden Mäntel hängen daran zum Trocknen. Sieh doch mal nach, guter Dodo! Sie müssen bald trocken sein. Wir möchten doch in Ehrbarkeit aufstehen können." „Und vergiß nicht, frische Sandalen mitzubringen," rief ihm Chrodieldis nach. „Die unsrigen sind wie Siebe." „Und einen Metallspiegel, Herzensdodolein!" bat Basina, „meine Locken sind ganz unverständig kraus und wild." „Du hast den Mann schwer getroffen?" fragte Gregor. „Ei bewahre," tröstete Basina. „Der humpelte gar hurtig davon. Aber zwei andere! Tüchtige Kopfschmerzen müssen sie haben. Die Feldsteine waren groß. Und ich hätte der viel fastenden Castula gar nicht so kräftigen Schwung des Armes zugetraut." „Was?" forschte Gregor ganz verblüfft. „Castula? Die fromme Klausnerin ist auch dabei?" — „Gewiß! Die und Chrodieldis haben ja das Ganze gemacht." „Ich habe keine Freude," sagte diese, die Lippen aufwerfend, „an solcher Zusammenstellung. Sie ist eines Handwerkers Tochter." — „Nun, immerhin war es gut, daß sie neben dir stand, als die Reiter ansprengten; sie warf ihnen zwei Steine an die Schädel, daß zwei die Sättel räumten." „Der vierte aber," fuhr Chrodieldis fort, „wollte nicht ablassen von uns: sein Roß rannte die

Klausnerin in den Graben, schon streckte er den Arm nach mir aus. Da schlug ich die Kapuze zurück und rief ihn an: „Wag' es, elender Knecht, König Chariberts Tochter anzurühren! Glied für Glied lassen dir abhacken meine Gesippen, die Könige." „Und so stolz und grimmig sah die Base aus," fiel Basina ein, „daß der Mann den Gaul herumriß und davonjagte querfeldein." Gregor schüttelte den Kopf. „So was war doch früher nicht!" sagte er langsam. „Die Welt wird alt und arg. Was mag solches Geschehnis bedeuten? Denn merket: die Heiligen verkünden in allem, was geschieht, warnend, strafend, lohnend ihren Willen. Ist nur meist schwer zu erraten, was ein Ding bedeutet." „Jawohl! Was bedeutet zum Beispiel diese deine Rede?" fragte Basina, das etwas zu kurze Näschen emporreckend. Aber Gregor fuhr fort: „Jetzt soll ich also über euch richten. Über einundvierzig Mädchen." Er wischte sich die Stirn. „Dodo: — das wird eine harte Arbeit. Womit fang ich nur an?"

Der kleine Ökonom, dessen Bäuchlein bewies, daß er selbst nicht zu kurz kam bei seiner Hausverwaltung, hatte einstweilen die Oberkleider, die Mäntel, die Sandalenschuhe mitgebracht und auch den gewünschten kleinen runden Metallspiegel nicht vergessen. Rasch bekleideten und beschuhten sich die Mädchen; Basina holte aus dem Gürteltäschlein ein zierliches Kämmlein von Silber hervor und suchte vor dem Spiegel ihr lustig widerstrebend Haar zu bändigen.

„Herr," antwortete der Gefragte, „es ist gar nicht so schlimm. — Ich habe mich schon ganz gut darein gefunden. Und war doch zuerst sehr, sehr erschrocken! Der Pförtner hört den Klopfhammer ganz leise pochen, wie sonst nur Bettler klopfen . . . —" „Das hatte ich geraten," kicherte Basina vergnügt. „Chrodieldis wollte mit

ihrem Speer an die Notglocke schlagen, die neben der Pforte in dem Türmchen hängt. Beileibe! warnte ich. Sehen sie uns, lassen sie uns am Ende gar nicht ein. Ist doch ein Mönchskloster dicht daneben! So pochte ich gar demütig an." „Der Pförtner, noch halb im Schlaf," fuhr Dodo fort, „schiebt den Riegel zurück und will die frühen Ruhestörer schelten: — da war er schon hinweggespült, hinweggeschwemmt, hinweggetragen weit vom Eingang von einer ganzen Flut von jungen Geschöpfen; und fliehend, mit Angstgeschrei, weckte er mich." „Und da sind wir nun," sprach Chrodieldis, die hohe schlanke Gestalt voll aufrichtend, sie hatte ihren Anzug vollendet — „und fordern unser Recht." „Und kleinere Schuhe, liebster Dodo," sprach Basina, das Füßlein diesem hinstreckend: „du siehst —: einer von diesen würde für vier meiner Füße ausreichen." „Euer Recht?" wiederholte Gregor. „Ja, ihr seid ja die Schuldigen!" „Mitnichten!" riefen beide Mädchen. „Leubovera und Leuba sind's."

„Das golddurchwirkte Kleid," sprach Basina sehr zornig, „war hundert Solidi wert." „Und Ball gespielt hat die Äbtissin auch," rief Chrodieldis. „Und die Kopfbinde mit den Goldplättlein, die für die heilige Genoveva bestimmt war, ihrer Nichte aufzusetzen!" — „Und der unleidliche Kalkgeruch in den Bädern." — „Und einen sündhaften Mummenschanz hat sie abgehalten im Klostergarten." — „Und uns hat sie dabei ausgeschlossen!" — „Ja! bei dem zweiten!" — „Natürlich! Waren wir wieder dabei, war Leuba, ihre Nichte, wieder nicht mehr die Schönste." — „Wie das erste Mal." — „Und wochenlang — auch wann kein Fastentag ihren Geiz beschönigte — keinen Bissen Fleisch!" — „Im Juni noch gelbe Erbsen!" — „Weil sie kein Fleisch verträgt, sollte es uns ungesund sein!" — „Aber das Stärkste ist doch das mit dem Goldgewand." —

„Und mit der Stirnbinde!“ — „Nein, das Ärgste war: um Leubas Putzsucht willen, die arme kranke Julia und Constantina, die gewiß kein Unrecht thut, so schwer zu strafen!“ — „Mit dem Stachelgürtel!“ — „Und weil wir sagen, daß das sündhaft und blinde Gunst für Leuba sei, uns, die Königstöchter, auf drei Wochen bei Wasser und Brot in die Zellen sperren!“ — „Und uns, als ob wir Mägde wären, eigenhändig den Speisesaal reinigen lassen wollen!“ — „Zur Beugung unserer Hoffart!“ — „Zur Beförderung unserer Demut!“ „Aber ich habe ihr meine Demut gewiesen,“ lachte Chrodieldis auf. „Wohl nahm ich endlich den aufgedrängten Kehrbesen: — aber kreischend flohen sie beide, Leuba und Leubovera, als ich ihn gegen ihre Köpfe schwang.“ Hell auf lachten beide Mädchen.

„Das im vollen Ernst Allerschlimmste aber,“ sprach Chrodieldis ernst, „das sag' ich nur den Königen, meinen Gesippen, oder dem versammelten Gericht der Bischöfe. Die Zunge sträubt sich, es zweimal auszusprechen.“

Gregor stand seufzend auf. „So geht es nicht! So geht es, glaub' ich, nicht mit dem Verhör. Es sollte alles der Reihe nach . . . —! Aber womit fang' ich an?“ „Wenn wir sie einmal zählten?“ meinte Dodo. „Wir sind jetzt gewissermaßen für sie verantwortlich. Denkt, wenn uns die eine oder andere auskäme? Ins Kloster liefe sie wohl nicht zurück! — Laßt einmal alle hereinkommen . . . —“ — „Nein! Nein! Nicht noch mehr! Ich habe ganz genug an diesen beiden.“ — „Ei, es sind auch unter den andern einige blitzsaubere.“ — „Aber Dodo!“

„Keine Gefahr, Herr Bischof. Bin bald sechzig. Allein wenn man sich einmal an das Gewusele und das Gezapple gewöhnt hat: — sie sind wie vierzig Grundeln in engem Wasserkessel! — es ist ganz hübsch.“ „Ja, zählen oder

— zeichnen müßte man sie allerdings," nickte Gregor, „daß sie, wenn entsprungen oder gestohlen, nicht so leicht unterschlagen, verwechselt oder abgeleugnet werden können." „Mit roter Kreide, wie die Klosterschafe," lachte Basina. „Euer Ökonom hat recht, Herr Oheim," sagte Chrodieldis streng. „Es ist notwendig, unsere Zahl, unsere Namen festzustellen: — nicht aus jenen Gründen! Sondern damit wir alle, alle die Anklageschrift gegen die Äbtissin unterschreiben und insgesamt die Erklärung, daß wir uns nicht zufrieden geben und beruhigen, bis diese Äbtissin abgesetzt ist . . . —" „Wehe, wehe, das ist offene Rebellion!" seufzte Gregor.

„Oder doch eingesteht," fügte Basina bei, „daß sie bezüglich ihrer Nichte Leuba in schwerem Irrtum und gegen uns im Unrecht war." „Diese Anklageschrift und Erklärung werde ich jetzt aufsetzen," schloß Chrodieldis. „Hilf mir, Kleine! Ich gehe besser mit dem Jagdspeer um, als mit dem Schreibrohr. Ich diktiere, du schreibst." „Wie Jungfrau Königin befiehlt," spottete Basina. „Vergiß nur nicht, daß ich auch Königin bin." — „Und unsere Mitanklägerinnen werden alle die Urkunde unterschreiben. Dann habt ihr auch gleich unsere Namen alle beisammen." — „Und jede von uns erhebt drohend Hand und Stimme bei dir." — „Und bei dem Bischof von Poitiers!" — „Und bei dem Oberbischof zu Bordeaux!" — „Und bei den Königen, unseren Gesippen!" — „Und, muß es sein, bei dem heiligen Vater in Rom!" — „Und bei dem ganzen Volk und Heer der tapferen Franken!" — „Wir wollen doch sehen, wenn Bischöfe und Könige, wenn die Alten uns im Stiche lassen, — ob es in diesem Reiche keine jungen Helden mehr giebt, welche sich armer, verlassener, hübscher, junger Mädchen annehmen!"

Gregor schlug die Hände über dem Kopf zusammen;

auch Dodo erschrak. „Welch weltliche Gedanken!“ stotterte der Bischof.

„Ja, das wollen wir doch sehen!“ schloß Chrodieldis und rauschte majestätisch hinaus; Basina hüpfte ihr nach.

„Dodo,“ sagte Gregor, ihnen nachblickend. „Das war kein Verhör. Nicht einmal ein Anfang dazu.“ — „Nein! Aber die Namen wenigstens stellen wir fest auf diese Weise. Und erfahren, hübsch hintereinander fort, was denn geschehen ist in dem Kloster. Wer weiß, ob die Mädchen nicht im Rechte sind. Frau Leubovera ist ein wenig . . . —“

„Beschränkt, willst du sagen? Das ist nicht ganz zutreffend. Der Eine Gedanke, den sie überhaupt nur hat: — nämlich das unsinnig viele Geld ihrer Nichte dem Kloster zu sichern . . . —“ — „Ja, der ist an sich nicht dumm. Aber Ihr werdet zugeben, Herr Bischof, Ein Gedanke ist — für zweiundsechzig lange Jahre — wenig. Was nun die Leitung des Verfahrens betrifft . . . —“ „O das wird schwer,“ klagte Gregor. „Zwar der Fall ist klar: der Stiftungsbrief der heiligen Radegundis bedroht solche Flucht mit Exkommunikation . . . —“ — „Herr, Herr, treibt die Mädchen nicht immer weiter! Baut ihnen eine Brücke zur Rückkehr.“ „Wie wär' es,“ meinte Gregor listig, „wenn ich mich für unzuständig erklärte? Des Königs Gericht anriefe?“ — „Geht nicht! Ist ja doch ein kanonischer Fall. Geistlicher Gerichtsbarkeit darf nichts vergeben werden.“ „Nein! Gewiß nicht, gewiß nicht!“ rief Gregor erschrocken. „Aber . . . —“ „Herr,“ riet Dodo, „ich wüßte schon einen, der Euch den rechten Rat erteilte. Er ist gar scharfen und feinen Geistes, auch in Rechtsgelahrtheit gut beschlagen. Zufällig erfuhr ich, daß er auf der Reise nach Orléans zu König Guntchramn ganz in der Nähe weilt: — im Kloster des heiligen Anianus

32*

drüben über der Loire ... —" „Mensch," fragte Gregor zornig und ward ganz rot im Gesicht — „wen wagst du zu meinen? Wen? —" — „Nun, den gescheitesten Bischof im ganzen Reich ... —" „So! So!" schrie Gregor außer sich. „Auch du, mein Dodo, bist also eine Viper — und eine recht dicke Viper bist du! — die ich an meinem Busen genährt? — Herrn Felix? Den Grammatikus? Den Stilkünstler von Nantes? Eh' ich den zu Rat und Hilfe bitte, — eher sollen mir schon alle einundvierzig Nonnen einundvierzig Eheweiber werden!" — „Herr Bischof, hütet Euch, daß Euch nicht der böse Feind beim Worte nimmt."

Drittes Kapitel.

In dem Palatium des vortrefflichen alten Königs Guntchramn zu Orléans drängten sich Gesandte fremder Fürsten, geistliche und weltliche Große, Prozeßparteien, Beschwerdeführer, Bittsteller aller Art.

Das war draußen, in den Vorhallen. Die zunächst zu dem Gehör Zugelassenen wurden, einzeln oder paarweise, von den Wache haltenden Höflingen in das kleine Gemach geführt, das vor dem Schlafzimmer des Königs lag. Flavianus, der Domesticus, das heißt der Groß-Haus- und Hofmeister des Reiches von Orléans, nahm sie hier zunächst in Empfang.

Der war von Geburt ein gallischer Romane: ein sehr geschäftserfahrener, gewandter, und auch durchaus wohlwollender Mann, der nur das Unglück hatte, von armen Eltern zu stammen und ehrlich zu sein. Er hatte sich durch Verdienst und Tüchtigkeit zu jenem hohen Amt empor-

gearbeitet; aber da er unbestechlich war, hatte er nicht ein Vermögen erworben, wie es seine Stellung und noch mehr die kostspieligen Neigungen seines Herrn Sohnes, Macco, erheischten. Das machte ihm oft schwere, schwere Sorge.

So auch an dem schönen Aprilmorgen, da wir ihn in dem Vorzimmer des Königs treffen, das kahle Haupt auf beide Hände gestützt, die Ellbogen gelehnt auf einen mit Schriften und Rechnungen bedeckten Marmortisch. „Es langt nicht! Es langt wieder einmal nicht!“ seufzte er. „Dieser Junge braucht mehr für seine Jagdfalken, seine Eberhunde und seine Rosse als ich für mich, für seine Mutter und für seine fünf Schwestern. Eben hatte ich für zwei der braven Mädchen von dem gütigen König in dem Kloster der heiligen Radegundis zwei erledigte Stellen erbeten: — da bricht diese lächerliche Empörung aus, der „Nonnenkrieg von Poitiers“, wie der dumme Handel schon in ganz Gallien heißt. Wer kann seine Töchter in diesen Hexenkessel tauchen? Nun sind diese zwei auch wieder nicht versorgt. Und es langt nicht! Und ich finde keinen Rat!“ „Dann ist keiner zu finden!“ sagte eine angenehme Stimme und eine Hand legte sich leicht auf des Niedergebeugten Schulter. „Verzeiht, Herr Domesticus! Ich ward hereingeführt: ich rief Euch wiederholt an: — Ihr hörtet nicht. Nicht länger durfte ich Euer Selbstgespräch belauschen.“ „Ihr seid von feinsten Sitten, hochwürdiger Herr Bischof,“ sprach der Domesticus aufstehend. „Vergebt,“ und er reichte dem andern die Hand; der trug die bischöfliche Tracht, sehr geschmackvoll, aber durchaus nicht überladen, mit Gold gestickt. Es war eine schlanke, zartgliederige Gestalt von kleinen, leichten, leisen Bewegungen; ein wohlgebildetes ovales Antlitz von klugem, gereiftem, geistüberlegenem Ausdruck: die kleinen, grauen Augen blickten scharf, aber nie bösartig: dieser feine Mund liebte den

zierlichen Witz und das Lächeln. „Ich hörte Euch seufzen. Vermutlich der alte, Eures hohen Wesens unwürdige Verdruß?“ — „Gewiß! Mein Sohn verschwendet maßlos.“ — „Das ist ein zu unbarmherziger Ausdruck. Freilich: ich kann leicht barmherzig sein, ich zahle seine Schulden nicht. Aber ich kenne seine Gewohnheiten. Ich lade ihn gern zu mir, den fröhlichen Schalk. Ich habe gern die Jugend um mich.“ — „Drum bleibt Ihr selber jung.“ „Ich weiß die Zeit noch recht wohl,“ lächelte der Bischof, „da ich erheblich jünger war. Herr Macco braucht viel, nicht allzuviel. Ihr allein seid schuld.“ „Das wäre!“ sagte ärgerlich der Vater. „Ich spare an mir selbst, damit . . . —“ — „Nicht so. Ihr habt jetzt nur zu zahlen für Euren — Ehrgeiz. Warum ruhtet Ihr nicht, bis Ihr der erste Mann waret in diesem Reich? Der Sohn des burgundischen Domesticus kann nicht sparen.“

Angenehm berührt sprach Flavianus: „Ja, ja, er soll ja nicht geizen der Junge.“ — „Und er ist sonst so tüchtig, so brauchbar, so waffenfreudig. — Ich möchte Euch, ihm und dem Staat einen Gefallen erweisen. Der Graf von Poitiers ist plötzlich gestorben. Ihr wißt, der Bischof der Stadt hat — thatsächlich — eine Art Vorschlagsrecht. Ich habe Bischof Marovech, meinen Freund, bewogen, beim König Euren Sohn sich als Grafen zu erbitten.“

„Dank, tausend Dank, Herr Bischof. Ja, so handelt ein Freund. Aber,“ fuhr der Staatsmann sogleich fort, „was kann ich . . . —?“ — „Ihr meint: als Gegenleistung geben? Ich sehe, ich atme die Luft des Hofes. Hier ist kaum der Tod umsonst! — Nun, ich will nicht heucheln. Ich hätte wohl eine kleine Bitte.“ „Alles, was Ihr wollt! — Denn,“ fügte der Politiker, sich rasch verbessernd, bei: „Ihr verlangt von mir nichts Unmög-

liches. — Namentlich kein Geld . . . —“ schloß er ganz zaghaft.

„Im Gegenteil. Ich möchte Euch Geld anbieten: — natürlich nicht geschenkt: denn Ihr seid mein Vorgesetzter! Und auch nicht geliehen: — denn ich möchte, daß wir Freunde bleiben. Aber abkaufen möchte ich Euch etwas. Mein Freund Venantius Fortunatus —“ — „Ah, der große Dichter!“ „Nun, nun, die Verslein könnten manchmal sauberer sein,“ meinte der Feinschmecker, mit den Fingern leicht skandierend. „Ebendeshalb möchte ich eine Handschrift des Ovidius für ihn erwerben. Es ist nur Selbstsucht,“ lächelte der feine Mund. „Ich habe so empfindliche Ohren. Und er liest mir, unerbittlich, alle seine Verse vor —: vielleicht schult er sich an dem unvergleichlichen Naso.“ — „Ja, aber wer hat einen Ovidius!“ — „Ihr, o Herr Domesticus!“ — „Ich? Nicht daß ich wüßte! — Wo?“ „In Eurer Speisekammer,“ schmunzelte der andere. „Eure fleißigen, vortrefflich wirtlichen Töchter haben ihn zerschnitten und die Töpfe voll eingemachter Früchte damit zugebunden. Mein Schreiber, der schon früher einmal eine halbe Dekade des Livius aus Eurem Hühnerstall hervorgezogen — er wittert alles aus, dieser gescheite, fürwitzige und freche kleine Wascone! — fing nur deshalb eine — Freundschaft an mit Eurer dicken Kameraria. Sie ließ ihn von gar mancher ihrer Süßigkeiten naschen: aber ihm war es mehr um die Küche als um die Köchin darin und mehr um die Deckel der Töpfe als um die Pfirsiche darin zu thun! — Man kann noch alles zusammenkleben, es ist fast der ganze Ovid. Manchmal fehlen freilich die Hexameterausgänge: — aber das ist gerade heilsam für Freund Fortunatus. Er mag sich üben, sie zu ergänzen: just den fünften Fuß behandelt er nachlässig;“ er lachte und rieb die kleinen Hände. — „Mit

Freuden schenk' ich sie . . ." — „Nicht doch! Toccho, der Librarius des Hofes, soll den Wert der Handschrift schätzen. Ich zahle ihn bar! — Und außerdem den Wert der Pfirsiche, die deshalb — vielleicht! — verderben." — „Und das ist — wirklich — alles, was Ihr von mir zu erlangen wünscht?" Der Prälat hob verweisend den Finger: „Ei, ei! So ein Staatsmann glaubt nicht an Uneigennützigkeit von anderen, nicht einmal von Bischöfen. — Gut denn, ich habe noch eine Bitte." „Dacht' ich's doch," brummte Flavianus. — „Verwendet Euch beim König für einen wackern Amtsbruder von mir, der ein wenig in den Schatten der Ungnade gesunken ist." — „Für wen?" — „Für Gregorius, den braven Herrn zu Tours."

Hoch erstaunt fuhr Flavianus auf: „Wie? Ihr —: Herr Felix? Er hält Euch für seinen schimmsten Feind!" „Sehr mit Unrecht," sprach der Bischof von Nantes und ließ sich auf dem Ruhebett nieder, das neben dem Tische stand. „Seht, das kam so." Und nun zog ein gutmütiges, behagliches Lächeln über die feinen Züge, das sie angenehm belebte. „Wir waren Schulkameraden, schon in der Klosterschule zu Arverna, die der gelehrte Avitus leitete. Leider war ich immer der Erste. Und der gute, fleißige, pflichttreue Gregor, — der war, nun, sagen wir: nie der Erste. Er hat ganz hübsche Geistesgaben, aber — er ist ein wenig — langsam und schwerfällig. Die andern neckten und verspotteten ihn viel: ich leider auch! — Zumal wegen seines unglaublichen Latein." „Ja, daß Gott erbarm!" seufzte der Domesticus. „Das ist es ja eben! Der Herr König Guntchramn, der kann zwar viele falsche Casus vertragen. Er selbst ist ja . . . —" Felix lächelte: „als König oberhalb der Grammatik." — „Aber mein gestrenger Amtsbruder, der Referendarius Marcus! Ein starker Lateiner . . . —" — „Es ist das Einzige,

worin er stark ist.“ — „Der ist ganz wütig auf den alten Herrn zu Tours. Er hat beim König sich beschwert über Gregors gewaltthätige Deklinationen. Er hat erklärt, er lege sein Amt nieder, wenn er noch mehr gregorianisches Latein lesen müsse. Es sei eine Schande für einen Bischof.“ — „So? Seltsam! Wenn aber der Herr König Guntchramn — für Geld! Simonie nennt man das . . . —“ — „Still! Um Gott! Der König ist ja da drinnen.“ Aber Felix fuhr mit noch lauterer Stimme fort: „für Geld irgend einen alten Schildspalter und Helmbrecher, einen krassen Laien, gegen die Kanones flugsweg zum Bischof macht, da frägt Herr Marcus nicht nach dessen Latein. — Natürlich! Die tapferen Herzoge und Grafen, die den Bischofstuhl als Faulbett, — wollte sagen: als — Ruhesitz suchen für das Ende ihrer sehr weltlich verbrachten Tage, die schreiben gar kein Latein, weder schlechtes noch gutes: aus triftigem Grund! — Nun will ich freilich gern zugeben, daß gar kein Latein immer noch viel, sehr viel besser ist als das meines armen Gregor. — Und aus seinem Latein rührt ja sein Wahn, ich sei sein Feind. Ich habe ihm allerdings einen Spitznamen aufgebracht, den er mir nie vergab. Wir waren schon junge Diakone. Da wettete ich mit den andern bösen geistlichen Buben von Arverna, Gregor werde in dem Niederschreiben des Glaubensbekenntnisses mehr als dreißig Fehler machen. Wir ließen den Nichtsahnenden es schreiben: — er machte vierundsechzig! Und ich nannte ihn den ‚Wunderhirsch Sankt Martins‘, den ‚Vierundsechzig-Ender‘. Das haftete an ihm. Und er hat mir nicht verziehen bis heute. Ich wollte neulich gern einen Hof seiner Kirche kaufen, der meine Güter im Gebiet von Tours gut abrunden würde. Da schrieb er mir ganz wutentbrannt: — anstatt einfach ‚nein‘ zu sagen, falls er nicht wollte. Hier hab ich das Brieflein.

‚Wehe denen, die da ein Haus an das andere ziehen und einen Acker bringen zum andern, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen! Dich, o Felix von Nantes, oder vielmehr von Habsucht und Groß-sprecherei — (diese Wendung hat ihm offenbar sehr gefallen! er hat sie unterstrichen!) hat der Prophet Jesaias V, 8 mit diesen Worten gemeint. O — fährt Gregor fort — daß du doch Bischof von Marseille geworden wärst! Dann würden dir die großen Seeschiffe nicht Öl oder andere Waren bringen müssen, sondern immer nur: Papier, Papier, Papier:‘ (du weißt Flavianus: der meiste Papyrus aus Ägyptenland wird nach Marseille eingeführt!) ‚damit du noch mehr Raum hättest, durch deine spitze Feder brave Männer zu verunglimpfen. Aber so setzt der Mangel an Papier deiner bösen Zunge ein Ziel!‘ — Ich bitte, Herr Domesticus, als ob ich für meine Zunge des Papiers bedürfte! — Ganz falsches Bild! — Ich habe die Schnitzer in diesen fünfzehn Zeilen wieder gezählt: es sind sechsundzwanzig Fehler darin.“ — „Ihr könnt aber auch das Zählen nicht lassen!“

„Gregorius hat ein Latein von Blei, aber ein Herz von Gold. Wie hat er sein eigenes Vermögen hingegeben, um die blutige Fehde zu schlichten, die kürzlich im Bistum Tours ausbrach: aus eigenen Mitteln hat er das hohe Wergeld bezahlt. Ehre solchem Hirten der Seinen! Und wie unerschrocken hat er dem Tode getrotzt in dem Prozeß des Bischofs Prätextatus von Rouen, getrotzt der fürchterlichen Königin Fredigundis . . . —“ „Gott schütze uns vor ihr,“ sprach, leicht erschaudernd, der Domesticus. „Schon pochten nachts ihre Mordboten an seine Pforte: — er gab nicht nach. Er blieb bei seinem Wort und seiner Pflicht. Einem solchen Mann und Christen muß man mehr als vierundsechzig Schnitzer im Glaubens-

bekenntnis nachsehen. Ich bitt' Euch, sprecht zu seinen Gunsten." — „Gern! Aber es wird schwer sein. — Freilich: daß er so gern an Mirakel glaubt, das empfiehlt ihn unserm königlichen Heiligen."

„Ja, ja," lächelte der Bischof. „Fällt ein Böser, der nicht schwimmen kann, ins Wasser und ertrinkt, so ist's Gregor ein Strafwunder. Fällt ein Guter ins Wasser und schwimmt ans Land, so ist's ein Gnadenwunder. Bleibt ein schönes, braves, aber armes Mädchen sitzen, so ist's ein Strafwunder: — für eine freilich sehr verborgene Schuld! —" „Die Schuld ist, daß ihr Vater kein Geld hat," seufzte Flavianus. — „Während es doch ein viel größeres Wunder wäre, wenn sie einen Mann bekäme, wie jetzt unsere jungen Herren sind." Flavianus lachte. „Ei, Herr Bischof, glaubt Ihr nicht an Wunder?" Da sah ihm Herr Felix ernst in die Augen und sprach: „Die ganze Welt ist ein herrlich Wunder, das Gottes Weisheit preiset. Aber ich glaube nicht, daß der liebe Gott so viele Wunder thut, daß sich kein Mensch mehr darüber wundern kann. Ein Wunder aber ist, daß Ihr Domesticus geworden und doch arm geblieben seid. Übrigens: jetzt thut ja sogar der Leib des frommen Königs Guntchramn Wunder! Seltsam ist es schon! Der Ahn ist ein heidnischer Meerwicht: — und durch des Enkels Leib, durch seine Berührung thun unsere Heiligen die schönsten Wunder! Zum Beispiel: ist dem König Guntchramn im Schlaf schon lange kein Geist mehr aus dem offenen Mund gefahren, wie damals, in Gestalt des kleinen Tierleins? Nicht? — Nun, an jenes Wunder glaub' ich. Weil es ihm nämlich im Schlafe geschah." — „Wie meint Ihr das?" — „Im Wachen hab' ich noch nichts von Geist aus seinem Munde gehen hören." — „Ei, ei, Herr Felix! Ihr habt wirklich . . . —" — „Eine böse Zunge? Nein! Ich mein'

es niemals böse. Aber ich sehe so leicht das Lächerliche an den Menschen und an den Dingen: — zumal jedoch auch an mir selbst! — und, hab' ich es gesehen, dann muß ich es sagen und kostet's den Hals."

„Es ist vererbt auf Euch, Herr Bischof. Stammt Ihr doch von jenem Apollinaris Sidonius ab, den man mit Recht den witzigsten Geist der Gallier genannt hat. Aber still: da kommt der König. So rasch? — So lebhaft? — Gegen seine Art! Was mag er haben?"

Viertes Kapitel.

Aus dem Seitengemach eilte, so geschwind die kurzen und dicken Beinchen ihn tragen wollten, der gute König Guntchramn in den Saal. Einen weiten Purpurmantel hatte er um die Schultern geschlagen; das Untergewand, das den Gürtel verloren oder heute noch nicht getragen hatte, hielt er über dem Bauch mit der Linken zusammen; in der Rechten trug er einen zerknitterten Brief. So wenig würdevoll die Haltung des alten Fürsten war, — immerhin lag auf den weichen Zügen, in den heiteren himmelblauen Augen soviel freundliche Herzensgüte, daß man dies Antlitz gern schaute. Und das schneeweiße Haar, das er, nach der Sitte der merowingischen Könige, in langen, langen Lockenringen auf die Schultern wallen ließ, gewährte eine bedeutsame Umrahmung des an sich nicht sehr bedeutenden Kopfes. „Oh, ah," rief er beim Eintreten. „Uh, ah! Das ist arg, das ist arg, sag' ich. Das ist, — das ist des Teufels Unkraut unter den Lilien!"

Staatsmann und Bischof verneigten sich ehrerbietig.

„Ah! Flavianus! Und Ihr, hochwürdiger Herr Bischof! Euren Segen! — Nachher! — Heilge Chrotehildis, was ist denn da unten so kalt? — Ach so! Ich vergaß — in der Eile! — Gleich, gleich bin ich wieder hier." Und er humpelte in das Schlafgemach zurück.

„Was ist ihm denn?" fragte der Bischof erstaunt.

„Er hat," lachte Flavianus, „nur Eine Sandale angebunden. In dem Schlafzimmer, auf den Teppichen, hat er es nicht gemerkt: aber hier auf dem kalten Stein-Estrich!" „Wie eine Krähe!" und der Prälat lachte, bis er vor Vergnügen über seinen eigenen Einfall die Augen zusammendrückte. — „Eine Krähe sah ich jüngst so hüpfen — in dem Schnee!"

„Krähe im Schnee? Ja, ja" — der König stand schon wieder vor ihm; er hatte die andere Sandale angebunden und sich einstweilen den Goldreif, der die Krone ersetzte, auf das runde Haupt gesetzt; nun mühte er sich, den Gürtel um die Hüften zu befestigen. — „Ja, die Krähe! Das ist das jüngste Wunderzeichen. Hast auch schon davon gehört, Bischof. Ja, ja, die Zeichen mehren sich. Weißt noch nicht? Zu Bourges war's. Der Graf Doniko hat eine schöne Tochter — gehabt. So schöne rote Haare: — hast sie nicht gekannt? Schade! — In dem Hof vor ihrem Schlafzimmer sah man tagelang mit erstaunsamer Beharrlichkeit eine Krähe hüpfen in dem frisch gefallenen Schnee. Anfangs waren's lauter Krähentritte. Aber eines nachts hatte die Krähe Spuren hinterlassen — von was? Rate! Aber das rätst du nie! Wie von einem Manne: ganz täuschend ähnlich, sag' ich dir, Bischof. Habe sie selbst gesehen und ausgemessen. Am anderen Morgen — whit, whit!" — der König pfiff unheimlich. „Tochter war fort: Schlafzimmer leer! Die Krähe hat sie entführt. Natürlich: der Üble, der schwarze Wicht, der in Krähen-

gestalt im Hof umhergehoppt hatte. Du zweifelst? Ich sage dir aber: vor dem Hof war — du weißt: Er hat einen Pferdehuf! — deutlich eine Pferdespur: — sogar von vier Hufen! Grauenhaft, nicht? — Hast du schon gehört? Neulich ging wieder von mir eine große Wunderkraft aus. Ich sage mir's nicht zum Lobe! Gott behüte! Wundert mich sogar, daß die Heiligen sich meiner bedienen. Ging da in Prozession psallierend durch die Straßen von Marseille, wo die arge Pest wütete. Viele Dämonen waren in den letzten Tagen ausgefahren aus Besessenen bei meinem Anblick. War da eine arme Frau, deren Sohn litt am viertägigen Wechselfieber. Die Mutter schleicht mir nach, schneidet mir im Gedräng eine goldene Quaste vom Mantel, trägt sie nach Hause, kocht sie in Wasser, giebt ihm den Sud zu trinken und — der Mensch ist geheilt. Nun bitt' ich dich! Eine bloße Quaste von mir! Ich spürte nichts davon! Rein gar nichts! Und er — er war geheilt. Da ist die andere Quaste. Ich schenke sie dir: — ich widme sie auf den Altar deiner Basilika zu Nantes. Schneide ab, Flaviane! Ach so, es ist verboten mit Waffen mir zu nahen, seit . . . — Elf Mörder hat Schwägerin Fredigundis schon gegen mich ausgesandt. He, Bischof, die Hartnäckigkeit von dem Weib? Aber ich fürchte mich nicht. Mich schützen die Heiligen." „Und du verdienst es, Herr König," sprach Felix, der jetzt zu Worte kam, weil der König nicht mehr Atem fand. „Denn du bist gut. — Allein was hat dich vorhin so aufgebracht? Ich glaube, es war der Brief da in deiner Hand." Rasch warf ihn König Guntchramn auf den Tisch, als ob das Pergament ihm die Finger brenne. „Ja freilich! — Der Brief! Die Anklageschrift, wie sie's nennen, diese kecken Maikäfer von Mädchen! Der Inhalt selbst: — dummer Schnack! Gar nicht zu verstehen. — Aber die

Unterschriften! Das ist was Arges! Was ganz Arges, sag' ich! Vierzig Mädchen! Aus den ersten Häusern! Ich rede nicht von den Hauptspitzbübinnen, meinen lieben Nichten! Aber die andern! Constantina! Und Klara, die Sanfte! Und Helena, die da die Gute heißt! Patricier — Herzoge — Grafen — Oberärzte — Richter sind die Väter. Wie ist das nur möglich, Bischof? Was denkst du davon?" — „Ich habe davon gehört. Ich denke, daß Äbtissin Leubovera schwerlich allein recht hat und vierzig bis dahin brave Mädchen schwerlich allein unrecht haben." — „Oho! Oho! Brave Mädchen! Oho! Chrodieldis, die Wilde! Und Basina, der Schalk! Und Hukberta aus Westfalaland, der Heidensturm! Und die ungestüme Anna, die Tochter des Forestarius Wepfo! — Und die Herzogstochter, die hochfärtige Anstrudis! Brave Mädchen? Whit!" er pfiff wieder leise vor sich hin. — „Aber — lies — lies sie einmal herunter, Flaviane! Alle nacheinander! Nicht den Text! — Nur die Unterschriften. Die Zusätze, zur Erklärung, hat wohl meist Basina beigefügt: sie sind oft so mutwillig. Oder Bischof Gregorius und sein dicker Dodo: sie sind oft so einfältig."

Und der Domesticus nahm den langen Pergamentstreifen vom Tisch auf und las:

„Chrodieldis, Tochter weiland Königs Charibert, Königin. Basina, Tochter weiland Königs Chilperich, Königin. Constantina, Tochter des Herzogs Burgolen. Aldgundis, Tochter des Patricius Eunodius. Genoveva, Tochter des Senators Desiderius zu Amboise. Amanda, Tochter des Grafen Sechellus zu Bruochsala. Anstrudis, Tochter des Herzogs Siggo. Anna, Tochter des Forestarius Wepfo, der schon lange starb. Emma, deren Schwester. Christiana, Tochter des Dosso, der weiland Richter war. Austriberta, Tochter des Domesticus Leonardus. Eugenia, Tochter des

Richarius, der weiland Arzt war. Johanna, vor der Taufe Miriam genannt, Tochter des Argentarius Angelus, aus den Tiefen kananitischer Verdammnis zum Lichte des Glaubens emporgeführt. Regina, genannt das Blondköpfchen, Tochter des Villanus, des Kaufherrn. Anna die Jüngere, Tochter des Frimund, der so schön dichtete. Helena, genannt die Gute, Tochter des Benko. Lilia, die Tochter des Karolus, der da ein Vogt ist zu Genf. Hukberta, die Heidin aus Westfalaland, die in der Taufe Tarasia genannt ward, aber nicht auf diesen Namen hört. Machtildis, die Schwägerin des Bezzo, der aus dem Land der Chatten kam. Frida, genannt die Lange, Tochter des Torno, der da unter den Räten des Königs für weise gilt. Lindis und Stephania, die Enkelinnen des Witto. Katharina, die Tochter des Villicus der Villa Gajana an der Athesis bei Mansio Majae. Balthildis, Tochter des Majordomus Mummolus. Richauda, Tochter des Charigisil, des Thesaurarius. Waldrada, Tochter Willachars, des Grafen der Santonen. Ulfia, Tochter des Grafen Faisto zu Patavia an der Donau, genannt die Siebenschläferin: es wird festgestellt, daß sie ganz wach war, als sie unterschrieb. Elisabeth, Tochter des Grafen Wido von den Rheinfranken. Waltpurgis, Tochter des Strako, der bei den Nordmannen war. Emma, Tochter des Brollius, der aus dem Land der Langobarden kam. Klara, Tochter des Grafen Rutto, genannt die Sanfte. Paula, deren Schwester, genannt die Mindersanfte. Johanna, Tochter des Tszarnicho, des Wenden, der, wider Willen, getauft ward und nun im Land der Thüringe, im Auftrag des Herzogs Radulf, alle Wissenschaften in der rechten Ordnung hält. Allberahta, Tochter des Rotho, des Notarius, genannt Rotundula. Gertrudis mit den weizenblonden Zöpfen, Tochter des Alskarius, des Tabellio. Julia, Tochter des

Grafen Volkhard, die von allen als die beste gilt, aber sehr krank ist. Arminia, Tochter des Hilarius, der Richter war im Land der Alamannen. Antonia, Tochter des Trollo, des Archiaters, der die Ohren des Königs Guntchramn merklich gebessert hat." „Das ist die Wahrheit," unterbrach der Fürst, „ich muß ihn loben." „Berahta, die Tochter des Fritzo. + Margareta, Tochter des Asparius, des Arztes, hat dieses Kreuz gemacht. Sie kann noch nicht schreiben, weil sie noch nicht sechzehn Jahre alt ist. Sie lernt es aber. Und sie ist von allen die Jüngste. Was ihr beides auf ihren Wunsch bezeugen Chrodieldis und Basina, die Königinnen. X ● Castula, die Klausnerin, die nicht schreiben kann, hat dieses gemacht, was ein Kreuz bedeuten soll."

Fünftes Kapitel.

„Nun? Was sagst du zu der Liste, Bischof? Eine saubere Gesellschaft! Ein hübscher Schwarm Vögelein." „Ich kenne manche von ihnen," lächelte Herr Felix, „die nicht übel ist. Man muß sie vor dem Vogelsteller hüten. Das hat nun Herr Gregorius zu Tours bisher getreulich gethan. Er ist durchaus wacker," schloß Felix, „und unsträflich . . . —" „Bis auf sein Latein," lachte der König. „Das heißt, so klagt der gestrenge Marcus, mein Referendar. Für mich wär's gut genug. Und ich, — ich mag ihn sonst gut leiden, den alten Gregorius. — He, he, da fällt mir ein," rief er plötzlich drohend, „du — Herr Felix — (deinen Segen! Ich vergaß vorhin —!) du sollst ja gesagt haben, es sei große Ähnlichkeit zwischen

uns, zwischen mir und Gregor! Wie meinst du das? He?" Flavianus erschrak. Aber der Bischof segnete erst den König und sagte dann ruhig: „Und so ist es, mein königlicher Sohn! Ihr seid beide gleich stark in Wundern. Gregor glaubt viele Wunder mit seinem Geist, wachend und schlafend. Und du thust viele Wunder mit deinem Leibe: schlafend und wachend."

Flavianus atmete auf.

„Gut gesagt! Gewiß, ja, ihr Kelten dort drüben jenseit der Loire seid gar witzig. Also weißt du schon das Wunder, das ich neulich im Schlafe gethan? Wie mir aus dem offenen Mund — im Schlaf — ein kleines Tierlein lief? Über eine Quelle, auf meinem Schwerte, das mein Gefolgsmann staunend darüberlegte, weil das Tierlein nicht hinüberkam ohne Brücke! Und verschwand das Tierlein in dem Berge drüben. Und als ich erwachte, erzählte ich . . ." —

„Du hattest geträumt, deine Seele sei auf einer Eisenbrücke über einen Strom gegangen und habe drüben in einem Berge Schätze von Silber und Gold gesehen." — „Sollte ich das wirklich schon einmal erzählt haben?" Beide, Staatsmann und Bischof, schwiegen. „Das Schlimme war aber: der Traum war falsch! Ließ nachgraben, kostete viel Geld! Fand nichts im Berg als Muscheln —: was thu' ich mit Muscheln!"

„Wer weiß!" lächelte Felix. „Man müßte Herrn Gregor fragen, was Muscheln bedeuten." „Leider kein Geld," seufzte Flavianus. — „Ja, richtig, Gregor! — Also, er that einmal was Gescheites." — „Dann hat es ihm nicht sein Kopf eingegeben, sondern sein Herz." — „Gut, Bischof. Gut! Das heißt: er behielt die tollen Mädchen bei sich. Sie wollten geradeaus zu mir laufen! Nun denkt Euch! Zu mir! An meinen Hof! Was thue ich mit

einundvierzig meist recht hübschen Nonnen? Nonnen, die es nicht sein wollen! Und da sie um keinen Preis freiwillig umkehren wollten, so hat er sie behalten, herausgefüttert und gepflegt: — und hat sie diesen Brief an mich verfassen lassen. Und ihn geschickt und mich gefragt, was nun weiter werden solle?" „Sehr scharfsinnig," bestätigte Felix. — „Und vorsichtig! — Aber was nun mit ihnen allen anfangen?" „Es wäre ja nicht schwer," meinte Felix. „Schließlich ist der Heerbann von Burgundia doch stärker als einundvierzig noch so übermütige Mädchen. Man bietet das Reichsheer auf mit der großen Königsfahne, bringt dem belagerten Bischof von Tours Entsatz, wirft so viele Jungfrauen, als den Andrang überleben, auf Leiterwagen und führt sie mit gezückten Schwertern der heiligen Radegundis wieder in den Schos: — was dabei bricht, — das bricht."

Der König lachte. „Feiner Kopf, der Bischof, eh, Flaviane? Redet immer auf Umwegen! Rede immer geradeaus, ich. — So deutet er jetzt durch scheinbaren Rat einer dicken Dummheit an, wie wir es — nicht machen dürfen. Nein! Nur kein Aufsehen! Kein Ärgernis!" — „Euer Scharfsinn hat mich durchschaut, Herr König. Der Name von Jungfrauen soll nicht viel genannt werden: — jede Nennung trübt ihn: wie häufiger Hauch des Mundes einen Goldspiegel." „Ich fürchte," wandte der Domesticus ein, „die beiden jungen Fürstinnen. Basina ist ein Schelm." „Aber so anmutig!" schmunzelte der alte König. „Ich streichle ihr so gern den krausen Kopf." — „Und Chrodieldis ist . . . —"

„Sage mir nichts gegen sie! Der Merowingen Heldenblut ist lebhaft in ihren Adern! — Mehr fast als in den meinen," lachte er gutmütig. „Wenn es nur gelänge, die beiden Führerinnen zu bändigen," fuhr der Staatsmann

fort, „um das Gerede der Leute vom Königshause nicht weiterplappern zu lassen. Die andern wären dann wohl bald zu Vernunft gebracht.“

„O Bischof,“ sagte der König, „der Domesticus da will neununddreißig Weiber zur Vernunft bringen — und ist doch ein alter Ehemann! Ich habe viele Frauen gehabt! Im ganzen, gering gezählt, so vier bis fünf durch Gottes Gnade, der mir sie alle rasch nahm —. Aber zur Vernunft bringen! Heiliger Martinus! Sie hätten mich bald um mein bischen Vernunft gebracht. — Ja, was thut man nur mit den beiden Rädelsführerinnen? Einfangen? Einsperren? Fortschicken? Was thu ich nur, was thu ich mit den beiden? Das Beste wäre wohl, sie zu . . . —“

„Verheiraten,“ sprach da eine tiefe, ganz tiefe Baßstimme. Und aus dem Vorhang des Eingangs trat, ehrfurchtvoll vor dem König sich verneigend, eine mächtige, hochragende, breitschultrige Gestalt, die in dem weiten, wallenden Bischofsmantel, der bis auf die Knöchel reichte, noch größer und umfangreicher erschien; der schwere Gang ward noch wuchtiger durch seinen Speer, der über den Kopf des fast sieben Schuh langen Mannes hinausragte.

„So? Truchtigisel! Bist du wieder einmal da, alter Bajuvarenheld?“ rief ihm der König sehr freundlich entgegen, zu ihm hinaufsehend. „Aber Truchtigisel!“ schalt der Domesticus. „Wißt Ihr denn nicht, daß man nicht mit Waffen in des Königs Gemach tritt?“ Der Riese atmete schwer und warf hilflos einen Blick auf den König. „Laß ihn nur, Domestice, laß ihn! Truchtigisel spießt mich nicht. Ist es noch der alte Speer, der aus der Avarenschlacht?“ — „Derselbe.“ Der zierliche kleine Bischof von Nantes trat nun auch auf den Amtsbruder zu und vergrub seine schmale Hand in der ungeheuren Rechten des

Bajuvaren. „Gott zum Gruß, ehrwürdiger Bruder. Freut mich, euch wieder hergestellt zu sehn von — von Eurem hartnäckigen rückfallreichen Leiden. — Au, Wehe! Laßt mir doch noch Einen Finger ungebrochen.“ Der Große verzog den großen Mund zu einem breiten Lachen. „Sag, du alter Hüne, was führt dich zu mir? Was willst du?“ forschte der König. — „Danken!“ — „Ach ja! Weil ich deine Bußezeit abgekürzt habe.“

Der Starke ward rot bis in die braunen Haare hinein, die ihm noch reichlich und gar nicht ergraut das mächtige Haupt schmückten; nur an den Schläfen waren sie spärlich, abgerieben vom langjährigen Drucke des Helmes. „Ein recht liebliches Kirchenrecht handhabst du, Herr König,“ lächelte Felix. „Kürzet jetzt der weltliche Arm auch bereits die Kirchenbußen ab?“ — „Ach was! Ich hab's nur kurz ausgedrückt! Ich habe mich für ihn verwendet bei seinen Mitbischöfen.“ „Und weswegen hat wohl,“ fragte Herr Felix mit der harmlosesten Miene, „diesmal unser unsträflicher Bruder eine kleine Pönitenz erhalten? Kann mir's gar nicht vorstellen! Wegen welchen Fehlers?“ Der König lachte laut und der Domesticus lächelte, bis der Bajuvare, abermals errötend, sehr ernsthaft antwortete: „Von wegen — des alten . . . —“ „Kleiner, laß mir den Großen in Ruhe,“ warnte Guntchramn, den Zeigefinger hebend. „Es ist sein Einziger Fehler. Andere Leute haben feinere, aber viele. Truchtigisel spricht von keinem Menschen was Böses.“ „Keine Kunst,“ meinte Herr Felix. „Er spricht ja überhaupt nicht.“ — „Desto besser kann er dreinschlagen. Wahrlich, du feiner Kelte, stand an des tapfern Riesen Stelle damals in der furchtbaren Avarenschlacht ein Bücherwurm wie du, — ich wäre nicht lebendig vom Fleck gekommen. Und auch nicht — was viel größerer Schade gewesen wäre! — mein armer Bruder, Held Sigibert, der

jetzt im Himmel ist, Dank Frau Fredigundens blutigen Mordmessern," schloß er grollend. „Wie war das in jener Schlacht, Herr König?" fragte Felix. „Einfach war's. Die Avaren, diese heidnischen Unholde, hatten uns in Thüringland von allen Seiten eingeschlossen. Wir wurden hart geschlagen. Auf der Flucht holten den Bruder Sigibert und mich etwa zwanzig solche Söhne der Steppendämonen ein. Unsere Pferde stürzten, von Pfeilen gespickt. Unsere wenigen Gefolgen fielen, Mann für Mann, um uns her. Zuletzt standen wir beide noch allein, wir Brüder, Rücken an Rücken. Wir waren verloren. Da jagte auf einem mächtigen Rapphengst der treue Graf aus Bayerland, Herr Truchtigisel vom Chiemgau, herzu — mit diesem Speere! — du siehst, er ist nicht klein! Und stach so ungefüg um sich, daß die Heiden flohen, soviel noch übrig waren. Er bekam aber dabei durch die zerschmetterte Sturmhaube einen avarischen Keulenschlag auf den Kopf. — Seitdem kann er — für einen Grafen — nicht mehr genug oder schnell genug denken. So macht' ich ihn denn alsbald zum Bischof — zum Dank." „Ich danke auch," lächelte Felix sich verneigend. „Jetzt weiß ich doch, wie man schnellstens Bischof wird. — Man sagt, der Held setzt oft die Frommen zu Soissons in Erstaunen: durch seinen Durst." Truchtigisel sprach langsam: „Früher — mehr!" „Jawohl," bestätigte Flavianus. „Er hat sich gebessert. Und zu dem Trinken, zu dem Laster kam er ganz unschuldig. Eigentlich ist der Herr König schuld, der einen Kriegshelden auf einmal zum Kirchenlichte macht. Der Arme sollte nun — nach bald fünfzig Jahren der Schwertkunst — die Schreibekunst lernen." „Und das Lesen auch!" seufzte der Große. „Da mußte er soviel sitzen, der früher nie gesessen." „Außer beim Trinken," ergänzte Truchtigisel, den Finger erhebend.

„Richtig, ich verstehe," sagte Felix. „Sitzen ohne Trinken hatte er nie gelernt. Und da er nun fast immer sitzen mußte, mußte er auch fast immer trinken." „Dazu kam die Verzweiflung über die Buchstaben," fuhr der König fort. „Kurz, er trank zuletzt — aus Tiefsinn. Eine Zeit lang trieb er's schon arg, der Truchtel da. Und nichts wollte helfen! Nicht einmal mein Gebet für ihn bei den Heiligen." „Herr," meinte Felix, „an Eurer Stelle hätte ich ein Wunder an ihm gethan." „Jawohl," fuhr ihn der König ganz zornig an, „du meinst, das geht mit dem Wunderthun immer nur so dahin? Wie mit Ballwerfen? Das zehnte Mal geht es nicht! — Ich kann überhaupt mit meinem Willen und Geist gar nichts Wunderbares wirken." — „Ich glaub's Euch, o Herr." — „Es geht ohne meinen Willen! Von meinem Leibe strahlt das — manchmal — aus, wenn es die Heiligen wollen. Und dann: dieses Bajuvaren Trinken stillen . . . —"

„Ja, dazu mag mehr als mittelschlächtige Wunderkraft gehören." „Überhaupt!" schalt der König und kraute sich verdrießlich hinter dem rechten Ohre. „Überhaupt! Mit den Heiligen ist es ein eigen Ding. Bin manchmal schlecht mit ihnen zufrieden, sag' ich dir, Bischof. Herzlich schlecht." — „Wird wohl auf Gegenseitigkeit beruhen, o Herr." — „Zum Beispiel erkläre mir doch, du, der du gar so gescheit bist: warum werden meine Heere ganz regelmäßig — eines nach dem andern! — jetzt ist's das fünfte Mal! — geschlagen von diesen gottverdammten Ketzern, den arianischen Westgoten? Längst such' ich dem Herrn Christus — und für ihn: mir! — das schöne Südgallien zu erobern, das sie immer noch haben, diese Verfluchten. Warum werd' ich immer geschlagen? Sag's, Bischof! Ich habe doch den rechten Glauben!" — „Du hast den rechten Glauben: — aber sie haben die rechten Feldherren!"

„Nun, zurück zu unserem Truchto. — Als es am schlimmsten war, da haben die Bischöfe einen Beschluß gefaßt auf einer Synode, er sei vom Amt zu suspendieren — ich weiß den Wortlaut nicht mehr. Herr Gregorius zu Tours hat es abgefaßt: es klang so drollig. — Weißt es nicht mehr, Truchtolein? Geh, sei gut: sag' es uns auf."

Sechstes Kapitel.

Der schlug die Augen nieder und sagte ganz beschämt: „Fünftens ward beschlossen, daß Bischof Truchtigisel von Soissons wegen allzuheftigen Trinkens seinen Verstand verloren habe, jetzt schon im vierten Jahre. — Es fing aber schon an — ich bitte, daß ich es sagen darf —" unterbrach er sich, „mit jenem Keulenschlag . . . —" „Ja, ja," nickte der gute König, „da hast du ganz recht." „Es behaupten nämlich viele der Einwohner," fuhr der Riese im Aufsagen fort, „daß ihn dies befallen habe durch Zauberei — auf Anstiften seines" — da zitterte die Stimme des starken Mannes vor Weh und Zorn — „seines Archidiakons, den er seiner Würde entsetzt hatte." „Jawohl," zürnte der Domesticus, „weil der Schuft viele Tausend Solidi an Steuern unterschlagen hatte. Der gutmütige Bajuvare zahlte sie aus eigener Tasche, vertuschte lange Zeit das Verbrechen, aber entsetzte natürlich den Betrüger!" „Durch Zauberei" — wiederholte der Bischof. „Aber — ich bitte, daß ich es sagen darf — es war weniger der Zauber . . . —" „Der half wohl nur nach

meinte Felix. „Nein! Er weckte mich immer nachts um zwei Uhr, mir Vokabeln abzufragen. Und — Und —" er hob dräuend den Speer und ballte die Faust darum — „er wollte — das war das Ärgste! Verschlage mich der Donnerhammer, wenn ich ihm je verzeihe!" „Was?" fragten alle drei Hörer besorgt. „Griechisch wollte er mich lehren, der Elende!"

„Ja, das ist grausam," sagte Felix. „Ich kann es selber kaum." „Truchtigisel hatte," fuhr der Große fort, als ob er von einem Wildfremden erzählte, „das Leiden in der Art, daß es ihm besser ging, wann er die Stadt verließ, schlimmer in den Mauern. Das kam aber daher: — nicht von Zauber, wie die Amtsbrüder annahmen: in der Stadt war der Archidiakon, auf dem Land aber war — Sie." „Wer?" fragte Felix neugierig „Meine liebe Ehefrau," sprach der Starke und seine Augen wurden feucht. „Es war so arg mit ihm geworden," sagte der König, „daß, als ich in seine Stadt kam, die Synode ihm — dem Bischof! — verbot, mich in seiner eigenen Stadt zu begrüßen." „Obwohl Truchtigisel," fuhr dieser in seinem Aufsagen fort, „ziemlich — speisegefräßig war und ein Weinzecher . . . —" „Jetzt gebt acht, Herr Felix," schmunzelte der König — „das sind des Bischofs Gregor eigene Worte. —" —„Weinzecher über das Maß hinaus, welches bischöflicher Fürsichtigkeit zukommt . . . —" Der Bischof von Nantes lächelte: „O Gregorius! Du bist ein großer Meister des Stils." — „Hat ihm doch niemand je was Übles nachsagen können, was keusche Zucht betrifft. — Nun ist's aus. — Das letzte — Gregorius hat's gut gemeint, — aber das letzte allein hat mich gekränkt." „Ei, wie, Herr Bruder?" staunte Felix. „Weil's sich von selbst versteht. Und weiß doch Gregor, daß ich eine Ehefrau habe. Freilich nicht, wie gut sie ist.

Niemand weiß das als ich. Und — vielleicht — der liebe Gott." — Und die tiefe Baßstimme ward ganz leise — vor Rührung. „Und sie suspendierten ihn auf ein Jahr," fuhr der Domesticus fort. „Aber ich," fiel der König ein, „überzeugte mich alsbald, daß er gebessert, geheilt war. Und schon nach einem halben Jahr erlangte ich, daß ihm die Synode zu Sauricy den Rest erließ. Und ich gab ihm das Privileg — weil er doch noch manchmal wankt im Gange, so was wirkt nach! — daß er allein aus allen Bischöfen meines Reichs beim Gehen sich statt des Bischofstabes . . . —" „Alle zu dünn," sagte Truchtigisel, „und zu kurz." — „Des Speeres bedienen darf, dankbar gedenkend der Avarenschlacht, wo er sein Leben für mich eingesetzt." Herr Felix versuchte, dem Bajuvaren freundlich auf die Schulter zu schlagen, kam aber nur wenig über den Ellbogen empor: „Herr Bruder," sagte er herzlich, „ich gäbe gern mein bischen Verstand, hätte ich jenen Keulenschlag empfangen dürfen, der Euch den Eurigen ein wenig durcheinander geschüttert." „O nein! Wäre nichts für Euch gewesen!" sagte der Riese. „Euer kleines Köpfelein! Eure glasdünnen Knöchlein! O weh! Ich sag' Euch, Herr Bruder: noch heute brummt mir der Schädel, denk' ich dran." „Aber," forschte der Kelte, „ein solches Leiden — wie das Eure war — ich meine: das — das Feuchte! — wenn einmal eingewurzelt, ist schwer, ist erst nach Jahren auszutreiben. Ein großes Wunder sah wohl darin Gregorius?" „Ist auch eins! Ist's auch!" eiferte der König. „Ich habe selbst sein Gewicht in Wachs — er wiegt Unglaubliches! — der heilgen Chrothilde, meiner Ahnfrau, gelobt und wir haben in Prozessionen mit lautem Psallieren in den Straßen von Soissons neunundsechzig Tage lang — alle Bürger und Weiber und Kinder — den heiligen Geist gebeten, daß er doch ihrem Bischof den Trunk abgewöhne.

Und so . . . —" — „Nein, Herr König. Mit Vergunst. Nicht so! Ganz anders. Alle Verehrung für die heilige Chrothilde, Eure Ahnfrau, und auch für den heiligen Geist. Aber geheilt haben mich nicht die beiden. Sondern ganz wer anders." „Und wer?" fragte der König.

„Meine liebe Ehefrau, Irmintrudis. Gott segne ihre treuen Augen! — Ich konnt's nicht lassen. Lange nicht! Sah ich den Archidiakon, fielen mir seine Vokabeln ein — oder auch nicht ein! — und seine je zwei gottverfluchten griechischen Haken für e und für o — dann ward ich erst wütig. Und dann trauersinnig. Und dann — dann trank ich. — Aber wie ich draußen in unserer Villa einmal aufwachte in der Nacht von einem Rauschschlaf: da sah ich auf dem Estrich im Mondlicht knieen meine Frau, meine liebe Irmtraut; und große, große Thränen flossen ihr langsam über die lieben, alten, runzlichen Wangen — o wie waren sie so schön glatt gewesen vor dreißig Jahren! — Und ich hörte, wie sie bitterlich schluchzend betete: ‚o treuer Himmelsherr! Nimm doch dieses große Leid von mir, daß mein lieber Mann, ein so wackerer, ehrenreiner Held, verlacht wird und geschändet von den Leuten, die alle lange nicht so gut sind wie er. Und da er — scheint es — nicht davon lassen kann, so oft ich ihn darum gebeten' (— „und o, das ist wahr gewesen," stöhnte der Riese —) „‚so nimm mich aus dieser Welt, daß ich es nicht mehr ansehen muß.' — Begreift Ihr das? Sie — sie hatte sich den Tod gewünscht! Wegen meiner Ehrenschmach! Ich kniete neben sie und hob die Schwurhand zu Gott dem Herrn empor und küßte ihr die Thränen von den Wangen. Und seitdem — nie mehr! Die heilige Chrothildis und der heilige Geist haben mich im Stich gelassen: — gerettet hat mich meine Frau, — sie ganz allein! — Und Heil dem Mann, Bischof oder König, der ein wacker Weib hat. Heil dem

lieben Herrgott, der das heilige Sakrament der Ehe eingesetzt! Heil ihm und Preis in Ewigkeit. Amen!"

Eine Pause entstand: die Hörer waren ergriffen.

„Ich werde nie mehr sagen, daß Ihr nicht sprechen könnt, hochehrwürdiger Bruder mit dem Speere," sagte Felix nach einer Pause. — „Übrigens habt Ihr wohl nun in der Ehe das Allheilmittel und den helfenden Zauber für alle schlimmen Dinge gefunden," lächelte er. „‚Verheiraten,' das war Euer erstes Wort beim Eintritt." „Ja, und Ihr wußtet noch gar nicht, von welchem Übelstand die Rede war," lachte der König. — „Doch." — „Nun wovon?" — „Von den schlimmen Nonnen von Poitiers. Ganz Gallien spricht von ihnen." — „Von meinen Nichten! Angenehm! Kann mir's denken, wie die Leute reden. — Übrigens Truchtigisel hat ganz recht! — Es wäre gar nicht so übel! — Dann wäre Friede! — Mir wäre geholfen, — der Äbtissin, — den beiden Mädchen, — kurz allen."

„Ausgenommen vielleicht den beiden Ehemännern," meinte Felix. Da hörte man plötzlich draußen vor dem Vorhang laute Stimmen: „Gleich muß ich ihn sprechen — gleich! Es ist Gefahr im Verzug." Und halb eigenmächtig eindringend, halb von dem Velarius eingeführt, erschien, staubbedeckt, ein Bote, neigte sich tief vor dem König und sprach: „Herr König Guntchramn! Also meldet dir, sehr bestürzt, dein treuer Bischof Herr Gregorius von Tours: ‚o Herr König,' spricht er. ‚Laß es mich nicht entgelten. Sie sind mir ausgekommen: alle einundvierzig. Sie ziehen hierher zu Euch, sie ziehn auf Orléans. Noch heute können sie hier sein,'" sprach's, verneigte sich wieder und verschwand.

Da hob König Guntchramn seinen weiten Purpurmantel und sein wallendes Untergewand, die ihn beide

sehr in der Bewegung hemmten, mit beiden Händen an den Seiten auf und rief: „Alle einundvierzig? Ich verreise! Zur Stunde! Laßt satteln! Rasch." „Aber," rief der Domesticus, „was soll geschehen mit den Mädchen?" — „Wofür bist du Domesticus des Reiches? Das hast du zu entscheiden. Und die beiden Bischöfe da mögen dir dabei helfen." „Aber, Herr König? Wohin begebt Ihr Euch?" rief Flavianus dem Enteilenden nach. „Jawohl," rief der sich wendend und pfiffig lächelnd, „jawohl! Daß sie mir nachkämen? Ich schicke dir schon Botschaft, bin ich weit genug — in Sicherheit."

Siebentes Kapitel.

Wenige Tage darauf bewegte sich auf der alten, gut erhaltenen Römerstraße von Orléans nach Paris ein kleiner Zug von Reitern und von Reiterinnen; auch ein paar Sänften, von je zwei voreinander gespannten Maultieren getragen, waren sichtbar.

Es war wunderschönes Frühlingswetter in diesen Apriltagen: die Obstbäume in den wohlgepflegten Gärten der Villen standen in vollster Blüte, lichte rosige Wölklein zogen, von sanftem Wind langsam getrieben, am heiter blauen Himmel hin: und die Vögelein hatten es überall in Busch und Baum gar geschäftig mit Singen, Werben und Nesterbauen.

Ein paar Lanzenreiter eröffneten den Zug, dann folgten die Reiterinnen, hierauf die Sänften, ein Dutzend Reiter folgte diesen und schloß ab. An der Spitze dieser Nachhut tummelten zwei schöne Jünglinge in vollen Waffen

lustig die feurigen Rosse; sie waren Brüder: die große Ähnlichkeit bezeugte das.

„Eigentlich, Sigvalt,“ lachte der Jüngere, dem dichte rote Haare aus der Sturmhaube quollen, „wäre wohl, wann wir nicht an ihren Seiten traben dürfen, unser Platz da vorn —: an Stelle der beiden Reiter — als Führer. Aber da müßten wir doch thöricht sein! — Den Herzliebchen den Rücken zu kehren!“ — „Hast recht, Bruder Sigbert! Welche Lust ist's, kann ich Chrodielden nicht in das dunkle Auge sehen, wenigstens ihre herrliche Gestalt mit den Blicken zu verschlingen! Und das schöne Rund des Hauptes! Und das prachtvolle Haar! Sieh, wie's im leichten Wind um ihre Schultern fliegt.“ — „O und erst Basinas anmutvolles Bild! Schau nur, wie sie eben so zierlich die Reitgerte hob. Und da! Sie hat umgeschaut! Zwar nur ganz scheu! Ein klein wenig nur! Aber doch! — Komm! Laß uns vorsprengen! Wir dürfen wohl wieder neben ihnen reiten.“ — „O Bruder, wie ist mir's so selig im Herzen!“ — „Und mir! Ein solcher Frühling war noch nie.“ — „Wenn doch der Weg nach Paris so weit wäre wie der Weg nach dem Monde.“ Beide gaben den Pferden die Sporen und ritten an die Seite der beiden Mädchen.

„Seid Ihr schon wieder da, ihr unnützes Wegekraut?“ lächelte Basina dem Rotlockigen zu. „Überall steht Ihr zwischen uns und dem Graben! Wir fallen nicht hinunter! Der Weg ist breit.“ — „Ich meine nur, weil Ihr vorhin umsaht, holde Basina! —“ — „Ich? Daß ich nicht wüßte! Oder ja — ich sah dem Vöglein zu, das dort Halme zu Neste trug.“ — „Ja, jetzt ist die Zeit dazu! Wer jetzt nicht Nestlein baut, — wann sollte der's? Sogar der alte Bischof Truchtigisel sprach solch ein Wort zu mir.“ „O der Gute, der Liebe!“ rief Basina. „Der hat mir

am besten gefallen vom ganzen Hof des unsichtbaren Herrn Ohms." — „Ja, und wer weiß, ob die andern Herren gerade den Bruder und mich zu euern Begleitern auserkoren hätten. Es gab daselbst noch viele junge Leute, die gar gern die armen, schönen Nonnen beschützt hätten ... —" — „Als ob man sich so ohne weiteres von jedem begleiten und beschützen ließe!" — „Der Bajuvare führte mich an der Hand in den Schloßgarten, tief ins Gebüsch: und wies auf zwei Nester: ‚Was für ein Vogel?' — ‚Ammerling,' sagte ich. — ‚Was für eine Farbe?' — ‚Gelb.' — ‚Ja, wie dein Bruder. — Da drüben: was für ein Vogel?' — ‚Rotköpfchen, Rotzeisig.' — ‚Ja, locker und rotköpfig — wie du. Was thun die Vögelein?' — ‚Sie bauen Nester.' Da drückte er mir die beiden mächtigen Hände auf beide Schultern und sprach: ‚Gehet hin und thuet desgleichen! Und kommt ihr von Paris zurück, wie ihr hingehet, so seid ihr die beiden dümmsten Alamannen, die der Allmächtige zu schaffen vermochte.' Das sind wir aber nicht! Und so reiten wir mit Euch und den andern wackern Mägdelein schon viele Tage lang nach Paris. — Sagt aber an: habt Ihr keinen Freund, keinen Berater dort am Hofe König Childiberts?"

„Keine Seele. Wenn nicht noch Theutar lebt, der alte, bucklige, kleine Mönch, der meiner Mutter Freund und Beichtvater war und später an König Childiberts Hof das Gnadenbrot erhielt: — halb Pfaff, halb Lustigmacher." — „Wie da?" — „Ei, er steckt voller schlauer Einfälle und ist grundgescheit; aber er stellt sich ein wenig blöd und täppisch an, weil ihm früher seine Schlauheit allerlei Mißtrauen der Mächtigen, Hochverratsprozeß und Folter zugezogen hatte. Aber der müßte jetzt schon sehr, sehr alt sein." — „Und sonst kennt Ihr niemand an jenem Hof?" — „Freilich, des Königs Braut, Faileuba, — die

kenn' ich gut. Sie ist mir eine herzvertraute Freundin, und hat mir viel von ihm, von ihrem Bräutigam, den sie so zärtlich liebt, erzählt. Allein das hilft uns nichts; — das schadet uns eher dort: diese Braut wird ja von dem Bräutigam durch dessen Räte sorglich ferngehalten: — sie ist nie an dem Hof: sie klagte sehr darüber." — „Ja! Wenn Ihr des Königs Braut befreundet seid, — das verschweigt nur sorgfältig den Machthabern dort! Es könnte Euch schlecht bekommen. O weh, o weh — da läuft uns ein Wiesel über den Weg! Das bedeutet übeln Empfang." Und er zog den Braunen an und sprach andächtig den Wegsegen:

„Hurtiges Heermännlein,
Wiesel, weiche vom Wege!
Weiche vom Wege weit,
Du scheues, du schönes Schlüpferlein!
Schlepp alles Schlimme schlappab!
Alles Schlimme verschleppe!"

„Das ist so ein Spruch aus der Heidenzeit," meinte Basina, als sie wieder weiter ritten. „Es ist gar geheimnisvoll mit denen: man meint, man hat's all' schon mal gehört — und möchte stets noch mehr davon vernehmen. So glaubt Ihr also an den Angang?" — „Ich glaub', daß Ihr mein allerbester Angang seid, den ich je auf meines jungen Lebens Reise fand!" „Bangt Euch nicht dabei um den Ausgang?" neckte Basina.

Achtes Kapitel.

Einstweilen hatte Chrodieldis, wie sie Sigvalt an ihrer Seite sah, das schwarze spanische Rößlein mit einem leichten Gertenschlag rasch vorangetrieben: wie ihr Schatte folgte ihr der Jüngling. „Ich hatte Euch gebeten," sprach sie, „nicht so viel neben mir zu reiten. — Es ist — wegen der andern. Es sind doch noch über ein Dutzend Mädchen." — „Was liegt an den andern, an der ganzen Welt, wenn du mich nur an deiner Seite dulden willst! Dein Wunsch, deine Huld ist alles! —" Ein warmer, erfreuter Blick aus den dunklen Augen traf ihn. „Ah," rief sie, sich hoch im Sattel aufrichtend und noch rascher dahinjagend, „das ist was anderes als Litaneien plappern in dumpfer Weihrauchluft. Wie der Wind mir um die Schläfe streicht! Wie das die Brust weitet und die Seele!" — „O jetzt an deiner Seite, herrliche Königin, in den Feind jagen, in die starrenden Speere! Und nach freudigem Kampf ein heißer, ein seliger Sieg — oder ein rascher Tod." — „Freut es Euch nicht, zu leben?" Eine rasch fertige Antwort fing der Jüngling gerade noch auf. „Jetzt, heute," sprach er dann gefaßter, „ist's viel seliger auf Erden leben, als im Himmel. Aber — auf Lenz folgt Winter. Wer weiß, wie bald wir Abschied nehmen müssen am Hofe zu Paris. Wie selig waren diese Tage! Welch glücklicher Zufall, daß uns der Herr Vater, Sigfrid der hohe Herr, aus dem fernen Breisgau mit den Ostergaben an König Guntchramn gesandt hatte, noch bevor Ihr ankamt! Und welch Glück, daß der gute Herr vor Euch davonlief und sich verbarg! Und daß der Domesticus und die beiden Bischöfe gerade uns auserkoren, Euch nach Paris zu begleiten zu König Childibert, Euerm Vetter! Doch werdet

Ihr in seinem Glanz uns arme Herzogssöhne gar nicht mehr sehen. König Childibert ist . . . —" „Achtzehn Jahre. Ein Junge!" sagte Chrodieldis stolz. „Ich bin drei Jahre älter."

Sigvalts Augen leuchteten auf. „Aber hütet Euch, vielschöne Königin. An diesem Hof geht es nicht so ehrlich, so ungeschlacht gutmütig zu wie in Orléans. Nicht umsonst erreicht Ihr von Childibert irgend etwas." Chrodieldis lachte: „Arme weggelaufene Nönnlein haben kein Geld, das weiß man." Sigvalt seufzte. Er lenkte ab. „Wie ist es Euch nur gelungen, ebenso dem heiligen Martinus wie der heiligen Radegundis zu entwischen?" — „Einundvierzig Mädchen werden doch zuletzt mit einem alten Bischof fertig werden? Eine Zeit lang war's ja ganz gut, daß er uns pflegte, der wackere Gregorius und sein dicker Dodo. Denn wir — das heißt viele von uns, ich nicht! — waren doch recht erschöpft nach dem Eillauf von vielen, vielen Meilen. Und die Wege, das Wetter im März waren — den andern, mir nicht! — gar zu schlecht und rauh. Als aber der heitere Aprilwind und die Aprilsonne die nassen Straßen getrocknet hatten, als es draußen in der Welt viel schöner war — das heißt: so ahnten wir! — denn in dem Bischofshause zu Tours, und als wir merkten, daß die listige Gutmütigkeit Gregors uns nur immer hinhielt, gar nicht uns in die Welt hinaus und zu den Königen, unseren Gesippen, lassen wollte, da riß mir die Geduld. Er bildete sich ein, durch unablässiges Wiederholen seiner Bußpredigten und Vorlesen des Stiftungsbriefes der heiligen Radegundis mich umzustimmen, zur Unterwerfung zu bewegen! Er kennt Chrodieldis schlecht, die Tochter Chariberts! — Da stiegen wir in dunkler Nacht im Garten eine auf der andern Schulter und so immer hübsch über die Mauer: die letzte, die lange Frida, zogen wir herauf! Das Bischofs-

haus steht außer der Stadtumwallung: so waren wir nun frei. Auf der Heerstraße nach Orléans hätte man uns bald eingeholt: wir teilten uns daher in kleine Häuflein und an vorbestimmtem Ort, weit hinter Tours erst, trafen wir wieder zusammen. Zwar" — und hier verfinsterte zornige Trauer ihr Antlitz — „lange, lange nicht mehr alle! Gar viele, viele von den Mädchen ergriffen die erste Gelegenheit, da sie nicht mehr unter meines Auges Herrschgewalt sich fühlten, zu ihren Eltern oder zu Freunden, Verwandten in der Nähe zu eilen, vergessend das Wort der Treue, das eidliche Wort, mit welchem sie alle vierzig sich mir verpflichtet hatten, bei mir auszuharren und diesen Handel nicht schmählich im Sande verlaufen zu lassen, sondern unser gutes Recht durchzukämpfen bis an das Ende, muß es sein: — bis in den Tod." — „O Königin!" — „Das mußt du nachfühlen können, Herzogssohn! Oder du bist nicht der, — der mir Vertrauen erweckte. Mädchen, — halbe Nonnen — die solches begonnen, gegen die Sitte, müssen es durchkämpfen für ihre Ehre: sonst ist es — gemein. Und vor Gemeinem ekelt meiner Seele." Sie hob das hohe Haupt: ihre Augen leuchteten: sie war sehr schön in dieser Erregung. Entzückt labte sich an ihrem Anblick der Jüngling. „Viele, viele sind von mir abgefallen, den Spott, die üble Nachrede der Menschen, den Zorn, auch wohl den Gram der Eltern scheuend. Ich will nicht mit ihnen rechten! Sind schwache Kinder. Aber in das Kloster ist doch keine zurückgekehrt," fuhr sie freudiger fort. „Constantina, die Sanfte, hab' ich zu heiligem Zweck auf ihren Wunsch beurlaubt und ihr Julia, des Volkhard Tochter, beigegeben. Die Reclausa — ich verstehe sie nicht recht — ist zwar zurück nach Poitiers, aber, beteuerte sie, nicht ins Kloster: sondern ins Asyl: in die Basilika des heiligen Hilarius. Sehr bestürzt war ich,

als ich, in Orléans eintreffend, den guten Oheim nicht fand — seinen Versteck hat er noch nicht verraten! — der rasch mir zu meinem Recht verholfen hätte. Denn je länger — ich fühl' es wohl! — wir jungen Mädchen so in der Welt umher irrfahren, desto übler wird die Sache. Ich beschloß daher sofort, nach Paris aufzubrechen, wo Vetter Childibert aus Metz zur Zeit verweilt. Ich hoffe nun alles von ihm." — „Hofft nicht zu viel. Ihr sagtet selbst: er ist noch ein Knabe ... —" — „Aber sein Hof! Seine Räte —" — „Ihr habt einen großen Fehler an Euch für diesen Hof: Ihr seid zu schön. Das wird Euch schaden." — „Das versteh' ich nicht. Ich führe meine Sache durch bis an das Ende. Schmach überleb' ich nicht. Und Beugung wäre Schmach." — „O Chrodieldis! Fast freu' ich mich, dunkel Gewölk gegen Euch aufsteigen zu sehen. Und viele, viele Feinde, die Euch bedrohen." — „Warum freut Euch das?" — „Warum? Fühlt Ihr's denn nicht? Ich will Euer Schild sein! Kein Streich erreicht Euch, der nicht mich zuerst durchbohrt." Chrodieldis hielt den Rappen und sah ihrem Begleiter fest in die Augen: „Das war ein Manneswort, Herr Sigisvalt aus Alamannenland. Ich danke Euch dafür. Ihr seid von meiner Art, ich fühl's. Doch nein," fuhr sie errötend fort, das erglühende Antlitz tief gegen die Mähne des Rosses beugend, und holdselige Weichheit verschönte jetzt die sonst so stolzen, strengen Züge. „Das war in Hoffart geredet. Ihr seid ein junger Held: hoch rühmten der Domesticus und der Bajuvare Euren Sieg über die Slavenen: ich bin ein Mädchen nur. Verzeiht! Ich will mich niemals wieder Euch vergleichen. — — Ist der Silbergürtel dort die Seine? Und jene hohen Türme ... —?" — „Es sind die Türme von Paris: hinter jenen Thoren wird die Entscheidung Eures, meines Schicksals fallen. —"

Neuntes Kapitel.

Nahe bei Tours, in dem lieblichen Gelände der Loire, lag, in Büschen und Gärten versteckt, eine schöne römische Villa, von Geschlecht zu Geschlecht seit Jahrhunderten vererbt in der reichen Senatorenfamilie der Gratiani. An dem Abend des gleichen Tages, da die jungen Königinnen Paris erreichten, ergoß die Frühlingssonne im Scheiden ihren roten und goldenen Glanz durch den breiten, von Platanen umsäumten Mittelweg des wohlgepflegten Hauptgartens, der das von Marmorsäulen getragene Wohngebäude umhegte. Einige Stufen führten von dem Garten empor zu dem Eingang, an dessen Mittelsäulen ein gelber Vorhang segelartig ausgespannt war, die Sonnenstrahlen aufzufangen über einem Krankenlager, das hier auf der obersten Stufe sorgsam, pfleglich und kostbar aufgerichtet war. Auf den weichen Kissen, mit seidenen Hüllen bedeckt, lag ein blasser Jüngling, dessen reiches schwarzes Gelock die bleiche Gesichtsfarbe noch greller hervortreten ließ; zu seinen Füßen saß eine alte Frau in dem würdevollen Gewand römischer Matronen; sie hatte das Antlitz auf die Decken gepreßt; ihre Thränen flossen reichlich; aber der Kranke wußte es nicht: er schlief.

Alles umher war ganz still und friedlich, wie feierlich, unter dem Glanz der sinkenden Sonne; nur leise scholl vom Wipfel einer Platane ferne her der Amsel melodisches Abendlied; die Mücken tanzten in den letzten Sonnenstrahlen; eintönig, leise goß der Brunnen in dem Marmor-Atrium der Villa.

Es war wunderschön ringsumher: Reichtum, Geschmack, edler Kunstsinn hatten all' dies Besitztum seit Jahrhunderten geschaffen, gemehrt, gepflegt, geschmückt.

Und der junge Erbe all' dieser Schönheit und Herrlichkeit, da lag er, schwer atmend, manchmal jäh aufzuckend, in fiebernder Betäubung.

„Mutter," rief er nun und schlug die großen, runden, schwarzen Augen auf, die tief eingesunken lagen, aber ein seltsam Feuer sprühten, „jetzt ist sie aber da." Die alte Frau richtete sich auf, die Spuren der Thränen mit zitternder Hand hinwegzutilgen trachtend: sie schüttelte leise das Haupt. „Du hast wieder geweint, Mütterlein! Wie unnütz quälst du dich doch! Ich sagte dir schon oft: mir fehlt nichts als — sie. Sie wird kommen: — sie muß kommen. Dann spring ich auf — und aller Schmerz ist — fort!" — Er drückte ächzend beide Hände auf die linke Brust: wie waren diese Hände so abgemagert, so durchscheinend! „Mein Sohn, nimm, o nimm den Trank, den dir der gute Jude, der weise Jaffa, verordnet hat. Und selbst gemischt. Da . . . —" Ungeduldig stieß er die Schale von sich. „Constantina heilt mich: — kein Trank der Welt! Sie wäre längst gekommen, hättet ihr von meinem Leiden ihr gemeldet." — „Es ist geschehen. Aber —" — „Dann wäre sie schon hier. Kloster? Äbtissin? Sie liebt mich, sag' ich dir. Weigerte wirklich die Oberin — auch zu solchem Zweck! — ihr Urlaub, — nicht Mauern, nicht Riegel hielten sie fern von mir. Allein — es hilft euch nichts, daß ihr's meiner süßen Heiligen verbergen wollt. Sie weiß es doch! Den Heiligen zeigt Christus auch das Ferne, das Verborgene. Heute Nacht sah ich sie: — traurig und doch unsagbar trostlieblich sah sie aus. Sie winkte mir und sprach: „Ich weiß, Gratianus, du kannst der Schmerzen nicht genesen, bevor ich dir die Hand aufs Herz gelegt. Siehe, ich komme!" Und hier, den Platanengang schwebte sie heran: auf weißen Flügeln — oder auf den Strahlen der sinkenden Sonne? Ich

weiß nicht! Lautlos war sie auf einmal da! Hier, zu meinen Häupten stand sie, unter dem Vorhang, und legte mir die kühle Hand aufs Herz. O that das wohl. Und sie kommt, ich fühl's — . . ." Er schwieg, erschöpft. Er schloß die Augen.

Die Mutter ließ nun wieder den Thränen freien Lauf. Doch der Schmerz drohte, sie zu lautem Schluchzen fortzureißen; geräuschlos stand sie auf: noch einen Blick auf die festgeschlossenen Augen des Kranken — sie verschwand im Hause. — Sie wollte sich ausweinen, ausbeten im Oratorium vor dem geweihten Kreuz, das dereinst ein Pilger mitgebracht von dem Grabe der Apostelfürsten.

Die Sonne sank tiefer; leiser sang die Amsel; der Brunnen schien lauter, stärker zu gießen; ein sanftes Lispeln ging durch die breiten Blätter der Platanen. — —

Geräuschlos öffnete sich da zwischen der Flora- und der Pomonastatue des Garteneingangs das stolze vergoldete Gitterthor; in mächtigen Sätzen sprang aus dem Taxusgang zur Seite ein gewaltiger braungelber molossischer Hund herzu, dem Eindringling zu wehren: aber plötzlich kauerte er, schweifwedelnd, nieder: eine schlanke, weiße Gestalt legte die linke Hand ihm auf das breite Haupt, mit erhobenem rechten Zeigefinger Stille gebietend; und so glitten nun beide unhörbar den Mittelweg hinan, die weiße Jungfrau, die Hand ruhend auf des treuen Tieres Haupt, das langsam, traurig, jeden ihrer Schritte begleitete; nur einmal sah der Hund zurück: eine ganz schwarze Mädchengestalt folgte, unhörbar wie ihr Schatte, der Weißen: ein Wink der Führerin genügte, auch der Begleiterin bei dem Hunde Friede zu erwirken.

So waren sie zu dritt die Stufen hinaufgelangt. Der Hund legte sich zu Füßen des Lagers, die weiße Jungfrau trat an des Kranken Haupt zu seiner Linken: hinter

ihr, vom Schatten des Vorhangs verdeckt, stand die dunkle Gestalt. Unsäglich traurig sah die lichte Jungfrau auf den Jüngling herab. — Nun trat — ihr Gebet war beendet, ihr Schluchzen gehemmt — die Mutter aus dem Innern des Hauses wieder auf die Schwelle. Tonlos, wie vor einer Erscheinung blieb sie stehen. Da schlug der Sohn die dunkeln Augen auf, griff, ohne sich umzusehen, nach der Hand der weißen Jungfrau und sprach: „Siehst du, Mutter? da ist sie. Ich hab' es wohl gewußt. Nun bin ich genesen.“ Erst jetzt richtete er die Augen zu dem Mädchen auf: ein selig Lächeln zog um seinen Mund.

„Constantina, Engelkind!“ rief die Alte. „Wie ward es möglich . . . —?“ — „Durch die Liebe, Mutter,“ erwiderte die Jungfrau mit heller, aber starker Stimme. „Als — vor vielen Wochen — deine Meldung kam und deine Bitte, weigerte die Frau Äbtissin jeden Urlaub. Ich bat, ich flehte, ich weinte sehr, — umsonst. Umsonst schrieb mein Vater, er verlange, daß man mich an meines Verlobten Krankenlager entlasse. Sie blieb starr. Da erachtete ich es nicht für Sünde, als eine Anzahl der Genossinnen — aus sehr gerechten Gründen — das Kloster heimlich verließ, sie zu begleiten, nur, um hierher zu eilen. Die Führerin der Flucht, der wir alle uns eidlich verpflichtet, erlaubte mir's, — hier bin ich.“ — „Aber“ — der Kranke fuhr jäh empor, richtete sich gewaltsam auf, warf den schwarzumlockten Kopf zur Seite — „aber nicht allein! Von dieser Schwarzen da — mich schauert's kalt! sie steht mir in der Sonne — von dieser träumt' ich nicht!“ — „Dank' ihr, Gratianus, es ist Julia, meine edle Freundin. Sie, sie allein erbot sich, mir hierher zu folgen, obgleich sie selbst recht krank. Sie ist die treueste von allen.“ Die Begleiterin, den schwarzen Schleier dicht um Haupt und Schultern ziehend, verschwand leise hinter

den Säulen. „Sie hat mich erschreckt. Mich fröstelt. Constantina, deine Hand. Hierher — so! Dicht ans Herz. Der Schmerz läßt nach — er ist fort. Fort! Zum erstenmal! Nach Monaten. Siehst du, Mutter? Wer hatte recht? Nun ist dein Sohn — genesen.“ Er schloß, sehr müde, die Augen.

So sah er nicht, wie die arme alte Frau, die Hände über der Stirne ringend, zu seinen Füßen niedersank, neben den treuen Hund. Verzweiflungsvoll sah sie auf zu Constantina, ihr Mund öffnete sich zu wildem Weheschrei. Aber die Jungfrau, hoch aufgerichtet, hielt ihr, während sie die Linke auf des Geliebten Herz drückte, warnend, mahnend die offene Rechte entgegen: zwei große Thränen liefen langsam, langsam über des Mädchens ernste, feste Züge.

Zehntes Kapitel.

Und an demselben Abend, da die Königinnen Paris erreichten, waren Castula die Klausnerin und ein paar der Mädchen schon wieder in Poitiers, im Asyl des heiligen Hilarius. Castula hatte Chrodieldis zwar darin die Wahrheit gesagt, daß sie sich dorthin begeben wolle mit so vielen Genossinnen als ihr folgen würden. Aber nicht hatte sie der Fürstin anvertraut, was sie von jenem Asyl aus weiter ins Werk setzen wollte. Nur sehr wenige folgten ihr, und diese aus ganz besonderen Gründen.

Die erste, die Castula für den Gedanken des ruhigen Abwartens gewonnen hatte, war die arme Ulfia von Passau.

Arm war „das dicke Kind“ zu nennen, nicht wegen Mangels an weltlichem Gut oder an leiblicher Gedeihlich-

keit — im Gegenteil: Ulfia hatte des ersteren genug und des letzteren fast zu viel: — sondern weil es unaufhörlich die Zielscheibe der Neckereien aller Genossinnen war vermöge unbeschreiblichen Schlafbedarfs. Sie war immer so furchtbar müde, die kurzgewachsene, vollblütige Kleine! Kaum der Kindheit entknospt, hatte sie noch ganz Kindergewohnheiten; und die Anstrengung, die es sie gekostet hatte, sich fortab als Jungfrau zu begreifen und zu benehmen, lag ihr noch schwer in allen ihren nudelrundlichen, rosa behauchten Gliedern. Nicht mit Unrecht hatte die muntere Allberahta, das schöne Haupt in den üppigen Nacken werfend, gemeint, wenn man sie schon „Rotundula“ schelte, müsse man die Passauerin „die Kugel“ nennen.

Sie schlief immer. Die Äbtissin mußte Monat für Monat die Strafwachstunden, Halbe-, Viertel-, Achtelstunden fallen lassen, die das unglückliche Bajuvarenkind verwirkt hatte, weil es zu spät kam zur Hora, zu spät zur Matutina, zur Messe, zum Frühstück, zur Morgenarbeit, zum Hauptmahl, ja auch zum Nachmittagsschlaf: — denn sie war, den letzten Bissen im Munde, regelmäßig schon an der Tafel eingeschlafen und konnte weder durch Zuruf noch durch Hukbertas Rippenstöße noch durch Basinas Kitzelversuche mit ihres eigenen Haarzopfs Spitzen unter der Nase zum Erwachen aufgeschmeichelt werden, wann es aufstehen hieß, das Nachtischgebet zu sprechen. Beim Abendessen sank sie mit dem stumpfen Näslein oft vornüber in die gemeinsame klösterliche Abendmilch; und in ihre Zelle und in ihr Bett gelangte sie ohnehin nie anders als im Halbschlaf wankend, geführt von gutmütigen Freundinnen, an denen es ihr bei ihrer großen Herzensgüte und — sofern sie nicht gerade schlief — liebenswürdigen Fröhlichkeit nie fehlte.

Einmal hatte sie den ersten Preis im Goldsticken erhalten, Basina den zweiten (Chrodieldis war auf Wasser

und Brot gesetzt worden, weil sie den kostbaren Stoff über die Scheibe für ihre Lanzenwürfe gespannt hatte). Beide durften sich ihren Lohn erbitten: Basina bat, sie so lange im Klostergarten Kirschen von den Bäumen pflücken und essen zu lassen, — mit der sonst streng verpönten Aufbeißung der Kerne, — bis sie genug haben werde: dies Ziel ward spät, aber doch erreicht; der Garten war noch nicht ganz leer: aber alle Sperlinge zogen laut scheltend davon. Ulfia hatte gebeten, sie einmal im Leben ausschlafen zu lassen. Doch sie kam um ihren Lohn! Nachdem sie achtundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung geschlafen, weckte sie die Äbtissin angsterfüllt: „Aber doch auch nicht die Augen lassen sie einen Menschen zumachen in diesem Hause," brummte sie, legte sich auf die andere Seite und — schlief fort.

Da waren denn dem Grafenkind von Passau die letzten Abenteuer wenig erwünscht gewesen. So fand Castula günstig Gehör, als sie gleich nach der Flucht von Tours sich an die Bajuvarin wandte. An einer langen Latte, die sie aus einem Weinberg gerissen, schwang sie sich über den Graben der Heerstraße und ging auf einen Haufen frisch geschnittenen Frühheues zu, auf welchem sich Ulfia hingestreckt hatte, während die anderen aus den mitgeflüchteten letzten Gaben des guten Dodo ein hastig Frühstück bereiteten und einnahmen.

Die Klausnerin war eine mittelgroße Gestalt; ihr starkes braunes Haar zeigte nur hier und da durchlaufende weißgraue Streifen, die dunkle Farbe des Gesichts, die feurig unter starken Brauen hervorblitzenden schwarzen Augen bezeugten ihre südgallische Herkunft; der Mund, jetzt herb und trotzig aufgeworfen, mußte früher sehr reizvoll gewesen sein und die ganze Erscheinung trug die Spuren ehemaliger hervorragender Schönheit; das immer

noch anziehende Gesicht war nur zerrissen und entstellt durch seltsame, unregelmäßige Narben.

Sie stand lange betrachtend vor der Schläferin, deren tiefe volle Atemzüge so gleichmäßig den jungen Busen hoben und senkten. Das rosige Gesicht blühte in Unschuld und Gesundheit: ein kleiner blauer Schmetterling mit vielen Äugelein auf den Unterflügeln, der gern an allerlei Süßem nascht, war lang hin und hergeflogen über ihrer Stirn: er ließ sich nun am Ansatz der Haare nieder und sog den Duft dieses jungen Lebens ein. Rührung oder Mitleid — mit sich selbst oder mit dem holden Kinde? — oder Wehmut lag in den Zügen der Reclausa. Endlich beugte sie sich — der Falter flog davon — und sprach laut, ganz nahe der Schlummernden zierlichem Ohr: „Herzulfia, schläfst du?“ — „Zum erstenmal seit vielen, vielen Wochen!“ — „Lagst du gut?“ — „Sehr gut.“ Und das rosige Gesicht sank schon wieder auf den weichen, nackten Arm. Aber Castula träufte ihr aus ihrem Kürbiskrug einen Tropfen kalten Wassers in den Busen und rief ihr ins Ohr: „Sollst noch besser liegen: — auf dem Heuboden des Bischofshofes zu Poitiers, wenn du mit mir umkehrst! Willst du?“ — „Kann nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Chrodieldis — versprochen! — Gute — Nacht!“ Aber die Klausnerin zupfte sie am Ohrläppchen: „Chrodieldis hat's erlaubt.“ — „Aber wie? — Zu Fuß? — Bin zu müde.“ — „Zu Esel.“ — „Zu Esel! Das wäre was! Die gehn gleichmäßig!“ — „Wie eine Schlafwiege. Und ich gelobe dir: du sollst schlafen, schlafen — bis alle Könige und alle Bischöfe und die Äbtissin und Chrodieldis einig sind.“ „Das wird lange! Ich folge dir!“ hauchte sie noch und sank aufs Heu zurück. „Ein Grafenkind, auch im Schlaf, ist immer etwas wert,“ raunte die Klausnerin. „Der werden sie nicht viel thun. —

Nun zu der Herzogstochter." — Und sie humpelte — denn der eine Fuß lahmte ihr ein wenig — über die Heerstraße zurück und einen kleinen Hügel hinan, auf dem, hochaufgerichtet, stand Anstrudis, des Herzogs Siggo stolzes Kind; sie lehnte den Rücken an einen Baum und spähte scharf nach Westen; unwirsch zupfte sie an den Flechten ihres braunen Haares, die sie nach vorn über die Brust geworfen hatte. „Was thust du hier, o Herrin?" — „Du meinst wohl Chrodieldis. Sie ist hier Herrin: — wie allerwärts." — „Was thust du hier?" — „Ich stehe Wache: ich spähe, ob wir verfolgt werden, von Tours her." — „Freiwillig?" — „Auf ihr Geheiß." — „Ha, es behagt ihr wohl, Herzogstöchter umher befehlen, auf Wache schicken zu können." — „Sie versteht zu befehlen, das muß man ihr lassen." — „Ist nicht schwer, findet man sogar Siggos, des Langobardenbesiegers Kind, bereit, zu gehorchen. Mach ein Ende! Geh mit mir nach Poitiers . . ." — „In das Kloster? Niemals!" — „Gegen das Kloster!" Anstrudis horchte hoch auf. „Laß der Hochfärtigen den billigen Ruhm, von Ort zu Ort heimlich zu entwischen. Ich gehe nach Poitiers, das Kloster zu stürmen. Du staunst? Entschlossene Männer stehen bereit, mir zu helfen. Willst du uns führen? Willst du vollenden mit der Faust, was jene erbitten will?"

„Gern! Wie gern! Aber mein Eid . . . —" — „Sie läßt jede ziehen, die will: — und dich am liebsten, die ihr an Rang, an Ansehen nächste." — „Ich gehe mit! Komm, ohne Abschied von — ihr." — „Recht! Ich hole dich hier ab. Noch ein paar andere bring' ich mit."

Und sie schlich wieder hinab auf die staubige Straße; da saß am Rande des Grabens, unter hochaufgeschossenem Unkraut, Richauda, des reichen Thesaurarius Charigisel hübsche, viel verwöhnte, verzärtelte Tochter und flickte mit

langen Stichen, weit ausziehend, mit grauem Bindfaden den Saum eines wenig klösterlichen Mantels, der, von köstlich gewebtem Stoff, einst veilchenblau von Farbe und reich gestickt gewesen war: allein von Regen und Schnee jener ersten Märznacht hatten Farbe, Gewebe, Stickerei kläglich gelitten.

Castula setzte sich zu ihr in den Graben, zog eine Schere aus dem Gürtel und half ihr. „Risch — rasch! Fort damit. Lauter Fetzen! Schade drum! Welch herrliches Zeug! Das ist nicht hier im Frankenreich gewebt worden!“ „Dank für die Hilfe!“ seufzte Richauda. „Das kommt aus Byzantion. Mein Herr Vater hat dort, als Gesandter unsrer Könige, vom Kaiser kostbare Ehrengeschenke erhalten. Das ist ein »holosericon himation«, ein ganz seidener Mantel.“

„O heilige Radegundis,“ seufzte Castula. „Daß ein Edelkind wie Ihr hier, an dem Graben auf der Heerstraße, an solchen Prachtgewanden flickt! — Und seht nur, wie Eure Haare staubig sind! Schaut einmal hierher, schöne Herrin!“ — „Einen Spiegel? Ei Castula! So eitel?“ Die Klausnerin, die heute noch viel schöner war als das eitle junge Kind, lächelte: „Nur für Euch hab’ ich das Spiegelein beigesteckt. Behaltet es nur. Gott, o Gott! Wenn ich denke, wie viele Truhen voll solch’ köstlicher Kleider Ihr im Kloster liegen habt, die Euch der Herr Vater schickte. Und Ihr durftet sie nicht tragen! Warum? Weil dann vollends Leuba, die Äbtissin-Nichte . . . —“ „Äbtissin-Nichte, das ist gut!“ lachte Richauda. — „Nicht mehr anzuschauen war neben Euch. Und all diese Truhen, — sie verbrennen demnächst. Oder andere teilen sich darein.“ „Wie das?“ rief die Kleine erschrocken und sprang auf. „O Gott! Meine Schmucksachen! Nicht wieder sobald geht mein Vater nach Byzanz. Warum soll ich

sie verlieren?" — „Weil Anstrudis und tapfere Männer das Kloster stürmen! Geht mit und rettet, was Ihr könnt von Eurem Eigen."

Elftes Kapitel.

Ohne die Antwort abzuwarten, eilte sie, so rasch die Füße sie trugen, quer in die blumige Wiese hinein. Hier saß, an eines klaren Bächleins Rand, die blonde Genoveva, das Haupt träumerisch an einen moosumwachsenen alten Markstein gelehnt. Sie zerpflückte bald Sternblumen, deren Weissagung befragend, bald flocht sie weiter an einem halbfertigen Kränzlein, das sie aus den bunt und üppig hier sprießenden Frühlingsblumen zu winden angefangen hatte. Sie summte dazu, träumerisch, gedankenvoll, ein Liedchen:

„Weit vom Weibe —
Nicht müht es den Mann!
Nach andern äugt er, der Arge.
Aber des armen
Mädchens Gemüt, —
Ferne vom Freunde
Sehnsucht sehrt es und Sorge! —
Blumen und Blätter,
Kleine Kränze,
Will ich den Wogen
Vertrauen und Träume der Trauer!
Führt sie zum Freunde,
Ihr willigen Wellen,
Und sagt ihm, wie selig ... —"

„Du bist es, Castula? Was bringst du mir?"
„Bessern Rat, als diesen Kranz in den Bach zu werfen!

Bringt ihn dem Freund — mit eigenen Händen." — „O weh! Du hast gelauscht —!" — „Heute, hier war nichts Besonderes zu erlauschen, Täubchen. Aber im Klostergarten, in der Werkzeughütte ... —" — „Heilige Genoveva!" — „Ohne Sorge! Die Klausnerin war auch einmal jung. — Herr Frontinus, des Senators Sohn zu Poitiers — ist ein bildschöner Herr! Und weder des Januarius Schnee zur Mitternacht noch des Juli Sonnenbrand um Mittag konnten ihn fernhalten von der Zeughütte! Nun war er verreist, mondelang. Aber er ist zurück — seit acht Tagen." — „Woher weißt du ... —?" — „Sein Freigelassener ist ein Freund eines meiner Freunde im Kloster ... —" — „Du? — Du, die Reclausa, die seit Jahren ihre Zelle nicht verließ vor lauter Frömmigkeit, vor lauter ... —" — „Sagt es nur: vor lauter Reuebuße für eine frühere Flucht! Ja, die arme verachtete Reclausa hat doch Freunde im Kloster! Und sein Freigelassener erkundete von meinem Freunde, wohin Ihr geflüchtet. Und kam, im Auftrag seines Patrons, auf Eurer Spur, nach Tours zu den Mönchen. Und warf mir dies Brieflein für Euch über die Mauer: hier, es sieht recht zärtlich aus, das Wachstäfelchen." Selig las das blonde Kind: „O komm zurück — mich verzehrt das Verlangen." Sie errötete bis an die Stirn, barg das süße Geheimnis im Busen und lächelte: „Gut, daß du nicht lesen kannst." Castula lächelte gutmütig: „Ja, es ist immer gut, wenn man dumm ist: — gut für die andern." — „Denke nur: er schreibt, ich solle zurückkommen ... —" — „Ah, das hätt' ich nie erraten! — So kommt zurück." — „Unmöglich." — „Sehr leicht. Ich gehe heute noch mit drei Edelfräulein —: Chrodieldis hat's erlaubt." — „Im Kloster werden sie jetzt scharf Wache halten." — „Nicht ins Kloster sollt Ihr! In die Stadt, zu ihm, dicht neben

sein Haus, in die Basilika!" — „O süße Wonne, die mich durchrieselt! Ich will's noch überlegen, aber ich kann kaum anders. Er ruft: — Castula, wie dank' ich dir." — „Habt mir nichts zu danken. Seht, andre — die führ' ich gern, an ihren stolzen Nasen sie gängelnd, ohne daß sie's merken, zu meinen Zielen. Aber du, — du thust mir weh und wohl zugleich im Herzen! Schau, Genoveva, ich war auch einmal wie du: gut und rein und blind vertrauend, bis . . . —! Doch das ist nichts für dich! — Dich aber täusch' ich nicht. Denn du gleichst ihr, der Armen, die um fremde, — weh, um meine — Schuld! gelitten hat: der Süßen gleichst du, der Unschuldigen, die sie zertreten haben. Du staunst? Ja doch: ich habe eine Wut gegen das Kloster und gegen die Äbtissin und gegen — ha," lachte sie, „fast gegen alles, was geistlich ist oder vornehm, gegen diese ganze Heuchelei und Sünde und Gewalt, die man zusammen Kirche und Reich der Franken nennt. Ah, das ist all' ein ungeheuerer, von Schätzen vollgestopfter Scheiterhaufe: — darauf liegt gebahrt die tote Treue. Hei, welche Hand darf die erste sein, die zündend die Fackel darein wirft? — Was ich will? Nur der Äbtissin Eine Frage vorlegen: — aber so, daß sie antworten muß, nicht wieder ihre Wolfshunde rufen kann gegen mich. Du schüttelst die blonden, die goldnen Ringelein, holdes Kind? Du meinst, die Klausnerin ist wahnsinnig? Mag sein! Dir aber thut sie nichts zuleide. Du darfst mir trauen!" — Und wieder ohne Antwort abzuwarten, lief sie fort; sie war diesmal der Entscheidung noch sicherer als bei den andern.

Und mit den vier Genossinnen war Castula zurückgewandert nach Poitiers. Sie hatte in der Nähe der

Basilika des heiligen Hilarius, in einer Seitengasse versteckt, abgewartet, bis am frühen Morgen das Gitter des Nebenhauses, des Oratoriums, geöffnet ward, die Frommen zu den Horen zuzulassen: und sofort hatten die Fünf mit dem Ruf „Asyl! Asyl! Hilf, Sankt Hilarius!“ sich über die Schwelle hinein in das Innere der Kirche geflüchtet. Gerade dieser Teil des Gebäudes war für die Asylsuchenden bestimmt: deren Zahl war das ganze Jahr hindurch nicht klein, wenn sie auch niemals die Menge der Schützlinge erreichte, die Sankt Martin zu Tours, der größte Heilige des Frankenreichs, unter seinem Frieden barg.

Deshalb hatte man hier, wie in den meisten stark als Freistätten gebrauchten und mißbrauchten Kirchen, eine besondere Abteilung den Flüchtlingen angewiesen: Asyl gewährte freilich jeder Raum innerhalb der geweihten Umfriedung. So ward die Verwendung des übrigen Baues für die Kirchenzwecke nicht beeinträchtigt durch das Leben der Schützlinge in dem Oratorium und deren häufige Verhandlungen mit den Abgesandten der Staatsgewalt; um dieser sehr nötigen Vorsicht willen hatte man den den weiblichen und den den männlichen Schützlingen zugeteilten Raum durch eine dicke und hohe Zwischenmauer geschieden.

Der den Frauen gewährte Raum war leer, so schien es. Verschüchtert, unbehaglich sahen sich die Edelfräulein in dem halbdunkeln, kahlen, schmalen Viereck um: ein Kreuz, ein verblaßtes Mosaik: die Lämmer, die der gute Hirt schützend um sich schart, darstellend, ein Betschemel, ein paar Decken auf den Steinstufen, die als Lagerstätte dienten, das war alles; ein Krug Wasser und ein paar Brote waren frisch hineingetragen worden von einer unfreien Magd der Kirche, die, mit einem verwunderten Blick auf so vornehmen Besuch, auf so feine Gestalten, schweigend wieder ging.

Castula durchmusterte den Raum; sie maß vor allem fünf Schritte vom Eingangsgitter ab, die Zwischenmauer entlang, nach hinten, machte plötzlich Halt und klopfte mit der geballten Faust an die Mauer: Mörtelbewurf bröckelte ab: — es klang wie Holz. Sie nickte und schritt weiter in die finstere hinterste Ecke, bückte sich und hob ein grobes Segeltuch auf, unter dem ein drohendes Brummen hervordrang: „Dacht' ich's doch! — Wieder hier, Struzza?" Da richtete sich unter der Decke ein gewaltig Weib auf: braunrote Haare strich sie sich aus dem breiten Gesicht: „Du bist's? Die Arleserin? Nun wird's lustiger!" rief sie aus rauher Kehle. — Weindunst ging von ihrem Atem aus. „Wer ist das, o all' ihr Heiligen?" rief Genoveva erschrocken und flüchtete hinter Anstrudis, während Richauda bis an die Thüre zurückwich. — Nur Ulfia blieb von dem Eindruck verschont: sie lag auf der untersten Stufe und schlief sanft.

„Das ist eine — Freundin von mir! Struzza, aus dem Bajuvarenland hierher verschlagen, das heißt: Herrn Truchtigisel zu Soissons entlaufen und seiner gestrengen Ehefrau. Auch eine Klausnerin, — aber eine wilde." — „O," flüsterte Genoveva, hinter Anstrudis scheu hervorlugend, „die in den Steinbrüchen hauset, draußen vor der Stadt?" — „Was hast du da für feine Püppchen mitgebracht?" grinste, wenig freundlich, die Rothaarige. „Sie soll manchmal einen Dämon haben, ist das wahr?" fragte Richauda. „Oder der Dämon mich," lachte das Weib. „Sie ist gar so groß," meinte furchtsam selbst Anstrudis. „Und sie frißt kleine Kinder," fügte die Vorgestellte bei, die Furcht und den Abscheu der Mädchen bemerkend.

„Sie beißt nicht!" beruhigte Castula. „Wenn sie nüchtern ist," grinste die Riesin. — „Was hat dich diesmal hergeführt?" — „Bah, eine geringe Sache! Nicht jede

heilige Klausnerin hat einen Klosterkeller neben ihrer Zelle." — „Still! Schweige doch!" — „So hab' ich denn eine Amphora Rhonewein gestohlen. Und den Hund von einem Hehler, der mir heimlich die Hälfte weggesoffen hatte, mit der Faust niedergeschlagen: — war halb tot. Wer sind die vier jungen Katzen?" — „Edle fränkische Fräulein." — „Haben die auch gestohlen? Haben sich wohl eher stehlen lassen, eh? — Höre, schaff mir bald die nasenrümpfenden Puppen aus den Augen oder ich erdroßle sie wie vier Schnepfen auf vier Griffe." — „Geduld! Freilich müssen sie fort, bevor wir die Männer hereinlassen. Mein Freund, der Kellermeister, der früher einmal hier Asyl gesucht, hat mir das Geheimnis der Zwischenthür verraten. Wie viele mögen drüben sein?" — „Nach dem Lärm, den sie heute Nacht machten, wohl dreißig." — „Das genügt." — „Wofür?" — „Für mein Werk: ein großes! Bücke dich." Sie raunte ihr ins Ohr. „Heia! Gevatterin! Das lob' ich mir! Dir fällt doch immer was ein! — Mir — mir hat der viele Wein — und die Wut über die viele Geißelung — das Denken verstört. Die Äbtissin! Die bitt' ich mir aus." — „Nein! Die gehört mir! Ich muß sie etwas fragen! — Aber still! Erst muß alles mit den Männern drüben beredet sein." — Angstvoll drängten sich während dieser geflüsterten Unterredung die drei Mädchen zusammen um die schlafende Ulfia, mit scheuen Blicken die beiden unheimlichen Weiber betrachtend.

Zwölftes Kapitel.

Das Palatium der Merowingenkönige zu Paris — das wichtigste, in dem sie am häufigsten weilten — war derselbe alte Kaiserpalast, in welchem weiland Julian dem Apostaten von seinen Legionen die Kaiserkrone aufgezwungen ward. Es sind die Räume, die heute die Namen: „Museum der Thermen“ und „Hôtel von Clugny“ tragen. Die etwa achtzehn Mädchen waren in den Frauengemächern des weitläufigen Gebäudes untergebracht worden: diese standen leer. Denn die Königin-Mutter, die hohe Brunichildis, war vom Hofe vertrieben worden von der herrschenden Bischofs- und Adelspartei, die den jungen König Childibert, Brunichildens und des allzufrüh ermordeten vortrefflichen König Sigiberts Sohn, zu seinem und des Reiches schweren Schaden, damals noch völlig beherrschten. König Guntchramn, den Oheim, hielten sie nach Kräften fern von ihm. Mutter und Oheim hatten dem Jüngling eine Braut, die schöne und sanfte Faileuba, ausgewählt, um durch die Segnungen der Ehe die erwachenden sehr lebhaften Neigungen des jungen Merowingen zu bekämpfen. Aber die „Erzieher“ des Königs hatten keine Freude an dieser Verlobung. Sie ließen die Braut sowenig wie die Mutter in die Nähe des königlichen Jünglings kommen, schoben die Vermählung immer wieder hinaus — ins Unbestimmte — und versicherten sich ihrer festen Herrschaft über den Heißblütigen, indem sie immer für lustige, wechselnde Zerstreuungen sorgten.

In dem Vorsaal vor des Königs Gemach saßen beim Brettspiel an einem Marmortisch zwei Männer; der Bischofsmantel des einen und der reiche Waffenschmuck des andern deuteten den hohen Rang der beiden Freunde an. Nur

dieser Vorsaal führte zu dem königlichen Cubiculum: wer hier Stellung nahm, hielt den jungen Herrn in Belagerung; nie — bei Tag und bei Nacht — fehlte einer der beiden Männer in diesem Saal.

„Lieber Schwager und Herzog," sagte der Bischof nach langem Schweigen — und um die vornehmen bedeutenden Züge spielte ein feines Lächeln: „du bist auf dem Schlachtfeld, Dank dem heiligen Martinus, ein besserer Feldherr als auf diesen Marmorfeldern: — du giebst nicht acht! — Denk an deinen König!"

Der andere, eine gewaltige Kriegergestalt, warf das mächtige Langschwert, das er zwischen den Knien trug, quer über den Schos und schob eine reichgestickte Scheitelhaube zurecht, die er unter dem stolzen Drachenhelm zu tragen pflegte, den er nun neben sich auf einen niedern Schemel gestellt hatte.

„Weil ich an meinen König denke, Schwager Egidius," lächelte der Kriegsheld, „an den von heißem Merowingenblut — nicht an den toten hier von Elfenbein — geb' ich auf das Brettspiel nicht acht. — Ich hoffe, wir gewinnen das andre Spiel." — „Gewiß! Diese beiden Mädchen kamen zu rechter Zeit." „Sollten sie deine Heiligen uns zu Hilfe gesandt haben?" höhnte der Herzog. „Frau Venus nannten eure römischen Ahnen diese Heilige, denk' ich."

„Du reibst dich gern an der Geistlichkeit!" lächelte der Bischof. „Und doch wo wärest du ohne . . . —" — „Die Beichte! — Gewiß! Mittags Wein, Abends schöne Freundinnen, Morgens die Beichte. Wer damit keinen merowingischen Königsknaben beherrschen kann, ist ein Tropf, kein austrasischer Palatin." „Beherrschen und —" flüsterte der Bischof — „verderben. Das Bürschlein wird nicht alt bei diesem Leben." — „Schadet nichts! — Das

Merowingenhaus steht nur noch auf sechs Augen. Es hat lang genug geherrscht. Auch andre Frankengeschlechter ... —"

Da wurde die Vorhausthüre, die nach dem äußern Gang führte, aufgeschlagen und, geführt von vier reichgekleideten Höflingen, traten Chrodieldis und Basina in den Saal, gefolgt von den beiden Alamannen, die, sich tief vor dem Bischof und vor dem Herzog verneigend, an der Thüre stehen blieben; die beiden Gewaltigen schienen die Eintretenden nicht zu achten, sie waren ganz in ihr Spiel vertieft.

Zwei Höflinge gingen in des Königs Gemach, die Mädchen zu melden. „Sehr willkommen, sehr!" klang es vernehmlich heraus. Die Höflinge erschienen wieder und winkten den Mädchen, zu dem König einzutreten. Sie mußten an dem Spieltisch vorüber; beide Männer warfen einen raschen Blick auf sie und spielten weiter. Da blieb Chrodieldis stehen, hart an dem Tisch. „Ihr wurdet beide gestern," sagte sie laut, „der Ehre gewürdigt, uns zu begrüßen und unsere Namen zu erfahren. Ihr, Herr Egidius, seid ein Bischof des Herrn: Ihr habt eure besondre Hoheit — Du aber, Herzog Rauching, lerne nun und merke dir's, wie man eine Königin der Franken zu begrüßen hat." Und heftig schlug sie ihm mit der Hand die Stirnhaube vom Kopf, daß sie weit weg auf den Estrich flog.

Wütend fuhr der Herzog auf, erbleichend vor Zorn, — der Spieltisch stürzte um, die elfenbeinernen Figuren klirrten über den Mosaikestrich hin — Rauching rang nach einem Wort: aber schon war Chrodieldis rauschenden Gewandes im Gemach des Königs verschwunden. Glutrot vor Schreck folgte ihr Basina.

Die Scene war von furchtbarer Wirkung auf alle Zeugen: die beiden Alamannen eilten unwillkürlich ein paar Schritte vor, wie um dem verwegenen Mädchen beizuspringen: die vier Höflinge zitterten am ganzen Leibe:

dann fiel ihnen ein, daß sie die Spielfiguren auflesen konnten. Welches Glück! Welche Ablenkung! Welche Beschäftigung! Der Bischof, der ebenfalls aufgesprungen war, blickte, die Finger der Rechten ausstreckend, gespannt zu dem gewaltigen Herzog hinauf. Dieser aber holte tief Atem und die geballte gepanzerte Faust drohend gegen das Königsgemach hin erhebend, stöhnte er heiser hervor: „Warte!“

Dreizehntes Kapitel.

Kaum hatten die beiden Mädchen die Schwelle des kleinen, mit Mosaiken und Wandteppichen reich geschmückten Gemaches überschritten, als sich jede an der Rechten gefaßt und lebhaft nach vorn gezogen fühlte.

Ein schlanker Knabe, in reichem golddurchwirktem Gewand riß sie ungestüm von der Thüre hinweg: er hatte der Merowingen meerblaues Auge, das lange Goldgelock, die kurze, feingeschnittene Nase mit den nervös beweglichen Nüstern, die üppigen, verlangenden, genußgierigen Lippen und eine blendend weiße, mädchenzarte Hautfarbe: lieblicher Flaumbart kräuselte sich ihm auf der Lippe und auf den wohlgebildeten Wangen: er war sehr schön; es war König Childibert. Er strahlte vor Vergnügen.

„Weg von der Thüre!“ flüsterte er. „Da hören sie uns! Und dann, weh uns! — O dunkelschöne Base! Was hast du gethan! Kein Mann auf Erden wagte das: — er wäre des Todes! Den Großgewaltigen, Rauching, den Herzog des Stolzes! Du hast ihn — vor Zeugen — geschlagen. Habe alles gesehen!“ kicherte er, kindlich vergnügt. „Konnte es nicht aushalten vor Neugierde — nach

euch. Habe durch die Vorhänge geguckt! Thu's oft. — Du bist gewiß Chrodieldis! — Ich erschrak vor Entsetzen! Aber tief, tief hat mich's gefreut. Ich muß dich belohnen." Und er mühte sich, sie zu küssen. Aber es genügte, daß die schlanke Jungfrau sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtete, um ihm diese Hoffnung vollständigst zu entrücken.

„Hui, ist die stolz, die Große! — Du, liebes kleines Bäschen, du bist gewiß nicht so . . . —" „Lang", sagte Basina, „aber noch viel hurtiger." Und schon war sie unter seinem umschlingenden Arm durchgeschlüpft und stand wieder dicht am Eingang. „Schwöre Frieden, — Kußfrieden, jung Vetterlein, du zuchtlos Königsbüblein. Sonst schlag' ich hier die Vorhänge zurück und du stehst recht kläglich da vor deinem Hofgesind." — „Um Gott!" — „Schwöre, Königlein! Schwöre! Oder —" sie griff in die Falten. — „Laß zu, laß zu! Ich schwör's bei allen Teufeln." — „Und — auch bei deiner lieben Braut?" — „Die ist dabei schon eingezählt! — Ei, seid ihr dornige Röselein! Vettern und Basen küssen sich doch." „Bei den Bauern, ja, und den Schneidern," zürnte Chrodieldis, „nicht in Königshäusern. — Herr König von Austrasien! Wir fordern von dir unser Recht. Und wären wir arme Bettlerinnen . . . —" — „Ihr seid aber viel was Schlimmeres, ihr seid entsprungene Nönnlein!"

„Da liegt — ich seh's — unsere Klageschrift auf deinem Tische. Hast du sie gelesen?" — „Behüte. Ist viel zu lang! Aber es versteht sich: alles geschieht, was ihr haben wollt." — „Wirklich?" — „O Dank!" — „Nun das versteht sich doch! Die Äbtissin — ich hasse Äbtissinnen! — ist eine alte langweilige, saure Holzbirne. Und ihr — weiß Gott — ihr seid die schönsten Mädchen, die ich . . —" „Je geküßt," spottete Basina. „Du, Kleine! Wäre nur der Saal da draußen nicht! — Und

noch neununddreißig andere! Sind auch noch recht hübsche darunter?“ fragte er neugierig. „Also unsere Forderung ist gewährt?“ fragte Chrodieldis ungeduldig. „Gewiß! Vorausgesetzt, — daß“ — fügte er mit schüchternem Blick auf den Vorhang bei — „daß Herzog Rauching und Bischof Egidius . . . —“

„Bist du König oder ist es Herzog Rauching?“ rief Chrodieldis. — „Still, still! Um Gott! Er hört so scharf. — Er hat, nach meinem königlichen Willen, ja gesagt.“ — „Also!“ „Aber auch ich habe meinen Willen,“ prahlte der Knabe. „Und ich bedang dabei, daß ihr nur dann des Königs Gnade finden sollt, wenn,“ flüsterte er und griff — umsonst — nach Basinas vollem Arm, „auch ihr für den König nicht ungnädig seid. — Wie kommt es doch, daß ich euch noch nie gesehen?“ „Weil man uns, nach unsrer Väter Tod, ohne uns, ohne unsere Mütter zu fragen,“ zürnte Chrodieldis, „ins Kloster steckte.“ — „Und vorher?“ „Vorher? Ei du lieber Gott,“ lachte Basina. „Da ging der Herr König ja noch in Kinderhöslein.“ — „Kleiner Krauskopf, ich werde dir zeigen, daß ich ein Mann bin! ich werde dir Respekt beibringen.“ Er griff nach ihrem Gürtel. Patschend schlug sie ihn auf die Hand. „Das müßtet Ihr aber beides ganz anders versuchen als bisher.“

Da zuckte ein unheilverheißender Blitz aus den lodernden Merowingeraugen und der erboste Knabe rief sehr laut: „Ihr seid entlassen! Nicht in Gnaden! Euer Gesuch kann nicht so rasch entschieden werden. Wir werden euch Bescheid zufertigen lassen — in drei, vier Monaten.“ Beide Mädchen erbleichten. „Ja, was meint ihr denn? Gottlose Nonnen! Kirche und Staat, die Ehre des Königshauses stehen auf dem Spiel. — Auch der Ruf unseres Hofes! —“

Leise lachte er dazwischen durch: „Hier seid ihr in meiner Gewalt! Das sollt ihr fühlen. Von hier entwischt ihr nicht wie zu Poitiers und Tours. Ihr sollt mir diese Stunde, diese Sprödheit büßen!“ Laut fuhr er wieder fort: „Durch Herzog Rauching werdet ihr näheres erfahren.“ Er schlug mit der Faust zornig auf ein Metallbecken. Die Vorhänge rauschten auf: zwei Höflinge erschienen.

„Meine Basen sind scharf zu überwachen! Natürlich nur,“ schloß er höhnisch, „daß sie nicht Übles erleiden. So tugendreiche Mägdlein thun nichts Böses.“

Die Mädchen schritten schweigend durch den Vorsaal. Die jungen Alamannen wollten ihnen aus demselben in den Gang folgen. „Halt!“ gebot Herzog Rauching. „Des Herzogs Sigfrid Söhne sind meine Gäste. Sie bleiben. Sie folgen mir in mein Haus.“ Da traten die Jünglinge vor, verbeugten sich und Sigvalt sprach: „Ihr habt hier zu befehlen, Herzog: — aber nicht uns.“ „König Guntchramn hat uns durch seinen Domesticus eingeschärft,“ fuhr Sigbert fort, „soweit die Schicklichkeit verstattet, Tag und Nacht in der Nähe der jungen Königinnen zu bleiben.“ „Er wird euch wohl nicht schwer, dieser Dienst?“ grollte der Herzog.

„Wir werden also,“ fiel Sigvalt ein, „mit unsern Schwertern vor der Jungfrauen Schwelle liegen und bürgen, daß niemand von ihnen herausgeht . . . —“ „Und niemand zu ihnen hinein,“ schloß Sigbert.

„Kecke Schwaben!“ brauste der Gewaltige auf. „Ein Wink, und —“ Aber Egidius zog ihn am Mantel: „Gieb ihn nicht, diesen Wink. König Guntchramn — er haßt uns lange — lauert nur auf die Gelegenheit, uns zu stürzen, Krieg anzufangen, brauchst du Gewalt gegen seine Sendlinge. Laß mich gewähren! Ich setze sie bis morgen

früh ins hellste Unrecht. Dann — Gewalt, blutige, wenn es sein muß. — Geht, meine Söhne! Gehet nur mit diesen Lämmlein, sie zu hüten. — Der König ruft mich zum Vortrag. Ich komme!"

Vierzehntes Kapitel.

Die Gefahr, daß die Königinnen und ihre Gefährtinnen entrinnen könnten, auch nur aus dem Palatium, war in der That ausgeschlossen.

Die Frauengemächer, in welchen die Flüchtlinge untergebracht waren, lagen zwar im Erdgeschoß — davor ein kühler grüner Garten im römischen Stil: ein Viereck, ein Springbrunnen in der Mitte, ein paar Lorbeeren und Cypressen darum her — aber das Ganze war von turmhohen Mauern umgürtet. — Vor der einzigen Pforte schritten zwei Speerträger. Herzog Rauching hatte sie geschickt: als Ehrenwache!

Die beiden Herzogssöhne hatten zu ihrem Nachtquartier bestimmt einen kleinen kreisrunden Raum im Garten neben dem Springbrunnen; es war ein Tempel der Flora gewesen unter Julian: jetzt war's ein Oratorium der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris.

Im silbernen Mondlicht lag der Garten still, einsam; der Lärm des Hoflebens drang nicht hierher. Chrodieldis und Sigvalt, Basina und Sigbert wandelten, jedes Paar vom andern getrennt durch die ganze Weite des Gartens, nebeneinander hin.

Hinter den dunkelschattigen Platanen blieb Chrodieldis plötzlich stehen: „Du hattest Recht, geliebter Mann! Ich

wußte nicht, was ich that, als ich diesen Hof, diesen lüsternen Königsknaben, diese gewaltthätigen Palatine, diese gewissenlosen Bischöfe aufsuchte. Nun ist's geschehen. Und ohne deine, deines Bruders mutige Treue, — wer weiß, ob wir nicht schon gefangen wären. Wir sind's! — Aber ihr seid bei uns! Dank dir! — Die Zukunft ist verhüllt. Drum solltest du jetzt heute Nacht schon wissen, was ich — sonst wohl noch lange verhehlt hätte. Denn sie sagten einst," lächelte sie, zu ihm aufblickend, „Chrodieldis hat ein trotzig Herz. Aber nicht gegen dich, Geliebter! — Nein! Küsse mich nicht, mein Held! Ich hab' es ernster vor in dieser Stunde. Ich will dir meine ganze Seele zeigen. — Sieh, du hast dich wohl gewundert, weshalb ich so eisern bestehe auf dem Wort, das ich den Mädchen gegeben habe, die meist — ich seh' es wohl! — recht schwach und thöricht sind. Und weshalb ich es halte, so eisern, obgleich viele, ja die meisten mich verlassen, ihr Wort gebrochen und so auch mich des meinigen entbunden haben. — Sieh, dir will ich's sagen, Geliebter, — neige dein Ohr — vor den schweigenden Sternen. — Groß wie keines auf Erden ist unser, ist der Merowingen Haus und der Franken Macht. Kein Königshaus, seit die Amalungen dahin gesunken, kann sich uns vergleichen. Kaum dem Kaiser stehen wir nach an Macht. Durch alle Völker geht der Ruf der Franken und der Merowingen: unserer Kraft, Kühnheit, unserer Siege —: ach und unserer — Falschheit!" Sie schlug die Hand vor die Stirn.

„Liebchen, beruhige dich!" — „Nein, bei Schmach beruhige ich mich nicht! ‚Falsch wie ein Merowing', ‚ein Merowingeneid das heißt ein Meineid', ‚ein Merowingenwort das heißt die Lüge': so sprechen sie in Toledo und Pavia, bei den heidnischen Sachsen, drüben bei den Angeln in Kent, beim Papst zu Rom, sogar zu Byzanz, wo doch alle

Lügen ihren Ursumpf haben. Das ist unleidlich zu hören: — denn ach: es ist wahr! Die Geschichte unseres Hauses ist: Sieg — Mord — Verrat — Meineid — Falschwort." — „Die Speere machen die Geschichte der Häuser, nicht die Spindeln." — „Ja, aber ich hab' mir's geschworen; ich will's den Menschen zeigen: auch Merowingenblut kann Treue halten, eisern, zäh, trotzig, nenn' es eigensinnig, — aber Treue bis zum Tode. Was ich gelobt, ich muß es erfüllen, das siehst du nun wohl ein, nachdem ich dir des Herzens tiefsten Kern enthüllt — oder drüber sterben! Verstehst du's nun?"

„Du bist ein herrlich Weib!" — „War das nicht weihevoller als ein Kuß? — Hab nur Geduld! Überleb' ich's und giebt mich Oheim Guntchramn dir, dann holt Chrodieldis die versagten Küsse treulich nach. Doch jetzt — statt eines Kusses — nimm mein Blut." Sie riß einen kleinen scharfen Dolch aus dem Gürtel, ritzte sich ganz leicht die Haut des nackten linken Armes, daß ein einzig, ein winzig Tröpflein Blut hervortrat: sie hielt ihm den Arm hin. „Trink: Merowingenblut! — Wenn dir nicht graut." Er beugte das Knie, umschlang ihre schlanken Hüften und sog gierig das Tröpflein heißen, roten Bluts. „Nun bist du mir verfallen" — sprach sie lächelnd und strich ihm zärtlich kosend über die schöne offene Stirn. „Von Meerdämonen, geht die alte Sage, sind wir entstammt: — dämonisch ist unsere Art: — graut dir vor mir, Geliebter?" — „O süßes, seliges, heißes Grauen der Liebe!"

„Steh auf. Und sei getrost: dieser kleine Dolch ist viel stärker als König Childibert. Der Bube überlebt es nicht, wenn er mich küßt. —" Das Paar verschwand im tiefen Schatten der Platanen. — — —

Basina zog Sigbert hinter sich her in das helle Mondlicht. „Es ist besser hier," lächelte sie verschämt. „Zwar

auch hier sieht uns nur der Mond: aber es ist doch — anständiger als so ganz im Düstern." „Ja, es ist besser so," erwiderte er, „denn Einen Zeugen wenigstens will ich haben bei unserer Verlobung. Herr Mond, du hast darin wohl alte Übung. Und sieh — da schaut auch noch ein Sternlein zu! — 's ist Frau Berahtas, der holden, Gestirn: — vor diesen zweien Zeugen, süße Braut, küß ich dich. Mein sollst du sein." — „Genug! Genug! Der Mond hat's schon gesehen!" — „Er hat aber zwei Augen. Und, dieser Kuß, der war für den Stern. — Und der für mich!" — „Und der, und der, und der — und die, die waren alle für mich!" rief die Kleine und ließ erst jetzt die roten Locken los: sie hatte ihn so kräftig festgehalten, als ob er ihr mit Heldenkraft sich entringen wolle, was ihm doch fern zu liegen schien. „Pfui, Basina," schalt sie sich nun. „Wie kann man so zudringlich sein! Wenn das Chrodieldis wüßte, die gestrenge! Ich könnt' ihr nicht mehr in die Augen sehen — Horch, das Thürlein knarrt. Wer kommt?"

Wie zwei mächtige, treue und tapfre Wachthunde fuhren die beiden Brüder auf den Eintretenden los. „Halt!" schrieen sie, daß die Mauern widerdröhnten. „Steh! Oder du bist des Todes." Der Angeschrieene schien in der That bereits des Todes. Denn ohne sich zu rühren, sank er um, den Brüdern in die Arme. Die Gruppe stand im hellen Mondschein.

„Ei, das ist ja Theutar, meiner armen Mutter Beichtiger," rief Basina, schöpfte in beide Hände Wasser aus dem Römerspringbrunnen und fuhr dem Ohnmächtigen über das Antlitz. Der schlug die Augen gleich wieder auf: „Leb' ich noch?" fragte er. „Noch lange," sagte Basina, „wenn du immer nur so stirbst." Chrodieldis trat heran: „Du bist es. Theutar? Du bist kein Verräter." — „Nein,

Chrodieldchen, ich bin im Gegenteil — nun, Theutar bin ich." „Ist der blödsinnig?" fragte Sigbert ganz leise sein Liebchen. — „Der klügste, treueste Pfaff der Welt! — Stellt sich nur gern ein wenig blöde, da ihn schon so viele Könige köpfen lassen wollten, weil er so klug war."

„Du bringst uns wohl was Wichtiges?" forschte Chrodieldis. — „Gewiß! Wie früher, da ihr auf meinem Schoße saßet und schaukeltet. Aber Chrodieldis wollte immer höher, immer höher fliegen. Ihr bracht' ich immer Pfeffernüsse und dir, Basinelein, Honigkuchen: Honigküsse, heißen sie. So habe ich solche auch jetzt mitgebracht. Da, Schwarze, hast du deine Pfeffernuß! Und da — du ein Honigküßlein, solltest du noch eines brauchen." Basina ward rot wie Mohn! aber sie stand im Schatten. Chrodieldis warf das Gebäck zur Seite; Basina teilte das ihrige mit Sigbert. „Und deshalb bist du noch so spät zu uns gekommen?" — „Nur deshalb! Seht: wie hell der Mond auf eurer Ehrenwachen Helmen glänzt. — Und um euch den Kerkersegen zu sprechen. Denn morgen früh ...—" „Kerkersegen?" — „Nun ja freilich! Den Reisesegen läßt mich Chrodieldis ja doch nicht sprechen —: obwohl's besser wäre."

„Gewiß! ich will reisen. Nur fort von hier! Gleichviel wohin!" — „Gleichviel wohin! Das war ein weises Wort." — „Warum so weise?" — „Weil nur Gott weiß, wohin wir reisen. — Ich hatt' einen Traum . . . —"

„Jetzt gebt acht," flüsterte Basina: „jetzt kommt's."

„Ich hatte euch gestern Abend gesehen bei eurem Einzug in das Gefängnis — wollte sagen: in das Palatium. Schnapp, klang mir's im Ohr, wie wenn Vöglein in das Schlaghaus springen. Ich hörte dann heute — von den Höflingen, es schauderte ihnen noch die Haut! — wie das sanfte Chrödchen da dem stolzesten Palatin im ganzen

Frankenreich die Kappe zurechtgerückt habe. Ei ei, dacht' ich, das wird lustig. Da legt' ich mich auf die Holzbank in dem Vorsaal und schlief. Der König hatte mich befohlen, ihm Rätsel aufzugeben. Denn er meint, ich sei sein Narr. Aber oft hält einer einen Narren, der ihn zum Narren hat. Also ich schlief." „Der ist nämlich das Gegenteil von Ulfia: — er kann gar nicht schlafen," lachte Basina. „Bis der Bischof wieder von dem König herauskam, schnarchte ich schon. Und der Herzog wollte mich hinauswerfen lassen . . . —" Er hielt inne. — „So träumte mir nämlich. Aber der Bischof sprach: ‚Sieh' — er meinte: mit den Ohren! — ‚er schnarcht.' Und da sagte der Bischof — träumte mir — der König solle am andern Morgen befehlen, daß die Mädchen sofort nach Poitiers zurückkehrten." „Nimmermehr!" rief Chrodieldis. „‚Nimmermehr!' werde dann Chrodieldis rufen. — Wie doch der Bischof diese Heldin kennt! Und wie scharfsinnig ich träumen kann! — Und ihr würdet euch trotzig weigern, die Herzogssöhne desgleichen. Dann würdet ihr — in offnem Trotz — den Königsbann, den Palastfrieden gebrochen haben. Man könne dann mit bestem Recht, ohne König Guntchramn zu verletzen, Gewalt brauchen, die jungen Schwabenhündlein mit Gewalt von den Lämmlein reißen . . .' — „O weh!" klagte Basina. ‚Fielen sie dabei, desto besser: so sei's gerechte Strafe.' Auch, — denkt nur, wie so dumm, im Traum, ein Bischof reden kann! — stünden sie, wie es scheine, vor der Mägdlein Herzen, sagte er dem König — wie vor ihrem Schlafgemach Schildwacht, solang sie nämlich lebten: — aber tote Schwaben seien Mädchen nicht mehr so lieb wie lebende! — Dann könne man die Mädchen, getrennt, in verschiedene Kerker bringen. Und dort beliebig lang behalten. Hunger kirre die wildesten Falken. Und das gefiel

dem Herrn König sehr! — Und da nun Chrodieldis ganz gewiß nicht nach Poitiers geht, ist alles dies so gut wie schon geschehen." — „Ins Kloster geh' ich nicht zurück;" sie griff in den Gürtel. „Wer sprach denn vom Kloster? Kannst ja gar nicht ins Kloster," flüsterte Theutar, sich vorsichtig umschauend: „Das heißt: — so träumte mir." — „Warum nicht?" — „Weil die Äbtissin Leubovera geschworen hat, — so träumte mir, — sie nimmt dich nicht mehr auf." — „Gott hat ihren Verstand erleuchtet," rief Basina begeistert. „Das wissen der König und die andern nicht, aber ich weiß es — durch Truchtigisel, meinen Freund. — Du aber weißt es auch nicht. Also weigerst du dich, nach Poitiers zu gehen, weil du dabei nur an das Kloster denkst. Und es kommt hier zur Gewalt. Und alles ist verloren. Amen, Amen, Amen. — Darum empfangt den Kerkersegen, liebe Töchter. Ihr beiden Schwaben: ihr seid schon so gut wie begraben; ihr braucht gar keinen Segen mehr; höchstens den Grabsegen." „Aber — wenn wir nun doch nach Poitiers gingen?" fragte Basina. — „Mir träumte: wenn ich eine schöne Jungfrau wäre, — ich ginge ins Fegefeuer, um nur aus diesem Königshof zu Paris loszukommen." „Ja! In die Hölle," rief Chrodieldis. „Nur fort aus Paris!"

„Du träumst viel gescheiter, Theutar, als andere denken!" rief Basina. „Aber, wenn nicht ins Kloster, wohin dann zu Poitiers?" forschte Sigvalt. „Mir träumte: da steht zu Poitiers ein großes Haus, das gehört dem heiligen Hilarius . . . —" „Asyl! Ins Asyl!" riefen beide Paare. „Heil uns! Wir gehen willig nach Poitiers, aber ins Asyl. Wir sind gerettet." „Ja, ja," sagte der gute Mönch und ging. „Den Seinen giebt's der Herr im Schlaf. Aber aufpassen müssen sie dabei ein wenig!"

Fünfzehntes Kapitel.

Groß war am andern Morgen König Childiberts Erstaunen, als auf seine höchst ungnädige Botschaft hin, die Herzog Rauching noch ungnädiger ausrichtete, Chrodieldis sofort ihre Unterwerfung unter des Königs Gebot erklärte.

Sein Wort brechen? Er hätte es gern gethan! Weniger das Gewissen, — die Furcht vor König Guntchramn, seinem Oheim, hielt ihn ab. Doch gedachte er, wenigstens die beiden Alamannen zu deren Vater heimzuschicken. Eifersucht hatte ihn erfaßt. Entgingen ihm, dem König, die schönen Bäslein, so sollten andere gewiß nicht . . . . Bald nachdem er dies zu wissen gethan, kam der Priester Theutar in sein Gemach mit einem Gesicht, das war noch viel verlegener, furchtsamer und blöder als sein gewöhnliches. „Was willst du?“ fuhr ihn der König an. „Eines bisher braven Mägdleins Schwäche beklagen! Ich, ein Priester des Herrn, ich sollte nicht solche Botschaft tragen. Es ist,“ seufzte er, „wie Kuppelei.“ Hoch horchte der Königsknabe auf. „Welches Mädchen?“ „Basina ist es — leider!“ fuhr der stöhnend fort. „Ei, bei Frau Abundia! Die ist noch viel lieblicher als . . Was will das süße Kind?“ — „Sie bereut, daß sie so unartig gegen ihren lieben Vetter und König war. Tief hat sich sein Bild ihr eingeprägt. Und sie bittet, Abschied nehmend von diesem Bild, ihm den versagten Kuß geben zu dürfen.“

„O der Engel! Wo ist sie?“ — „Schon draußen!“ — „Führ sie herein! Rasch! Und geh.“ — „Gleich! Aber . . . —“ — „Was noch!“ — „Dafür bittet sie, daß die beiden Schwaben die Reise nach Poitiers begleiten dürfen.“ Der Knabe verzog den Mund! „Das ist mir nicht lieb.“ — „Sehr wohl!“ Er rief durch den Vorhang.

„Geh' nur, Kind. Der brave Herr König will nichts von dir wissen. Behalte, was du bringen wolltest." — „Ah, so laß dir doch Zeit! Und mir! — Meinetwegen! — Sei's um die Schwaben." Basina stand schon im Gemach: „Ihr gebt Euer Königswort?"

„Ich gab es schon, reizendes Bäslein." — „Bitte: nochmal! Aber recht deutlich. — Vor dem Priester und mir!" — „Beim roten Donner: ja! — Hinaus mit dir, Mönch." „Kind, halt' dich tapfer," flüsterte der und verschwand.

Der König eilte auf das Mädchen zu, das hart an dem Vorhang stehen blieb, und streckte beide Arme nach der reizvollen Gestalt aus.

„Gemach," bat sie leise. „Draußen stehen vierzig Menschen. Hübsch säuberlich! — Sehet nun, Herr König, wie Euch, weil Ihr sündhafter Lust blind gefolgt seid, ein kleines Mädchen überlistet hat." — „Ah, was ist das?" „Ich rat' Euch, nicht zu schreien," fuhr sie ganz leise fort, „um Eurer Ehre willen! Nicht um der meinen willen, die ist mir sicher. — Was wollt Ihr denn nun thun, großmächtiger Herr König von Austrasien, wenn ich diesen Vorhang zurückschlage und vor all' den Priestern und Palatinen dort ausrufe: ich sagte, Euer Bild habe sich tief mir eingeprägt, ich versprach, zum Abschied dies Euer Bild zu küssen. Nichts andres that ich dir zu wissen. Sieh diese Münze, König Childibert, sie trägt dein Bild: — tief eingeprägt hab' ich's — du siehst es hier — in meinem nackten Arm: ich küsse hier dein Bild: und hab' mein Wort gelöst und hab' mein Spiel gewonnen! — Und allgemeines Gelächter wird dein Los." „Das wäre . . . —:" er errötete vor Scham. — „Mädchenlist gegen Königslist, die du tückisch gegen uns arme schutzlose Kinder geschmiedet hattest. Aber, Vetter Childibert — ich

will's nicht thun. Ich hoffe, wir kommen besser auseinander. Daß sich dein Bild meinem Herzen in Liebe eingeprägt, das hab' ich nie gesagt. Aber — gefallen hast du mir doch." Geschmeichelt, doch mißtrauisch blickte er auf. „Wirklich? Dir soll ich noch trauen?" — „Ja, denn ich sage dir die Wahrheit. Du bist sehr schön." Er errötete über und über. „Ich habe viel über dich nachgedacht, seit ich dich verlassen, obwohl ich sonst mich nicht viel abgebe mit Denken, auch über mich selbst genug zu denken hatte. Allein ich dachte wirklich viel an dich und sagte mir: Wie schade! Ein echter Königsjüngling von Ansehn und Gestalt, des edeln Sigbert, der herrlichen Brunichildis Sohn!"

Der König trat betroffen einen Schritt zurück.

„Schön, gescheit, witzig, liebenswürdig! Und verdirbt sein junges, edles Leben mit eitel Liebelei. Nein, nicht er verdirbt's." — Sie sprach ganz leise nun: „zwei herrschsüchtige Männer, die er nicht lieben kann, . . . —" Er schüttelte heftig die langen Locken. „Die er durchschaut mit seinem Königsblick." Er nickte drohend. „Sie verderben ihm das Leben, um ihn desto sicherer zu beherrschen. O König Childibert, ich bin kein Mann, verstehe nichts vom Staat! Aber glaubst du nicht, dein guter Oheim Guntchramn meint es besser mit dir, mit Eurem Hause, als dieser hochfahrende Rauching? — Mit deiner Ehre! — Denn wär's nun nach deinem — nein, nach seinem Willen gegangen — hättest du wirklich zwei junge Mädchen, die, um Recht und Schutz flehend, zu dir eilten, in Eitelkeit der Jugend — denn auch wir sind jung und eitel und schwach, lieber Vetter! — dazu gebracht, deine — das garstige Wort, es muß heraus! — deine Buhlinnen zu werden . . ." — sie flammte auf vor Scham und Zorn und stampfte mit dem Füßlein — „die

nächsten Lilien deines Hauses! — dann wärst du heute noch viel, viel ehrloser als wir!" „Laß ab, Basina," bat er. „Du hast recht — schone mich. Ich bin ein . . . —" — „Du warst ein Knabe, Vetter. Sei fortab ein Mann, wirf diese Liebeleien weit von dir und mit ihnen: das Netz der Schande." — „So hat nie Mann, nie Weib zu mir gesprochen." „Doch, deine Mutter. — Aber du hörst lieber," lächelte sie, „auf jüngere Lippen . . . —" — „O Basina! Wenn du meine Königin . . . —" — „Das geht nicht an, lieb Vetterlein! Du hast schon eine Braut: ein schönes, kluges, sanftes Mädchen — viel schöner und viel klüger und viel sanfter als Basina. Ich kenne sie so gut! Laß sie kommen, sofort! Sie liebt dich warm; sie hat es mir, der Freundin gestanden; du hast ihr nur noch das Herz nicht aufgethan." — „Sie lassen sie mir ja nie! Ich habe ja nur eine gemalte Braut. Auch ist sie kalt." — „Das ist sie nicht! Aber keusch. Und das ist zweierlei. Laß sie kommen — heute noch. Lerne, welchen Schatz du an ihr hast: sie wird dein Glück und deine Ehre sein." „Du hast gesiegt, Basina!" rief der Jüngling. „Heute noch reit' ich zu Faileuba. Meine Mutter muß an den Hof zurück! Mein Oheim Guntchramn soll fortan mich leiten. Und du meinst, die beiden Vornehmen da draußen haben absichtlich mich durch meine — Eitelkeit beherrscht? Haben euch mir deshalb zugeführt und mir geraten, euch . . . —" — „So ist es!" „Ich verbanne sie, beide," rief er zornig. — „Das heißt: sowie König Guntchramn hier ist," fügte er schüchtern bei. — „Werde nur nicht rückfällig, Vetterlein!" — „Nein! Ich schwör's, ich will mich bessern! Ich schwör's bei König Sigberts, meines edeln Vaters, Blut!" — „Dank dir, Vetter, das war ein Manneswort. Nun, bitte, reich' mir deine Hand, nimm diesen Kuß darauf, junger König. Und willst du schwanken:

— schau auf deine Hand, die meine reinen Lippen jetzt berühren, und denke dran, was du Basina gelobt hast. —"
Sie war verschwunden.

Und tief im Innersten erschüttert sah ihr der Jüngling nach.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Woche etwa nach dem Aufbruch der Mädchen von Paris hatte die Klausnerin zu Poitiers ihre Vorbereitungen beendet.

Der lästigen Gesellschaft der Edelfräulein war sie bald nach dem Eindringen in das Asyl entledigt; am Tage darauf war ein Geistlicher am Altar von einem Trunkenen verwundet worden: die Kirche war mit Blut befleckt und mußte neu geweiht werden. Die zahlreichen Kleriker, die das ganze umfangreiche Gebäude sonst erfüllten, waren in andern Kirchen untergebracht worden. Bischof Marovech war fern auf Visitationsreisen in seinem ausgedehnten Sprengel. Die zurückgebliebenen untersten Kirchendiener ließen gern die Mädchen auf deren Bitten aus dem Frauengemach des Asyls im Oratorium in das einstweilen unbenutzte Hauptschiff der Basilika übertreten.

Kaum war das geschehen, als Castula und Struzza den im Männerasyl nebenan gescharten Räubern, Dieben und Verbrechern jeder Art durch Klopfen und Rufen die in der Mauer befindliche Holzthüre bezeichneten. Die Spitzbuben, die, gegen das Asylrecht, die Geräte ihres Einbruchsgewerbes verborgen mit in das Weihtum geschmuggelt hatten, waren bald der Thüre Meister geworden: sie hatten sie aus den Angeln gehoben. Bei Nacht kamen sie

zusammen mit den beiden Weibern, die auch noch Zulauf aus der Stadt erhielten. Bei Tage wurden die Backsteine, welche die Holzthür verkleideten, sorgfältig wieder aufgeschichtet und dann hing die Thüre geziemend in ihren Angeln.

Es war immer schwer, oft unmöglich, Mißbrauch des Asyls zu verhüten in größeren Kirchen. Jetzt, hier, da der Bischof fehlte, die Kirche entweiht und verlassen war von fast allen Klerikern, gebrach es vollends an Aufsicht. Die unfreien Knechte und Mägde des heiligen Hilarius, welche die Flüchtlinge bedienten, ihnen die — allerdings magre — Asylkost darreichten, waren leicht gewonnen oder eingeschüchtert. Eines Morgens fehlte Castula; und aus dem Männerraum waren vier Bursche entwichen.

Die Edelfräulein verbrachten eine bange Zeit. Jede Nachricht von der Außenwelt, von Chrodieldens Erfolgen bei den Königen blieb aus; Genoveva litt am meisten; aber auch Ulfia klagte, sogar im Wachen habe sie keine Ruhe vor bösen Träumen.

Zwei Tage vergingen. Am Abend des dritten kam Castula zurück; bei einbrechender Dunkelheit fanden sich auch die vier Männer wieder ein; sobald der Ostiarius die äußere Thüre des Asylbaus verschlossen hatte, wurden die Backsteine weggeräumt und die Zwischenpforte ausgehoben. Beim matten Schein eines ewigen Lichtes, das in dem Frauenraum in einer Ampel glimmte, kamen Weiber und Männer zusammen: sie sprachen heute noch leiser als sonst. „Habt ihr die Waffen, Gisbrand?“ war Castulas erste Frage. „Wir haben sie,“ antwortete ein riesiger Schmied, ein mächtig Beil erhebend; „der Waffenhändler auf dem Forum der heiligen Radegunde findet heute Morgen leere Truhen in seinem Keller. Hast du den Wein, schöne Arleserin?“ fragte er dawider. „Hier

ist er,“ antwortete Castula, einen langen Schlauch, den sie unter dem Mantel eingeschleppt, aus der Ecke ziehend; „mein Freund hat mich nicht im Stich gelassen. Ich wußt' es wohl. — Halt, Struzza, Geduld! Nicht auf-beißen den Schlauch! Der ist doch stärker als dein Gebiß. Du sollst ja trinken, aber — erst muß alles besprochen sein. Also! Ich habe mit meinem Freund im Kloster alles verabredet. Er nimmt dem Pförtner die Schlüssel ab, sowie er ihn berauscht hat. Du, Gisbrand, du klopfst ans Hauptthor im Osten, sowie der Mond hinter den Glockenturm tritt: Doppelschlag: so! Dann wird dir aufgethan: und du dringst ein mit fünfzehn Männern, mit Struzza und allen Weibern. — Du, Waroch, geschmeidiger Britanne, — da hast du eine Strickleiter, sie paßt genau! — du kletterst mit dem Rest der Männer von Norden, vom Bach aus, wo die alte Weide steht, hinauf: ein Eisenhaken ragt dort aus der Zinne, der hält die Leiter, er ist stark; ihr besetzt das Pförtlein dort im Norden, durch das werden sie fliehen wollen, sehen sie das Hauptthor von Gisbrand besetzt. Laß alle laufen — nur die Äbtissin halte mir fest — hörst du? — falls ich sie nicht vor dir erreiche! Es sind nur zwölf Knechte im Kloster.“

„Aber die großen Hunde?“ fragte Struzza. „Sie beißen furchtbar.“ „Das weiß ich leider am besten. Aber sie beißen nur, solang sie leben,“ erwiderte grimmig die Klausnerin. „Sie werden ihr Mittagsmahl heut' nicht gut verdauen, mein' ich! Von den zwölf Männern sind fünf gewonnen! Sieben . . . —“ „Ducken unter, wenn sie sich rühren,“ grinste Gisbrand, das Beil lupfend. — „Jedoch die Hauptsache ist: die Äbtissin darf mir nicht entkommen.“ — „Und uns nicht der Klosterschatz! Wo ist er?“ — „Unten, in der Krypta, unter der kleinen Basilika

der heiligen Agnes: — neben dem Sarkophag der heiligen Radegundis."

„Da?" rief einer der Männer entsetzt, ganz weiß war schon sein Bart. „Da rühr' ich nicht dran! Die Heilige hat mir — als Äbtissin — wohlgethan." „Glaubst du, es thut ihr wehe, nimmt man ihre Knochen aus dem Silberschrein?" lachte Struzza. „Da ist auch," meinte Waroch, „das Stück vom heiligen Kreuz aus dem Morgenland. Wenn der Herr Christus nur nicht . . . —" „Thor! Meinst du, der Herr Christus hat eine Freude an dem Holz, dran er so blutig litt?" meinte Gisbrand. „Gerade das Kreuzstücklein müssen wir haben."

„Ja," raunte der eine. „Es macht unsichtbar." „Nein," verbesserte der andere, „aber stichfest." „Da ist mir eine Büffelbrünne sicherer," höhnte Gisbrand. „Aber mit Rubinen und mit Perlen ist seine Kapsel ganz bedeckt," schloß Waroch.

Sehr nachdenklich hatte Castula zugehört. Sie wollte etwas einwenden, aber sie besann sich anders. „Merkt auf," mahnte sie nun; „die Pechkränze für das Johannisfeuer hangen in der Kelterstube, zwanzig Stück . . . —" — „Die müssen alle brennen!" „Das ganze Nest soll diesmal in Flammen aufgehen," drohte Gisbrand. — „Ich werfe den ersten, sobald ihr an das Hauptthor klopft, in die Schlafstube der Pröpstin." — „Ei, wie kommst du hinein, Castula? — vor uns — ohne uns?" — „Meine Sorge." — „Nein, *unsere* Sorge! Wenn du uns vorher das Beste wegnimmst . . . —" — „Haltet sie hier fest! Bindet sie hier an! Wir wissen nun, was wir wissen müssen. Sie soll nichts Besonderes haben," ging es durcheinander. — „Ich will nichts Besonderes! Gar nichts will ich als mein Recht. Das heißt: eine Frage an die Äbtissin! Euch der Wein und das Gold und die Perlen; — mir

nur: diese Frage!" „Nun wartet," drohte Waroch, „ihr Priester und Gewaltigen dieser Welt, die ihr uns zertretet." „Das ist doch nicht wahr," sagte der Weißbart. „Die Edeln, ja! Aber wer allein nimmt sich der Elenden an auf Erden als die Kirche?" „O ja! Man füttert uns vom Überfluß, aber," sprach Castula bitter, „stoßen wir irgendwo an das Netz, das unsichtbare, ihrer tausend Lehrsätze oder Zwecke — dann wehe uns! Viele hundert, viele zehnhundert Herzen brechen sie, ehe sie Einen Faden jenes Netzes zerreißen lassen. Doch das versteht nur, wer's erfahren hat." „Aber, die Flammen! Werden sie uns nicht gar geschwind den Grafen aus der Stadt auf den Nacken locken?" fragte der Alte. „Es giebt gar keinen Grafen von Poitiers zur Zeit," lachte Struzza. „Das ist der Spaß," frohlockte Gisbrand. „Der alte ist tot, der neue noch nicht ernannt. Und alle Krieger in der Stadt hat der Bischof mitgenommen, ihn zu begleiten, weil die Straßen wenig sicher waren, solang ich und Waroch draußen in dem Flachland walteten! Nicht zwanzig Bewaffnete sind zur Zeit in der Stadt. Drum ist jetzt der rechte Augenblick! — Die Bürger? Bah! Diese Feiglinge, wagen sie sich wirklich in die Nähe des Klosters und auf die große Straße, — da weiß ich einen Fleck, der ist vom lieben Gott zum Hinterhalt eingerichtet, so trefflich wie eine Kirche zum Beten!" „Still!" mahnte Castula, „bohrt den Schlauch jetzt an. Trinkt euch Mut; aber nicht Sinnlosigkeit. — Ich habe noch andere Geschäfte." Und sie verschwand in dem Gang, der in die Hauptkirche führte, tastete nach der Pforte und klopfte — in verabredeter Weise. Anstrudis ließ sie ein und schob rasch den Riegel wieder vor. „Nun gebt acht, ihr vier. Ja so, Ulfia schläft. Laßt sie nur. — In zwei Stunden wird das Kloster gestürmt."

Entsetzt standen die drei Mädchen.

„Unmöglich! Wer . . . —" — „Tapfre Freunde! Die Äbtissin soll Abbitte thun." „Ich glaub' es nicht," rief Anstrudis. — „So wart' es ab! Doch, brennt in einer Stunde das Kloster, willst du dann, Anstrudis, zeigen, daß du Chrodieldis ersetzen, vertreten kannst? Soll die Äbtissin dann nicht vor dich geführt werden, dir Abbitte zu thun?" — „Ja, das soll sie!"

„Gut! So eile an das Kloster, sobald die Lohe steigt. — Und deine Kleider, Richauda, deine Kleinodien, sollen sie verbrennen? Sollen andre sich drein teilen?" — „Nein, o nein! Eh' sie verbrennt, rett' ich meine Habe." „So folge Anstrudis. Du, Genoveva — du bleibe nur hier und hüte Ulfias Schlaf." — Mit Erbarmen ruhte ihr Blick auf dem schönen, blonden Mädchen. „Sie ist ihr so ähnlich! Und ich habe der Geiseln, der Mitschuldigen an zweien genug," raunte sie mit sich selbst. „Genoveva," flüsterte sie ihr nun ins Ohr: „sei wachsam! Bleibe hier! Es wird vielleicht recht ernst da draußen. — Er — Er ist drüben: in seiner Eltern Haus! Er suchte dich Tag für Tag — im Klostergarten — auch diese Nacht will er dorthin kommen." — „O Gott!" — „Still, ich werd' ihn warnen. Er soll dich finden, holen: — hier! Und wann alles zu Ende, und wann sie alle lästern werden, die Klausnerin habe Stein und Feuer in der Brust, aber kein Herz: — dann denke du dieser Stunde! — O Desiderata! — Nein, nein! ich weiß es! Du trägst nur ihre Züge, nicht ihren Namen! — Still! — Schweige! — Ich muß fort. — Jetzt will ich die Äbtissin fragen! Und diesmal — diesmal: soll sie mir Rede stehen!"

Siebzehntes Kapitel.

Nur allzugut gelang der Überfall des Klosters, das eine kleine halbe Stunde von der Basilika entfernt in einer Vorstadt lag, im Norden der Stadt, nahe der großen Straße, die nach Tours, Orléans und Paris führte: außerhalb der eigentlichen Umwallung der Stadt, die, damals sehr enge zusammengebaut, auf felsigem Vorsprung die beiden tief eingeschnittenen Thäler des Clain und der Boivre beherrschte.

Alles ging nach Verabredung. Auf das gegebene Zeichen — kein Anschlagen der bösen scharfen Hunde hatte die Heranschleichenden gemeldet — schloß ein Knecht des Klosters, ein sehr angesehener, — kein geringerer als der Kellermeister war es — das Hauptthor auf: dasselbe ward von Gisbrand und den Seinen besetzt. Gleichzeitig schlug Feuerschein aus den Fenstern des Schlafgemachs der Pröpstin und der ihr zugeteilten Nonnen. Die wenigen Knechte, die Widerstand versuchten, waren rasch überwältigt.

Der Lärm drang jetzt in das Schlafgemach der Äbtissin. Justina, die treue Pröpstin, ihr an Alter und an Aussehen ähnlich, weckte sie vollends. „Das Kloster brennt! Räuber! Rettet die Reliquien der Heiligen,“ rief Justina. „Ach was Reliquien! Wo ist Leuba, mein Täubchen? Rettet Leuba!“ — „Ihr vergeßt, eure Nichte ist ja fort, ist zu Besuch in Quincy.“ — „Und ihr neues goldseidiges Gewand! Und ihr Saphirenschmuck! Ach! Und das Wichtigste: ihr Testament!“ — „Das liegt ja sicher aufgehoben in der Stadt! In den Akten der Kurie. Frau Äbtissin, gedenkt doch nur des heiligen Kreuzes!“ — „Ja, tragt mich hinab. Ich kann nicht gehn! Die Gicht!“

Und sechs Nonnen, der eignen Rettung nicht gedenkend,

trugen die alte Frau die vielen, vielen Steinstufen hinab in das Erdgeschoß, in die Basilika, die Treppe der Krypta hinunter an den schmalen Schrein von halb durchsichtigem Marienglas, in welchem der Holzsplitter des heiligen Kreuzes geborgen war. Hier legten sie die Zitternde nieder; es war fast ganz dunkel, das Licht einer ewigen Ampel gab nur matten Schein. Gleich darauf polterten drei der Räuber die Steintreppe herunter, einer trug eine brennende Pechfackel: „Hier muß es sein!"

Ängstlich kauerten die Nonnen, ungesehen hinter dem einzigen mächtigen Pfeiler, der das Gewölbe trug.

„Richtig! Da gegenüber steht der Sarg der heiligen Radegundis. Hei, was schweres Silber! Im Sarge soll sie auf lauter Edelsteinen liegen." Und der zweite hob eine schwere Eisenstange, den Holzdeckel einzuschlagen.

„Laß die heilige Radegundis schlafen in ihren Ehren!" rief der dritte im weißen Bart: „Ihren Sarg zu schützen eilt' ich her! Sie hat mich mit den eigenen königlichen Händen gepflegt und geheilt, als ich . . . —" — „Weg mit dir!" — „Nein, du sollst nicht!"

Der mit der Eisenstange holte aus zum Streich. Aber plötzlich schrie er auf und stürzte: er war im Dunkel in seines Gegners kurzes Schwert gerannt.

Justina stöhnte vor Entsetzen: sie lag hinter dem Sarkophag der Heiligen. „Weh, die Heilige steht auf!" schrie der mit der Fackel, ließ sie fallen, daß sie erlosch, und eilte die Stufen hinauf. „Die Toten stehen auf!" rief der dritte, der Alte. „Hilf, heilige Radegundis!" und er verschwand ebenfalls.

Nun ward's eine Zeitlang ruhig in der Krypta: nur von der Oberwelt her drang hier und da ein schwerer Fall oder Schlag, ein wilder Schrei.

Aber plötzlich schlug rote Lohe aus der Basilika von

oben herab: die Räuber hatten ihre brennenden Fackeln in die frisch gepichten Kufen gestoßen, die im Hofe aufgereiht standen: lichterloh flackerte das trockene Holz, das Pech empor. „Hier muß sie sein! hier unten!“ hörte man Castulas Stimme. „Hier hinab. Sucht nur nach ihr.“

Da stand Justina die Pröpstin rasch auf, warf der Äbtissin goldgestickten weißen Mantel, den diese von sich gestreift hatte, über Haupt und Schultern und ging ruhig den Herabpolternden entgegen!

Ein Keulenschlag auf die Schulter streckte sie nieder. Sie stand mühsam wieder auf und sprach: „Ich vergebe dir, mein Sohn, um Christi willen.“ Der Räuber sah ihr ins Antlitz: „Weh mir!“ schrie er. „Sie sieht aus wie meine alte langverstorbene Mutter!“ warf die Keule weg und floh. Aber drei andere packten sie und zerrten sie herauf, rissen ihr den Mantel herab und schrieen: „Hier, Castula, hier hast du die Äbtissin.“

„Diese? Laßt sie los! Sie ist es nicht! Thut ihr nichts zuleide. Es ist Justina, die gute Proposita! — — Ich finde besser!“ — Und eine Pechfackel schwingend, rannte sie in die Krypta hinab: „Hier ist, die ich suche. Hebt euch weg, ihr Nönnlein! Ihr wollt nicht? Fort, sag ich!“ Und sie schwang die Fackel gegen die Nonnen, die ihre Äbtissin mit dem Leibe decken wollten. Der weiße Schleier der nächsten fing Feuer und flatterte auf: — da flohen sie kreischend die Stufen hinauf.

Die Klausnerin und die Äbtissin waren nun allein, letztere, von der Gicht gelähmt, konnte sich nicht regen. Castula beugte sich über sie, die Fackel in der Linken; die Rechte nestelte an ihrem Gürtel, sie suchte nach dem Griff eines breiten Küchenmessers. Leubovera sah's mit Todesangst: „Erbarmen,“ flehte sie. „Erbarmen!“ — „Ah, hast du jemals meiner dich erbarmt? All diese Jahre,

diese zwei Jahrzehnte? Da ich Tag und Nacht vor dir kroch und winselte und deine Füße küßte, bis du mich hinwegtratest wie einen Hund, und als ich flehte tausend, tausend Male: ‚Erbarme dich! Gieb mir mein Kind, gieb mir mein Kind zurück, auf daß ich doch wisse, warum ich noch lebe! Gieb mir mein Kind wieder, das ihr mir gestohlen habt, sein Kind: — aber ich lieb' es doch! Das einzige, was ich auf der Welt zu lieben habe! Gieb mir mein Kind zurück und ich will alle Stunden meines Lebens alles thun, was eure Bücher, eure Priester sagen.‘ Weißt du, was du da sprachst? ‚Du sollst, du darfst dies Kind nicht lieben. Gott sollst du lieben. Nie wirst du dies Kind wiedersehen. Die Kirche kann diesen Schandfleck eines Priesters nicht ruchbar werden lassen. Ich weiß nicht, wo dein Kind ist.‘ Und da ich das nicht glaubte, sagtest du: ‚und wenn ich's wüßte, würde ich dir's nie sagen.‘ Oh, mein Haar hab' ich gerauft, mein Antlitz auf den harten Kirchensteinboden gestoßen und gewinselt: ‚mein Kind! mein Kind, gieb mir mein Kind heraus.‘ — Und jetzt, in dieser Stunde, nach zwanzig Jahren schreienden Herzbegehrs, — ich kann dich von den Sohlen an Zoll für Zoll verbrennen hier unten! — auch jetzt bitte ich, hörst du? ich bitte dich, ich flehe dich demütig an: sag mir's! Wo ist mein Kind? Sag's! Und ich schütze dich und schütze jenes heilige Stück Holz und jene morschen Knochen, die dir mehr, viel mehr wert sein müssen als dein Leben: — aber sage mir, ich flehe dich an: wo ist mein Kind?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Äbtissin, hüte dich!“ sie hob die Fackel. — „Ich weiß es nicht! Ich schwöre dir's, hier bei dem Leib der Heiligen dieses Klosters.“ „Oh, und morgen erläßt dir der Pfaff den Meineid als erzwungen. Und du bist vielleicht schon lange durch Eid gebunden, zu schweigen. — Wie? All das

hätt' ich herbeigeführt, Brand und Raub und Kirchenschändung und" — sie entdeckte jetzt den Toten — „Mord! Und doch umsonst? Nein!" Und mit der Eisenstange des getöteten Räubers zerschlug sie den Glasschrein; laut auf schrie die Äbtissin. „Tage-, wochen-, mondenlang will ich dich fragen: wo ist mein Kind? Und sagst du's nicht — wehe, wehe dann dieser eurer heiligsten Reliquie!" Sie griff hinein und riß die Kapsel mit dem Kreuzsplitter heraus. „Hierher!" schrie sie nun die Stufen hinauf. „Hierher, Gesellen, tragt die Äbtissin hinauf. Sie ist meine Gefangene. Dich und das Kreuz," — raunte sie ihr zu — „nur gegen mein Kind kriegt euch die heilige Kirche wieder."

Achtzehntes Kapitel.

Als die Klausnerin mit der Äbtissin, die auf ein Maultier gebunden worden war, den von Qualm und Rauch erfüllten Klosterhof verlassen — das ganze Gebäude stand, gründlich ausgeplündert, in Flammen — und die große Heerstraße erreicht hatte, drang Waffenlärm an ihr Ohr. „Aha," lachte sie, „jetzt holen sich die Krämer und Schneider von Poitiers ihre Hiebe."

Und so schien's werden zu sollen.

Sobald man in der Stadt das Feuer im Kloster bemerkt hatte, waren zuerst einzelne Neugierige, dann viele Hilfbereite hinausgelaufen: — und nicht wiedergekehrt. Nur einer kam, nach geraumer Zeit, verwundet, zurück, der nun schreiend meldete, Räuber plünderten das Gotteshaus und fingen alles ab, was löschen wollte.

„Wo ist der Graf?" hieß es nun. Er fehlte. Sein

Vertreter, der Vicarius, ein dicker, alter Herr, stellte sich endlich an die Spitze von einigen Fronboten, ein paar Kriegern und einem Schwarm von Bürgern, die zu den nächsten besten Waffen gegriffen. Sie eilten auf die Brandstätte zu. Auf der Straße trafen sie Anstrudis und Richauda, die sehr bald erkannt hatten, was Art von Leuten die Klosterstürmer waren: angesichts der Waffen, der Flammen hatten sie Hochmut und Kleiderlust gar rasch verloren und waren zurückgeeilt, nach der Stadt zu. Hier wurden sie aber von dem Vicarius angehalten und, da sie in der Angst auf die Frage wohin? thörichterweise antworteten „ins Asyl“, sofort festgenommen.

„Hier, auf der Landstraße, ist kein Asyl, meine Täubchen,“ meinte der Vicarius. Jedoch dies blieb der Bürger einziger Erfolg; wenige Schritte weiter wurden sie auseinandergesprengt von Gisbrand, der sich mit einem Teil der Seinen in Hinterhalt gelegt hatte, gerade da, wo in einem kleinen dichten Wäldchen die nach Norden, nach Paris führende Straße abbog. Kaum hatten die flüchtenden Bürger die beiden gefangenen Mädchen noch mit sich gegen die Stadt hin zurückführen können.

„Nach, Brüder!“ jauchzte Gisbrand. „Ja,“ schrie Waroch, „jetzt geht's an die Stadt, an die Kaufherrn! Castula, hast du deine Alte? Gut, schaff sie fort wohin du willst. Halt, horch! Was ist das?“ — Ihm blieb nicht Zeit, nochmal zu fragen: denn von der Straße von Paris her sprengten plötzlich — taghell leuchtete der Brand des Klosters — mehrere Rosse, Waffen klirrten. Chrodieldis, Sigvalt, Sigbert und etwa zwanzig wohlbewehrte Reiter drangen auf sie ein. „Mordbrenner und Räuber!“ rief Chrodieldis, nun den Rappen anhaltend, der zwei Gegner über den Haufen gerannt hatte. „Euer Blut komme über euch! — Schau, Sigvalt, die Greisin auf dem

Maultier dort! Die Äbtissin! Frei muß sie werden. Drauf!"

Und noch ein Anprall der Reiter — ein paar Klingen kreuzten sich — mehrere der Strolche, darunter Waroch, jetzt, mit wildem Fluch, auch Gisbrand, fielen: da stob der Haufe auseinander, der dem Angriff mutiger Krieger entfernt nicht gewachsen war.

Chrodieldis ritt dicht an die Äbtissin heran und zerschnitt ihr mit dem Dolch die Stricke. „Chrodieldis! Dir dank' ich Freiheit, Leben?" Aber diese hielt bereits vor dem Vicarius: „Euch übergeb' ich diese befreite Frau." Recht jämmerlich klangen da, recht flehend zwei Mädchenstimmen an ihr Ohr: „O Chrodieldis, befrei' auch uns! Wir sind gefangen." — „Was seh' ich? Anstrudis — Richauda! Wie kommt ihr hierher?" „Hilf, Chrodieldis, nie mehr will ich dir trotzen," bat jene. „Wir sind unschuldig," beteuerte Richauda, „ganz unschuldig; hilf uns!" — „Das versteht sich! Ihr seid meine Genossinnen. Vicarius, gieb diese Mädchen frei. Ich bürge für sie."

Allein unwillig erwiderte, sie mit finstern Blicken messend, der Alte: „Bürg du für dich! Du bist also die schlimme Chrodieldis, die diesen ganzen Handel angefangen hat? Mit dir, mit deiner Schar entwich die Klausnerin, die man als Führerin der Räuber sah. Du wirst den Herrn Königen Rede stehen. — Ihr Leute, gebt die Mädchen nicht heraus! Es sind Asylflüchtige, außer Asyl gegriffen." — Und noch mehr Bewaffnete drängten sich um die gefangenen Mädchen.

„Laß sie, Chrodieldis," warnte Sigvalt leise. „Es geschieht ihnen nichts Böses in des Richters Obhut. Und wir wollen doch nicht den Königsfrieden brechen auf des Königs Heerstraße mit gewaffneter Hand . . . —"

Die Jungfrau überlegte; schon zog sie sacht den Zügel

an. Da schrie Anstrudis: „Wehe, wehe! Wir werden fortgeschleppt! Und Chrodieldis schaut zu! Ist das deine Treue und das geeidete Wort?“ Da gab Chrodieldis dem Rappen die Sporen, daß er in hohem Satz über die vorgehaltenen Speere hinweg in den Knäuel der Bürger und Fronboten sprang: „Gebt sie heraus, die Mädchen,“ rief sie und schwang die Reitgerte. Zwei Bürger fielen ihr in die Zügel: ein Fronbote griff nach ihrer Hüfte, sie herabzuziehen aus dem Sattel. Im Augenblick waren die beiden Alamannen neben ihr, ihre Kurzschwerter blitzten. Der Fronbote, der ihr Gewand nicht loslassen wollte, stürzte mit blutendem Gesicht: — schreiend stoben die Gegner von den gefangenen Mädchen hinweg und auseinander. „Friedbruch! Waffen! Blutwunden! Friedbruch!“ hörte man noch den Vicarius rufen: dann ward alles still.

„Die Mädchen sind gerettet,“ sagte Sigbert, das Schwert einsteckend, leise zu seinem Bruder. „Ja, und wir sind verloren,“ erwiderte dieser ebenso. „Aber es ging nicht anders. Jetzt hol' ich Basina und die andern schüchternen Täublein.“ — „Aber wohin mit ihnen?“ meinte Sigbert.

„Ja, wohin?“ fragte Chrodieldis, die beiden Mädchen abwehrend, die ihr dankend die Hände drückten. Richauda küßte den Saum ihres Gewandes. „Wohin?“ wiederholte sie, in Sinnen verloren.

Der schwere Ernst ihrer Lage stieg drohend vor ihr auf. Sie hatte kühn das Außerordentliche gewagt, jede Schranke scheuen Mädchentums stolz übersprungen. Diese Schranken, das erkannte sie nun recht klar, recht bitter, hemmten nicht nur, — sie schützten auch sehr wohlthätig. Und andre treue Herzen hatte sie mit hineingerissen in ihr wildes Geschick, hatte sie, tiefer als sich selbst, mit Schuld befleckt. Nun stand sie nachts auf offener Heerstraße —

friedbrüchig. „Wohin?“ Sie dachte an ihre Schwester — an England — an Kent —. Aber bis sie die Küste erreichten, waren sie längst eingeholt von der empfindlich verletzten, keck herausgeforderten Gewalt des Staates. „Wohin?“ seufzte sie ratlos.

„Je nun,“ antwortete ihr aus dem Halbdunkel heraus — denn der Feuerschein des Klosters nahm nun rasch ab — eine frische, resolute Stimme, „ins Kloster können wir doch nicht — beim allerbesten Willen. Das hieße bei lebendigem Leib ins brennende Fegefeuer reiten.“ — „O Basina! Auch dich hab ich in diese Not gebracht.“ — „Ei was! Freundinnen gehören zusammen. Ein Glück aber war's für Frau Leubovera, daß wir gerade im rechten Augenblick den Brand wahrnahmen, bevor wir in die Stadt einbogen von der Straße weg! Ich wollte kaum glauben, daß es das Kloster sei, so nahe schien die Flamme der Stadt. Und lustig war's auch zu schauen — vom sichern Hügel aus! — wie ihr auf schnaubenden Rossen die Räuber auseinander sprengtet. Ich hätte gar zu gern mitgethan: wenn ich nur ein ganz klein bißchen mehr Mut hätte zusammenbringen können! — Nun, auf der Landstraße können wir nicht bleiben! Ins Kloster gehen wir nicht: aus Grundsatz und weil's brennt. Also: In die Stadt, ins Asyl!“

„Schwerlich lassen sie uns, die Bürger, jetzt ungestört Asyl gewinnen. — Ihr, treue Freunde, habt euer Wort gelöst und König Guntchramns Auftrag erfüllt. Ihr habt uns nach Paris und von Paris zurück nach Poitiers sicher geleitet. Habt Dank: — Dank fürs Leben! Verlaßt uns jetzt. Trennt euer Geschick von dem meinigen, dem schwer verstrickten. — Kommt, ihr Mädchen, wir suchen Asyl in der Basilika. Gelingt es nicht, so geben wir uns den Bürgern gefangen.“

„Nie! Nimmermehr!“ riefen da Sigbert und Sigvalt. „Wir ziehen mit euch. Euer Los ist auch das unsere.“ „Ich will doch sehen,“ lachte Sigbert, „wer mir den Weg zur Kirche sperrt, wenn ich mit Basina zum Altar schreiten will.“

„O Sigvalt,“ flüsterte Chrodieldis. „Laß mich! Und rette dich.“ — „Hast du vergessen mein Treuwort, Geliebte? Ich bin dein Schild: im Leben und im Tode deck' ich dich. — Frisch, Genossen, bindet die Helme auf! Nehmt die Mädchen in die Mitte, senkt die Speere, schließt die Schilde fest an den Leib und vorwärts.“ „Jawohl,“ fiel Sigbert ein. „Der heilige Hilarius muß uns schützen, ob es ihn viel freut oder wenig. Und wer sich zwischen uns und unsern unfreiwilligen Schutzherrn drängt, — drauf mit Alamannenhieben!“ „Das gefällt mir sehr,“ rief Basina. „Komm, Chrodieldis! Königinnen sind wir!“

Neunzehntes Kapitel.

So scharf entschlossen sprengte der kleine waffenklirrende Reiterzug heran, daß die wenigen Bürger und Wächter, die der Vicarius allerdings vor der Basilika aufgestellt, keinen Widerstand wagten: — er selbst hatte sich weislich in sein Bett begeben. Denn er konnte, so sagte er, die Nachtluft schlecht vertragen.

Die Flüchtlinge waren so zahlreich, daß sie sofort das Hauptgebäude der Basilika für sich in das Auge gefaßt hatten, nicht das gewöhnlich als Asyl dienende Oratorium. Anstrudis und Richauda berichteten, daß wegen der Ent-

weihung der Kirche der ganze, fast ein Stadtviertel einnehmende Bau geräumt war. Die Gefolgen brachten die Rosse in den zu dem Bischofshause gehörigen Stallungen unter, in welchen sowie in Speisekammer und Keller sie Vorräte für Menschen und Tiere genug fanden. Hier, in dem „Bischofshause," welches hinter dem Schutzgitter der Kirche gelegen und deshalb ebenfalls Freistatt war, nahmen die Brüder mit ihren Gefolgen Quartier, nachdem sie zuerst die Mädchen in das Schiff der Hauptkirche begleitet und dort sicher untergebracht gesehen hatten.

„Genoveva! Genoveva! wo bist du?" riefen Anstrudis und Richauda. Keine Antwort. „Was ist aus ihr geworden?" — „Wo ist sie hingeraten?" — „Ulfia! Ulfia muß es wissen. Wo ist Ulfia?" — „Hier! Neben dem Taufkessel! Unter der ewigen Ampel." — „Seht, wie rosig, wie vollwangig!" — „Weiß Gott! Sie schläft." — „Bei all' dem Lärm!" — „Sturm, Waffen und Mord haben die Bürger geschrien!" — „Und auf der großen Glocke im Glockenturm nebenan unablässig den Feuerschlag gehämmert!" „Ulfia!" rief Chrodieldis. „Ulfia! Murmeltier von einer Jungfrau! Erwache! Es regnet! Die Sündflut!" lachte Basina, griff mit beiden Händen in den tiefen gemauerten Marmor-Taufkessel, in welchen erwachsene Täuflinge bis an den Gürtel stiegen, und spritzte ihr einen ausgiebigen Guß in das Gesicht.

Sehr ungnädig richtete sich das dicke Kind auf und reckte beide Arme: „Weißt du, Basina, jetzt sag' ich's aber der Äbtissin! Das ist nun in einer Viertelstunde das fünfte Mal, daß ihr mich weckt. Man kann doch in diesem Kloster nicht einen Augenblick . . . —" Und sie legte sich auf die mehr trocken gebliebene Seite. „Halt! Halt! Halt!" rief aber da Basina. „Du thust mir Unrecht mit dem Vorwurf. Wir haben uns ja volle vier Wochen nicht mehr

gesehen, du rosenrotes Schlafmäuslein!" „Wo ist Genoveva?" fragte Chrodieldis streng. — „Fort!" — „Wohin?" — „Auf ihre Hochzeit." „Was? Hochzeit?" riefen da fünfzehn helle Mädchenstimmen. „Ja, Hochzeit!" sagte Ulfia, sich aufrecht setzend. „Aber erst gebt mir was zu essen. Was meint ihr denn? Das ewige Nachtwachen, hier in der öden Kirche. — Und dann — dann muß ich mich auch waschen . . . —" „Nachher!" beschwor Basina. „Hier! Hier ist Brot! Lauf eines von euch! Du, Frida, du hast die längsten Beine. Ich hörte Kühe brüllen neben den Pferdeställen. Aber sprich, kannst du melken, o hochgestellte Frida?" — „Ich hab's noch nie versucht — aber . . . —"

„Nicht wahr, tanzen wenn es hieße? Das geht ungelernt! Aber dein Vater ist ein weiser Rat. Wirst's schon können! Versuch's nur! Rühr' dich! Da, nimm vom Altare dort die goldne Schüssel. — Geh du mit, wackre Anna, Försterskind, du bist stets zu allen guten Dingen nütz, und hilf ihr. Ich — ich kann wohl melken — aber ich bin zu neugierig! Hochzeit? Da, dickes Kind! Weißbrot. — Nein, mehr kriegst du erst nach der Hochzeit — das heißt: nach der Geschichte davon!" „Nun ja," sagte Ulfia herzhaft abbeißend und dazwischen durch erzählend, „da Genoveva" — sie schaute sich rings um — „da sie wirklich fort ist, war es wohl kein Traum. Ich erwachte plötzlich . . . —" „Von selbst? Ulfchen, das ist unwahrscheinlich! Hübsch bei der Wahrheit bleiben," mahnte Basina, ihr das reizende Doppelkinn mit dem Zeigefinger in die Höhe hebend. „Weiß ich nicht. Kurz: ich sah Genoveva und einen jungen — sehr! ach sehr schönen! jungen Mann."

„Wie sah er aus?" — Das waren sechzehn Stimmen gewesen. „Gott, verschreckt mich nur nicht so! Braucht

nicht so zu schreien. Bin ganz wach! — Leider! — Nun: schlank und so schöne kastanienbraune, gelockte Haare." „Ach! Auch einen Bart?" fragte Emma, die Langobardin. „Zu dienen: sehr schönen krausen Bart." „Ganz mein Josefus daheim," dachte Emma. Aber sie sagte es nicht. „Und sie saß auf seinem Schos . . . —" „Empörend! Abscheulich!" scholl es, durch die Kirche hallend. — „Nur nicht immer zwölf auf einmal! — Und er drückte sie so an sich! — So eng! — Ich glaubte, sie würde ersticken." „Wie schrecklich!" rief mit leisem, aber süßem Gruseln die junge Margareta. „Das muß ja was Fürchterliches sein! — Und sie ließ sich's gefallen?"

„Mäuschenstill hielt sie. Und erstickt ist sie auch nicht. Und geküßt hat er sie . . . —" — „Wie oft? wie oft?" — „Ja, das konnte niemand zählen. In einem fort! Und wenn er aufhörte, dann fing sie an." — „Nein! Das glaub' ich nicht. Das will ich von meiner Genoveva nicht glauben!" rief entrüstet, aber im Zustand der höchsten Neugier, Antonia, die Tochter des Trollo. „Jawohl, auf den Mund! Und sogar auf die Hand!" Einen M a n n! auf die Hand?" rief Hukberta, die Westfalin, und ihre goldgelben Augen wurden so groß, daß sie ganz verglasten. „Und ich hab' ihr die heilge Jungfrau auf ihren Nähkasten gemalt! Die kratz' ich ab. Ich künd' ihr die Freundschaft." — „Auf beide Hände sogar." „Und das ließ Er sich gefallen?" fragte entrüstet die lange Frida. „Milch? Ich habe keine. Ich oder die Kuh — wir haben das Gefäß umgestoßen. Anna hat nun gemolken und schleppt schwer daher." — „Und was sie sich alles für schöne Dinge sagten! Es ist gar nicht zu glauben! Mir ward siedheiß dabei: ich schämte mich zwar ein bißchen! — Und ich war sehr schläfrig, glaubt es mir —' Wir glauben es dir!" riefen alle. „Nur weiter!" — Aber meint ihr, ich hätte wieder

einschlafen können? Nicht ums Sterben. Es ließ mich nicht! Ganz leise wie ein Mäuslein kroch ich unter der langen Altardecke dicht heran, damit mir ja nichts entginge, und hörte zu. — Ich sag' euch: Sachen giebt's unter zwei Verliebten! Ich habe viel gelernt! Mehr in einer Viertelstunde als im Kloster im ganzen Jahr! — Es war arg, sehr arg. Auch auf die Nase hat er sie geküßt." „Das ist eine Verschimpfung aller christlichen Jungfrauenschaft!" sprach die strenge Antonia. „Aber bitte, was hat er ihr denn für Namen gegeben. Recht zärtliche?" fragte die blondgezopfte Gertrudis. „Das meiste war nur so geflüstert zwischen dem Küssen durch! Hab' leider nicht alles verstanden." „Nicht eine Silbe wäre mir entgangen," klagte Christiana, die Tochter des Dosso, die großen, schönen, neugierigen Augen weit öffnend. — „Sogar ihre Zehen hat er gestreichelt und geküßt." „Was? Hatte sie denn keine Schuhe an?" fragte entrüstet Paula. — „Er streifte ihr den einen ab." „Das hätt' ich mir nie, nie, nie gefallen lassen," eiferte Richauda. „Schrei' nur nicht so, wir glauben dir's," lachte Basina und zischelte der mutwilligen Stephania ins Ohr. „Natürlich," lachte diese, „Richauda, die arme, hat, wie der Pfau, gar schöne Kleider, aber sehr garstge Füße."

„Halt, Ulschen! Dornröslein! Noch nicht einnicken," mahnte Basina, mit einem gelinden Schütteln. „Erzähle . . . —" „Laßt sie erst tüchtig Milch trinken," sprach die gute Anna, und hielt ihr die tiefe Schale nochmal hin. „Schlucke nur, Kätzchen, ich halte. Stark sind meine Arme." „Und treu und fleißig allezeit," sprach Hukberta und schlang den Arm um sie. „Aber das Merkwürdigste ist," fuhr Ulfia, nachdem sie getrunken, mit einem dankbaren Blick für Anna fort, „daß sich die beiden — denkt euch nur! im Kloster! — Winter und Sommer

hindurch fast täglich getroffen hatten.“ „Ei du Gott, — das war möglich?“ rief Allberahta. „Und mein langer Karolus hat's nicht versucht?“ dachte sie im stillen. — „Ja, durch das Kellerloch schlüpfte er. Der Cellerarius war bestochen. Und wißt ihr, wo sie sich trafen?“

„Wo? Wo? Wo? Wo?“ fragten alle. — „In der Werkzeughütte im Garten.“ „Nein, diese Verschmitztheit! Die Hütte mieden wir alle,“ rief Stephania. „Weil angeblich ein Geist dort umgehe und seufze,“ meinte Paula. „Nicht angeblich!“ beteuerte Basina. „Ich hab' es selbst gehört — einmal in einer Sommernacht.“ „Jawohl,“ nickte Ulfia. „Und gar fröhlich lachten beide, als er ihr's vormachte, wie er die Kecke — so sagte er — die Kurznasige, das Wirbelköpfchen, weggestöhnt habe, die Neugierigste von allen: ja, so sagte er, Basinchen! Und zuletzt gebot er ihr, sie möge nur gleich mitkommen: er sei gemahnt durch ein paar Zeilen — wohl von Castula, . . . —“ — „Die kann ja nicht schreiben.“ — „Scheint doch wohl! — sie rasch hier zu holen. Er habe einstweilen — deshalb sei er verreist gewesen — ihrer Eltern und der Seinen Zustimmung gewonnen; und drüben, im schönen Senatorenhaus, sei seine Mutter bereit, die Schwiegertochter zu empfangen: schon morgen könne die Hochzeit sein.“

„Oh! Ah! Das ist stark! Diese Unverschämtheit! Die Glückliche!“ — so scholl es in der Runde. „Wahrscheinlich zur Belohnung ihrer Tugend,“ lachte Basina, „geht es der viel besser als uns allen.“ — „Aber ich muß Genoveva loben. Sie sträubte sich. Sie sagte, sie hab' es Chrodieldis gelobt, bei ihr auszuharren.“ „Heirat geht vor,“ sagte da Chrodieldis, hinwegtretend. „Habt ihr's gehört! Heirat geht vor!“ jubelten die Mädchen. „Jawohl,“ lachte Chrodieldis, „schafft euch nur Männer: dann braucht ihr gewiß weder bei mir zu bleiben, noch Nonnen

zu werden." — „Als er ihr aber gelobte, treulich zu Chrodieldis stehn, ihr durch seinen Vater heraushelfen zu wollen, — da gab sie nach. Und . . . — aber jetzt — kann ich wirklich nicht — mehr." „Ja, laßt sie schlafen! Sie hat sich's redlich verdient," lachte Basina.

Zwanzigstes Kapitel.

Die nächsten Tage hätten sich für die Flüchtlinge, zumal für die beiden Liebespaare, recht hübsch und heiter gestalten mögen. Sie schalteten und walteten unbeschränkt in dem ganzen weiten Quartier, das außer den dem Gottesdienst geweihten Stätten Wohnräume, einen großen, schönen, quellendurchrieselten Garten, Wirtschaftsgebäude und reichlichste Vorräte enthielt. Die wenigen Geistlichen, die zur Überwachung des verlassenen „Bischofshauses", wie der ganze Komplex von Häusern hieß, noch verblieben waren, räumten das Feld, da ihnen die beiden Herzogssöhne in einer Urkunde Bürgschaft für jeden Schaden leisteten und da sie das Bischofsgut in der That durch deren Krieger viel wirksamer als durch sich selbst gehütet sahen.

Basina, Anna und einige andere der Mädchen nahmen sich eifrig, fleißig der Wirtschaft an, kochten und buken, brieten und schmorten in der gewaltigen Bischofsküche nach Herzenslust. Die jungen Gemüse im Garten, die Enten und Hühner im Geflügelhof, Butter, Eier, Milch, Honig in der Speisekammer, der vortreffliche spanische Wein im Bischofskeller wurden weidlich in Anspruch genommen. Und wenn Chrodieldis Bedenken äußerte, strich sich Basina resolut das weiße Fürtuch zurecht, das sie, in der Küche

hantierend, vorn übergebunden hatte, und lachte: „Ah bah: muß dem Herrn Bischof eine Ehre sein! Solche Gäste kriegt er nicht wieder in sein langweilig Junggesellenhaus. Sein Schade, nicht unsre Schuld, daß er nicht dabei ist! Du hast es oft gesagt: ‚Königinnen sind wir.‘ Und nicht wie Mägde wahrlich wollen wir leben.“

Jedoch Chrodieldis seufzte. Nicht bebte sie vor den Folgen ihres Thuns zurück: aber sie täuschte sich nicht mehr über deren Ernst.

Und ihr bangte um den Geliebten: sein Schwert, sie hatte es wohl gesehen, hatte den Fronboten getroffen. Dazu kam eine recht unliebsame Entdeckung, welche sie gleich am nächsten Morgen machten.

Ihr Ansprengen gegen die vor der Basilika aufgestellten Wachen hatte diese verscheucht, aber nicht nur zu Chrodieldens Gunsten. Auch der Zugang zu dem Oratorium war frei geworden: und alsbald hatten sich Castula, Struzza und ein großer Teil der Räuber darin eingeschlichen und, nach der heillosen Logik des Asylrechts, in ihrer nächsten Nachbarschaft — nur eine Mauer schied sie — den gleichen Schutz wie die Königinnen gewonnen. Mit diesen Verbrechern zusammen im Munde der Leute, wohl bald in der Klage und Anklage von Kirche und Staat genannt zu werden, war nicht fein.

Und endlich fingen denn doch nachgerade Kirche und Staat im Frankenreich an, sich zu rühren: lange genug wahrlich hatte es damit gewährt.

Eilende Boten des Vicarius hatten den Bischof der Stadt zu raschester Rückkehr von der Visitation gemahnt, andere hatten König Guntchramn gedrängt, endlich den tief erregten Bürgern den lang erwarteten Grafen zu schicken mit ausreichender Waffenmacht, um mit beiden Gruppen der Übelthäter fertig zu werden. Beim geistlichen und beim

weltlichen Gericht hatte die Äbtissin dringendste Klage erhoben, nachdem sie in das halbverbrannte und ganz ausgeplünderte Kloster war zurückgebracht und dort begrüßt worden war von ihren Nonnen, die sich übrigens alle unversehrt wieder eingefunden hatten; der von ungefähr erstochene Räuber war der einzige Tote im Kloster gewesen.

Durch die Händler und Händlerinnen, die, wie immer, Lebensmittel in den Bischofshof brachten, erfuhren die hier Eingeschlossenen, daß auf allen Straßen Bischöfe, Äbte, Archidiakone, Herzoge, Grafen, Domestici beider Könige heranreisten und heranzogen von allen Seiten auf Poitiers; aber zunächst würden die Geistlichen eintreffen. Und so geschah's.

Eines Morgens erschien vor dem Gitter des Oratoriums ein Aufzug von hohen Prälaten: Bischof Gundigisel von Bordeaux, zu dessen Kirche Poitiers als Tochter gehörte, dann Marovech von Poitiers, Nicasius von Angoulême, Saffarius von Périgueux mit sehr vielen Priestern und Diakonen. Sie forderten die dort Geborgenen auf, ihr Asyl freiwillig aufzugeben, und da diese sich natürlich weigerten, verlangte man für die Bischöfe und ihr unbewaffnetes Gefolge sicheres Geleit in das Innere, um hier mit den Räubern zu verhandeln. Das ward gewährt.

In dem Oratorium angelangt, sprach der Bischof von Bordeaux, eine hochragende, mehr kriegerische als priesterliche Gestalt — er war früher ein gewaltiger Heerführer gewesen —: „Nicht ich will hier das Wort führen, sondern an meiner Statt und an der des Herrn Königs Guntchramn, der es so gewollt, sprich du, mein Sohn, Desiderius, Archidiakon von Autun, da dir der Herr einen scharfen, heiligen, mitleidlosen Geist und eine Zunge wie ein schneidend Schwert gegeben hat."

Und aus dem Kreise der Bischöfe und der Priester,

die, den Rücken gegen die Thüre des Oratoriums gewendet, dessen Vorderraum füllten (während die Flüchtlinge sich um den Altar, die heiligste, also sicherste Freistatt, zusammendrängten), trat hervor ein hagerer Priester von wachsgelber Gesichtsfarbe, aus dessen schwarzen Augen ein unheimlich Feuer loderte, und mit grausam herber Stimme hob er an: „Ich kann es kurz machen. Dem Schwert des Scharfrichters seid ihr verfallen alle miteinander wegen schwerster weltlicher Verbrechen. Und vorher dem Bann, dem großen Anathem der Kirche, wegen noch schwerer wiegender Frevel gegen das geistliche Recht. Mit euch Männern ist's damit genug. Aber ich höre: unter euch sind auch Frauen, die sollen nicht so leicht davonkommen. —“ Und seltsamer, wilder Haß loderte jetzt aus der fanatischen Erregung des Mannes.

Schon gleich, als er vortrat, bei dem ersten Ton seiner Stimme war Castula, die bis dahin mit großer Ruhe das geistliche Gericht gemustert hatte — wußte sie doch, daß diese Freistatt unantastbar war — hinter eine Säule geglitten, hinter der sie nun mit weit geöffnetem Munde, mit stierem Blick auf den Redner schaute. „Denn von jeher,“ fuhr dieser fort mit greller Stimme, „ist durch das Weib alles Übel, alle Sünde, alle Verführung, alle Untreue in die Welt kommen. Ein gelehrter Kollege hat erst jüngst wieder gezweifelt, ob die Weiber überhaupt zu den Menschen zählen. Aber jedenfalls soll, bevor ihr Weiber getötet werdet, die Folter eure üppigen Glieder zerfleischen. Auf dem Marterholz werde ich selbst sie euch abfragen, eure geheimen Zauberkünste. Denn ohne Zweifel habt ihr, wie Eva ihren Genossen, die Männer verführt. Daher sag' ich euch, Verführerinnen, Ungetreue . . . — O weh,“ schrie er plötzlich, Glut stieg in seine fahlen Wangen. „Die Toten stehen auf. Theophano! Ihr Geist.“

„Nicht ihr Geist! Sie selbst,“ schrie nun die Klausnerin, die bei seinen letzten Worten hinter ihrer Säule hervor langsam auf ihn zugeschritten war. „Verführer! Ungetreuer! Wo ist mein Kind? Wo ist unser Kind?“ „Sie — sie raset —“ stotterte der Priester, entsetzt zurückweichend — „ich kenne dich nicht, Weib — so wahr mir — Gott . . . —“ Aber er konnte nicht vollenden: mit dem letzten Wort stürzte er hintenüber, Schaum trat ihm vor den Mund.

„Ein Gottesurteil! Das Gericht Gottes!“ schrieen die Räuber und viele der Priester. „Er ist tot.“ „Nein, er ist nicht tot,“ rief der mutige Bischof von Bordeaux, dessen entschlossener Mut weiland manche wankende Schlacht gestellt und gewendet hatte. Er riß den Priester vom Boden auf, der schwer atmete. „Ihr seht's! Er lebt: aber das Weib ist eine Hexe. Sie hat den bösen Blick. Sie hat's ihm angethan! Ergreift die Unholdin.“ Und er faßte sie am Arm.

Castula wand sich in seiner starken Faust. „Asylbruch! Helft, ihr Genossen! Asylbruch! Gewalt! Schützt mich, ihr Freunde.“ „Laß sie los!“ — schrieen die Räuber. Und da der alte Krieger in seinem Trotz nicht gleich den schweren Fehler, den er begangen, einsehen und bessern wollte, sondern sie gegen den Ausgang hin zog, fielen über ihn und die Priester, die ihn schützen wollten, die wilden Gesellen her, mit den Fäusten, mit Knütteln und Stangen, mit Dolchen und Beilen. Blut spritzte auf. Die vordersten der Kleriker wurden auf den Marmorestrich geschleudert, daß sie sich kaum wieder erheben konnten.

Mit Mühe retteten die Seinen den Bischof von Bordeaux aus dem Getümmel ins Freie. Ein so blinder Schreck hatte die andern Bischöfe und die meisten Geistlichen befallen, daß sie, draußen vor dem Oratorium angelangt,

sich nicht einmal mehr Lebewohl sagten, sondern auseinanderstoben, zur Stadt hinaus, und sich, jeder auf dem nächsten Wege, in ihre Heimat davonmachten. Vergebens rief der tapfere Gundigisel, aus einer Kopfwunde blutend, rief auch Marovech von Poitiers den Entsetzten nach. Sie hörten nicht: — sie rannten davon, obwohl kein Mensch sie verfolgte.

Aber am wildesten rannte Desiderius, der Archidiakon von Autun. Er ward verfolgt. Sowie er sich erholt hatte, war er zur Thür hinausgesprungen, die Stufen hinab: — aber an seinem Mantel hing die Klausnerin, unabschüttelbar, wie sein Schatte, wie ein Fluch, wie sein Gewissen.

Er rannte über den Platz: sie hing an seinem Mantel. „Wo ist mein Kind?" scholl ihre gellende Frage laut, weithin über den Markt und die gaffende Menge. Er riß sich den Mantel vom Halse: das Weib flog mit dem Mantel zu Boden.

Aber schon war es wieder auf, schon war es ihm wieder auf der Ferse. „Wo ist Desiderata?" schrie sie. „Wo ist meine Tochter?" Da, vor einer offenen Stallthüre, stand ein ungesattelt Pferd. Im Augenblick saß er auf des Tieres Rücken, stieß ihm die Fersen in die Weichen, schlug es unbarmherzig mit der Faust zwischen die Augen: — das Roß jagte davon wie ein Pfeil.

Aber wehe! Eingekrallt in die Mähne mit der Rechten hing an dem Roß das halb wahnsinnige Weib, die Linke hatte es in des Priesters Soutanengürtel geschlagen. Ihr schwarzes Auge bohrte sich in das seine, und durch das Schnauben des Rosses, durch den Donner der Hufe über die steinige Straße drang ihm grell in das Ohr der Schrei — „Verführer! Wo ist mein Kind?"

So ging der rasende Ritt durch das nächste offene

Stadtthor hinaus — bis an den nahen Fluß, den Clain. Das Tier, sinnlos vor Angst, rannte gerade darauf zu, mitten hinein. Da ließ das Weib, wie es das Wasser spürte, von seinem Halt und sank am Ufer zu Boden. Das Pferd sprang mit gewaltigem Satz in die Flut: — der Reiter hielt sich über Wasser, — aber er schwankte, er taumelte, und noch auf dem andern Ufer scholl ihm nach der verzweifelte Schrei: „Mein Kind! Fluch dir! Gieb mir mein Kind!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Vorgang in dem Oratorium warf sehr dunkle Schatten auf die schlimmen Nonnen. Bischöfe und Priester waren an geweihter Stätte geschlagen, am Leben gefährdet worden, zwar nicht von den Schützlingen der Hauptgebäude, aber von einer Fluchtgenossin und Eidgenossin Chrodieldens.

Tags darauf erschien Frontinus, Genovevas junger glückstrahlender Gatte — ein Gegenstand unglaublichen Interesses für die jungen Mädchen! — in der Kirche. Nach sorgfältigster Beaugenscheinigung von allen Seiten, an welcher sich auch Ulfia, ohne einmal zu gähnen, beteiligte, ward einstimmig der Beschluß gefaßt, er sei wirklich ein bildhübscher junger Mann. Und wenn auch seine Aufführung in Werkhütte und Basilika die schärfste sittliche Brandmarkung verdiene und kein braves junges Mädchen ihn ohne Entrüstung und Erröten betrachten könne, so habe doch die sanfte, duckmäuserische Genoveva ein höchst be-

neidenswertes Los getroffen, ihm zum Opfer gefallen zu sein.

Er erklärte, in aufrichtiger Bestürzung, den beiden Alamannen, sie möchten sich und Chrodieldis auf das Äußerste gefaßt machen. Er habe seinen Vater, einen sehr einflußreichen Mann, gewonnen gehabt, bei den Bischöfen und bei dem Domesticus Flavianus alles zu Gunsten der Genossinnen seiner holden Genoveva zu thun. Derselbe habe auch den besten Willen. Aber die im Oratorium geprügelten Priester seien ein himmelschreiender Casus. Mit dem gutmütigen König Guntchramn sei am Ende noch fertig zu werden, — aber die Äbtissin Leubovera! Sie habe den Klag- und Strafantrag gestellt vor geistlichem und weltlichem Gericht: ihr Antrag gehe — so weit er überhaupt gehen könne. Das Allerärgste jedoch sei, daß bei dem Klosterraub das heilige Kreuz verschwunden, vielleicht entweiht worden. Man glaube, Chrodieldis sei mit Castulas, ihrer Eidgenossin, Plänen von Anfang einverstanden gewesen. Daher auch das höchst verdächtige Zusammentreffen Chrodieldens mit den Räubern auf der Straße. Die scheinbare Befreiung der Äbtissin habe lediglich bezweckt, diese den Räubern abzujagen, um sie in die eigene Gewalt zu bringen, was dann nur zum Glück mißlungen sei durch des tapferen Vicarius Verdienst.

„Es ist aber nicht wahr," riefen die Brüder mit Einem Mund.

„Ich glaub' euch, tapfere Herren, aber nicht eure Feinde. Das größte Glück ist, daß die Klausnerin wenigstens nicht eure Gemeinschaft teilt und ihr nicht die ihrige." „Theophano ist hier, bei mir," sagte Chrodieldis ruhig. „Um Gott," rief Frontinus erschrocken. „Seit wann?" — „Seit heute Nacht. — Halb tot schleppte sie sich vom Fluß zurück. Sie ist ganz anders, ganz ver-

wandelt. Die Gesellschaft der Räuber widerstrebte ihr, sie bat mich . . . —“ „Und Ihr ließet sie ein?“ fragte Frontinus. — „Gewiß. Ich halte immer mein Wort. Mein Widerwille hat sich in warmes Mitleid verwandelt, seit ich — ihr — ihr Geschick erfuhr. Und sie, wie gesagt, ist ganz umgewandelt. Sie erblickt in der Begegnung mit dem Priester ein Gnadenwunder Gottes. Und sie hofft jetzt auf Gerechtigkeit bei Gott und Menschen: sie hofft ihre Tochter wiederzufinden. Sie bereut, daß sie diese durch Gewalt wiedergewinnen wollte. Sie betet viel und ist ganz gottergeben.“ — „Und weiß man, daß sie hier ist?“ — „Jawohl. Sie entkam mit knapper Not ihren Verfolgern, den Wächtern, noch in das Gitter, das ich gerade zu rechter Zeit aufriß.“ „Das ist schlimm! Wird immer schlimmer,“ meinte kopfschüttelnd Frontinus. Als er sich verabschiedete, flüsterte er den Jünglingen zu: „Macht euch gefaßt auf scharfe Stöße. Der neu ernannte Graf der Stadt . . . —“

„Wer ist's?“ — „Macco, der Sohn des Domesticus.“ — „Ei, das ist ja unser lustiger, wackerer Genoß vom Knabendienst her am Hof des Königs. Ein guter, ein trefflicher Kumpan!“ — „Und unser treuer tapferer Waffenbruder im Slavenenkrieg!“ — „Nun so wißt ihr: er führt ein rasches Schwert. Ehrgeizig ist er auch, hat Schulden wie der Jagdhund Flöhe, will vorwärts kommen, des Königs Gunst gewinnen . . . —“ „Er soll nur kommen,“ lachte Sigvalt. „Er ficht sehr gut: aber ich fechte besser. Hab' ihn jedesmal überwunden in der Waffenschule. „Das ist der furor alamannicus,“ sagte der gallische Römer. „Immer mit dem Kopf durch alle Wände! Mich wundert, daß in der Welt noch Eine Wand steht und noch ein Germanenkopf ohne Sprung! Das Reich der Franken, ihr jungen Helden, ist zuletzt doch

stärker als ihr beiden. — Ich wollte," rief er ärgerlich, „alle achtzehn Mädchen hier wären verheiratet." „Das wollten wir schon lang," sagte Basina vorbeischlüpfend. „Fahrt wohl, ihr edeln Fräulein und ihr tapfern Männer: mir bangt schwer um euch." — Und er ging.

In der Nacht war in der Stadt viel Reiten und Sänftentragen, auch Waffenklirren zu vernehmen. —

Am andern Morgen erscholl Drommetenruf vor dem großen Gitter des Haupteingangs. Die kriegskundigen Brüder hatten die wenigen Zugänge des von hohen Steinmauern rings umfriedeten Bischofshofes nach Kräften in Verteidigungszustand gebracht, verrammelt und mit ihren etwa zwanzig treuen Gefolgen besetzt. Chrodieldis und die beiden Brüder eilten nach vorn. Die Schar der Mädchen drängte sich, angsterfüllt und doch von brennender Neugierde verzehrt, an die Bogenfenster: kaum vermochte Basina, sie in Ordnung zu halten. Da, in vollen Waffen, von zwei Drommetenbläsern begleitet, erschien auf der untersten Stufe der Kirchentreppe ein sehr stattlicher, junger Mann, dessen Erscheinung sofort von sämtlichen Mädchen auf das gewissenhafteste mit Frontinus verglichen ward. Die Wahl schien schwer: daß er noch unverheiratet schien — er trug keinen Ehering —, sprach stark zu seinen Gunsten, bis die bildhübsche, sehr lebhafte und noch sehr junge Stephanie voller Entrüstung ausrief: „Nein! Es ist aber doch nicht auszuhalten! Jetzt trägt der auch schon einen Verliebungsreif! Den mit den roten Steinen, am linken Arm! 's ist die jüngste Sitte am Hof," — worauf seine Wertschätzung merklich abnahm. Ulfia, die merkwürdigerweise die Drommete geweckt hatte, legte sich nach obiger Wahrnehmung sofort wieder auf das zierliche Ohr.

Der junge Mann musterte seinerseits mit lebhaftestem

Eifer die vielen hübschen Gesichter, die sich in den Vorhängen und hinter dem Gitterwerk für „versteckt" zu halten schienen: — was, wenn wirklich ihre Meinung, nur geringen Sinn für das Wahrscheinliche bekundete. Als er aber damit fertig war, nahm er eine sehr böse Miene an, verneigte sich feierlich vor Chrodieldis und hob an: „Ich, Macco, durch des Herrn Königs Guntchramn Gnade Graf von Poitiers, fordre euch Freistattgäste des heiligen Hilarius auf, freiwillig diesen Zufluchtort zu räumen und euch euren geistlichen und weltlichen Richtern zu stellen." Als hierauf, wie er erwartet, keine Antwort folgte, fuhr er fort: „Zu euch geflüchtet ist in dieser Nacht die Klausnerin Theophano oder Castula, die gestern das Asyl des heiligen Hilarius gebrochen und daher jeden Schutz verwirkt hat. Gebt sie also heraus."

„Niemals," sprach Chrodieldis. „Sie steht in meinem Schutz und Treueeid."

„O schöne Königin Chrodieldis," fuhr der Graf fort, „wisse, daß du durch diese Weigerung mir das Recht giebst, deine eigene Freistatt nicht mehr zu achten und die Verbrecherin mit Gewalt zu holen." „Hole sie," sprach Chrodieldis, langte ein nacktes Schwert aus dem Mantel und hob es in die Höhe. „Ihr alle seht es," fuhr der Graf fort, „eine Waffe blitzt in der Freistatt." „Nicht Eine nur, glücklicherweise, Freund Macco," rief da Sigvalt und zeigte sein langes Schwert. „Wir haben's nach der Auswahl," lachte Sigbert und riß die Streitaxt aus dem Gürtel. „Komm nur."

„Weißt du noch, in der Waffenschule zu Châlons?" lachte Sigvalt. „Fünfmal besiegt' ich dich im Waffenspiel." „Liebe Knaben und Schwaben," sagte Macco gutmütig, hinaufflüsternd, „diesmal ist's leider bitterböser Ernst. Manchen frohen Schelmenstreich, manchen guten Trunk

haben wir geteilt: — aber diesmal lacht keiner von uns, wann der Spaß zu Ende. Solang ich kann, will ich gern der bildschönen Mädchen und euer schonen: andernfalls wäre ich schon lang da droben, wie der Wolf unter den Lämmlein.“ „Denk an die Schäferhunde,“ warnte Sigbert. „Eure lieben Nachbarn, die Herren Räuber — verzeiht, nur wegen der Nachbarschaft vergleich ich euch! — haben bereits klein beigegeben. Sie sahen, daß wir sie bald ausgehungert haben würden. Denn, wenn kein Priester mehr im Asyl ist, hört auch die Asylspeisung von selbst auf: ihnen von außen Speise ins Asyl zu tragen, dazu ist Sankt Hilarius nicht verpflichtet. Ihr könnt es eine Woche weiter treiben: — länger nicht. Also ergebt euch gleich — ihr müßt es doch.“ — Laut fuhr er nun fort: „Aus großer Langmut und weil Königinnen unter euch sind, deren edles Blut auch in Thorheit und Unrecht wir scheuen, solang es angeht, wollen die ehrwürdigen Bischöfe und der Domesticus des Königs Guntchramn, die heute Nacht hier eingetroffen sind, noch eine letzte Vergleichsverhandlung mit euch halten, obwohl eure Schuld gestanden und sonnenklar erwiesen. Sie wollen sich zu euch hinein begeben: die Söhne des Herzogs Sigfrid sind mir Bürgschaft genug, daß den Ehrwürdigen diesmal kein Haar gekrümmt wird. Scheiden sie von euch ohne Erfolg, so werdet ihr bald lernen, tapfre Freunde, daß vierhundert Speere bedeutend mehr sind als zwanzig.“

Er trat zurück, da Chrodieldis Zustimmung genickt hatte, die Bischöfe herbeizuholen.

„Laß mich, du Schelm,“ hatte Basina gesagt und sich Sigbert entwunden, der ein Küßlein stehlen wollte in dem dunkeln Gang zwischen Bischofshaus und Basilika. „Ich hab's gar geschäftig. Wir bekommen hohen Besuch. Bischof Marovech kömmt bei uns zu Gast: noch dazu in seinem

eignen Hause! — Er muß doch sehn, daß saubre Mädchen darin schalten. Sonst meinen die Herren, wir verständen uns nicht genug auf die Wirtschaft, und lassen uns am Ende noch lange nicht heiraten."

Und sie befehligte die Mädchen wacker hin und her, fleißig selbst mit Hand anlegend. Und als später die Bischöfe, in feierlichem Aufzug, die Vorhalle der Basilika betraten, fanden sie bequeme Stühle und Bänke mit den schönsten Decken und reinlichsten Tüchern belegt; der Boden war mit frischgeschnittenem Schilf bestreut, wie es im Bischofsgarten reichlich wuchs: das roch gar gut. Und Basina hatte sich's nicht nehmen lassen, auch einen Kredenztisch mit kaltem Fleisch und allerlei süßem Gebäck, das sie vortrefflich zu bereiten verstand, und mit silbernen Schalen und Bechern und einem mächtigen Weinkrug zu versehen.

„So vergnüglich wird das hier nicht werden, holdes Bäslein," meinte Sigvalt. „Nicht für uns, aber vielleicht für sie! Und der Mensch ist immer weniger bösartig, wenn er angenehm gefrühstückt hat."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Geistlichen versammelten sich einstweilen unter Leitung des Domesticus in dem bescheidenen königlichen Palatiolum der Stadt. Hier begrüßte Flavianus auch zuerst seinen Sohn. „Wie gewöhnlich, Herr Sohn," sagte er, den Zeigefinger hebend, „muß ich mit einem Verweis beginnen. Der Graf von Poitiers konnte schon einen halben Tag früher hier sein." „Zugestanden, Herr

Vater, lächelte der Schalk. „Er wäre auch rechtzeitig eingetroffen. Aber er fand auf dem Wege hierher bei Quincy eine Sänfte: in dieser Sänfte saß . . . —"

„Ein Mädchen! Wie gewöhnlich!" fuhr der Vater fort. „Und in dem Mädchen saß, wie gewöhnlich, der Teufel." — „Letzteres thäte mir leid. Denn dann säße der Teufel in einer — Nonne." „Was?" rief der Vater, „Nonnen und kein Ende! Mensch! Du wirst dich doch diesmal nicht in eine der Verbrecherinnen vergafft haben, die wir richten sollen?" — „Nein! Von denen ist sie nicht. — Aber diesmal, Vater, ist es Ernst. — Nein, lache nicht. Das ist die wahre Liebe." — „So? O ja! Warum nicht? Das ist nun deine zweiundzwanzigste falsche und deine neunzehnte wahre Liebe." — „Sie heißt . . . —" „Ist mir sehr gleichgültig. — Ei, du trägst ja wieder den Verliebungsring? Er ist schon etwas schadhaft, abgetragen! Aber die roten Steine darin sind neu! Ach," seufzte er, „was mögen sie wohl kosten? Das ist mir viel wichtiger zu wissen als jener Name."

„Nichts! Sie hat sie mir geschenkt — samt ihrem Gürtel, daran sie ehemals saßen. Aber . . . —" „Die muß viel Geld haben," sprach der Vater erstaunt. „Nun, diese Abwechslung hat ihr Gutes."

„Da die Wege unsicher sind durch die versprengten Räuber . . . —"

„Hat der Graf von Poitiers die übrige Grafschaft von Sankt Hilarius bewachen lassen und selbst nur das hübsche Lärvchen bewacht. Sohn, Sohn, es ist höchste Zeit, daß du vernünftig wirst und heiratest." — „Ich weiß zwar nicht, Herr Vater, ob dies dasselbe ist: — man kriegt dann oft so unvernünftige Töchter! — aber ich bin so bereit dazu wie noch nie." — „Still, die Heiligen ordnen sich paarweise. Da schreitet Herr Felix

von Nantes auf den guten Gregorius zu: — was wird das geben?"

„Herr Bruder," sprach der zierliche Kelte, „grollst du mir wirklich noch immer? Wenig christlich! Daß von den vielen Wundern, die du fast wöchentlich erlebst, sich noch keines auf Erweichung deines Grolles geworfen hat! Gieb mir die Hand." Gregor, eine breite, behäbige Gestalt, blies sich auf wie ein zürnender Hahn und bot dem feinen Herrlein die Linke: „Die Rechte, die Schreibhand, könnte Euch anstecken, Herr Felix, und Euch den schönen Stil verderben." — „Sage mir nur, Dodo," fragte der Bischof von Nantes den dicken Ökonom, der seinen Herrn begleitet hatte, „warum ist dein Herr, abgesehen von seiner herkömmlichen Erbosung gegen mich, heute so ganz besonders bedrückt, so sorgenschwer?" — „Hat seine guten Gründe." — „Vertraue sie mir, guter Dodo. Vielleicht kann ich ihm helfen." Dodo sah den Kelten groß an: „Ja, Ihr! Ihr könntet ihm freilich helfen! Gerade Ihr! — Aber doch auch wieder nicht. Das ist es ja eben, daß ihm kein Mensch dabei helfen soll." — „Helfen? Wobei?"

„Ich weiß, Ihr meint es gut, — oft hab ich's ihm gesagt, — mit meinem lieben Herrn. Der Mensch müßte auch gar kein Mensch sein, der Herrn Gregorius, dem Mann ohne Falsch, gram sein könnte."

„Nun also?" — „Nun also! Ihr wißt: der junge König Childibert hat sich völlig gebessert, hat plötzlich seine bösen Ratgeber, Herzog Rauching und Bischof Egidius von Reims, entlassen, seine Mutter, die edle Frau Brunichildis, und seine Braut an den Hof nach Metz berufen, sich mit dieser gar fröhlich vermählt und unserm Herrn König Guntchramn einen recht warmen Brief geschrieben, in welchem er diesen um Aussöhnung, um seinen Rat und seine Hilfe in der Regierung von Austrasien bittet." —

„Gewiß Das kann doch aber Herrn Gregorius nicht grämen, der von jeher am meisten an Aussöhnung von Oheim und Neffe gearbeitet hat.“ — „Freilich! Und deshalb hat ihm der Herr König Guntchramn das hohe Vertrauensamt übertragen: die Vermittelung zu übernehmen, einen Erbverbrüderungsvertragsentwurf — ein furchtbar Wort und Werk! — aufzusetzen.“ — „Das ist ja alles sehr schön und ehrenvoll für ihn.“ — „Jawohl! Aber —! Der König hat einen kleinen Zorn auf uns, weil wir uns die einundvierzig haben auskommen lassen.“ — „War auch schlimm! Dadurch ward das Skandalon so arg. Ihr beiden, Gregor und du, ihr seid an allem schuld.“ — Dodo wurde rot im Gesicht: „Herr Bischof, Ihr habt leicht reden. Und der Herr König erst! Der ist gleich gar vor ihnen davongelaufen! Habt Ihr schon einmal einundvierzig Heuschrecken, Maikäfer oder andere Hupf- und Fliegetierlein gehütet?“ — „Die Sorge um meine Seele und um mein bißchen Latein, o trefflicher Dodo, hat bisher solche ergötzliche Nebenbeschäftigung mir noch nicht verstattet. Aber, wenn du meinst, will ich's einmal versuchen.“

„Bis dahin — redet nicht. Hüten! Mädchen hüten! Entlaufene Nonnen! Darunter zwei Königinnen! — Übrigens habe ich doch, soviel sie mich plagten und ängstigten, die Fratzen, eine solche Herzensfreude an ihnen gehabt, daß ich den Herrn ganz besonders bat, mich mitzunehmen, damit ich sie, zumal das braungelockte Basinelein, wieder sähe. — Nun also, der König hat noch einen kleinen Groll auf unsere Mädchenhütung. Und der Referendarius Marcus hat einen großen Zorn auf unser Latein.“ — „Letzteres nicht ganz mit Unrecht, Dodo.“ — „Und so hat der König — auf des Marcus Anstiftung! — Herrn Gregor anbefohlen, den Erbverbrüderungsvertragsentwurf ganz allein, ohne irgend eines Menschen, auch eines Schreibers, Hilfe

aufzusetzen." — „Kein Wunder! Höchstes Staatsgeheimnis. Immer ehrenvoller für Gregor; ich gönn' es ihm aber." — „Ja, und das gönnt Ihr ihm aber wohl auch, daß der Referendarius mit Erlaubnis des Königs erklärt hat, es dürfe, bei Meidung königlicher Ungnade, kein einziger — nun, kein Böcklein wider die Grammatik darin enthalten sein, und der Referendarius werde es so lang und so oft zurückgeben, bis das Latein fehlerfrei. Bei den sieben Wunden Christi, es sind vierzehn langmächtige Seiten! Und der König drängt. Es eilt." „Armer Gregor," lachte der Herr von Nantes. „Da könnte er eines seiner kleinen Mirakelchen brauchen."

„O Herr, nein, da brauchte er schon eines von den stärkeren!" —

„Ei sieh da," sprach Felix, „gegrüßt, Bruder Truchtigisel mit dem Speere. Auch hier an dem Clain?" — „Leider." — „Warum kamst du dann?" — „Königs Befehl." — „Er hat groß Vertrauen in dich." — „Ja. Aber ist mein letztes bischöfliches Geschäft." — „Warum?"

„Bin's müde." — „Ja, was willst du beginnen?" — „Gehen." — „Wohin?" — „Heim. Stracks von hier nach Haus, ins Land der Bajuvaren, in den Chiemgau." — „Allein?" — „Behüte! Mit meiner lieben Frau." — „Was willst du fortan thun?" — „Ausruhn. — Und fischen." — „Was?" — „Asch." — „Was ist das? Asch?" — „Asch? Aschen, — nun eben: Asch! Seid Ihr so gelehrt, und wißt nicht einmal, was Asch sind! Ein feines Tier von einem Fisch, sag ich Euch, Herr Felix. — Wann abends im Erntemond die Sonne in den Chiemsee sinkt und die Mücken tanzen auf der Alz, wo sie, an ein paar Fischerhäusern vorbei, ausfließt, dann mit der Angel die Alz hinabgehen an dem Uferschilf und sehn, wie die Asch aufspringen und, eifrig schnappend, anbeißen und

sie flugs herausschnellen weit auf die Wiese: — natürlich muß Frau Irmentraut danebenstehn und die Fische in das Lägel stecken — und dann im Abenddämmerschein nach Truchtilinga heimwandern, wo meines Hauses uralter Stammhof steht unter hohen Linden, und an dem Herde stehn und Frau Irmentraut zuschauen, wie sie die Mägde die Fischlein braten lehrt, — das, hochweiser Herr Bruder, das ist die höchste Glückseligkeit auf Erden, viel schöner als zu Soissons; und auch als zu Rom, wo ich aber nicht gewesen bin. — Und so mein Leben beschließen zu dürfen, das hab' ich mir von meinem gnädigen König als letzte Ehrengunst erbeten." — „Bruder Gregorius," sagte Felix, „hier ist ein Mirakel, größer als das Pfingstwunder." — „Was meint Ihr?" fragte der Bischof von Tours mißtrauisch. „Truchtigisel mit dem Speere hat eine Rede geredet. — Aber es ist nicht das erste Mal. Ich erlebte es schon einmal. Damals galt es nur seiner Frau. Jetzt sind noch hinzugekommen die A—As— Ask—? wie sagt man? Um diese Fische auszusprechen, muß man entweder einen bajuvarischen Mund oder ein doppelflüglich Scheunenthor zur Aufsperrung zur Verfügung haben. — Und nun, da er von der Heimat redet, und ihren Fischen, kommt gar niemand mehr zu Wort neben dem zungengewaltigen Bayern. Hör' einmal, Bruder Truchtigisel," sprach Herr Felix, schmunzelnd mit den feinen Lippen, „eine Frage an dich als Sohn des Bajuvarenstammes. Da ist mir heute in dem Verhör mit den Räubern, das mir der Domesticus übertrug, eine merkwürdige Antwort geworden von StrUzza. Das ist nämlich eine Landsmännin von dir." „Kann nichts dafür," sagte Truchtigisel, ziemlich grob. „Wird wohl auch in Nantes Spitzbübinnen geben." — „Viele!" — „Meine liebe Gattin, Frau Irmentraut, hat gleich gesagt, sie tauge nichts. Aber sie that so fromm. Als ich dann

merkte, sie trinke, da wollt' ich sie bessern: — mit der Rute. Aber sie lief davon und ward lieber eine Heilige, eine Klausnerin." — „Nun, also: ich frage die Bayerin um ihren Status. ‚Ehefrau?' frag' ich. Denn sie sah so aus. ‚Jungfrau,' sagt sie. Da springt mein Schreiber auf, der Armenpfleger Bischof Marovechs, und ruft: ‚Das ist aber stark! Glaubt's nicht, Herr Bischof. Wir füttern schon drei Jahre ihr Kind.' ‚Das ist nur ein Mädchen,' sprach die Bajuvarin unerschüttert. Dieses machte mir großen Eindruck! Sprich, o Truchtigisel, habt Ihr daheim bei Euch diese Begriffsbestimmung, diese subtile Unterscheidung?" Truchtigisel zuckte etwas verlegen die breiten Achseln: „Manche halten es so bei uns. Was freilich die Strengeren sind, die nehmen's wieder anders. Ich kann nicht viel Latein, aber ich meine: man nennt das eine: benigna interpretatio, eine milde Auslegung." „So? Es ist nur, bis man's weiß," sagte Herr Felix. „Ländlich, schändlich. — Aber horch! Das Psallieren beginnt schon unten auf der Straße. Gehen wir." „Arme Mädchen," sprach Truchtigisel und erhob schwer stapfend den Speer.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Und nun begaben sich der Domesticus und die Bischöfe Gundigisel von Bordeaux, Marovech von Poitiers, Gregor von Tours, Felix von Nantes und Truchtigisel von Soissons in feierlichem Aufzug, unter lautem Psallieren von mehr als hundert Priestern, mit starkem Schwingen von Weihrauchfässern der Chorknaben, in die Basilika und nahmen Platz in den von den Mädchen bereiteten Sitzen,

nicht ohne Wohlgefallen die säuberlichen Veranstaltungen wahrnehmend.

Der Vorsitz und die Leitung der Verhandlung war durch den König, unter Zustimmung des Metropoliten Gundigisel, dem geschäftserfahrenen Domesticus überwiesen worden. Ihnen gegenüber standen die Mädchen, die Klausnerin und die beiden Herzogssöhne. Gar manches Herzlein klopfte ängstlich; aber Chrodieldis blieb ruhig, trotzig, und Basina blieb heiter; sie würdigte nicht die drohende Gefahr.

Die Verhandlung begann, indem der Domesticus aus der Anklageschrift die Namen der unterschriebenen Mädchen ablas. Es antworteten dem Aufruf: Chrodieldis, Basina, Anna die ältere, Christiana, Hukberta, Richauda, Anstrudis, Paula, Emma die Langobardin, Alberahta, Gertrudis, Frieda, Paula, Antonia, Stephania, Margareta die Kleine, Theophano die Klausnerin und, beim zweiten Aufruf, auch Ulfia. Von den übrigen dreiundzwanzig ward festgestellt, daß, abgesehen von Constantina und Julia, welche aus der nahen Villa der Gratiani herbeigeholt werden sollten, und von Genoveva, deren Hochzeitsfest nach dem fröhlichen, aus dem nächsten Haus herüberschallenden Flötenklang noch immer nicht zu Ende schien, weitaus die meisten die ihnen gegönnte kurze Zeit von zwei Monaten fleißig dazu verwendet hatten, sich zu verloben oder gleich gar zu verheiraten: nur etwa vier von jenen einundzwanzig waren unverlobt und unverheiratet bei ihren Eltern.

Gregor von Tours und Felix von Nantes erhielten den Auftrag, in angemessener Frist dem König genauesten Bescheid über den Verbleib von allen vorzulegen.

Hierauf begann der Domesticus das Verhör der Anwesenden. „Einundvierzig pflichtvergessene Nonnen . . .“ — hob er an.

„Verzeiht," fiel ihm Chrodieldis in die Rede, „daß ich gleich zu Anfang unterbrechen muß. Es ist nicht meine Schuld. Ich weise in unser aller Namen das Wort „Nonne" weit von uns zurück. Wir sind nicht Nonnen. Wohl nennt man uns so oder Religiosen oder Sanctimoniales: und, weil es der allgemeine Brauch, haben wir uns wohl auch selber so genannt. Aber wir sind lediglich Schülerinnen, die man, meist ohne uns zu fragen, in das Kloster gesteckt hat, darin den heiligen Glauben und allerlei anderes zu lernen. Und es ist — leider! — auch wahr, daß unsere Eltern oder Muntwalte von den meisten von uns wollen und erwarten, daß wir dereinst Nonnen werden sollen. Aber, abgesehen von Theophano, von uns andern vierzig hat auch noch nicht Eine das Gelübde abgelegt. Wir sind nicht Nonnen. Hätten sonst so viele von uns, wie ihr verlesen, sich verloben und verheiraten können? Nun fahrt fort."

„Spricht gut, das Kind," sagte Truchtigisel leise zu Gregor, der neben ihm saß. „Ganz glatt! Ganz flüssig!" „Ist auch sehr stark in der Grammatik," seufzte dieser.

„Was nun eure lächerliche, sogenannte Anklageschrift angeht," fuhr Flavianus fort, „so werdet ihr wohl nicht verlangen, daß ernsthafte Männer sich dabei aufhalten, während wider euch die schwersten Anschuldigungen vorliegen. Kindereien! Mädchengezänk gegen andere Mädchen! Es scheint," — er blickte in die Anklageschrift, — „am meisten hat böses Blut gemacht, daß die Äbtissin ihre Nichte, eine gewisse Leuba . . . —"

Da fuhr einer in der Versammlung lebhaft zusammen. Das war der junge Graf von Poitiers, der, das gezogene Schwert in der Hand, hinter seines Vaters hohem Stuhle stand: höchst neugierig spähte er jetzt über dessen Schulter in das Pergament. „Und wäre auch alles wahr, was

hier für Schnickschnack gegen die Äbtissin gesagt ist: — da sollt ihr in dem Badhaus haben baden müssen, während es noch ein wenig nach Kalk roch . . . — " „Bitte sehr! Bin umgefallen darüber," rief Basina dazwischen.

„Da soll die Äbtissin mit ihrem Beichtvater des Brettspiels gepflogen haben . . . . —" „Sieben Stunden! Am Pfingstsonntag! Das Essen ward eiskalt!" rief Christiana.

„Da hat sie im Februar einen großen Mummenschanz im Kloster abgehalten, wobei Nonnen und Gäste aus der Stadt in Tierlarven, auch als Sylvane und Faune, mitgewirkt haben . . . —" „Jawohl," rief Richauda. „Mir hat sie meine schönen aus Byzanz von meinem Herrn Vater mitgebrachten Gewande — ich durfte sie niemals tragen! — abgeschmeichelt und eines nach dem andern ihrer Nichte angehängt. Siebzehnmal trat diese auf! Und mir hat sie einen Wolfspelz umgestülpt, aus dem die Motten stoben, gewölkweise. Ich sollte eine Wölfin darstellen — wozu ich gar nicht passe — und Leuba sollte mich mit goldenem Speer erstechen. Sie hat mich — mit Fleiß — mit dem Speer viermal heftig in die Rippen gestoßen." „Jawohl!" warf Basina ein, „und wir andern sollten alle Larven und Lemuren sein, das heißt: uns die Gesicher mit Mehl anstreichen, daß wir aussähen wie übel gebackene Semmeln." „Und nur weiße und graue Tücher sollten wir tragen!" rief Stephania, „die uns sehr schlecht stehen."

„Ja, und erst noch flicken, weil sie meist zerrissen waren," klagte Frieda, die Lange. „Sogar nachts; um siebeneinhalb Uhr noch!" rief Ulfia sehr entrüstet. — „Stille! — Ferner: und das scheint euer Hauptseelenschmerz gewesen zu sein: soll die Äbtissin von einem kostbaren Goldstoff, den eine fromme Seele, Domna Didimia, für den Hauptaltar gestiftet hatte, einen Fetzen —" „Hoho,

es war ein wunderschönes, großes Stück!" rief Richauda. „Abgeschnitten und samt den ‚Goldplättlein' — diese ‚Goldplättlein' ziehen sich durch die Anklageschrift viele Seiten lang hindurch. Ich weiß gar nicht," schloß er ungeduldig blätternd, „was das sind ‚Goldplättlein?'"

Richauda stieß die strenge Antonia an und sagte sehr verächtlich: „Jetzt will der alte Herr Domesticus des Reiches sein und weiß nicht einmal, was Goldplättlein sind. Da sieht man's, wie wenig oft dazu gehört!" — „Also aus dem Zeug hat sie ihrer Nichte eine Brustbinde gemacht?" „Ach, was nicht gar!" rief Richauda, nun ernstlich entrüstet über solche Unwissenheit. „Eine Stirnbinde."

„Endlich soll das Essen manchmal weniger schmackhaft gewesen sein, als die verwöhnten jungen Mäulchen wünschten." Da trat aber Christiana vor, stemmte beide Fäuste in die Hüften und sprach: „Halt! Jetzt red' ich. Ich war immer sehr hungrig. Denn ich war im Wachsen; und bin's glücklicherweise noch. Sie sagten alle, ich sei die hungrigste gewesen. Aber nicht einmal ich konnte es hinunterwürgen! Wißt ihr noch, Schwestern — zumal du, Margaretlein, denn du wuchsest auch so rasch! — die alten getrockneten Erbsen im Juni? Während im Garten schon das schönste Junggemüse stand? Sie und die Nichte freilich! Von Anfang April nichts als Spargel! Und ihre Nichte durfte von den eingemachten Früchten stets den Sauft schlürfen, was das Beste ist. Und wir —? Heilige Radegundis! Verwöhnt? Erst, seit wir in diesem Bischofshause leben, wissen wir, wie diese Herren zu speisen pflegen! Von unseren Erbsen wäre keiner unserer Richter so rundlich geworden unterhalb der Rippen, wie wir sie — mit Freuden — hier bewundern." „Die schreib' ich mir auf," sagte erbost Marovech von Poitiers. „Die mag schön gehaust haben in meiner Vorratskammer! Die soll mir

einmal fasten lernen! Ich sehe nicht so weit. Wie heißt sie, die Hungrige, Bruder Felix?" „Martina," sprach der sehr ernsthaft und schmunzelte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Aber der Domesticus rief: „Das sind alles . . . —" „Kindereien," sprach Chrodieldis vortretend, „Ihr habt recht, Herr. Und gegen meinen Willen haben die Mädchen all' das hineingeschrieben. Aber keine Kinderei ist meine Klage. Die Äbtissin Leubovera ist eine ganz unglaublich beschränkte Frau." „Die nimmt kein Blatt vor den Mund," meinte Gregor, ganz erschrocken. „Was? Beschränkt?" fiel da eine kraftvolle Mädchenstimme ein. „Dumm ist sie! Wenn sie so lang wäre, wie sie dumm ist, könnte sie den Mond küssen. In meiner Heimat, an der Lippe, steht eine tausendjährige Eiche Donars: — mit Leubovera könnte man sie umrennen."

„Was ist denn das für eine?" fragte Truchtigisel. „Die gefällt mir." „O die? Das ist eine aus Westfalenland: — noch eine halbe Heidin," erklärte Marovech. „Auf den Namen ‚Tarasia' folgt sie gar nicht, und auf ‚Hukberta' wenig! Sie wäre froh, glaub' ich, wenn sie wieder drüben wäre überm Rhein unter ihren Donars-Eichen. Aber ich — ich wäre noch froher; denn das ist die ärgste."

„Frau Leubovera," fuhr Chrodieldis fort, „hat nur Eine Sorge: ihrer Nichte unermeßlich Vermögen dem Kloster zu sichern." „Herr Graf von Poitiers, was stöhnt Ihr? Seid Ihr plötzlich erkrankt?" rief dessen Vater, sich

sehr ungnädig wendend. „Nein! Verzeihung! Es ist nur ein Hexenschuß gewesen! Aber ein scharfer!“

„Darauf ganz allein geht all das bißchen Denken, das sie hat,“ sprach Chrodieldis. „Mein Gott, sie kann auch nicht dafür, daß es nicht mehr ist,“ meinte Gregor beschaulich zu Truchtigisel. „Und seit sie nun glücklich ein solches Testament herausgeschmeichelt hat von Leuba … —“

Der Graf von Poitiers fuhr sich unruhig, hastig durch das krause Haar und blies Luft vor sich hin, aber so leise, daß es nicht störte.

„ist vollends nicht mehr mit ihr auszukommen. Sie ist maßlos parteiisch für die in der That recht hübsche Kleine (die übrigens unsere um ihretwillen verhängten Bestrafungen herzlich bedauert hat). Das sagte ich der Äbtissin ins Gesicht, als sie — nicht etwa mich … —“ „Oder mich,“ rief Basina. „Ich weiß mich schon zu wehren.“ „Als sie die sanfte Constantina und die arme kranke, brave Julia, weil sie nicht rechtzeitig mit einem Putzschleier für Leuba fertig geworden waren, zum Osterfest mit zwei Wochen Fasten und beide, — wirklich auch die Kranke! — mit dem Stachelgürtel strafte. Ich sagte ihr, das sei Sünde und sei schwere Ungerechtigkeit und ich würde es den Königen klagen, meinen Gesippen: die würden dem wehren und steuern. ‚Was?‘ schrie da die Äbtissin. ‚Mir wehren? Und ich habe doch Leubas Testament herbeigeführt.‘ Und wollte mich schlagen ins Antlitz. Mich!“ Chrodieldens dunkle Augen loderten. „Aber man schlägt nicht König Chariberts Tochter und die Schwester der Königin von Kent. Ich begnügte mich ihre Hand zu fangen — so!“ „Ja,“ rief Basina. „Wie eine eherne Zange war Chrodieldens Faust. Es war beim Mittagsmahl. Vierzig Mädchen sprangen auf und riefen: ‚Recht hat Chrodieldis.‘ Darauf verurteilte sie uns alle vierzig

auf vier Wochen zu härtestem Fasten und zur Einsperrung in der Zelle, mich aber und Chrodieldis obenein dazu, ihr und ihrer Nichte zur Beugung unserer Hoffart den rechten Fuß zu küssen." „Auch der Alten?" fragte der Graf von Poitiers Herrn Felix von hinten her. „Ich würde lieber der Jungen auch den linken geküßt haben."

„Das that ich nicht," sprach Chrodieldis. „Erklärte, es nie zu thun. Und deshalb brachen wir nachts aus." Das Gesicht des Domesticus nahm einen ganz andern Ausdruck an, ernster, aber doch gleichsam befriedigt. „Aber das steht ja alles gar nicht in der Anklage!" — „Nein! Constantina und Julia baten um Schweigen von dem ihnen Auferlegten, solang es angehe. Und ich schämte mich, die mir gedrohte Schmach hinzuschreiben. Nur mündlich wollt' ich es, im Notfall, sagen!" — „Wie ward euch das Ausbrechen möglich?" „Oho," rief Basina, „brave Mädchen plaudern nicht aus." — „Ich muß es wissen." Alle schwiegen. „Hütet euch: ihr verschlimmert eure Sache durch solchen Trotz." Aber keine rührte sich.

Da trat ganz ruhig und bescheiden die Klausnerin vor und sprach: „Ich verhalf ihnen dazu. Der Kellermeister, ein widerwilliger Schuldknecht des Klosters, neulich glücklich entsprungen, war mein Freund: er ließ sie durch den Keller in einen geheimen Gang, der jenseit der Klostermauer mündet. Es ist derselbe, durch den ich neulich mich einschlich."

Chrodieldis aber fuhr fort: „Und deshalb unterwerf' ich mich weder irgend welcher Strafe, noch hör' ich auf, zu klagen gegen die Äbtissin, bis diese erklärt hat, daß sie bezüglich ihrer Nichte im Irrtum und gegen uns im Unrecht war." „Und wir alle," riefen die Mädchen, „stehen zu Chrodieldis."

„An dem Überfall des Klosters," sprach jene weiter,

„sind wir unschuldig. Daß ich die gefangene Äbtissin befreit habe, zähl' ich mir nicht zum Verdienst an . . . —“

„Aber wir zählen dir's so an, tapferes Mädchen,“ sprach Gundigisel von Bordeaux. — „Meine beiden Genossinnen mußte ich retten. Ich hatte es geschworen, sie nicht zu verlassen.“

„Der Vicarius würde sie nicht gefressen haben,“ sprach Flavianus.

„Daß ich die beiden Söhne des Alamannenherzogs Sigfrid in diese Schuld hineingezogen habe, schmerzt mich tief. Ich bitte — für sie — um Gnade. Sie glaubten, mir helfen zu müssen.“

„Das ist nicht so schlimm ausgefallen,“ sprach der Domesticus. „Der Fronbote hat nur Blut und ein Ohrläppchen verloren. Ich bin von König Guntchramn ermächtigt, Gnade auszusprechen für alle in diesem ganzen Handel von euch begangenen weltlichen Vergehen und ich bin sehr hierzu geneigt. Der Brand des Klosters kommt auf anderer Rechnung, nicht auf eure. Über euch Mädchen werden wir ein mildes Urteil finden. Jetzt aber gebt uns gutwillig Theophano oder Castula heraus, die Führerin der Räuber. Denn alle ihre Mitschuldigen haben, auf Sicherung gegen Tod und Verstümmelung, das Asyl verlassen und sich ergeben, nur sie fehlt uns noch.“

„Niemals,“ rief Chrodieldis. „Mein Wort, mein Eid schützt sie wie jede von uns.“ Die Klausnerin drängte sich eifrig vor, kniete nieder und sprach: „Um meinetwillen soll euch der Zorn der Richter nicht treffen. Hier bin ich: — ich folge, freiwillig.“ — „Mitnichten! Das verbiet' ich!“ rief Chrodieldis. „Nach allem, was ich jetzt von dir erfahren, bist du ein Opfer nicht minder als eine Schuldige. Der Strafe kann ich dich nicht entziehen: aber auch dein Recht soll dir werden. Und bevor dir's

wird, sollst du diese Zuflucht nicht verlieren. Ich befehl' es dir. Jetzt, nach vielen Jahren, kam die Stunde, da Kirche und Reich dich endlich hören, dich hören müssen. Erhebe deine Klage, erzähle die Geschichte deines Wehs — wie du sie mir erzählt hast — und dann, nachdem du Recht genommen, sollst du auch Recht geben."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Da stand die Klausnerin auf, trat vor und sprach, das Haar aus dem immer noch reizvollen Antlitz streichend: „In Arles bin ich geboren, von Griechen stamme ich, Theophano heiß' ich. Steinmetz, Bildhauer war mein Vater und des Bischofs Freigelassener. Sie sagten, ich sei das schönste Kind in jener an altvererbter Schöne reichen Stadt. O ich sag's nicht aus Eitelkeit: schwer hab' ich gebüßt für diese Gabe. Noch nicht fünfzehn Jahre war ich. Mein Beichtiger war Desiderius, des Bischofs Neffe. Ich war ein Kind, ich liebte ihn nicht, gar nicht, gar nicht ein wenig: ich fürchtete ihn nur so sehr, weil er immer von der Hölle sprach. Die habe mir meine Schönheit gegeben, um ihn zu quälen. Und ich müsse dafür Buße thun und in allem seinen Willen, sonst sei ich verdammt und er gebe mir nicht die Absolution. Und die Absolution mußte ich doch nach Hause bringen, sonst schlug mich der Vater, der so fromm war; tot war lange schon die Mutter. — Und als ich nun mein Elend sah und meine Schmach Desiderius klagte, da riet der, ich solle sagen, ein böser Geist habe mich bewältigt im Walde. Und ich sagte das dem Vater; der schlug mich halb tot und warf mich auf

die Straße. Und ich stand auf und lief zum Bischof, aber an dessen Stuhl stand Er. Und wie ich das vom bösen Geiste sagte, da lachte er. Der Bischof aber lachte nicht, sondern ließ mich ergreifen und geißeln und dann mich fortführen von Arles, weit, weit gen Norden auf einen Hof der Kirche. Und da mußte ich zwar schwer arbeiten, recht schwer. Aber der Villicus der Villa und sein Weib waren mitleidig. Und wie mein Kind heranwuchs, da — ach da liebt' ich es so sehr! Und es war alles, was ich hatte auf Erden. Desiderata hatt' ich es genannt."

Da fuhr Herr Truchtigisel auf mit einem ungefügen Staunensruf.

„Und ich lebte nur für Desiderata. Sie hatte blaue Augen und goldene Locken — wie sie Frau Genovева drüben hat. Und zehn Jahre lebte ich nur für dies Kind, das süße Kind. Und mein Geheimnis — sein Geheimnis — keiner Seele hatt' ich es verraten. Da kam er auf den nächsten Hof, nicht auf den unsern. Und unser Villicus erstaunte, da er ihn sah und sagte, bei ihm lebe ein Kind, das sei ihm so ähnlich. Und am dritten Tag, da ich von der Erntearbeit nach Hause kam, da — o Gott! o Gott! — da war die Hütte leer! Und der Villicus sagte, zwei Mönche seien gekommen und hätten das Kind geholt und hätten gesagt, ich sei eine schlechte Mutter, — ich! — und das Kind dürfe nicht bei mir bleiben. Das arme Kind hatte sich an mein Bett geklammert und geschrieen: ‚Mutter! Mutter!' Aber sie rissen die kleinen Finger los vom Bett und trugen das schreiende Kind davon. Ich lief zum Grafen; der lachte und sagte, ‚dein Kind sieht des Bischofs Neffen viel zu ähnlich, der selber Bischof werden will.' Ich lief zum Archidiakon, erzählte ihm alles. Der war ein guter Mann. Er weinte. Dann

aber sagte er: ‚Es darf nicht ruchbar werden, daß ein Priester im Beichtamt solch Scheußliches begehen kann. Du mußt dein Kind der Kirche opfern. Es wird Nonne werden.‘ Aber ich ruhte nicht. Ich lief zum Herzog. Der wies mich an den König: das war der gute Herr Guntchramn. Der wies mich an den — Bischof von Arles. Und der Bischof sagte, ich hätte ja selbst gestanden, daß ich mich einem Dämon im Wald ergeben; und ließ mich abermals schwer geißeln. Und ließ mich foltern, ich solle mehr von dem Dämon gestehen, und ich gestand alles, was sie haben wollten: denn das Fleisch hing in Fetzen von mir! Und die Urkunde über mein Geständnis schickte der Bischof dem guten König Guntchramn. Und der entsetzte sich sehr, aber er schenkte mir das Leben, falls ich als Reclausa in das Kloster treten wolle zu Poitiers. Ich that's und zehn Jahre lebte ich hier. Jedoch ich fand nicht Ruhe, Tag und Nacht: ich mußte unabläſſig fragen: ‚wo ist mein Kind?‘ Haben sie es wirklich in solch ein Kloster gesteckt, das lustige, fröhliche Ding? Und muß es da werden wie — wie so viele? Und da kam einmal die Verzweiflung über mich und ich stieg nachts über die Mauer und lief davon, in die Welt hinaus, in die weite Welt: ich wußte nicht wohin, ich wollte die Welt aussuchen, bis ich die Kleine gefunden. Aber die Frau Äbtissin hetzte die Klosterhunde auf meine Spur und die hatten mich bald. Und da ich mich wehrte, zerbissen sie mir das Gesicht und eine Sehne des Fußes, daß ich lahme von Stund an. Und die Knechte trugen mich zurück an die Klostermauer und entkleideten mich und, öffentlich, vor der gaffenden Menge, geißelten sie mich schwer, und an derselben Stelle, wo ich über die Mauer herabgesprungen — der Strick hing noch oben an der Zinne —, wanden sie mich langsam, langsam vor aller

Augen in die Höhe, ‚damit ich mir die Stelle merke‘, hieß es. Es that sehr weh. Und auf der andern Seite der Mauer stand die Äbtissin, hob den Finger und sprach: ‚Mit Recht ist dir dein Kind genommen worden; du wirst es nie wieder sehen im Leben; die Kirche, die allbarmherzige Mutter, hat es in Verwahrung — ich weiß davon — und lehrt es, seiner sündigen Mutter Sünde fluchen!‘ Und da lag ich in meinem Blut und fluchte der Äbtissin und ihm und allen Klöstern und mir selber und Gott. Und da kam des Wegs ein mitleidiger Mensch, des Klosters gezwungener Knecht, der Kellermeister: der erbarmte sich meiner und wusch meine Wunden und gab mir Wein. Aber meines geraubten Kindes dacht' ich nicht minder Nacht und Tag. Und ich wollte die Äbtissin zwingen, mir zu sagen, wo mein Kind versteckt gehalten wird. Deshalb mußte ich sie in meine Gewalt bringen, deshalb ließ ich die Räuber in das Kloster. Und jetzt verlange ich Gerechtigkeit. Straft mich, tötet mich: aber straft auch den Verführer und den Räuber meines Kindes."

Da brach sie zusammen und fiel nieder auf ihr Angesicht. Chrodieldis und Anna sprangen hinzu und trugen sie hinaus.

Und es ward ein großes Schweigen. — —

Endlich stand Herr Felix von Nantes auf und sprach feierlich: „Ich verlange, daß das Gericht zurücktritt, über das Neue zu beraten, was wir gegen die Äbtissin von Chrodieldis und zumal, was wir gegen den Archidiakon Desiderius von Autun gehört. — Ihr Mädchen aber, die ihr durch solche Dinge Ärgernis nehmen möchtet an der heiligen Kirche und an dem Glauben selbst, euch sag' ich ein Wort, darüber denkt nach euer Leben lang. Wahrlich Christi Wort und Christi Kirche muß in Gott gegründet

stehn, daß all' die Frevel, welche seine unwürdigen Diener nun schon ein halb Jahrtausend lang begangen haben, nicht im stande sind, an seinem Werke zu rütteln."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Eine Stunde, nachdem die Richter die Basilika verlassen, erschien, durch Trompetenstoß verkündet, vor dem Gitter der Graf von Poitiers an der Spitze einer sehr starken Schar von Kriegern in vollen Waffen und mit sehr ernstem Angesicht. Und nachdem die Flüchtlinge hinter dem Gitter erschienen waren, verbeugte er sich vor den Königinnen und sprach:

„Im Namen König Guntchramns von Burgund! So lautet das Urteil des Domesticus und der Bischöfe: die Friedbruch-Sache ist in Gnaden niedergeschlagen, zumal sich ergeben hat, daß Gisbrand und Waroch, die beiden gefährlichen Führer der Räuber, nicht durch des Herrn Vicarius Schwert, wie dieser sich berühmte, sondern durch die beiden Herzogssöhne gefallen sind.

Die Klage Theophanos um ihre Tochter ist als voll begründet erkannt. Die Bischöfe werden der Mutter zu ihrem Rechte verhelfen: man ist dem Kind auf der Spur. Die Klage der Klausnerin gegen den Archidiakon aber hat Gott der Herr bereits gerichtet: jenseit des Clain, auf einer Wiese, ward er tot gefunden. Der Schlag hat ihn gerührt; daneben stand, die Leiche beschnuppernd, ein ledig Pferd.

Den vierzig Nonnen ist jede Strafe durch die Gnade der Kirche erlassen, sofern sie bekennen, daß sie gefehlt

durch ihre Flucht. Die Frau Äbtissin aber hat, obwohl die Richter sie dazu dringend aufgefordert, abgelehnt, zu erklären, daß sie bezüglich ihrer Nichte im Irrtum und gegen euch im Unrecht war.

Die übrigen Räuber haben ihr Strafurteil bereits empfangen. Ihr aber habt die Klausnerin herauszugeben, auf daß auch sie für den Klosterbrand und Klosterraub bestraft werde. Endlich hat das Gericht erkannt, daß ihr alle Asylrecht gar nie gewonnen hattet, da ihr, offenkundig — da seh' ich sie vor meinen Augen blitzen! — mit vielen Waffen in das Gotteshaus gedrungen seid.

So gebt denn augenblicklich die Waffen ab, und die Klausnerin heraus. Sonst sollt ihr wissen, daß der Graf dieser Stadt, so schwer es ihm fällt, liebe Freunde zu bekämpfen, dies Gotteshaus stürmen wird, das euch keine Freistatt mehr bietet, und daß die Bischöfe morgen früh den großen Kirchenbann über alle verhängen werden, die nicht bis dahin freiwillig aus diesem Gitter getreten sind.

Endlich, — Trompeter, blase! blas in die Gassen, daß das Volk es hört: — verschwunden ist, geraubt und wahrscheinlich verkauft um der Juwelen der Fassung willen das kostbarste Kleinod des Klosters, das Stück vom heiligen Kreuz. Kund und zu wissen, daß, wer immer es den Bischöfen wieder einliefert, frei sein soll von jeder Strafe, die er wegen irgend welcher Schuld verwirkt hat und verdient."

Kaum war der Trompetenruf verhallt, als Chrodieldis, die Klausnerin an der Hand, vortrat und sprach: „So ist Theophano von jeder Strafe frei."

„Ja," sprach diese, dicht an das Gitter tretend, „hier ist das Kreuz. Ich hab's in jener Nacht genommen als Pfand für mein Recht gegen den Verführer, gegen die Äbtissin, für mein Kind. Mein Recht ist mir geworden

und soll mir noch werden: ich gebe das Pfand zurück. Es fehlt auch kein Stein an der Fassung." Und sie reichte es durch das Gitter dem Grafen, der niederkniete, gebeugten Hauptes es in Empfang nahm und andächtig küßte.

Gleich darauf erhob er sich aber in einem fröhlichen Sprung: „Vortrefflich! So ist der letzte Anstand gehoben! Denn ich bangte sehr, ob Königin Chrodieldis die Genossin ausliefern werde. Kommt nun alle heraus aus eurer geistlichen Festung, die euch aber nicht mehr schützt, ihr holden Mädchen und ihr tapfern Freunde. Die Waffen könnt ihr getrost nun ablegen auf der glückstrahlenden Frau Genoveva Hochzeitfest, zu dem wir allesamt geladen sind: auch die schöne Leuba, die dort gar fröhlich tanzt und euch durch mich recht herzlich bitten läßt, ihr nicht zu zürnen um ihrer Muhme Dummheit willen. Also heraus mit euch und alles nimmt ein fröhlich Ende."

Allein hoheitvoll blickend trat Chrodieldis vor und sprach: „Mitnichten, Herr Graf Macco von Poitiers! Erkennt nicht die Äbtissin an, daß sie bezüglich ihrer Nichte im Irrtum und gegen uns im Unrecht war, geb' ich nicht nach und wank' und weiche nicht, mag kommen, was da mag, Bann und Waffengewalt." — „Aber Königin," rief der Jüngling ungeduldig, „Ihr hört doch, daß die Alte nun einmal nicht will. Die Bischöfe haben sie aus dem Kloster geholt und haben ihr sehr scharf zugeredet und die liebe, holde Leuba hat sich ihr zu Füßen geworfen. Sie giebt nicht nach. Sie thut's nun einmal nicht. Also ... —"

Chrodieldis wandte ihm schweigend den Rücken.

„Aber so hört doch!" schrie er ihr nach. „Soll daran das ganze Versöhnungswerk scheitern, bei dem Ihr so glimpflich fortkommt, daß es eine Freude ist? Soll deshalb das Blut dieser wackern Knaben fließen . . . —?" Chrodieldis zuckte zusammen: „Ich halte keine — und

keinen! Geht, ihr Mädchen, ich erlaß euch allen euer Wort. Geht auch ihr, tapfere, treue Freunde: — der Weg ist frei." Sie stieß die Gitterthür weit auf. Aber Basina rief: „Alle für eine, eine für alle. Recht hat Chrodieldis und wir stehen zu ihr." „Recht hat Chrodieldis und wir stehen zu ihr!" wiederholte der Chor.

„Komm nur, Freund Macco," rief Sigvalt, „und hole dir . . . —" „Nicht unsere Waffen, aber unsere Hiebe," schloß Sigbert. „Verrückte, kampftolle Schwaben!" schalt Macco. „Und ich müßte so notwendig auf Genovevas Hochzeit!" brummte er. „Bah, in einer halben Stunde sitz' ich doch neben der schönen Leuba. Schickt die Mädchen in Sicherheit! Wir machen's hier rasch aus."

Auf Chrodieldens Befehl — sie brauchte ihn nicht zu wiederholen! — wichen die Mädchen in das Innere des Bischofshofes zurück; sie geleitete sie bis an die Thüre. Nur Hukberta war nicht vom Fleck zu bringen. „Geh hinein," mahnte Chrodieldis, ein Schwert aus dem Mantel ziehend. „Hier werden gleich Speere fliegen." „Jawohl," sprach das Sachsenkind. „Herein. Und hinaus!" Damit nahm sie einem der Gefolgen den Wurfspeer aus der Hand und hob ihn drohend.

Macco wartete nicht länger: es eilte ihm zu sehr, an Leubas Seite zu kommen. Er zog das Schwert, ordnete seine Schar und stürmte mit lautem Waffenschrei den Seinigen voran die Stufen hinauf. Der Schlag einer Streitaxt sprengte sofort das Gitterthor. Schon stand er auf der Schwelle. Sigvalt sprang ihm entgegen, den ganzen Eingang sperrend. Sie kreuzten die Klingen, einmal — zweimal —: helle Funken stoben — hui, da flog des Grafen Schwert zur Erde und hellauf spritzte gleich darauf sein Blut aus seinem rechten Arm. Er wankte zurück; die Seinen stockten. „Siehst du, Maccolein! Ich sagte dir's ja immer, du kannst meinem Doppelhieb noch

immer nicht begegnen," rief Sigvalt. „Und die Herausschlagung des Schwertgriffs aus der Hand nicht hindern," fügte Sigbert hinzu.

Macco rieb sich einen Augenblick den Arm. Die Wunde war nur ganz geringfügig; er überlegte, daß er leichter mit seiner Übermacht die Ummauerung des Bischofshofes an verschiedenen Seiten zugleich überklettern lassen als hier den Eingang stürmen könne.

Aus dem Hochzeitshaus klangen so süß die Flöten, so lockend! Aber er blieb fest. „Zurück!" gebot er seiner Schar. „Zurück: hier! Schwenkt links und rechts um das Haus! — Wartet nur, Freundchen, wir haben euch doch gar bald. Zum Nachtisch komme ich doch noch recht."

Aber er sollte sogar noch zum ersten Gange recht kommen. Zu seinem lebhaften Erstaunen sandte in diesem Augenblick sein Vater einen Boten, der den Eingeschlossenen Waffenruhe bis zum nächsten Mittag verkündete und Macco zu sich beschied. Der Vater befahl dem immer mehr staunenden Sohne die Waffen abzulegen, die leichte Hautwunde zu verbinden, seine schönsten Festkleider anzuthun und sich sofort zu dem Hochzeitsfest des Frontinus zu begeben, wo er seine ganze Liebenswürdigkeit zu entfalten habe. „Die ganze?" fragte der Jüngling ernsthaft. „Väterchen, dann hast du morgen eine Schwiegertochter."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wunderschön war's in dem stillen Bischofsgarten. Ein warmer feuchter Maiabend: die Blumen dufteten gar stark; der Mond warf sein bleiches Licht auf die Büsche. Die erste Nachtigall versuchte ihren Schlag.

Die beiden Liebespaare wandelten in den breiten Laubgängen. Lustwandeln konnte man es aber nicht nennen: was der folgende Tag brachte, konnte der Tod, konnte Trennung fürs Leben sein.

Schon ging es gegen Mitternacht, da ward ein Besuch, ein Freund, wie er sich nannte, gemeldet, der nach den beiden Paaren und nach der Klausnerin fragte. In einer kleinen Kapelle erwarteten die Fünf den späten Gast; er kam mit wuchtigem Gang, bei jedem Schritt einen Speer klirrend aufstoßend. „Ihr, Bischof Truchtigisel?“ rief Basina erfreut, ihm entgegenhüpfend und ihm beide Hände küssend. „Ihr seid der Beste von allen! Ihr bringt nichts Schlimmes.“ „Nein, was Gutes, braunes Schmeichelkätzlein. Aber für mich wird's hart! — Arg hart! — Muß viel, viel reden! Erschwert mir's nicht durch Dummheit.“ Er setzte sich mit Gedröhn in einen Stuhl, den ihm die Jünglinge eilfertig bereitschoben.

„Erst höre du, Klausnerin. Klausnerin bist lang genug gewesen. Und nicht gerade besser dadurch geworden. Jetzt paß auf! Dein Kind, deine Desiderata, — die lebt.“ — „O Gott! Dank, Herr Bischof. Dank! Aber wohl als Nonne?“ — „Im Gegenteil. Als Mutter! Als Ehefrau — hätt' ich wohl zuerst sagen sollen. Seelenvergnügt. Bist Großmutter. Dreimal.“ — „Wo? Wo lebt sie?“ „Bei mir daheim. In Bajuvarien. Am Chiemsee. Zu Truchtilinga. In meinem Haus. Backt vortrefflich Asch': — aber das verstehst du nicht. Ihr Mann ist mein Falkner. Ein Wunder? Nein. Oder ja! Wie du willst. Vor zwanzig Jahren etwa — noch nicht ganz — ritt ich mit meiner lieben Frau — Irmentraut heißt die! — auf der Straße bei Soissons. Da kamen zwei Mönche daher. Hatten ein etwa zehnjährig Kind auf einem Maultier. Das weinte und schrie in einem fort:

‚Mutter! Mutter!‘ Das konnte ich nicht mit anhören. Und Frau Irmentraut noch viel weniger. Kurz: wir hielten die Mönche an. Die sagten, sie sollten das Kind, das ein Kind der Sünde sei, — Desiderata nannte sich die Kleine, — in ein Frauenkloster bringen. Frau Irmentraut mag die Klöster wenig. Und ich gar nicht. Warum? Weil die Menschen heiraten sollen. Das ist des Herrgotts Wille. Sonst hätte er lauter Männer geschaffen. Oder lauter Weiber. Frau Irmentraut sagte, das holde Kind könne nichts für die Sünde seiner Eltern, und befahl mir, — heißt das: sie bat mich! — den Mönchen das Kind abzuhandeln. Die gaben es gar billig! Und wir nahmen das Kind mit uns nach dem Chiemgau. Und Frau Irmentraut hat es erzogen zu einem trefflichen Mädel. Und bildsauber ist sie auch geworden, die Siderie. Und so hat sie mein schmucker Falkonier geheiratet. Drei Kinder. Ah, ich sagte es schon. Und ich ziehe morgen aus Gallien hinweg in den Chiemgau, dort meine Tage zu beschließen. Und du — du gehst mit. Ist's recht so?"

Da sank die Klausnerin dem Bischof zu Füßen und umklammerte seine Kniee und weinte. — —

Eine Zeitlang ließ er sich das gefallen. Dann sagte er: „So! Jetzt ist's genug. Steh' auf. Jetzt kommen die andern. — Ihr zwei Schwaben: ihr seid recht. Bei euch hilft Zureden. Der Goldammer und der Rotkopf — eh? Die Schwarze und die Braune — eh? — Recht, recht. Aber jetzt gebt acht. Jetzt kommt's. Ihr habt ein Scandalum Magnatum angefangen gehabt, ihr Mädchen — einen Scandalus oder ein Scandalum Scandalarum oder Scandalorum? (Dies Latein ist eine boshaftige Sprache. Sowie ich überm Rhein bin, geb' ich ihm einen Schlag in den Nacken für immerdar!) Es war arg. Schlecht hat's ausgesehen, eine Zeitlang. Ganz schlecht! Und ob-

wohl zwei Könige und der Domesticus von Burgund und sein Schlingel von einem Herrn Sohn und der Senator Frontinus und sein Herr Schlingel von einem Sohn und alle Bischöfe, von dem klugen Herrn Felix angefangen bis auf mich herunter (— Bruder Gundigisel von Bordeaux, der ein wenig brummte, — noch brennt ihn die Kopfwunde! — den hatte ich euch gewonnen: ich habe ihn einmal herausgehauen aus den Slavenen im Pusterthal —) und obwohl also alle Leute euch gut waren — ich weiß wirklich nicht warum? denn ihr seid schon recht schlimme Dinger! — und euch heraushelfen wollten mit bestem Willen — immer, immer wieder habt ihr euch aufs neue hineingerannt, wie die Gäul' immer wieder hineinlaufen ins Feuer und ob man sie am Schweif herauszerrt! Und zwischen dieser schwarzhaarigen Chrodieldis da, die von Eisen ist, und der weißhaarigen Leubovera dort, die von Stein ist, hättet ihr alle miteinander ganz sinnlos zu Grunde gehen müssen. — Denn es ist wahr: die Alte ist so dumm, wie eine taube Rohrdommel. — Aber ich — oder vielmehr: meine liebe Frau — Irmentraut heißt sie — hat euch gerettet. Ja, sag' ich! Beim Hammer des Donners, ihr seid's, sag' ich. Nicht einmal du, schwarze Mauerschwalbe, kann das mehr verderben. Also wie ich nach Hause komme — ich wohne nie mit den andern Bischöfen, weil — da stets getrunken wird: ich wohne stets in besonderem Gelaß mit meiner Frau, — erzähl' ich ihr die ganze Geschichte. Amtsgeheimnis? Meine Frau ist viel mehr Bischof als ich! Und wie ich fertig bin, sag' ich: ‚ich hab' all meine Gedanken erschöpft und alle meine Heilmittel überlegt. Aber ich weiß in diesem Falle keines als: — Verheiraten‘. Sagt meine Trautel: ‚Aber Truchtel!‘ sagt sie, ‚du weißt aber schon gar nichts als den Einen Spruch. Wen willst du denn jetzt wieder

verheiraten?' ,Wen?' sag' ich. ,Die Nichte,' sag' ich. ,Die mit dem Testament. Wenn die der alten Habergeiß, der bockbeinigen, den Tort anthut, und nicht ins Kloster geht, vielmehr im Gegenteil heiratet und dann all' ihr reiches Sach natürlich ihrem Mann und ihren Kindern zuwendet, dann muß sogar diese Erzbischöfin des Eigensinnes einsehen, daß sie in schwerem Irrtum und Unrecht war über ihre Nichte, um deren und um deren Geldes willen sie vierzig arme Jungfräulein in die arge Welt hinausgetrieben hat.' ,Mann,' sagt da die Meinige, ,du hast zwar nur Ein Heilmittel, aber es hilft. — Es hilft vielleicht auch diesmal. Jedoch,' sagt sie, ,du bist nicht pfiffig genug für diese Sach,' sagt sie, die Trautel. ,Und woher so geschwind einen Mann für die Leuba finden? Sprich mit dem Herrn Felix. Das ist ein feiner.'

Ich gehe also zu Herrn Felix. Der ist aber bei dem Herrn Domesticus. Ich geh also zu dem Herrn Domesticus: Und wie ich vor diesen beiden Hauptgescheiten anfange von dem Verheiraten und daß ich damit das Scandalum Magnatorum in Burgundia lösen will, da werden sie beinah schon ein wenig grob. — Wenigstens der Domesticus. Der war ohnehin sehr, sehr übler Laune, weil nämlich sein Herr Sohn wieder soviel Schulden hat als Haare und weil kein Jude mehr die Sieblöcher stopfen will. — Wie ich aber Leuba nenne und ihr unsinnig vieles Geld, da springt der Herr Domesticus auf und umarmt mich und läßt Trompeten blasen. Daß nämlich das Fechten aus sein soll. Und ruft seinen Sohn. Und der geht auf die Hochzeit zur Frau Genoveva. Und verlobt sich sofort mit Leuba: — die Äbtissin hat zum allergrößten Glück nichts darein zu sagen. Leubas Vormund ist Bischof Gundigisel, mein alter Zeltgenoß, und den hatte ich gleich herum! — Und Leuba sagte, natürlich nehme sie nun sofort ihr Testament zurück.

Und noch spät am Abend — der Herr Domesticus war gar eifrig dahinter her! — mußte es die Stadtbehörde herausgeben aus ihren Akten. Und das junge Paar ging — von uns allen begleitet — zu der Äbtissin, die noch die Stadt nicht wieder verlassen hatte. Und vor ihren Augen warf Leuba das Testament ins Herdfeuer, daß es gar lustig brannte. Da fiel die Äbtissin um. Sie hatte geglaubt, dumme Dommel, ein Testament sei ein Vertrag und unwiderruflich. Aber ein Testament ist —. Wißt ihr, was das ist? Nein? Nun: so merkt's euch! — ein Testament ist das Gegenteil von einem Vertrag. — Und wir meinten, sie sei tot. Vor Giftzorn. War aber nicht tot. Sprang bald wieder auf und schalt Leuba eine Rabennichte hin und eine undankbare Beißviper her um die andere. Der aber machte das wenig Eindruck. Sie lachte und küßte ihren Bräutigam in einem fort. Und je mehr sie ihn küßte, desto giftiger schalt die Alte. Und als sie auf dem Schaumgipfel des Zornes war, da fragte sie auf einmal Herr Felix, gar betrübt und teilnehmend: ‚Seht Ihr jetzt ein, arme Frau Äbtissin, daß Ihr bezüglich Eurer Nichte im Irrtum waret? Und daß Ihr um ihretwillen vierzig andern Mädchen unrecht gethan habt?' ‚Ja, ja,' schrie die Äbtissin. ‚Ich war mit Blindheit geschlagen! Ich überschätze sie maßlos, die Undankbare. Ich war über sie in schwerem Irrtum! O wehe, daß ich um ihretwillen den andern unrecht gethan! Das wissen alle Heiligen und alle Menschen sollen's hören.' Da verneigte sich Herr Felix vor ihr gar zierlich, lächelte und sprach: ‚Alle Menschen brauchen's nicht zu hören! Es ist genug, daß wir's gehört haben.' Und er erzählte ihr, daß sie mit diesem Ausspruch bereits gethan, was Chrodieldis von ihr verlange. Und da wir ihr sagten, jetzt würdet wohl auch ihr erklären, daß ihr mit eurem Ausbrechen aus dem Kloster unrecht gethan . . . —"

„Aber bereuen können wir's nicht," lachte Basina und strich leise über Sigberts rote Locken hin. „Da nahm sie die Anklage beim König und bei den Bischöfen zurück. Aber auf einmal fing es an, sie zu reuen, so schien es. Denn sie fragte plötzlich, wie viele von euch zu ihr ins Kloster zurückkehren würden? Und da wir ihr sagten, nicht Eine, soviel wir wüßten: — da ward sie rückfällig. Nämlich sie ist offenbar nicht gutartig, diese sehr unwürdige Nachfolgerin der heiligen Radegundis und der heiligen Agnes! — Und sprach: ‚Eine wenigstens muß zurück ins Kloster. Das verlangt die Ehre der Heiligen. Ein Sühnopfer muß fallen. Sonst streite ich weiter.' Da standen wir denn wieder aufs neue in großer Hilflosigkeit. — Sogar mir versagte jeder Rat: denn hier galt es ja das Gegenteil von meinem sonstigen Mittel! — Und je mehr wir in sie drangen, desto eigensinniger wurde sie.

Da that sich plötzlich der Vorhang der Halle auf, herein trat ein schlankes, blasses Kind, sank in die Knie vor der Äbtissin und sprach: ‚Ich kehre zurück ins Kloster. Verzeihe mir, daß ich ohne deine Erlaubnis den Verlobten gepflegt habe, bis er starb. Mit ihm starb mein Leben. Ich, Constantina, gehöre fortan nur der heiligen Radegundis. Und auch der andern verzeihe, die meine Flucht geteilt, Julia. Sie kann dir nicht wiederkommen. Neben dem Geliebten hab' ich unter Cypressen sie bestattet. Sie trug den Stachelgürtel, den du ihr angelegt, bis in das Grab. Und ich, — ich trag' ihn noch zu dieser Stunde.' Da wurden aber Herr Gundigisel von Bordeaux und Herr Marovech von Poitiers, des Klosters Vorgesetzte, sehr gerührt und sehr zornig! Und sie befahlen Constantina, augenblicklich den Gürtel abzulegen. Und Herr Gundigisel ballte die Faust, gleichsam wie um den

Griff des Schwertes, und schrie die Äbtissin an: ‚Ich werde dem Herrn König was berichten.‘ Und ich glaube, bald wird eine andere als Frau Leubovera die Binde der Äbtissin tragen in jenem Kloster.

Und so werden morgen früh zwar wir Bischöfe wieder hier vor euch erscheinen. Aber nicht, um den Kirchenbann über euch auszusprechen, sondern um ganz was anderes laut und fröhlich zu verkünden.

Ich habe nämlich schon lange gehört, wie's mit euch Vieren steht. Ihr habt es auf dem Wege nach Paris, an jenem Hof und seither derart getrieben, daß es ohne sonderlichen Scharfsinn zu entdecken war: ihr habt meine Wünsche, — natürlich nur mir zu Lieb! — erfüllt. Und der gute König Guntchramn, dieser schlimmen Mädchen Muntwalt, hat mich (schon lang!) ermächtigt, an seiner Statt euch euren Schwaben zu verloben. Das soll morgen geschehen, auf den Stufen der Basilika, vor allem Volk, gar feierlich und unter großem Psallieren.

So! — Jetzt geh' ich aber heim zu Frau Irmentraut. Sie hat mir einen tiefen, tiefen Becher Weins versprochen zum Lohn für meinen klugen, mannigfaltigen Rat und für meinen Eifer. Und vor allem: für das viele Reden. Denn dieses war das schwerste."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am ersten August des Jahres fünfhunderteinundneunzig schrieb Gregorius, der gute Bischof von Tours, einen Brief an den guten König Guntchramn von Burgund, der lautete: „Du hast, ruhmreicher Herr König, uns beiden,

nämlich meinem lieben Bruder, Herrn Felix von Nantes, und meiner Geringheit, als der Handel mit den schlimmen Nonnen von Poitiers zu Ende ging, den Auftrag erteilt, dir, nach angemessener Frist, Bericht zu erstatten, über das Geschick dieser Mädchen und wie sich jeder einzelnen Lebenslauf gewendet habe. Das war nun, o frommer König, ungleich leichter aufzutragen als auszuführen. Weil nämlich diese Mädchen, auch die, welche bis zuletzt beisammen geblieben waren unter dem Schutz des heiligen Hilarius, sich sobald das Scandalorum (so wird es doch wohl heißen?) beigelegt war, mit überraschender Geschwindheit nach allen Richtungen zerstreuten. Und nicht ohne müheschwere Anstrengung unseres Scharfsinnes (wovon aber der ungleich größere Teil Herrn Felix zufiel) haben wir endlich, nach vielem Schreiben und Botenverschicken — länger als zwei Jahre hat es gedauert — über alle die Kinder Nachricht eingeholt. Und stelle ich dir das Ganze nun zusammen.

Daß Julia gestorben war, ist dir bekannt. Von deiner Nichten Chrodieldis und Basina und von Genovevas Vermählung weißt du schon lange. Und wohl auch, daß jede von ihnen ein Kind hat. Basina aber sogar drei: nämlich Zwillinge, ein Pärchen, und noch einen lustigen Knaben besonders. Chrodieldis hat einen Sohn. Dieser junge Held hat mehrere Zähne mit auf die Welt gebracht. Was, nach meiner Auslegung, bedeutet — denn bedeuten muß es etwas! — den mutigen, fast allzu kriegsmutigen Sinn der Mutter. Der besondere Knabe Basinas heißt Truchtigisel, der andere heißt Gregorius! den dritten, wann er eintrifft, will König Childibert aus der Taufe heben. Du darfst aber, o König Guntchramn, vertrauen, daß auch du noch als Pate an die Reihe kommst. Die Klausnerin Theophano wiegt ihre Enkel auf den Knieen

im Hof des guten Truchtigisel an der Alz. Constantina trägt den Schleier der Äbtissin im Kloster zu Poitiers: denn Frau Leubovera hat, auf lebhaftes Zureden aller Bischöfe, diese Würde niedergelegt; sie hat übrigens der Frau Gräfin von Poitiers verziehen und stickt gar fleißig an einem goldplättleingeschmückten Röcklein für deren erstes Mädchen.

Zu ihren Eltern sind (— vorläufig! —) zurückgekehrt Lindis und Stephania, Arminia, Antonia, Machtildis, die aus dem Land der Chatten kam, und das Nesthäklein Margareta: (diese hat nun schreiben gelernt).

Verheiratet oder verlobt haben sich: Aldgundis mit dem Grafen Waddo, Amanda mit Karolus, dem Bibliothekarius des Königs Childibert, Anstrudis mit Adovakar dem Patricius, Anna mit Adam dem Richter, Emma, deren Schwester, mit einem Salbenmischer, Richauda mit dem reichen Herzog Baudegisil, den du als Gesandten nach Byzanz schicken willst, Christiana und Helena die Gütige mit je einem Argentarius, Johanna-Miriam und Berahta mit je einem Baumeister, Eugenia mit einem Wasserleitungskünstler, Regina und Walpurgis mit je einem Grammatikus, Anna die Jüngere und Emma die Langobardin mit je einem Oberarzt der Herren Könige, Lilia mit einem Magister, der die Geheimnisse der Natur erforscht, Hukberta aus Westfalaland ist mit einer sächsischen Gesandtschaft heimgekehrt an den Lippefluß zu ihren heidnischen Eichen und eines Wodanpriesters Weib geworden, Austriberta ist verlobt mit Kanao, des Keltengrafen Neffen, die lange Frieda mit einem fast noch längern jungen Menschen, der einst des Königs Childibert Richter werden soll, Balthildis mit Dacco, dem Domesticus, Waldrada mit Erpo, dem Comes stabuli, Katharina ist vermählt mit dem Nachbarn ihres Vaters, einem klugen Langobarden,

der die wilden Etschthaler ihre Reben besser ziehen lehrt (aber sie lernen's nicht!), Elisabeth ist gar eines Fürsten an der Donau Weib geworden, Klara, die Sanfte, hat sich einen Archidiakon gezähmt und ihre Schwester Paula wird auch nicht lange mehr bei dem Vater bleiben, Johanna, die Wendin, ist eines Librarius Weib geworden in einer fernen großen Seestadt, Allberahta, genannt Rotundula, hat sich den Cancellarius erobert im Land der Chattuvaren bei dem Herzog dort, Gertrudis mit den weizenblonden Zöpfen ist einem Mercator transmarinus aus König Äthelberts Land nach Kent gefolgt. Ulfia endlich, das dicke Kind, hat den Hauptmann geheiratet von König Childiberts Palastwächtern, der nur bei Tage schlafen kann, weil er zur Nacht im Königshaus die Wache hat; wenn sie wollte, könnte sie also ungestört die ganze Woche schlafen; aber schon seit sie sich verlobt hat, ist ihr der Schlaf vergangen. Und sie läßt ihren Gatten, wann er zu Hause, nicht von der Seite; sie nennt Genoveva ihre Lehrerin, es weiß kein Mensch: warum?

Wir haben ausgerechnet, daß die fünfundzwanzig Vermählten dermalen zusammen siebenundzwanzig Kindlein haben, woraus erhellt, daß, wie die Herren Könige und wir Bischöfe auf Erden, so die Heiligen im Himmel die schlimmen Streiche verziehen und ihren Segen ihnen reichlich zugewendet haben.

Damit wäre der Bericht zu Ende und ich könnte füglich schließen.

Allein weil ich weiß, o König und Herr, daß du ein gar gütevolles Herz in der Brust trägst und dir alles Freude macht, was gut ist und friedesam in deinem Reiche, so schreibe ich dir noch eines.

Daß nämlich Herr Felix von Nantes und ich die besten Freunde geworden sind. Auch daß ich erkannt und ein-

gesehen habe, wie unrecht ich ihm jahrelang mit meinem Groll gethan und mit meinem Wahne, daß er bösartig sei von Gemütsart. Er hat eine rasche, scharfe, spitze Zunge, das ist wahr. Und es fällt ihm unaufhörlich etwas ein! Und was da etwa zum Lachen ist an den Menschen und an den Dingen, das sieht er und holt es heraus, wie der Specht die Würmer aus den Rinden. Und dann muß er es belachen, ob es auch seinen besten Freund angeht. Aber er meint es nicht böse. Und über sich selbst lacht er am lautesten. Und er trägt nicht nach in seinem leichten Blut, wie leider! ich es mit meinem schweren Geblüt ihm solange gethan.

Sein gütewarmes Herz aber und seinen edeln Sinn hab' ich entdeckt in folgender Weise. Du gedenkst noch, o Herr, des Vermittelungsvorschlags- und Erbverbrüderungsvertrags-Entwurfs, den ich dir aufsetzen mußte — fehlerfrei. Dieser Auftrag war das Unchristlichste, was du je gethan. Zuletzt schickte ich dir verzweiflungsvoll das Geschreibsel ein. Und es ward ja auch daraufhin mit deinem Neffen, Herrn König Childibert, der nun ein so wackrer junger Fürst geworden ist, der Erbvertrag zu Andelot geschlossen zum Segen eurer beiden Reiche.

Ich hatte der Rücksendung des Pergaments mit den nur zu wohl bekannten giftigen Randnoten deines Herrn Referendarius bestimmt entgegengesehen. Als nun aber deine Belobigung eintraf des ‚fehlerfreien Latein‘, da, — lieber Gott, vergieb mir noch nachträglich den sündigen Hochmut und die Eitelkeit! — da war ich fest überzeugt, Sankt Martinus habe ein Wunder für mich gethan und in dem Schreiben unterwegs alle Schnitzer herausgekorrigiert. Denn ich hatte ihn heiß angerufen in meinen grammatischen Nöten. Habe auch dreimal gepredigt über dies Miraculum: natürlich bescheidentlich, ohne Nennung des Namens des so begnadeten Schreibers.

Nun komm' ich neulich von ungefähr, an diesem Berichte für dich mit Herrn Felix zu Nantes arbeitend, in dessen Schreibgemach, auf ihn zu warten. Ich krame umher in seinen Bücherrollen, die viele, viele Truhen füllen, und sehe plötzlich — meine plumpe Handschrift. Was ist's? Mein Vertragsentwurf. Mein Pergament: vierzehn Seiten! Und mit roter Farbe — sehr grell! — angestrichen alle Fehler und darunter geschrieben mit seiner zierlichen Kritzelschrift: ‚Einhundertvierundsiebzig. O Gregorius, alter Vierundsechzig-Ender, du setzest stets noch neue Zacken an!' — Er, Herr Felix, hatte, mit des verschwiegenen Dodo Beistand, meine Schrift beseitigt und sie fehlerfrei mit seiner Hand — er kann jede Schrift so täuschend nachmachen! — an Euch geschickt und hat mir damals so aus schwerer Not geholfen, ohne daß ich's ahnte.

Wie er nun, als ich die Schrift betrachtete, dazu kam, da erschrak er heftig. Ich aber fiel ihm um den Hals und — ich schäme mich nicht, es zu sagen — und weinte sehr. —

Später hat es mich zwar dann ein wenig gewurmt, daß es nun nichts war mit dem Korrigierwunder des heiligen Martinus. Und daß auch meine Predigt hierüber falsch. Aber bald sagte ich mir: ei, der Wunder giebt es so viele alle Wochen und der guten edeln Menschenherzen so wenige! Besser ein Mirakel minder und zwei ausgesöhnte Männer mehr!

Denn, o Herr König von Burgund: — aber glaube nicht, daß ich so rede, weil mir allerdings die Heiligen mehr Herz als Hirn gegeben, sondern ganz von mir hinweggesehen: — das Wichtigste am Menschen ist nicht der Verstand, sondern das gute, warme Herz. Das hat sich auch gezeigt bei den Scandalibus der Nonnen von Poitiers.

Nicht der kluge Herr Domesticus und auch Freund

Felix nicht, der feine, haben da das Richtige gefunden: — was wäre aus dem schlimmen Handel geworden ohne Truchtigisel, den Wackern, und seine einfältige Gutherzigkeit? Nun ist es ja gewiß das höchste Lob, wenn einer so klug und so gut dabei ist, wie du, Herr König, bist und Freund Felix ist: — aber das ist nicht vielen gegeben, mein' ich. Und wir andern wollen beten: 'Herr, Herr, gieb uns ein einfältig Herz und ein Herz voll Liebe und Güte gegen alle Menschen, auf daß Ehre sei dir, Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und unter den Menschen ein Wohlgefallen. Amen.'"










H. FIKENTSCHER, LEIPZIG,
BUCHBINDEREI.